





NUNC COGNOSCO EX PARTE

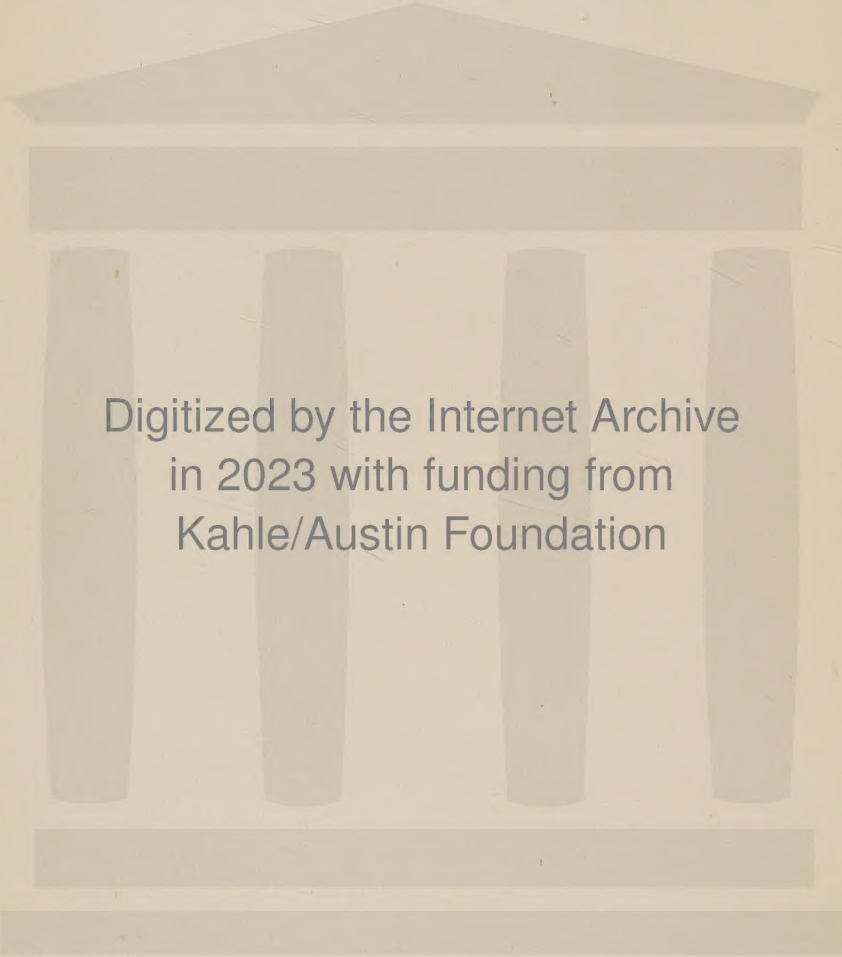


TRENT UNIVERSITY  
LIBRARY

PRESENTED BY

**Mr. and Mrs.  
W. R. Redelmeier**





Digitized by the Internet Archive  
in 2023 with funding from  
Kahle/Austin Foundation

<https://archive.org/details/alfredkrupp0000wilh>







Alfred Krupp um 1840



# Alfred Krupp

Von

Wilhelm Verdrow

Mit 48 Bildtafeln in Kupfertiefdruck  
und 11 Facsimile-Wiedergaben

Erster Band



Verlag von Reimar Hobbing  
Berlin SW 61

DD205. K7B42 Bd. 1

Gedruckt in der Offizin W. Bürenstein, Berlin.  
Einband/Entwurf von Ludwig Enders/Offenbach.  
Eine numerierte Vorzugs-Ausgabe wurde in  
200 Stücken auf Büttenpapier hergestellt.

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1927 by Reimar Hobbing, Berlin



## Vorwort

Alfred Krupp hat in seinem Leben — es gehört zu den Dingen, die man nicht von ihm weiß — unendlich viel geschrieben, ohne Zweifel mehr als irgendein anderer von den großen Arbeitern und Tatmenschen des neunzehnten Jahrhunderts. Über seine Fabrik und das Geschäft, über Eisen, Stahl, Kanonen und die hundert anderen Dinge seiner Fabrikation; über Gründungen, Handel, Industrie und Verkehr; über die Arbeiterfrage und Arbeiterwohlfahrt, über die Menschen, mit denen er umging, vom Kaiser bis zum Arbeiter; ganz selten eine Zeile über sich selbst. Erst in den Niederschriften seines Alters finden sich zuweilen und dann häufiger ein paar Sätze, die seine Vergangenheit, seine Leiden und Kämpfe, seine Enttäuschungen und Erfolge betreffen, man muß sich das aus dem sachlichen Inhalt seiner langen Briefe mühsam zusammensuchen. Lebenserinnerungen, wie sie manche von den großen Gründern und Erfindern hinterlassen haben, hat Alfred Krupp nicht geschrieben; brieflichen Gedankenaustausch mit Freunden, Geschwistern, Fachgenossen, wie viele ihn pflegten, gibt es in seinem Nachlaß nur ganz vereinzelt. Er konnte unter Beschwerden und selbst Schmerzen, die ihn oft quälten, Tage auf die wegweisende Darstellung geschäftlicher Zusammenhänge verwenden, wenn es ihm für die Firma notwendig erschien; aber zu einem zusammenfassenden Rückblick auf sein Leben, wäre es auch nur in den Beziehungen zu seiner Arbeit und seinen Zielen gewesen, fehlten ihm Zeit und Lust. Nicht daß ihm der rückwärtschauende Blick versagt gewesen wäre, er war sich im Gegenteil bewußt, mit all seiner Arbeit in der Vergangenheit zu wurzeln und für die Zukunft zu wirken. Ja er fühlte oft das Bedürfnis, diese Zusammenhänge, die ihm so klar vor Augen standen, den Jüngeren ins Gedächtnis zu rufen; hundert Wendungen dieser Art sind in seinen Niederschriften. Aber diese ganze mühselige Arbeit, die eigentlich sein Leben war, das ganze Gewebe der Erfahrungen, Kausalitäten und Zufälligkeiten noch einmal zu entrollen, dazu fehlte ihm die Geduld. Selbst als im hohen Alter die Betrachtungen, die Mahnungen und Befürchtungen einen immer breiteren Platz in seinen Briefen einnahmen, scheint ihm der Gedanke, die Erinnerungen



wie unerbittlich forderte er da sogleich: Geld fürstlich zu verachten! — Krupp schwamm eigentlich immer gegen den Strom. Als die rheinischen Hütten und der Berliner Lokomotivbau emsig und mit Erfolg den erwachenden Bedürfnissen des Verkehrs nachliefen, mühte er sich unter Opfern mit der Einführung eines Werkstoffes ab, den die meisten Industriellen ablehnten und dessen Notwendigkeit die Technik erst viel später begriff. Mit den Kanonenkonstruktoren kämpfte Krupp seit 1847 um das stählerne Geschütz, und nach fünfundzwanzig Jahren hatte er die Anhänger der Bronze noch nicht überzeugt. Der größte Fortschritt, den er der deutschen Technik sozusagen aufzwang, erweckte ihm nicht nur Widerstand, sondern so grimmige Feindschaft, daß er einmal sagte: „Wer reüssiert, hat Feinde, denn Neid und Dummheit reichen zur Feindschaft aus.“ Was will das Wort — in Kruppscher Kürze — weiter sagen als die gleiche Wahrheit, die ich in der scharfen Prägung eines größeren Denkers an die Spitze des ersten Bandes dieses Werkes gestellt habe, weil sie wie kein anderes Wort die Atmosphäre beleuchtet, in der Krupp die größten Erfolge seines Lebens sich sauer erkämpfen mußte.

Es kam nicht Mißgunst allein, es kam auch viel Grundsätzliches in Frage. Daß Krupp in der Epoche des ausgesprochenen Manchesterturns sozial dachte und sich laut dazu bekannte, trennte ihn von einem großen Teil seiner Berufsgenossen; daß er den unreifen Freiheits Traum von 1848 unbeachtet ließ und sich mehr um seine Arbeiter als um die deutsche Kaiserkrone kümmerte, stellte ihn abseits von den Demokraten. Den großen Taumel des Aktienwesens und Agioswindels verwarf er 1850 und 1870 mit gleicher Verachtung, und das Unsinnen, sein eigenes Unternehmen mit Hilfe der Industriebanken zu „gründen“ und seine Sorgen damit einer Aktiengesellschaft an den Hals zu werfen, lehnte er eifrig ab: „Lieber den Tod!“ Daß ihn das unbeliebt machte, störte ihn so wenig, wie ihn Erfolge und Schmeichelei verwirrten. Widerspruch der Fachgelehrten und Bücherweisheit lenkten ihn keinen Schritt von seinem Wege ab: also weil es der Fachmann sagt, ist es das Evangelium? meinte er spöttisch, und höchstens fortgesetzter oder gehässiger Widerstand konnte ihn zu einer friederizianischen Grobheit reizen: „Die Majorität der Schafsköpfe genirt uns nicht.“

Sein Ideal, das er unter tausend Hemmnissen und Widerwärtigkeiten verfolgt hat, war einfach und stark: Die Triebkraft eines führenden Geistes mit dem Segen der Arbeit vieler zu verbinden zum gemeinsamen Wohl der größtmöglichen Zahl. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände.“ —



Aber für das Manchesterium und den „Fortschritt“ war das ein unbeliebtes Ziel, für die Sozialdemokratie ein gefährliches Ideal, auf das sie immer durch Verdächtigung jeglicher Führerschaft geantwortet hat.

So hat Alfred Krupp, vielen ein Gegner, den meisten fremd, im Grunde immer doch nur ein Kämpfer für seine eigene Lebensauffassung, die Jahrzehnte seines Daseins verbracht. Ein Wille und eine Arbeitskraft ohnegleichen haben ihn aus der Tiefe heraus, „aus der Hütte des Kleinschmiedes“, bis an den Gipfel seiner Lebenspyramide getragen, auf der ihn nicht nur Europa, sondern die Erde sah. Aber der Erfolg kam spät, und schwere Sorgen lasteten noch lange auf ihm, als ihn die Welt in einem falschen Glanze sah, der ihn nie umgab, und den er verachtet hätte.

Krupps Lebenswerk ist oft beschrieben worden, sein Leben nie. Baedekers Krupp-Biographie, vor vierzig Jahren dem Andenken des eben Verstorbenen gewidmet, stand zeitlich den Ereignissen zu nahe, um über seine Lebenskämpfe unbefangen zu sprechen; den Werdenen schildert sie gar nicht, den Fertigen nur als Kanonikönig und Wohltäter seiner Arbeiter. Und die späteren Krupp-Schriften, meist populären Charakters, sind doch im wesentlichen verdünnte Aufgüsse auf das an sich magere Quellenmaterial der großen Baedeker-Biographie. Ein paar wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten, vor allem die eindringende Quellenstudie Ehrenbergs über die Arbeiterverhältnisse der Gußstahlfabrik in der Frühzeit (im Thünen-Archiv), machen davon eine Ausnahme, berühren aber nicht das biographische Gebiet. Erst die Herausgeber der bekannten Jahrhundert-Festschrift der Firma Krupp, denen die Kruppschen Akten und Archive zum ersten Male rückhaltlos geöffnet wurden, haben außer der Geschichte der Fabrik ein abgerundetes Charakterbild ihres großen Schöpfers gegeben. Für eine Biographie Alfred Krupps fehlte in diesem durch die Überfülle sachlichen Stoffes und durch die Rücksicht auf den Entstehungsanlaß gebundenen Werke der Raum. Daß damit eine Lücke offen blieb, war jedem Beteiligten klar; gleichzeitig erschlossen gerade die Vorarbeiten für jene Denkschrift den unerschöpflichen Quell der Niederschriften Krupps, von denen ich oben sprach, und aus denen sich diese Lücke in früher ungeahnter Vollständigkeit ausfüllen ließ. Erst aus diesen Aufzeichnungen, während einer mehrjährigen Mitarbeit an der Krupp-Festschrift, ist mir selbst die ganze Größe dieser seltenen Erscheinung „Alfred Krupp“ aufgegangen und damit der Plan für die nunmehr vollendete Schilderung Krupps, die mehr als ein Lebensbild, die vor allem ein Bild seiner Entwicklung und seiner Seele sein möchte. Man hat oft

gesagt, und ich selbst habe es gesagt, das Leben Krupps ist verkörpert in seinem Werke. Aber wie dieser stählerne Charakter, dessen Laufbahn Kampf war und der an Widerständen wuchs, aus den Eindrücken einer wechselvollen Kindheit, den Erfahrungen einer leidvollen Jugend und dem jahrzehntelangen Ringen eines Mannesalters ohne sichtbaren Erfolg sich formte und wuchs, das geben doch nur die unmittelbaren Zeugnisse jener alten Tage richtig wieder. Alfred Krupp war vierzig Jahre alt, als er — in London — seinen ersten großen Erfolg hatte, und er näherte sich den Fünfzig, als er seine Geschützfabrik baute, mit der für die meisten seine Geschichte erst beginnt. Allerdings begann sie — auf einem neuen Blatte und einem zuweilen sehr schmerzlichen. Es hat ja viele große Männer gegeben, die lange auf den Ruhm oder die Anerkennung zu warten hatten, aber wenn der endliche Erfolg für die meisten dann auch der endgültige war, so bedeutete er für Krupp eigentlich nur den Beginn des Kampfes auf einem neuen Gebiet.

Eine Erscheinung von diesem Lebensgange und dieser Größe zu schildern, muß dem Biographen, der gewohnt ist, das Ursächliche mehr im Innern als in den äußeren Umständen des Lebens zu sehen, eine Aufgabe von unwiderstehlichem Reiz werden. Wenn gleichwohl fünfzehn Jahre zwischen dem ersten Entschluß und der Vollendung des Werkes verstrichen sind, so haben die Jahre und die Folgen des Krieges, der so viel Begonnenes vereitelt oder verzögert hat, auch daran ihren Anteil. Daß die lange Zeit das Sammeln eines umfangreichen und weitverstreuten handschriftlichen Materials zur Lebensschilderung Alfred Krupps begünstigte, sei nebenbei erwähnt. Die Möglichkeit der Ausführung verdanke ich der sachlichen Unterstützung meiner Arbeit durch die Firma und Familie Krupp, die ihre Archive auch für diesen Zweck und für die Hergabe geeigneter Bilder wieder rückhaltlos öffneten. Auch wertvolle Briefe, Erinnerungen und Berichte aus anderen Quellen sind mir zum Teil durch die freundliche Vermittlung des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach und seiner Gattin Bertha, der Enkelin Alfred Krupps, zugänglich geworden. Ihnen sowie der mehrfach ergänzenden und berichtenden Hand der Frau Margarethe Krupp, der Schwiegetochter Alfred Krupps, ist es in erster Linie zu danken, wenn das Lebensbild des großen Ahnen — und damit vielleicht zum ersten Male das Leben eines unserer großen Ingenieure und wirtschaftlichen Führer — anders als in der herkömmlichen Art, ich möchte sagen mehr aus seinen Quellen als aus seinen Erfolgen, geschildert werden konnte.



Ich habe versucht, das Leben Alfred Krupps und seine Entwicklung nicht nur im Rahmen seines Werkes, sondern im Rahmen des Jahrhunderts zu schildern, in das er gestellt war und in dem er wie einer seinen Platz ausfüllte. Es war das Jahrhundert der Technik und der Arbeit, aber es war auch das Jahrhundert der Wiedererhebung Preußens nach tiefem Fall und der Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches, und Krupps Wesen und Begabung wollten, daß er auf dem einen und auf dem anderen Felde zu den großen Mitspielern gehörte. Es war wohl nicht immer leicht, von den vergangenen Tagen der Größe und des Glanzes zu sprechen, während um uns Glanz und Größe Streich um Streich zu Boden sanken und Bismarcks Reichsbau wie Krupps Lebenswerk am Rande des Unterganges standen. Vielen sind heute Leitung und Führerschaft, von denen dies Buch eindringlich spricht, beinahe verfehnte Begriffe, trotzdem werden wir uns ihnen wieder anvertrauen müssen, wenn wir aus der Tiefe wieder aufsteigen wollen, in die uns das Gespenst der Verführung und der Zwietracht — das deutsche Gespenst — gestürzt hat.

Die Festschrift der Firma Krupp wurde im Jahre 1912 herausgegeben als eine Ehrung für Friedrich Krupp, der hundert Jahre zuvor die Gußstahlfabrik gründete, und für seinen Sohn Alfred, der gleichzeitig geboren wurde. Heute vor hundert Jahren, 1826, starb Friedrich Krupp, und der vierzehnjährige Erbe begann auf den Trümmern der väterlichen Schöpfung sein Lebenswerk. So mag auch diese meine Lebensschilderung Alfred Krupps, so zufällig sich ihre Vollendung bis heute verzögert hat, als das Ehrenmal eines hundertjährigen Gedenktages gelten. Als Ehrung eines Großen, der an seinem Jahrhundert mitgearbeitet hat.

Im Oktober 1926.

W. Verdrow.





## Erster Band

Das Wahre und Achte würde leichter in der Welt Raum gewinnen, wenn nicht die, welche unfähig sind, es hervorzubringen, zugleich versprochen wären, es nicht aufkommen zu lassen.

Arthur Schopenhauer.





# Inhalt des ersten Bandes

	Seite
Eltern und Ahnen . . . . .	I
I. Der Knabe. 1812—1826	
Krupp und Essen um 1812 . . . . .	9
Erinnerungen . . . . .	18
Schule und Leben . . . . .	26
Der Erbe . . . . .	33
II. Der Geschäftsführer. 1826—1848	
Anfangsjahre . . . . .	36
Bilanz . . . . .	48
Wintertage . . . . .	57
Die Werkstatt . . . . .	67
Arbeit und Reisen . . . . .	80
Der Zollverein . . . . .	89
Die Dampfmaschine . . . . .	98
Erfolg und Sorgen . . . . .	109
Nach England . . . . .	124
Reisejahre . . . . .	136
Wirtschaftskrisis . . . . .	150
Wien . . . . .	157
Die Löffelwalze . . . . .	171
Neuland . . . . .	181
Das erste Geschäft . . . . .	197
Krupp und Sölling . . . . .	209
Achtzehnhundertachtundvierzig . . . . .	221
III. Der Herr. 1849—1856	
Morgenröte . . . . .	240
Die erste Weltausstellung . . . . .	258
Aufbau . . . . .	269
Um Weib und Kind . . . . .	279
Paris . . . . .	295
Der Schwimmer . . . . .	307
Mit den Arbeitern . . . . .	322
Entscheidung . . . . .	331

## Verzeichnis der Bildbeilagen

(Soweit nicht andere Quellen angegeben sind, befinden sich die Originale der Bilder, Skizzen und Briefe im Besitz der Familie oder im Werksarchiv der Firma Krupp.)

	Seite
1. Alfred Krupp um 1840 . . . . .	Titelbild
2. Bruchstück eines Briefes mit der Unterschrift „Alfried Krupp“ (1826) . . . . .	32
3. Skizzen Alfred Krupps betr. Verbesserungen im Hammerwerk (Ende 1820er Jahre) — Das erste Gußstahlgeschütz . . . . .	48
4. Skizzen Alfred Krupps für die Einrichtung der ersten Werkstätten (Anfang 1830er Jahre)	64
5. Entwürfe Alfred Krupps für seine erste mechanische Werkstatt (1831/32) . . . . .	80
6. Skizzen Alfred Krupps betr. Gebläse und Ofenformen für die Herdschmiede (Anfang 1830er Jahre) . . . . .	96
7. Kruppsche Arbeiter und Meister aus den 1830er und 1840er Jahren: Theodor Stein- forth — Johann Schürmann — Johann Koch — Wilhelm Ruhland . . . . .	112
8. Entwurf Alfred Krupps für ein russisches Silberwalzwerk (England 1839) . . . . .	144
9. Kruppsche Fabrikordnung von 1841 . . . . .	160
10. Entwurf einer Eingabe Alfred Krupps an die K. K. Hofkammer in Wien (2. August 1842)	168
11. Stammhaus, neues Wohnhaus und Schmelzbau nach einer Zeichnung Alfred Krupps (Anfang 1848er Jahre) . . . . .	184
12. Adalbert Wscherfeld . . . . .	200
13. Brief von Theresie Krupp an Alfred Krupp (1845) . . . . .	208
14. Friedrich Sölling . . . . .	216
15. Bertha Eichhoff, nach einer Zeichnung von 1852 . . . . .	240
16. Skizzen Alfred Krupps betr. das Verstählen von Schienentöpfen (Anfang 1850er Jahre)	248
17. Kruppsche Vertreter und Betriebsführer in den 1850er Jahren: Carl Meyer — Heinrich Haas — Richard Eichhoff — Wilhelm Pelz . . . . .	272
18. Alfred Krupp um 1853 . . . . .	280
19. Bertha Krupp um 1853 . . . . .	288
20. Skizzen Alfred Krupps zur Erfindung der nahtlosen Eisenbahnradreifen (1854/55)	296
21. Erster Entwurf Alfred Krupps zur Konstruktion elastischer Lafetten (1850er Jahre) . .	304
22. Theodor Lopp . . . . .	320
23. Kruppsche Arbeiter und Meister aus den 1850er Jahren: Heinrich von Ordingen — Johann Hagewiesche — Heinrich Strünk — Friedrich Notermund . . . . .	328
24. Alexander von Humboldt (nach einer Lithographie mit eigenhändiger Widmung an Alfred Krupp) . . . . .	336



## Eltern und Ahnen

Wo liegen die Urkeime der Seele? Wohin tasten die Wurzelfasern des Charakters? Aus welchen Tiefen steigt das Genie empor? — Fragen, nie beantwortet und nie verstummend, denn sie rühren an das tiefste Erlebnis jeder eigenen Brust. In jedem von uns wohnt der Zwiespalt, in jedem regt sich die Doppelseele, ja wer sich ganz zu kennen glaubt und auf die tiefsten Stimmen des Innern zu horchen gewohnt ist — irgendein aufwühlendes Ereignis enthüllt plötzlich auch ihm vorzeitig-zwiespältige Willenskeime im eigenen Charakter.

Seele und Geist — Wille und Erkenntnis — Böse und Gut — Ich und Welt — Liebe und Haß — Gedanke und Tat — Faust und Mephisto — hundertfältig haben Dichtung und Wissenschaft die Rätsel der großen Kluft ausgesprochen, die diese Begriffe umfassen und in sich schließen, und haben sie nicht gelöst. Ruhig und breit fließt noch heute der Strom der Alltäglichkeit über die Fragen hin, die unser Sein und unser Wollen trennen, und nur, wo die beiden Pole der Weltseele in einem Charakter gewaltig zusammenstoßen, blizt grell die Erkenntnis des großen Gegenspiels wieder auf.

So gewiß in Goethe Faust und Mephisto, in Schopenhauer Wille und Erkenntnis rangen, so gewiß Bismarcks Feuergeist Liebe und Haß und Luthers Pathos Gott und Teufel umspannten, so gewiß sind die Wesensgegensätze in jeder Menschenbrust. „Von Jugend an schlepp ich an den Kämpfen meiner beiden Eltern, deren Verschiedenheiten mich von klein auf zerrissen haben. . . . In mir spielen die Nerven von Generationen!“ sagt der junge Bülow zu Richard Wagner, der selbst einer der innerlich Zerrissenen und dennoch Großen war, und greift damit tief in die Rätsel der Vererbung hinein. (Idenko v. Kraft: Wagner-Trilogie).

Das ist es, die Nerven von Generationen schwingen in uns allen nach. Wie tief Lust und Leid uns packen, wie die Seele mit den Ereignissen und Aufgaben des Lebens ringt, ob sie Taten, ob sie Gedanken oder bloß Empfindungen in uns wecken, das ist Mitgift der Ahnen, nicht eignes Werk. Wir können die Kräfte nützen oder

verschwenden, die das Schicksal uns in die Wiege legte, schaffen können wir sie nicht; oft kennen wir sie nicht einmal. Nur eins ist gewiß, wir könnten unvergleichlich mehr aus einem Menschenleben, einer Familie, einem Stamme oder Volk machen, wenn wir ihre Kräfte kennen und richtig nützen würden. Es hat zu allen Zeiten Virtuosen in der Behandlung der Volksseele gegeben, wie es Staatsleiter gegeben hat, die mit dem besten Volksmaterial dennoch einen Staat zugrunde richteten. So ist es mit dem Einzelmenschen. Wieviel Fehler werden in der Behandlung von Kindern und Erwachsenen gemacht, weil man ihre Eigenarten nicht kennt oder berücksichtigt! Wie schief werden die Handlungen oder Äußerungen großer Männer oft beurteilt, weil man die Grundlagen ihres Charakters nicht kennt.

Der Schlüssel aber zu dieser Erkenntnis ist die Vergangenheit.

Wenn Alfred Krupp einmal, nach Aufzeichnungen seines Freundes Justizrat Sack, gesagt hat: „Ich habe mehr von meiner Mutter gelernt als von meinem Vater; ich habe ihren Fleiß geerbt, mit dem sie das Hauswesen rettete“, so ist dem nicht mehr Bedeutung beizumessen, als Goethes Gelegenheitsreim von den Gaben, die ihm Vater und Mutter hinterließen. Krupps Mutter war ein Kind, als sie ihr Gatte heimführte, ja sie war noch ohne Erfahrung und neben Friedrich Krupps Feuergeist ein schüchtern Blümchen, als Alfred geboren wurde, in dem aus väterlichem Blute viel stärkere Keime schliefen. Es ist gewiß kein Zufall, wenn Krupps Ausspruch zuerst von dem redet, was er von seiner Mutter gelernt habe, und dann erst ihren Fleiß rühmt als einen Bestandteil seines mütterlichen Erbes. Das ist freilich gewiß, von den Gaben, die „das Hauswesen retten“, hatte ihm sein Vater nichts mit auf den Weg gegeben, und den still aufbauenden Fleiß hatte er von der Mutter wirklich nicht nur durchs Beispiel, auch sie war das heilige Gefäß, das die Gaben einer langen Ahnenreihe in ihrem Schoß dem Sohn überlieferte. Alles Vorwärtstürmende aber, alles Forttreibende, den Hellsheerblick und die Kampfkraft, das Geschaute zu erfüllen, das alles ist wesentlich Vätererbe in Alfred Krupp gewesen.

Wer also war sein Vater, wer waren seine Ahnen?

Friedrich Krupp wurde im Jahr 1787 geboren. Hundert Jahre später starb sein großer Sohn, zweihundert Jahre früher taucht der Name seines Geschlechts in den Urkunden Essens zum ersten Male auf. Arndt Krupp, sein Ahne im sechsten Glied, wurde 1587 in die Kaufmannsgilde aufgenommen. Ohne Zweifel nicht deshalb, weil er erst damals in Essen ansässig geworden war, sondern einfach, weil er das übliche Alter besaß oder den Beruf der Handlung ergriff. Die Krupps waren schon länger, mindestens eine Generation vor ihm, in Essen; einem Zugewanderten wären die üblichen Ehrenämter des Patriziats nicht in so schneller Folge, wie ihm, zugefallen: im Rat seit 1600, daneben Rentmeister der Stadt, Beisitzer im Gericht,



Provisor des Hospitals, Zysmeister der Weinstener, endlich Schwiegervater von Bürgermeister und Senatoren! Daß die Ratsakten neben ihm keinen zweiten Krupp der gleichen Generation nennen, läßt sich erklären: entweder war er der einzige Sohn seines Vaters, oder seine Brüder, wenn er solche hatte, suchten ihr Fortkommen in anderen Städten, wie es sein Enkel Anton, ein Goldschmied in Dortmund, tat, der der Stammvater der Krupps in Unna, Hamm, Fröndenberg usw. geworden ist. Selbst Kaufmann und Senator, nahm Arndt Krupp seine Frau aus dem gleichen Stande; ihr Vater Thöns von der Gathen hatte schon 1541 die Kaufgilde gewonnen, ihr Bruder war Kaufgildemeister und Rentmeister der Fürst-Äbtissin, ihr Großvater aber gehörte den Zünften an: er war Kupferschmiedemeister gewesen, der erste Kruppsche Vorfahr, von dem wir wissen, daß er den Hammer schwang.

Nur in weiten Abständen hat nach ihm einer oder der andere unter den Nachkommen mechanische Fertigkeiten bewiesen wie jener Goldschmied, vorherrschend blieb der Handelsberuf, dem auch Arndt Krupps Söhne Anton und Georg angehörten. Der jüngere von ihnen, Georg Krupp, setzte den Stammbaum in der Richtung auf Friedrich Krupp fort. Seine Gattin, Brigitte Klock aus dem alten Hause „Zur Glocke“ in Essen (viele Bürgerhäuser des alten Essen hatten ihre eigenen Namen), war wie er eines Kaufmanns Kind. Sie gebahr ihm im Jahre 1621, dem dritten des großen Krieges, einen Sohn, der der einzige blieb; zwei Jahre später raffte die Pest, die über Essen fiel, beide Eltern hinweg. Aus dem alten Hause am Flachsmarkt, das sieben Generationen hindurch in Kruppschem Besitze geblieben ist und das wahrscheinlich Georgs Vater gekauft hatte, wurden sie zu Grabe getragen, das Kind Matthias aber blieb als vater- und mutterlose Waise zurück.

Mit diesem Knaben erlitt die gerade Linie der kaufmännischen Überlieferungen in der Familie den ersten Bruch. Matthias Krupp wurde schon im sieben- undzwanzigsten Jahr, just als der Friede zu Osnabrück geschlossen wurde, Stadtssekretär in Essen und blieb in diesem Posten, der damals akademische Bildung voraussetzte, bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1673. Wer hat den Knaben dazu bestimmt? Wer hat ihn erzogen? Zuerst gewiß die noch bis 1633 lebende Großmutter, dann wohl die Verwandten seiner eignen Mutter, von deren Brüdern der eine in Leiden Medizin studiert hatte und Arzt in Essen war, während der andere zeitweilig den Posten des Bürgermeisters bekleidete. Die Tradition gelehrter Bildung befestigte dann Matthias durch seine Heirat, nicht minder durch seine Stellung zum ältesten Patriziat. Seine Gattin Anna Katharina Voß stammte aus einer seit Generationen ratsverwandten Familie. Ihr Vater, Dr. jur. Diedrich Voß, war Bürgermeister, ebenso ihr Großvater Friedrich Voß, die beiden Namen Diedrich und Friedrich kehren fortan regelmäßig bei den Krupps

wieder. Schon Katharinas Ururgroßvater war Senator gewesen, das Haus „Op der Borg“ in der Limbecker Straße war sein Eigentum.

Mit dem Sekretarius Matthias Krupp stand die Familie der Krupps in Essen beinahe wieder auf zwei Augen, wie zur Zeit seines Großvaters. Sein Vetter Anton war nach Westfalen ausgewandert, der zweite Vetter Johann scheint als Gewehrhändler in Essen kinderlos gestorben zu sein. Und gerade durch Matthias erreichte die Familie in drei Söhnen (zwei Töchter starben unvermählt) und vierundzwanzig Enkeln die höchste Blüte ihres Bestehens! Die drei einflussreichsten Ämter der Stadt, das des Stadtssekretärs, des Bürgermeisters und des Worthalters der Gemeinde, vereinigten sich in den Händen seiner Söhne, und zwar ohne sein Zutun. Denn der älteste von ihnen zählte bei Matthias' frühem Tode, ähnlich wie Alfred Krupp, als sein Vater starb, sechzehn Jahre! Er wurde trotzdem der Nachfolger in seines Vaters Amt, das bis zu seiner Großjährigkeit für ihn verwaltet wurde. Der zweite folgte dem Herkommen und erwählte die Kaufmannschaft, er wurde Gildemeister seines Standes. Der dritte aber erwarb gelehrte Bildung und wurde der erste Bürgermeister seines Namens in Essen: Arnold Krupp, der Urgroßvater des Gründers der Gußstahlfabrik.

Arnold Krupp, in Gießen 1688 Student, als der Große Kurfürst die Augen schloß, später Doktor der Rechte, Ratmann und von 1700 an, dem Jahre seiner Verheiratung, bis zu seinem Tode ununterbrochen als Bürgermeister an der Spitze der Stadt, wie seine Brüder, der Stadtssekretär und der Gemeindevorhalter, an der Leitung der Geschäfte standen. Ein großes Haus und eine Frau aus alter Familie, die ihm dreizehn Kinder schenkte; von den heranwachsenden Söhnen drei als Kaufleute, der vierte seit 1742 Nachfolger seines Oheims Georg Dietrich im Stadtssekretariat, das hundert Jahre lang ununterbrochen das Kruppsche Siegel neben dem städtischen führt. Von den Schwiegeröhnen der eine Senator und Richter, der zweite Pastor und Rektor der humanistischen Schule Essens, der dritte ein Arzt — so die glänzende Außenseite des Lebensbildes, das in der älteren Kruppschen Chronik den Höhepunkt bezeichnet. Einzelheiten kennen wir kaum, nur gelegentliche Erwähnung der Erbgüter läßt erkennen, daß Arnold Krupp bei wahrscheinlich breitem Lebenszuschnitt doch die liegenden Güter der Familie allmählich erweiterte.

Die Geschichte des Kruppschen Geschlechts ist noch ungeschrieben und in vielen Zweigen noch unerforscht. Aber eins fällt auf: der in den Geschlechterfamilien herkömmliche, auch in drei Generationen Krupp fortgesetzte Brauch gelehrter Bildung scheint nachzulassen, der persönliche Drang zu praktischem Tun wieder zu steigen. Von den vier heranwachsenden Söhnen Arnolds erwerben drei die Kaufgilde, darunter der älteste von ihnen, Friedrich Krupps Großvater Friedrich Jodokus, der schon mit zweiundzwanzig Jahren, als risse es ihn mit allen Fäden zur Selbständigkeit, ein kleines vom Vater dargeliehenes Kapital im Viehhandel anlegt.



Erst als dieses Geschäft „nicht continuieret“, beginnt er 1732 einen Kaufhandel, der nach des Vaters Tode in dem ererbten Hause am Flachsmarkt, und endlich nach Friedrich Jodoci frühzeitigem Tode von dessen Witwe fortgesetzt wird. Aus dem Kolonialhandel, vor allem mit holländischen Importwaren, stammt das Vermögen der Krupp, nicht anders das der Sölling, Waldbausen, Hunsen und wie die alten Geschlechterfamilien, alle befreundet und verschwägert, sonst hießen. Nur in der Anlage und Nutzung des talerweise Erworbenen unterschieden sie sich. Der eine zog Grundstücke oder Bergwerksanteile vor, der andere erwarb industrielle Anlagen, der dritte trat in den klein beginnenden Geld- und Bankverkehr ein. Gehandelt wurde ungefähr alles, was in einer kleinen Stadt gebraucht und gekauft wird, von Korn und Kolonialwaren bis zu selbstgebleichtem Hausmacherleinen und Baumwollwaren. Und mit gleicher Liebe wie die größten Geschäfte verzeichnet das Handlungsbuch des Jodokus die kleinen Tageseinkäufe, die „mon Frère Herr Dr. Kindler“ und „mon Frère Klegerns“, des Kaufmanns Schwager, oder „mon Frère Herr Secr. Krupp“ und „mein Herr Schwiegervatter Wscherfeld“ bei ihm machen. Dazwischen vereinzelte kleine Geldgeschäfte und — mehr als früher erkennbar — Grundstücksankäufe, die den Besitz allmählich ansehnlicher machten.

Friedrich Jodokus' Leben verfloß tätig und rasch. Seine erste Ehe mehrte den Besitz und blieb kinderlos. Die Frau starb hinweg, und Jodokus ging als Fünf- undvierziger eine zweite Heirat ein, diesmal mit der neunzehnjährigen Tochter des Peter Heinrich Wscherfeld in Essen. Das war eine Familie, in der praktische Neigungen, rasches Zufassen, bürgerliche Arbeit von je gewurzelt zu haben scheinen. Ein Sohn Peter Heinrichs wurde Silber- und Goldschmied, das mechanische Geschick und der Beruf pflanzten sich in dessen Nachkommenschaft fort, sein Enkel war lange Zeit Alfred Krupps rechte Hand in der Gußstahlfabrik.

Aus diesem Wscherfeldschen Blute brachte Helene Amalie ein Erbteil in ihre frühe Ehe mit, das ihr und ihren Nachkommen bald zustatten kam: Tatkraft, praktischen Blick und raschen Entschluß. Ihr Gatte Friedrich Jodokus starb im sechsten Jahr seiner zweiten Ehe und ließ sie als fünfundzwanzigjährige Witwe mit zwei Knaben zurück, von denen der zweite als Jüngling starb.

Der Hauptast des Kruppschen Familienbaumes in Essen stand abermals auf zwei Augen.

Seltsam, wie auch das, dies frühe Sterben, einem Gesetz der Vererbung zu folgen scheint! Dr. Arnold Krupp hatte es auf ein Alter von vierundsiebzig Jahren gebracht, er blieb eine seltene Ausnahme unter den Männern seines Geschlechts. Sein Vater und sein Großvater wurden jung dahingerafft, sein Sohn Jodokus starb mit einundfünfzig Jahren und hatte doch zwei jüngere Brüder schon überlebt. Der dritte, der Sekretarius Heinrich Wilhelm, mit dessen Vermögensumständen es ein betrübtes Ende nahm, scheint kaum die Fünfzig erreicht zu haben. Von



Jodoci beiden Söhnen stirbt der eine als Jüngling, der andere hat zweiundvierzig Jahre gelebt, von seinen Enkeln erreicht Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik, das neununddreißigste Jahr, sein Bruder Wilhelm aber scheidet viel früher und unverheiratet aus dem Leben. — Und erst in Friedrichs Sohn Alfred faßt die Natur ihr ganzes Können, wie mit einer ungeheuren Willensanspannung, zusammen zu einem Höhepunkt in körperlicher und geistiger Hinsicht. Den immer Schwächlichen, als Jüngling tödlich Erkrankten läßt sie bei einem Übermaß von Sorge und Arbeit fünfundsiebzig Jahre auf der Erde wandeln und läßt ihn einen Bau von sozialer und technischer Größe errichten, wie er nie wieder aus dem Willen eines einzelnen erwuchs! Welche Ströme von Energie und Gesundheit müssen in dieses Geschlecht früh alternder Männer — auch Alfred Krupp ergraute mit Dreißig — die Frauen getragen haben!

Zur Nachkommenschaft des Jodokus kehren wir zurück. Bei seinem Ableben im Jahre 1757 überlieferte er seiner Frau, der jugendlich verwitweten Rentmeisterin Krupp, nicht nur einen großen Besitz an Liegenschaften, sondern auch die entschiedene Neigung, dieses Erbe weiter zu vermehren. Mit diesem Geschäft hat Amalie Krupp ihr Leben verbracht, dazu hat sie offenbar auch ihren Sohn Peter Friedrich Wilhelm erzogen, nicht ahnend, daß sie damit den verlässlichen Grundstein für die einstige Größe ihres Hauses legte. Auf den Grundstücken, die sie ihren Enkeln hinterließ, ist nicht allein die Gußstahlfabrik entstanden und hat sie sich lange Jahre ausgedehnt, sondern aus dem allmählichen Verkauf der übrigen Stücke sind auch jahrzehntelang die Mittel geflossen, die das Bestehen und langsame Aufkommen des Wertes ermöglichten. Eine Spezifikation der Erbgüter von der Hand ihres Sohnes umfaßt dreiunddreißig einzelne Posten, darunter drei Häuser in Essen, von denen das 1783 gekaufte und zunächst vermietete „Kaufmannshaus am Glacksmarte“ dicht neben dem elterlichen Hause lag und von Peter Friedrich Wilhelm 1791, später von seinem Sohne abermals umgebaut wurde und Alfred Krupps Geburtshaus war. Da waren weiter der Niermannshof bei Hordel und der Pfingstmannskotten bei Steele nächst der Halbscheid an zwei Höfen in Heißen und bei Gelsenkirchen, wozu Peter Friedrich Wilhelm durch seine Heirat noch das Erbe des reichen Forsthofes bei Ratingen fügte. Von den zahlreichen Liegenschaften bei Essen diente später das Walkmühlengut im Norden der Stadt zur Anlage der ersten Fabrik des Friedrich Krupp, während er auf dem „Ramp am Schewinkel“ vor dem Limbecker Tore 1819 den zweiten, größeren Schmelzbau errichtete, den Mittelpunkt der großen Schöpfung seines Sohnes. Beträchtliche Ländereien an der Windmühle und am „Einen Baum“ im Westen der Stadt scheinen später veräußert worden zu sein, wuchsen aber mit der Vergrößerung der Fabrik wieder in ihre Grenzen hinein. Am Stadtgraben, an der Dunau, am Sessenberge lagen fruchtbare Äcker der Familie, schließlich erwarb Frau Amalie Helene, fünf Jahre nach ihres Sohnes Tode und

dreiundvierzig Jahre nach dem ihres Mannes, bei Gelegenheit noch die Eisenhütte „Zur guten Hoffnung“, in deren Betrieb sie beträchtliche Mittel gesteckt hatte, die zu verlieren sie nicht gesonnen war.

Ob ihr Sohn Peter Friedrich Wilhelm den gleichen Schritt getan hätte, scheint fraglich. Was wir von seinem Leben wissen, läßt weder Wagemut noch sonderlichen Trieb zum Erwerb vermuten. Das Handelsgeschäft seines Vaters hat er weder vergrößert noch ihm, soviel zu ersehen, viel Interesse geschenkt. Zum täglichen Geschäft reichten wohl die Frauen aus, von denen seine Mutter die Energie, seine Gattin Petronella vom Forsthofe den unermüdeten Fleiß verkörperte. Von einer Erweiterung, einem Aufschwung ist nichts zu berichten, vielleicht bot auch die allgemeine wirtschaftliche und politische Erschöpfung zwischen dem Siebenjährigen Krieg und der Revolution wenig Gelegenheit dazu. Wie seine Väter war Peter Friedrich Wilhelm Mitglied des Senats und mit verhältnismäßig jungen Jahren Worthalter der Gemeinde, seine Zeit gehörte zum Teil den städtischen Geschäften, zum Teil der Verwaltung und Bebauung seiner zahlreichen Grundstücke, denen er viel Teilnahme und Lust entgegenbrachte. Neue An- und Zukäufe von Land, Veränderungen und Instandsetzungen der vielen Gärten bei der Stadt werden in seinem Tagebuch liebend verzeichnet; bei dem Sohne Friedrich Krupp kehrt derselbe Zug erst in den letzten Jahren seines Lebens wieder, nachdem ihn die Sturmzeit der Gründung und des Kampfes um sein Unternehmen fast gebrochen hatte.

Mit Peter Friedrich Wilhelm hat der Kruppsche Grundbesitz der Familie seinen Höhepunkt erreicht — zum guten Teil unter seiner Mitarbeit, wenn auch vieles väterliche Erbe und Heiratsgut war. Das zweite Haus am Flachsmarkt, die Walkmühle, den Niermannshof, die Halbscheid des Schultheißenhofes bei Gelsenkirchen, der nebst den verpachteten Gütern ein Erhebliches an Naturalpächten lieferte, hat er selbst gekauft. Stilles Aufbauen scheint seine Sache gewesen zu sein, er hätte vielleicht auch seinen Sohn ruhigere Bahnen führen und ihm schwere Kämpfe ersparen können, wenn er länger gelebt hätte. Aber er starb, als Friedrich Krupp im siebenten Lebensjahre stand — er selbst war vier Jahre gewesen, als sein Vater starb; die Erziehung durch Frauenhand geht wie ein vererbtes Los durch die Kruppschen Geschlechter.

Das ist durch zwei Jahrhunderte der Weg zu Friedrich Krupp, dem Gründer der Gußstahlfabrik. Im Jahr 1787 geboren, am Vorabend der großen Revolution, mit sieben Jahren vaterlos, heranwachsend als Sohn aus reicher Familie, dem die Mutter wohl um so mehr Willen ließ, je strenger die Großmutter, Herrin im Besitz und bestimmend im Familienrate, die Zügel anzog. Mit einundzwanzig Jahren einem halben Kind verheiratet, dann ein paar rauschende Jahre mitten in den Ereignissen der Nachrevolution, die gewitterlich über das Rheinland brausten,

und endlich, 1812, als er sich am Ziel einer großen Aufgabe glaubte, die ihm gleichsam in den Schoß gefallen war — in Wirklichkeit am Anfang eines Lebens voll Arbeit, voll herber Enttäuschung und ohne Frucht, es wäre denn die, am Ende eines langen Weges zu erfahren, daß man am Anfang steht.

Wenn je ein Leben glänzenden Aufstieg versprach und dann, anstatt im Sonnenglanze des Erfolgs, in der schauernden Kälte mitverschuldeten Mißlingens endete, so war es das Leben Friedrich Krupps. Wenn ein Charakter von glänzenden Gaben statt raschen Fluges zum Ziel in kleinlichen Kämpfen verblutete, weil er seine eigenen und fremde Kräfte nicht zu lenken wußte, so war das Friedrich Krupps Schicksal. Wer sein Leben und Streben verfolgt und immer über seinem Wege das graue Gespenst der Sorge, des Mißlingens, der Enttäuschung, irgend einer Unzulänglichkeit schweben sieht, der steht zuletzt fröstelnd am Ziele einer Pilgerschaft, die alles zu verheißen schien und am Ende — nichts gehalten hat. So war das Menschenlos, das warnend über Alfred Krupps Kinderjahren schwebte.

---



# I. Der Knabe

1812 bis 1826

## Krupp und Essen um 1812

Es war eigentlich kein reiner Zufall, daß der große Prophet des Stahls in Essen geboren wurde und daß sein „Staat im Staate“ zwischen Ruhr und Emscher erwuchs. Kohle, Eisen und Stahl, dazu ein alter Einschlag von Waffenkunst, im Grunde waren das immer die Angelpunkte, um die sich die Entwicklung der Reichsstadt Essen drehte, und wenn heute in Essen das Kohlsyndikat seinen Sitz hat und Essens größter Sohn ein Stahlkönig und Waffenschmied wurde, so liegt das ganz in der Linie der natürlichen Entwicklung. Brauns Städtebuch von 1581 sagt von Essen, daß nicht leicht an einem andern Ort mehr allerlei Büchsen gemacht würden, und fügt hinzu: „Viele Bürger daselbst treiben Schmiedwerk. Sie haben Brunnen genug, dazu schwarze Kalkstein, welche das rechtsbeiliegende Gebiet an vielen Orten handreich, insonderheit bei Steele an der Ruhr gelegen.“ Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ sich 1723 vom Essener Magistrat Meister zur Begründung der Gewehrfabrikation in Spandau schicken. Die Bohr- und Schleifmühlen gingen an allen Bächen, aber zu langen Friedenszeiten klagten die Bürger beweglich über Mangel an Kundschaft und richteten ihre Räder zum Mahlen und Walken ein.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne und selbst die uralte „Walkmühle“, auf der Friedrich Krupp seinen ersten Hammer baute, und die seltsamerweise einem Halbach gehörte, hundertzwanzig Jahre bevor Bertha Krupp dem Urentel eines Remscheider Halbach Hand und Werk überließ, diese alte Wassermühle hat mehr als eine „Umstellung“ gesehen. Sie war zuerst Walkmühle der Essener Wollenweberzunft, sie war Bohrmühle und Schleifmühle, und endlich rechte ihr Hammer den ersten Gußstahl aus, mit dem nach den Befreiungskriegen die neuen preussischen Taler geprägt wurden. Auf der Hütte zur guten Hoffnung aber, die Friedrich Krupps schönste Jugendjahre sah, hatte man manches Tausend gute preussische Kanonenkugeln gegossen.

Inzwischen hatte es freilich mit der guten alten Zunft der Essener Waffenschmiede ein klägliches Ende genommen. Kaffeemühlen waren der Rest der

handwerklichen Schmiedekunst, und das Eisengewerk hatte sich in wenige, aber stärkere Hände konzentriert. Von den vielen Bohrmühlen der Gewehrjunktur ging schließlich nur noch eine auf dem Kellinghäuser Bach und eine auf der Spillenburg, und unter der französischen Herrschaft wurden sie zu jener Zeit nicht zerstört, sondern fiskalisch unterstützt. Preußen übernahm sie als staatliche Gewehrfabrik und verlegte diese nach Saarn an der Ruhr. Sowohl Friedrich Krupp als sein Nachfolger haben von dort Anregungen für die Waffenfabrikation erhalten. Auf der Spillenburg hatte noch zur Franzosenzeit der Freiherr von Schell auf Schellenberg mit dem Landrat Stemmer ein modernes Walzwerk eingerichtet, wo Friedrich Krupp seinen ersten Gußstahl walzen ließ, und wo er auch sonst in seiner Anfangszeit viel zu tun hatte. Alfred Krupp muß schon als Kind oft auf die sagenhaft alte Spillenburg gekommen sein, und noch in seinen letzten Lebensjahren gehörte der damalige Freiherr von Schell, ein Gespieler seiner Kindheit, zu seinen bevorzugten Freunden. Aus der Gutehoffnungshütte machten die Jacobi, Haniel und Hünss mit mehr Geschäftsgeist, als Krupp besessen hatte, unter Einschluß zweier anderer Hütten schon 1810 den ersten Eisenzugern des Westens. Als Krupp, den Erfinder, Schlag auf Schlag traf, da waren seine Freunde auf der Gutehoffnungshütte, die ihm vor fünfzehn Jahren gehört hatte, schon große Herren. Freilich, er war der einzige nicht, der auf der Straße blieb: als sein Freund Dinnendahl, der geniale Konstrukteur und Vater der Dampfmaschine im Kohlenrevier, unter Rückschlägen und Unglücksfällen verarmte und verstarb, da stiegen die Haniel, Hünss und Stinnes empor. Denn auch im Kohlegewerk regte sich, über der sauren Tagesarbeit der kleinen Eigenbrötler, der Wille zur Macht, zum Zusammenschluß. Stinnes und Haniel brachten den Umschlag in ihre Hände und rangen um den ersten Platz. Schon gingen in einem Jahr 4500 Kohlenfähre die Ruhr hinab, dabei waren die Wasserverhältnisse so beschaffen, daß im Durchschnitt das zwanzigste Schiff sank. Auf den Landstraßen aber übten nach wie vor die Karrenschieber auf schmalen Bohlenstegen ihr schweres Gewerbe und schafften den Segen der Erde zu den Röstplätzen, den Hütten und Werkstätten, keuchend, mühselig und um kargen Lohn.

So war die wirtschaftliche Atmosphäre um die Zeit von Alfred Krupps Geburt, so und ähnlich hat sie seinen Vater bis an das Grab begleitet. Eng und dumpf der Bürgerstolz in den Städten, die noch der Mauerring düster umspannte. War es nicht ein Zeichen der Zeit, daß 1809 Dinnendahl das Pflaster unter dem Limbecker Tor aufreißen mußte, um den großen Kessel für die Feuermaschine auf Sälzer unter dem niedern Bogen durchzuschleifen? Ein Zeichen der Zeit auch die Zeitungsberichte über das große Ereignis, die mit aderbürgerlicher Anteilnahme die Leistung der Zugpferde beschrieben, mit dem Erfinder und seinem Werk aber nicht viel anzufangen wußten? Zehn Jahre später begannen die



Bürger hier und da mit dem Abbruch der wackligen Mauern, ohne innerlich freier zu werden. Mit dem Selbstbestimmungsrecht, das der Freiherr vom Stein den Städten erkämpfte, wußten sie nichts anzufangen, und fragte man nach den Befreiungskriegen den Rheinländer, wie es ihm ginge, so sagte er mürrisch: „Preussisch“, d. h. schlecht! Ganz unrecht hatten sie nicht, vom Kaiser und Rheinbund hatte man nach langem Druck endlich einen Aufschwung erhofft und der Anfang schien gemacht, da kam der Sturz des Kaiserreiches, und mit ihm kam der neue, der preussische Kurs! Der preussische Kurs aber ist immer der soziale Kurs gewesen! Das Zollgesetz von 1818 war eine soziale Tat, es ließ die Güter der ganzen Erde auf Preußen los, es machte Preußen zum billigsten Lande der Welt. Aber die Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten, zum großen Teil eingestellt auf die vorherige Abgeschlossenheit, litten Not dabei und bedurften einer Neuorientierung. Das machte viele mißmutig, und der Westen litt gegenüber den altpreussischen Landesteilen im ganzen! So erklärt sich in den Rheinlanden von 1812 bis 1826 eine lange Zeit des Stillstandes.

In diesem Bürgertum aber wuchsen hier und da Männer wie die genannten empor und um sie herum entstand eine Schicht freier Lebenslust und raschen Aufstiegs. Die Beherrschung der Naturkräfte und des Stoffes hob das Gewerbe vom Handwerk zur Technik, und für den Fortschritt entstanden Kristallisationspunkte wie 1820 der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes, der unter Beuths Leitung dem Schoße der seit zehn Jahren schlummernden „Technischen Deputation“ entstieg und der in den Humboldts, den Freiherrn vom Stein und von Vincke, in den besten Männern der Berliner und rheinischen Industrie tätige Mitglieder erhielt. Nur war es ein seltsames, für Krupp verhängnisvolles Mißgeschick, daß gerade die einflußreichsten unter diesen Köpfen auf wirtschaftlichem Gebiete immer englisch, d. h. für preussische Verhältnisse falsch, orientiert waren. Auf einer gewerblichen Entwicklungsstufe, wie sie England instinktsicher unter der Deckung berghoher Schutzzölle durchzumachen pflegte, beglückten sie Preußen mit modernen Freihandelsgesetzen, die nur der weit überlegenen englischen Industrie nützten und uns den Aufstieg um vieles erschwerten. Auch das gehört zum Bilde der Zeit, in welcher Alfred Krupp geboren wurde.

Zeit seines Lebens ist Alfred Krupp der Pionier des Stahls gewesen. Er hätte mit Recht sagen können, daß er mit diesem Beruf vom Mutterleibe an verwachsen war. Denn als ihn seine zwanzigjährige Mutter unter dem Herzen trug, wurde in ihrem Hause von wenig anderen Dingen als von Gußstahl und Schmelzöfen gesprochen. Erst vierundzwanzig Jahre zählend, hatte Friedrich Krupp im November 1811 zum zweiten Male Beruf und Lebensziel gewechselt<sup>1</sup>. Hatte er vorher, ein

<sup>1</sup> Siehe Verdrow, „Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik, in Briefen und Urkunden“.



echter Sohn des Rheinlandes und seiner abenteuerlustigen Zeit, sein Glück im gefährvollen Handel durch die Maschen der Kontinental Sperre gesucht, so setzte er jetzt Vermögen und Existenz daran, gerade auf dem Boden der neuen Verhältnisse mit einem großen Schlage sein Ziel zu erreichen. Den Gußstahl, den feinsten und hochwertigsten Werkstoff des damaligen Handwerks, den Napoleon vom Festlande abspernte, wollte er selbst erzeugen und den Rhein, die deutschen Lande, ja Frankreich selbst damit versorgen!

Da waren freilich noch andere Leute, die das wollten. Der Mangel an englischem Gußstahl war allmählich zum Notstande geworden, Preise waren auf seine Erfindung gesetzt, und in Preußen, in den Rheinlanden, in Frankreich, Holland, der Schweiz plagten sich die Erfinder mit dieser Aufgabe nicht weniger als mit der damals so beliebten Herstellung von Gold und Silber im Schmelzofen. Aber Friedrich Krupp brachte für seine Aufgabe mehr mit als die meisten anderen: außer einem bedeutenden Vermögen — seine Großmutter hinterließ bei ihrem Abscheiden im Jahre 1810 ein Vermögen von 120 000 Reichsthalern bei sehr bescheidener Einschätzung der Grundstücke — technische Kenntnisse, scharfen Verstand und eine flammende Energie, die erst im Laufe vieler verlorener Jahre und begrabener Hoffnungen der Müdigkeit wich — zu früh für den Erfolg, doch spät genug, daß ihm sein Sohn, im Knabenalter, die große Aufgabe aus den erkaltenden Händen nehmen konnte.

Kein Zweifel, daß Alfred Krupps Vater eine Natur mit starkem romantischen Einschlag war. War er doch der Sohn einer romantischen und gleichzeitig heroischen Zeit. Wenn man den Kern der um 1800 einsetzenden Romantik als Sehnsucht bezeichnen kann, was war Friedrich Krupps Streben, dem er Vermögen, Stellung, Glück, Familie und Leben opferte, was war es anders als Sehnsucht? Sehnsucht aus sich, über sich und das enge Philistertum seiner Vaterstadt hinaus? Den Hauch der Größe und des Aufstiegs spürte damals jeder freie Geist. Das Zeitalter Napoleons, wenn es auch den Preußenstaat zur Demütigung, zum Haß und durch Selbststeinkehr zur Erhebung führte, im Süden und Westen wirkte es doch wesentlich anders. Hier sahen die aufgeklärten Geister mit Beifall die starke Hand einer rücksichtslos zentralisierenden, auf den Fortschritt zielenden Verwaltung. Auch über Napoleon dachte man hier anders als in Altpreußen, man sah mehr die Lichtseiten seiner überragenden Erscheinung, man sah das Alte sinken, man ahnte den Aufstieg einer neuen, freieren Zeit und nach der Einverleibung fühlte man sich als Angehöriger einer Großmacht, die mehr und mehr den Erdball zu beherrschen schien. Was war Preußen 1811 neben dem aufsteigenden Mar Napoleons? So ist nicht bloß Goethe zu verstehen, so ist es auch zu verstehen, daß das Jahr 1813 in Deutschland neben vielen Hoffnungen, die es entstehen ließ, auch manche begrub.

Es hatte an einem Haar gehangen oder an einem Zufall vielleicht, daß Alfred Krupp nicht als Sohn eines angesehenen Hüttenbesizers auf die Welt kam, sondern als Kind eines Suchers und Erfinders. In einem Zufall, daß seine Wiege in den engen Mauern Essens stand und nicht draußen in wald- und buscherfüllter Heide, in die des Nachts die Glut der Hochöfen ihre zitternden Lichter warf und an rinnenden Bächen die Gebläseräder rauschten und die Hämmer pochten. Es hatte an einem Zufall gehangen — oder nein, es gibt keinen Zufall: es lag an dem stärkeren Willen einer alten Frau, die in einem Augenblick des Zweifels und der Ungeduld sich überreden ließ, das Erbe ihres Enkels hinzugeben, die Hütte zur guten Hoffnung, den Schauplatz von Friedrich Krupps schönen und wilden Jugendjahren. Wer will es leugnen, daß Friedrich Krupp, bei seiner Tatkraft, seinem feurigen Ehrgeiz, seinem hohen Geistesflug, auf dem Felde des Hüttenwesens und Maschinenbaues mehr erreicht hätte, als auf dem undankbaren Boden der Gußstahlbereitung? In jene Richtung zeigte seine ganze Begabung. Bis zuletzt blieben die Schmelzöfen, die Feuerungstechnik, Erden, Steine und Ziegel sein Lieblingsgebiet, auch mechanischen Aufgaben brachte er unleugbares Geschick entgegen, und das Feld dieser Tätigkeit entriß ihm nach kurzer Probezeit ein neidisches Geschick.

Seltene Zusammenhänge! Mit welchen Empfindungen ließ wohl Krupp dies oder jenes Gußstück für seine Versuche, nicht selten nach vergeblichen Bitten, in der Sterkrader Hütte anfertigen, wo er selbst einst den Arbeitern geboten hatte. Und als er seinen Sohn als Knaben zum ersten Male nach der „Feuermaschine“ über dem Josinaschacht und der Röttgersbank führte, aus der er unter dauernden Kämpfen und Reibungen seine Kohlen bezog, erzählte er ihm da wohl die Geschichte des Gusses der riesigen Dampfzylinder, die er für seinen Freund Dinnendahl gegossen und die viermal mißrieten, bevor endlich der Guß gelang? Erzählte er ihm von den hoffnungsreichen Jahren auf der Hütte, als er, alle Neuerungen seiner Zeit im Kopf und mit den besten Männern seiner Heimat im Verkehr, mit seinem alten Freunde Gethnauer eine Hütte führen wollte, wie in Deutschland noch keine bestand?

---

Der 31. Mai 1812 sah in dem alten Kruppschen Hause am Flachsmarkt, in dem Friedrich Krupp geboren worden war und das er dann von seiner Großmutter geerbt und mit schweren Kosten umgebaut hatte, fröhliche Gäste. Am 26. April war dem Hausherrn der erste Sohn geboren, und heute fand die Taufe des Erben der Gußstahlfabrik statt, die selbst kaum älter als das Kindlein war. Die Taufe geschah auf den Namen des vierten Bischofs von Hildesheim und Gründers des Stiftes Essen, Alfried oder Alfried, und so, oft aber Alfried, schrieb und



nannte sich Alfred Krupp bis in seine zwanziger Jahre. Erst dann nahm er, von seiner ersten englischen Reise heimkehrend, die Schreibweise Alfred an. Seine Mutter nannte ihn aber bis an ihr Ende nach dem richtigen Taufnamen Alfred. Selten wohl hat ein Mensch seinem Namensgeber größere Ehre gemacht als dieser Täufling, denn er war nicht nur, wie der Bischof Alfred, im wahren Sinne ein „Gründer Essens“, er war auch wie jener seiner großen Herde ein nimmermüder Hirt und unablässiger Berater.

Friedrich Krupps Mutter Petronella Krupp-Forsthoff war die älteste Patin und blieb, ihren Sohn beträchtlich überlebend, dem Täufling bis an ihr Ende eine liebende, opferwillige Großmutter. Neben ihr stand der Großvater Johann Theodor Wilhelmi am Lauffstein, aus altem Essener Geschlechterhause wie die Krupps, der lebenslustige Vater einer tüchterreichen Familie, glücklich im Handel, fest im Entschluß und in Essen trotz kleiner Wunderlichkeiten als Kaufmann, Kunstkenner und Karitätenssammler respektiert. Dem jugendlichen Schwiegersohn war er wohlgeneigt und seinem wankenden Lebensschifflein lieb er oft Rat und Hilfe, der Tochter und den Enkeln zuliebe auch dann noch, als er vor Friedrichs unbugsamer Hartnäckigkeit, die ihn Eigensinn und Ruin dünkte, grollend beiseitetrat. Ein gütiges Geschick erhielt dem Knaben, dem es den eigenen Vater so früh entriß, die Mutter des Vaters, den Vater der Mutter bis zu seiner Reise, denn ihm waren sie mehr als treue Großeltern und Paten, erkennbare Wesenskeime wurden durch beide in seine Seele gesenkt.

Aber da standen noch zwei andere Gestalten bei der Taufe des Kindes, und wer die Großeltern dem guten Genius an der Wiege des Knaben vergleichen will, der könnte in ihnen recht gut den Dämon der dunklen, leidvollen Zukunft sehen. Und doch waren es nur zwei fragwürdige Herrchen, beträchtlichen Alters und unbekannter Vergangenheit, weltgewandte Leute im Außern, von süßlichem Ton und gewinnender Beredsamkeit, die einem ehrsamem Essener Pfahlbürger gewiß kein angenehmer Umgang schienen, dem jungen Kindtaufsvater aber gleichwohl die wichtigsten Bürgen für seines Sohnes Zukunft. Hätte er sonst sie, die vor sechs Monaten ohne Heller und Pfennig und mit ungewissen Wechseln auf die Zukunft nach Essen gekommen waren, allem Herkommen zum Trost seine Freunde genannt und als seines Knaben Taufpaten bemüht? — Das waren also die Herren Rechel von Rechlau, vordem Offiziere in nassau-oranischen Diensten, die sich verbindlich gemacht hatten, Friedrich Krupp das Geheimnis des Gußstahls zu lehren und sein Vermögen unter dem Schutz der Kontinentalsperre mit großer Schnelligkeit und märchenhaftem Gewinn umzuschlagen. Innerlich waren sie nichts weiter als wegmüde Gesellen nach ruhelosem Daseinskampf, die ihr morsches Lebensschifflein in einen sicheren Hafen zu bringen suchten und wohl einige alchimistische Kunstgriffe besaßen, technische Praxis nicht.



Der Anfang wurde, freilich unter Mühsalen und schweren Opfern, gemacht. Wenn in dem alten Stammhause am Flachsmarkt die junge Mutter Theresia voll Hoffnung und Freude ihren ersten Knaben wiegte, ritt ihr Gatte Tag für Tag, mit hochstrebenden Hoffnungen und den Kopf voller Pläne, auf das Gütlein der Walkmühle hinaus, draußen an der Berne bei Altenessen, wo damals noch mehrere Hämmer pochten. Seinem Bruder Wilhelm hatte er das Gut aus der großmütterlichen Erbmasse abgekauft, um das alte Mühlengefäll zum Schmieden und Stahlrecken zu benutzen, denn hier sollte die Fabrik entstehen, aus der er „den Kontinent“ mit Ziegelstahl zu versorgen gedachte und für die sicher in einigen Jahren nicht Raum genug in der Enge der Stadt gewesen wäre. Wenn er aber in abendlicher Dämmerung heimkehrte, froh und müde vom Raten, Befehlen und mittätiger Arbeit beim Richten der Wände und Aushub der Gräben, und auf lässig schreitendem Roß die Sorgen und Arbeit des nächsten Tages übersann, dann bog er hinter dem Tore links in ein enges Gäßchen hinauf und vor einem uralten Hause dicht neben dem jüdischen Tempel stieg er vom Pferde, um seinen Freunden und Teilhabern bei ihrem geheimnisvollen Werke zuzusehen. Denn hier, in einem kleinen Anbau mit Windöfen, Essen und Schmiedefeuern, trieben die Herren von Kessel ihr alchimistisches Werk. Ihre Geschäftsbücher glichen Apothekerrechnungen, ihre Passauer Ziegel barg man leicht in zwei Fäusten, und was nach gelungenem Gusse aus ihnen gefördert wurde, war einstweilen noch kein Gußstahl, wurde aber mit Eifer und Hoffnung geschmiedet und erprobt. Dann stand Zacharias, der Schmied, gewichtig am klingenden Amboss, seine Frau schwang den Vorschlaghammer, und die Vorübergehenden blieben auf der stillen Gasse stehen und horchten den ungewohnten Klängen, die aus dem alten, stillen Hause drangen. Oder sie redeten leise mit einander und sahen auf das angebundene Pferd und auf die dünnen Rauchwolken der Esse, an der Friedrich Krupp, der junge Feuerkopf, seinen Gußstahl schmolz. Ja, Friedrich Krupp, der ruheloseste Geist aus der alten, jetzt so klein gewordenen Ratsfamilie, der schon so vieles versucht und bei keiner Hantierung geblieben war. Jetzt wollte er Feilenstahl machen, was doch nur die Engländer verstanden, und was man in Wald bei Solingen und Gott weiß wo vergeblich versucht hatte, und draußen an der Berne war er gewaltig am Bauen und ließ Teiche graben und schlug den Wald und stritt sich mit dem Forstfiskus herum und vertat seiner verstorbenen Großmutter, der Ascherfeldischen, reiches Erbe, wo er doch selbst nun gerade den ersten Jungen bekommen hatte und vernünftig und sparsam werden sollte. So oder ähnlich werden die Leute geredet haben, und der Schein der Dinge gab ihnen recht, denn was auch die fremden Herren verstehen mochten — Gußstahl machen konnten sie nicht. Das mußte Friedrich Krupp denn auch einsehen, und allmählich dämmerte ihm wohl die Wahrheit auf,

wie seine Freunde sie zuletzt selbst enthüllten, nämlich, daß ihr persönlichster Wunsch nur der war: nach ausgestandenen Weltstürmen, die sie wohl in den Kriegsjahren der Revolutionszeit wirklich erfahren haben mochten, den Rest ihrer Tage in Ruhe zu genießen — und dazu war ihnen Friedrich Krupps Haus als der geeignete Hafen erschienen.

Aber die Weltstürme brausten weiter, sie bliesen den Thron Napoleons und die Kontinentalperre davon, und der Wunsch der Herren von Rechel ward nicht erfüllt. Sie hatten Schaden genug angerichtet, den größten Theil seines väterlichen und großmütterlichen Erbes hatte der junge Krupp in Bauten, Rohstoff und Versuchen geopfert und nun schien es, er sollte seinen Träumen entsagen und wieder von vorn beginnen. Zum ersten Male in seinem Leben zwang er jetzt seinen Charakter zu einer ihm fremden Eigenschaft, die er darum auch seinem Sohne nicht hat vererben können, zu jener persönlichen Härte, durch die manche ihm sonst verwandte Gründernatur schneller zum Erfolg gekommen ist. Er gab den Brüdern von Rechel den Lauffuß und stellte sich wieder auf eigene Füße, schuldenbelastet und auf den Scherben seiner hochfliegenden Träume. Den Mut verlor er eben nicht, obwohl seine Geschwister und sein vermögender Schwiegervater entschieden die Hergabe weiterer Mittel für seine Sache verweigerten. Er traute sich wohl zu, auch allein fertig zu werden, aber der Krupp von 1814 war doch nicht mehr der von 1812 und wenn er jetzt abends nach getaner Arbeit seinen Jungen auf den Knien springen ließ und seines raschen Gedeihens sich freute, so war es doch nicht mehr mit dem Siegerstolz von damals, als er dem Sohne ein Werk von vaterländischer Bedeutung in die Wiege legen wollte. Statt des einst besessenen Vermögens lasteten jetzt 29000 Taler Schulden auf ihm, die ganze Fabrik nebst den aufgelaufenen Kosten, größtenteils hatte er das Geld dazu von seinen Verwandten entlehnt. Was war noch sein von dem groß begonnenen Werk?

Auch die äußeren Umstände hatten sich verändert. Die Tage des Kaisers waren vorbei, die Absperrung Europas gehörte der Vergangenheit an, England war bereit, mit einer in vier Jahren aufgehäuften Lawine von Erzeugnissen sich auf das Festland zu stürzen, und mit dem Schutze des heimischen Gußstahls war es vorüber. Es gehörte Mut dazu, in diesen Tagen den Gußstahl — erfinden zu wollen, oder alle diese Umstände sind Beweise dafür, daß Krupp damals auf dem rechten Wege war und es wußte.

In dieser Zeit — es war in den Tagen von Ligny und Waterloo, als das Schicksal Europas nochmals an einem Faden hing — begab sich in Essen ein seltsamer Zufall. Es kam ein Mann aus der Fremde namens Nicolai, mit glänzenden Zeugnissen und glühender Beredsamkeit. Er war, wie es scheint, in Berlin gescheitert, suchte nun Anschluß bei der Industrie der neupreußischen



westlichen Provinzen und war auch an Dinnendahl gekommen, der ihn an Friedrich Krupp wies, als den Mann, der gleichsam auf ihn gewartet. Denn Nicolai war Gußstahlerfinder, ja er hatte ein gutes preussisches Patent darüber in der Tasche. Er hatte auch Zeugnisse, daß er bereits in der Karlsruhütte bei Claustal mit vollem Erfolg gearbeitet habe.

In dem alten Hause am Flachsmarkt, wo jetzt schon drei Kinder zu Friedrich Krupps Füßen spielten, folgten ein paar Tage schwerer Kämpfe um den richtigen Entschluß. — Was war zu tun? Da stand die Fabrik, mit schwerem Gelde gebaut, aber kalt die Ofen und der Hammer ohne Arbeit. Mit der Ziegelherstellung war Krupp im reinen, und er war so sicher, damit die größte Schwierigkeit gelöst zu haben, daß er unbedenklich auch allein sich wieder ans Werk gemacht hätte, wären nur die Mittel noch vorhanden gewesen. Nun aber kam der Fremde! Kam nicht, wie die Rechel, mit leeren Händen und großen Versprechungen, sondern mit schweren amtlichen Beweisen, daß er gerade das besaß, was Krupp unter mühseligen Versuchen sich erst erwerben wollte, das Geheimnis des richtigen Ziegeleinsatzes, um besten „englischen“ Gußstahl zu erzeugen. Und überdies mit dem Angebot des Zusammenarbeitens mit gleichen Mitteln und auf gleiche Gefahr. Sollte er ihn abweisen? Da waren die Haniel und Hünssen, die ihm einmal schon den Lebensweg versperrten, als sie der Großmutter für schweres Geld die Hütte zur guten Hoffnung abgekauft hatten. Da war die Walder Gußstahlfabrik, die auch mit der Sache noch nicht im reinen war, da waren die Dinnendahl, Jacobi, die Hartfort und wie sie heißen, die gleich ihm Pioniere der Neuzeit im Westen waren, aber mit mehr Mitteln und mehr Glück ihm weit voraus! Sollte er warten, bis einer von ihnen den Nicolai zu sich nahm und auch dieses Geschäft machte? Denn so viel erschien sicher: arbeitete Nicolai nicht mit Krupp, so arbeitete er gegen ihn — und er hatte wenigstens eins, was jener nicht besaß, das preussische Patent.

Nein, es mußte gewagt werden, wenn auch mit vorsichtiger gefaßtem Vertrage, der Krupp im Falle des Mißlingens wenigstens sein Hausrecht wahrte. Es wurde gewagt — und schlug noch schlimmer fehl als bei dem ersten Versuche. Die Rechels waren harmlose Schelme, die sich mehr zugetraut hatten, als sie verstanden. Nicolai war ein raffinierter und gewissenloser Betrüger, der selbst die vom Staate erhaltenen Zeugnisse erschlichen und erlistet hatte und den man jahrelang im preussischen Ministerium des Innern geradezu gefürchtet haben muß, denn trotz belastender Zeugnisse und Anzeigen — 1813 hatte man ihn in Berlin als Spion verhaftet, in den Rheinlanden hegte er gegen die preussische Regierung, gleichzeitig Immediatgesuche um Unterstützung an den König richtend — trotz diesen und anderen Erschwerungen ging man nicht gegen ihn vor.



Einem solchen Manne in die Hände zu fallen, war Friedrich Krupps folgenreiches Loß, und unter den Schatten dieses neuen Schicksalschlages tat sein vierjähriger Sohn und Erbe die ersten halbbewußten Blicke in die Welt.

## Erinnerungen

Von keines berühmten Mannes Jugend kann es weniger Berichte und Zeugnisse geben als von den Knabentagen Alfried Krupps. So sehr trat seine Gegenwart zurück hinter dem Tun und den Schicksalen seines Vaters und hinter der mühselig ringenden Fabrik. Ist es schade darum? Wie wenig bedeuten die Erlebnisse eines Knaben, wie wenig seine Leiden und Freuden, wenn ihnen der Lebenskampf und Untergang eines genial veranlagten Vaters den tragischen Hintergrund webt! Wie viel aber bedeuten für den Jüngling, den Mann und Greis die Erinnerungen jener Kindertage, in denen sich die ersten Erlebnisse zu Eindrücken formen, die Eindrücke zu Erfahrungen wachsen und, sei es erkannt, sei es unter der Bewußtseinschwelle, die Lebenslinien bestimmen! Wie dürftig, wie nüchtern, wie farblos ist unser Wissen um die Tatsachen aus der Kindheit Alfried Krupps — und wie lebensvoll, wie farbenreich mögen die Erinnerungen in seinem Geiste aufgestiegen sein, wenn ihn im Alter die schlaflosen Nächte seines großen Hauses überfielen und aus dem tiefen Schweigen des Ruhrtals die müde Seele zurückführten in das Reich der Kindertage und der erwachenden Jugend!

Wovon redeten Alfried Krupps früheste Kindheitserinnerungen? War es der erste Ritt mit dem Vater, dem die junge Mutter den Zwei- oder Dreijährigen vor dem Wegreiten zum Abschiedsstoß auf das Pferd hob? Bis er eines Tages da sitzen blieb, blühenden Auges unter dem blonden Haar und mit dem bewunderten Vater hinausritt zur Walkmühle, zu den Hämmern und Öfen, die enge Gasse hinunter und unter dem schallenden Torbogen hindurch in das Reich der Märchen und Wunder. Da war der weite, weite Weg durch Gärten, Wiesen und die grundlosen Moorwege des Segeroths, in die man Jahr für Jahr ungezählte Fuhren Busch versenkte, um sie wegsam zu machen, und wo die Karrentreiber mit ihren Kohle- und Eisenlasten trotzdem bei Regenwetter steckenblieben. Schwerfällig und langsam trotteten die Leute in ihren dicken Holzschuhen den morastigen Weg entlang, den Vater aber grüßten sie freundlich und ehrerbietig, wenn er, freigeboresnes Herrentum in seinem ganzen Wesen, mit einem guten Worte oder mit freundlichem Blick an ihnen vorüberritt. Draußen aber, auf dem grünumbuschten Mühlengute an der Berne, brausten die Räder und rauschten die Essen, glühende Stäbe riß der Schmied aus grellweißen Flammen, und bei den Schlägen des

900 Pfund schweren Hammers bebte der Boden unter den Füßen des Knaben. In die lodernde Glut der Schmelzöfen ließ ihn der Vater schauen und nur an einer geheimnisvollen Kammer ging er mit verdunkeltem Blick vorüber oder pochte mit rauher Faust an die Thür vor dem Eintritt. Und doch trieb dort nur ein stiller, schüchterner Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren sein Wesen. Ludwig Nicolai, der Sohn des unseligen Erfinders und Ränkeschmieds, der sich als zweiter an den aufsteigenden Stern Friedrich Krupps geheftet hatte und den Vater viel tiefer und hoffnungsloser als seine ersten Teilhaber ins Unglück stieß! Ludwig Nicolai, der in der Abwesenheit seines Vaters die Tiegel beschiedte und allein um das sogenannte Geheimnis des Patents wußte, von dem selbst Krupp ausgeschlossen war — bis es endlich zutage kam, daß alles Schwindel und Betrug war, daß sie nicht einen reinen Guß erzeugen konnten und keiner von ihnen auch nur so viel wie Friedrich Krupp selbst verstand, und sie mit Schimpf und Schande von der Walkmühle verschwanden! — War es das, was Alfred Krupp in schlafloser Nacht vor den sinnenden Geist trat?

Oder war das der früheste klare Eindruck aus den Kinderjahren: die stürmischen Tage um Alfreds vierten Geburtstag herum, als der Zwist mit Nicolai begann und der Vater, gehegt von Sorgen und Arbeit, nach abendlichem scharfem Ritt vom Forsthose, dessen Verkauf er betrieb, müde zu Hause anlangte und abgehegt in den Armen der Mutter zusammenbrach? Als den Vielgeschäftigen — vielleicht zum ersten Male — die Heiterkeit und Sicherheit seines Wesens verließ und auf das angesehene Haus der erste dunkle Schatten schwerer Tage fiel?

Schlaflos sinnt der Greis den Erlebnissen der Kindheit nach, weiß selbst nicht mehr das Erlebte von dem Nachklang oft gehörter Begebnisse zu scheiden. Weiß nur, daß wieder bessere Tage kamen und wieder schwerere folgten und daß oft zwischen den Eltern, mit Verachtung und leidenschaftlichem Haß, der Name Nicolai genannt wurde. Schaden hatte er gebracht, an Zeit, Gut und Ruf unwiederbringlichen Schaden, und lange über die Tage seines unheilvollen Wirkens in der Firma Nicolai & Krupp hinaus lasteten sein Lügengewebe und seine Berliner Machenschaften wie ein Bleigewicht an dem guten Namen Friedrich Krupps. Lasteten noch bis in die Tage seines Sohnes hinein.

Vom fünften zum sechsten Jahre — welch eine Flut der Erinnerungen bricht herein! Fort sind die dunklen Schatten des Streites, der Vertreibung des Schwindlers, des kranken Vaters und der verschlossenen Fabrik. Wieder reitet er, oft nunmehr, mit dem Vater zum Hammer hinaus, bald auf eigenem Pferdchen und endlich, von Stolz und rasch erwachender Selbstsicherheit getragen, allein mit den Aufträgen und Zetteln des Vaters an den Faktor, den Schmelzer und die Hammerschmiede. Glühen die Ofen nicht heller? Pochen die Stampfen nicht rascher und lustiger und dröhnt der große Hammer nicht tiefer und voll Zuversicht



seinen mächtigen Taft: Vorwärts, aufwärts! Vorwärts, aufwärts! Wie gut der Stahl nun geriet unter Vaters kundiger Hand! Wie glänzte Lantermanns breites Gesicht, des ehrlichen Schmelzers, der jetzt die selbstgefertigten Ziegel zu füllen hatte ohne den verhassten Einspruch des Berliner Pfschers mit seinem erschlichenen Patent! Wie strahlte der Hammerschmied Janssen, wenn der Reckhammer die rothglühenden Güsse zu tadellosen Stangen streckte, und wie fröhlich lachten die schwarzen Gesellen, wenn der kleine Herrensohn allein auf seinem Pony angeritten kam und mit seinen Aufträgen wichtig in ihre Mitte trat! Und Aufträge kamen von weit und breit, manches Lob des trefflichen Stahles hatte der Vater vorzuweisen. Oft kamen hohe und wichtige Besucher, die den Erfinder des guten deutschen Gußstahls kennenlernen wollten und mit denen der Vater in die Fabrik ging und dann vergnügt beim Weinglase saß. — Wann hatte er wohl zuerst die Düsseldorf'schen Herren gesehen, die aus Vaters wichtigsten Kunden so schnell zu Hausfreunden wurden und ihm, dem Knaben, ihre Freundschaft so lange über des Vaters Grab erhielten, der rasche, raffige Roelle, der mit dem Vater soviel in der Fabrik zusammensteckte, um die Walzen zu gießen, auf die der große Preis in Berlin gesetzt war, und der stille, zurückhaltende Goedeking, der Generaldirektor der neubegründeten Königl. Münze für die gesamten Rheinlande, der leider zu früh nach Berlin zur Leitung der dortigen Münze zurückkehrte. Nun lächelt der unter Kämpfen weiß Gewordene in der Erinnerung an seine eigenen Erfahrungen. Wie schwer es doch gewesen war, das Vertrauen und die Kundenschaft der Berliner Münze zu gewinnen. Hatte Vater, hatte er selbst diesen Goedeking jemals völlig gewonnen? Wie hatte er um diesen Preis gekämpft, was hatte er ertragen, um den Berliner Behörden es recht zu machen, um dem preussischen Staate dienen zu dürfen — und doch, war das Ziel heute erreicht? — Leicht schüttelt er den Kopf und spinnt den alten Faden weiter.

Nie war der Vater siegesgewisser, nie trug er sich mit höheren Plänen. Wie wurde gearbeitet, geschrieben, gereist und gebaut — und zu Hause doch der Druck der täglichen Sorgen. Da nagte der Wurm am Mark des jungen Unternehmens. Alle Mittel waren erschöpft, ein großer Neubau auf dem Kamp der Großmutter am Scheewinkel vor dem Limbeder Thor sollte entstehen, täglich trieb es den Vater hinaus, mehr und mehr vertiefte er sich neben den eigenen Sorgen in städtische Geschäfte, seltener sahen sie ihn im Hause, stiller und bleicher ward der Mutter Gesicht, und Weihnachten stand vor der Thür, Weihnachten 1818. Beim Freunde Dinnendahl, in dessen Hause Alfred und Ida täglich mit seinen Kindern den Unterricht des Magisters Sartorius theilten, glänzten die dröhnenden Werkstätten im Lichte des neuerfundenen Gases, Werkstätten mit sechzig Leuten, als der Vater deren vier oder fünf hielt! Wie oft er in diesen Räumen zugeesehen hatte, in denen die Riesen des damaligen Maschinenbaus entstanden, die großen Wasserhaltungs-



und Fördermaschinen mit ihren hölzernen Hebeln, riesigen Zylindern und Seiltrommeln. Hatte er dort nicht seine alte Liebe für schwere, hölzerne Konstruktionen geerbt? O Dinnendahl! Sein Name war in aller Munde, voll Stolz und Klassengeist marschierten seine Arbeiter durch die Stadt und sangen ihr kraftvolles Lied:

„Seid lustig wohl an —  
Gefellen Dinnendahls beisammen!  
Der Arbeit sind wir unterworfen —  
Mit Vergnügen und ohne Sorgen —  
Mit Lust und Pläster!  
Gefellen Dinnendahls sind wir!“

Und die Buben marschierten im Zuge mit, o selige Jugendzeit! Wie ging es doch weiter?

„Wir marschierten unter das Tor —  
Unter uns das ganze Chor —  
Da sah man von weitem —  
Herrn Dinnendahl anreiten! —  
Er ritt nach seinem Pläster.  
Gefellen Dinnendahls sind wir!“

Wie rauscht der Wind in den Bäumen des Parks! Am Monde jagen die Wolken hin und in der Seele die Erinnerungen. . . . „Er ritt nach seinem Pläster!“ War das Franz Dinnendahl mit den blitzenden Augen? War es der Vater, wenn er heiter und hochgemut unter dem Tor durch nach dem Scheewinkel ritt, wo neben der Mülheimer Landstraße die Mauern seines neuen Schmelzbaues mächtig aus der roten Erde stiegen? Woher denn immer im Hause die Dunkelheit und der Druck der Sorgen, die man kaum noch der guten Großmutter anzuvertrauen wagte? Und Weihnachten vor der Tür! War es damals, als dicht vor dem Feste noch mit einem Schlage Fülle und Frohsinn kamen und der heilige Christ, der den Kindern schon zu entgleiten drohte, mit beiden Händen bescherte? Oh, sie merkten es wohl, wie die Großmutter Einhalt tat und die liebe Mutter — wie jung sie noch war und wie gern sie mit ihm und Ida spielte! — zaghaft auf den Vater schaute, als würde es des Guten zuviel. Er aber lachte und schüttelte den Lockenkopf: Erst recht! — Und mit der Mutter und den Kindern tanzte er um den Weihnachtsbaum und sang seine Lieblingslieder: „Diese Welt ist viel zu schön, traurig in ihr herzugehen!“ Das war der Rest des Rauffschillings für die Gutehoffnungshütte gewesen.

Noch eine Kindererinnerung! Wie draußen vor dem Steeler Tore ein hausrender Mann, der von Stadt zu Stadt zog, in einer Lehmgrube auf freiem Felde eine große Glocke für die lutherische Kirche goß. Zu Hunderten hatten sie umhergestanden, Volk und Schulbuben, und zugeschaut, und sogar dem Vater hatte das gefallen, wie alles, was mit Feuer und Schmelzen zusammenhing. Er hatte eifrig

mit dem Manne beraten und ihm, dem Buben, hatte er damals erklärt, wie es kommt, daß man die Bronze überall, ohne Hilfsmittel fast, in alle beliebigen Lehmformen gießen kann, während der Stahl die tiefen Öfen und die gewaltige Hitze und das edle Material der Ziegel braucht. Ja, darum hat er selbst sich Zeit seines Lebens soviel mit den Bronzeschwärmern herumschlagen müssen! Natürlich, die Bronzekanonen konnten sie sich in Spandau und wo sie Lust hatten selber gießen, aber für die Gußstahlrohre waren sie ihm verpflichtet — und das paßte den Herren nicht. Wie geht doch alles im Leben natürlich — und menschlich, allzu menschlich zu! Immerhin, an ihrem Plage kann auch die Bronze nützlich sein, man kann sie schließlich an jeder Stelle, zu jeder Stunde ersetzen, wenn eine Handvoll Holz und Lehm zur Stelle ist. Er denkt an sein Lieblingsprojekt, die Panzerkanone und kriegt schnell ein paar Worte für Budde, den getreuen Kanoniker, aufs Papier, die Deckung der Scharte im Panzerstande durch Bronzeplatten zu versuchen. „Ich finde darin einen großen Vorzug, weil ein Former oder Gießer in irgendeinem Teil der Erde dieselbe umgießen kann, wenn nur Ton oder Lehm und Holz zur Hand ist. Bearbeitung sogar wird unnötig.“

Wie die Gedanken sich jagen, wenn man schlaflos auf dem Lager ruht und draußen Wind und Wolken ziehen! Wann war es, als er mit dem Vater zum ersten Male ausgewanderte zur „Essender Maschin“? So hieß dazumal die Sälzer und Neuader Zeche, die von der Herren- und Röttgersbank die einzigen brauchbaren Kohlen zum Auschwefeln für die Schmelzöfen lieferte, wenn nicht der Gußstahl verderben sollte. Über dem Josinaschacht auf der Röttgersbank stand die neue Maschine mit den langen Holzgelenken, die Franz Dinnendahl im hintersten Hagen gebaut hatte, und zu der der Vater auf der Guten Hoffnung in Sterkrade die Maschinenteile goß, davon hatte er ihm vieles erzählt. Wie die Leute von weit her liefen, um das neue Wunder zu sehen, und die alte Sälzerzeche fast ihren Namen darüber verlor, denn man nannte sie nicht mehr anders als die Feuermaschine.

Und dann war der Vater mit ihm nach der Hütte zur guten Hoffnung geritten, wo er einst selber Herr war, und nun höflich bitten und betteln mußte, damit man nur das Nötigste für ihn schmiedete und goß, wenn seine eigenen Hilfsmittel nicht reichten. Hatte nicht sogar der Direktor Goedeking persönlich eingreifen müssen, damit sie in Sterkrade die Kruppschen Güsse reckten, die er zu seinen Münzwalzen brauchte und mit denen der kleine Hammer an der Berne nicht fertig werden konnte? — Oh, wie sie anstürmen, die Erinnerungen des Erlebten, Erlittenen und Erkämpften! Davon kann er selbst noch erzählen, wie er von Hammer zu Hammer fahren mußte mit seinen Stahlgüssen und wie sie bei seinen ersten Erfolgen stugig und neidisch wurden, die Nachbarn und Freunde im Eisengewerk. Wie sie keine Zeit mehr zum Reden hatten und die besten Güsse ver-



brennen ließen, wenn nicht einer von Krupps Leuten Schildwache beim Schmieden stand, und wie er wochen- und monatelang mahnen mußte, um die Gußstücke zu seinen ersten Hämmern und Maschinen zu erhalten, bis — ja bis endlich, trotz allem und allen, seine eigene Eisengießerei unter Dach und im Betriebe war. Die Engländer, die spröden Kerls, hatten ihm doch das Geld dazu geben müssen!

Da lag der Vater schon fünfundzwanzig Jahre in der Erde, der arme Vater, der das Höchste erstrebte und in seinen letzten Tagen vor den Ruinen seines Lebenswerkes stand... Wie die Gedanken sich jagen, wie die Erinnerungen ziehen! Nun stand der gewaltige Neubau, den der Vater mit dem Aufgebot all seiner letzten Kraft errichtet hatte. War es nicht ein Feiertag? Wichtig — Völkerschlachtsfeier, Freiheitstag, achtzehnter Oktober. Auf den Höhen brannten die Feuer, und im neuen Schmelzbau schlug die weiße Lohe um die Ziegel, die der Vater selbst mit dem besten Zementstahl gefüllt hatte. Den Arbeitern ward ein Fest gegeben, und die Mutter war dabei und tanzte mit ihnen in der großen leeren Halle, und selbst der strenge Großvater, der Herr Pate Wilhelmi war zu Frieden und kam selber, die neuen Ofen, die tief unter dem Boden des Schmelzbaus lagen, zu sehen. Und es kam die Zeit, wo er selbst, der achtjährige Knirps, die schweren Güsse, die er nicht einmal vom Boden lüpfen konnte, allein zum Hammer schaffen mußte. In starken Säcken hing man sie ihm rechts und links über das Pferd, hob den Buben hinauf, und fort ging es durch dick und dünn, bis ihm draußen auf dem Eisenhammer der Hammerschmied Marre die Würde wieder abnahm. Aber nicht nur zum Hammer, auch an die Ruhr hinunter, zum Walzwerk auf der Spillenburg, mußte er mit frischen Güssen reiten, dort walzten sie ja die Bleche zu den Gerbermessern daraus! Ein leichtes Lächeln geht über die Züge des halb Träumenden hin: Gerbermesser! Das war ja später sein erster Broterwerb. War es schon damals, daß ihn die Lust am Reiten erst langsam und dann so unbezwinglich ergriff, daß eine Leidenschaft fürs Leben daraus wurde und daß in den ersten schweren Jahren nach Vaters Tode sein tiefster Seufzer blieb: Wenn ich doch nur einmal wieder ein Reitpferd hätte!

Den Sinnenden flieht der Schlaf. Wie kam es, daß auch dann, nach Vollendung des Schmelzbaus, das Geschäft sich nicht wieder hob? In den Bestellungen hatte es nicht gelegen. Lief nicht der Freund Noelle dem Vater das Haus ein, um Stempel und Walzen zu bekommen? Und wieviel Mahnungen und Vorwürfe der Geschäftsfreunde hatte er selbst noch zur Schulzeit beantworten müssen an Vaters Stelle, weil eilige Aufträge nicht ausgeführt worden waren. Einmal hatte es an gutem Eisen gefehlt, um Stahl zu gießen, ein andres Mal waren die Formen nicht rechtzeitig bestellt oder geliefert worden, oder gar der Vater hatte über neuen, verheißungsvollen Plänen alte, langdauernde Verbindungen verscherzt. — War das nicht auch später geschehen, kam es heute vielleicht noch vor?



Der Ruhende greift nach einem der langen, immer gespitzten Bleistifte, die auf dem Nachttisch neben dem Bette liegen, und im Dunkeln gleiten seine markigen Schriftzüge über den stets bereiten Block. „Nicht auf dem laufenden Geschäft, aber auf dem Gedeihen des Ganzen beruht die Zukunft des Etablissements.“ Und ferner: „Es ist notwendig, daß im Zentrum der Verwaltung eine Geschichte geschrieben wird. Ohne solche geschichtlichen Berichte stirbt mit der Änderung des Personals die Kenntnis vom Verkehr mit den Ländern aus; es kann ein alter treuer Kunde zur Fabrik kommen, er wird kalt empfangen, niemand kennt ihn, obgleich man ihm oder den Seinigen großen Dank schuldet und in nächster Beziehung zu ihm stand. . . Was ich erstrebe, ist, daß nichts abhängig sein soll von dem Leben oder Dasein einer Person, daß mit derselben kein Wissen und keine Funktion entweiche.“

Dabei gehen dem Schreibenden noch einmal die ewigen Geldnöthe durch den Kopf. An den Betriebsmitteln hatte es dauernd gemangelt, nachdem der Vater den kostspieligen Schmelzbau mit seinen letzten Mitteln vollendet hatte, und das war, heute weiß er es, der Wurm am Mark der Fabrik gewesen. Vergeblich half die Großmutter mit ihren letzten, schmalen Mitteln, vergeblich war beim Großvater Wilhelmi das Weinen und Bitten der Mutter, lästige Mahner erschienen im Hause, grobe Briefe schufen dem Vater Ärger und Verbitterung — es kamen wieder die furchtbaren Zeiten, wo kein Schmiedeseisen vorhanden war, ja vorhandenes aus Not verkauft wurde und aus den schlechten Abfällen von der Spillenburg guter Stahl gemacht werden sollte, — ja er wurde auch danach und Better Grevel, der Faktor, weigerte sich, ihn den Bestellern zu schicken. Die Verwandten kamen zusammen, der gütige Onkel von Müller und der leichterregbare Oheim Schulz, Ohm Bohnstedt, der polternde Pfarrer mit der gewaltigen Stimme, und wenn sie auch die Kinder hinausstießen und zu der Großmutter schickten, er und Ida wußten doch, was es bedeutete: sie hielten wieder Familienrat, und keiner würde dem Vater helfen. — Da stand sie nun, die neue Fabrik, die das letzte an Vermögen und Kredit verzehrt hatte, monatelang mit erkalteten Öfen, und der Vater erkrankte öfter und öfter und suchte Heilung in Bädern, während zu Hause alles drüber und drunter ging. Sogar nach Rußland hatte schon der Vater die Fabrik verlegen wollen, wo man ihn besser schätzen und behandeln würde als im undankbaren Preußen. Lange Zeit war davon im Hause gesprochen worden, die Mutter hatte geweint bei dem Gedanken, die Heimat verlassen zu müssen, er selbst war noch ein kleines Bübchen gewesen. Wie oft war später noch der russische Plan aufgetaucht und wieder verworfen — wie sich alles, alles im Leben wiederholt! — So wurde der stolze Neubau, des Vaters Sorgen- und Lieblingskind, zuletzt der Ruin seines Lebens.

Wie lange vorüber und wie lebendig das alles heute in stiller Nacht! Müde wälzt sich der alte Herr auf dem einfachen Lager; wozu immer wieder das Grübeln,

das Denken, das Sorgen! Und doch, es soll nicht umsonst sein, die Erinnerungen mögen mit ihm sterben, der Geist soll leben, aus den Erfahrungen der Vergangenheit lernen, auf ihnen die Zukunft bauen. Wieder tastet er, wie so oft in schlafloser Nacht, nach dem Block aus gelbem, rauhem Papier, bei geschlossenen Augen gleitet die der Dunkelheit gewohnte Hand über die großen Blätter und formt die Erinnerung zu kurzen, inhaltreichen Sätzen. „Das größte Verdienst für den Konstrukteur ist Einfachheit, Billigkeit, mit Solidität verbunden. Werkstätten und Schuppen luxuriös zu bauen, ist Großtuererei vor der Welt, die mit dem Herzblut des Geldbeutels bezahlt wird und so viele Anlagen schon im Keime ruiniert hat.“ Und dann gleich noch, in Erinnerung an den unruhigen Neuerungsstrieb des Vaters, ein Wort ins Stammbuch der Erfinder: „Experimente haben einen Reiz für Ingenieure, die bekanntlich den Geldeswert weniger schätzen. . .“

Dabei geht dem Schreibenden der Gedanke durch den Kopf, wie leicht ein Fehler gemacht ist, wie leicht selbst den fest gefügten Bau des Wohlstandes das Unglück treffen kann. Die Erinnerung an Geschäftskrisen, an Verluste durch mangelnde Vorsicht, an Feuersbrünste aus Leichtsinne bewegt wie so oft in schlaflosen Nächten seinen Geist und in der Erinnerung steht er wieder, wie als Neunjähriger, vor dem Brande im hintersten Hagen, der Dinnendahls Lebenswerk in Asche legte. Seinen Vater, den städtischen Brandherrn, ging ja nächst dem unglücklichen Erfinder die Sache am nächsten an, unter den Löschenden und Rettenden war Krupp an erster Stelle, und dem Fabrikherrn, der ratlos und hoffnungslos in die Flammen starrte, die ihm Maschinen, Werkzeuge und seine unersetzlichen Modelle fraßen, war er sicher der herzlichste Tröster. Der neunjährige Knabe aber sah mit Grauen das furchtbare Element und seine Folgen, er erlebte es noch mehr als einmal im Gespräche der Eltern nach, und unauslöschlich setzte sich der Eindruck in seiner Erinnerung fest, wie der vordem so angesehene Mann, trotz Verlegung und Wiederaufbaus seiner Fabrik, doch nicht wieder den alten Flor erlebte, wie er von Jahr zu Jahr zurückging und schließlich, wenige Monate vor dem eigenen Vater, wie dieser über den Trümmern einer verlorenen Schöpfung zusammenbrach. Da verkettete sich in dem Kinde Ursache und Folge und auf ewig blieb vor seinem Geiste das Schreckensgespenst des verheerenden Brandes stehen, der ein Menschen- und Lebenswerk in Stunden vernichtet. Die Angst vor einem ähnlichen Geschick hat ihn Zeit seines Lebens nicht wieder verlassen. Nachts im Bette schreckte ihn der Gedanke auf, ob der Nachtwächter wohl auf dem Posten sei und ob Abends alle Feuer gelöscht waren. Auf seinen Reisen verfolgte ihn die Vorstellung lässiger Aufsicht und verheerenden Feuers wie ein Alp und es war mehr Bitterkeit und Pein als Scherz, wenn er einmal während der Reise schrieb: „Man müßte wohl einen zweiten Nachtwächter bestellen, der den ersten bewacht.“ Und so schreibt er auch jetzt wieder an seine Profura lose Gedanken über Vorsicht, Vorausberechnung



und die Notwendigkeit stetiger Kontrolle, mit den Worten schließend: „Alles Unglück ist eine Folge von Mangel an Vorsicht und von Gleichgültigkeit, sogenanntes Vertrauen, im Grunde aber Bequemlichkeit.“

So geht es, mit Pausen des Schlafs zwischen unruhigen, sorgenden Gedanken, fort, bis über dem Sinnen, dem Grübeln und Schreiben langsam der Morgen durch die hohen Scheiben graut. Leise und vorsichtig öffnet der Kammerdiener die Tür. Ruhige Atemzüge gehen durch das Zimmer. Still nimmt der Diener die beschriebenen Blätter vom Tisch, an deren Zahl er die karge Nachtruhe seines Herrn abmißt. Leise, wie er gekommen, verläßt er das Schlafgewach. Die Niederschriften Alfred Krupps gehen früh mit der Hügelpost zur Fabrik.

## Schule und Leben

Vom zwölften bis zum vierzehnten Lebensjahr — für andere Knaben die Zeit des Erwachens vom kindischen Spiel zum nachdenklichen Spiel, für Alfred Krupp das Erwachen aus der Kindheit überhaupt, aus einer Kindheit, die er niemals als im Traume wiederfand. Jetzt sah er seinen Vater, den früher urteilslos bewunderten, bewußt, sah ihn in der Zeit des schwersten Ringens. Anfänglich noch des Ringens um den vollen, geträumten Erfolg, als dessen sichtbares Zeichen ja soeben die neue Fabrik erwuchs. Dann, als das vorbei und die Schwinge des Mutes gebrochen war, des Ringens um das bloße Ziel, um das eine Blatt am Kranze der Unsterblichkeit, das den Erfinder des deutschen Gußstahls lohnen sollte; und endlich — ach endlich nur noch um das bißchen Achtung und Anerkennung seiner Mitbürger, in deren feindseliger Ablehnung ihm der „Widerstand der stumpfen Welt“ so greifbar nahe gegenüberstand.

Es war im allgemeinen keine schöne Zeit für einen deutschen Erfinder, die Nachkriegszeit der zwanziger Jahre! Wohl stieg aus dem Zeitalter kriegerischer Wirren und politischer Räusche, die allzulange den Geist der Deutschen betäubt hatten, wieder der kräftige Erdgeruch bürgerlicher Arbeit auf. Ereignisse wie das Hungerjahr 1816, das 20 000 Landesfinder über das Weltmeer jagte, wie das englische Maschinenzeitalter und das rasch wieder erwachte französische Kunsthandwerk, ließen den Wert der Arbeit steigen gegenüber dem fragwürdigen Kampf liberaler Freiheitssträume mit Reaktion und Polizei. Zweifellos war der Fortschritt da, in seinem Namen reichten sich Naturwissenschaft und Technik die Hand und an dem tatfreudigen Schaffen der Humboldt und Beuth zerschellte die Welle des Hegeliums, das sich vermaß, den „Strom der Wirklichkeit zu brechen durch den Geist“. Aber den Zeitgeist der Kleinheit, der Enge, der politischen Krankheit oben und unten



vermochten auch diese Männer nicht zu bannen und in die Kreise derer um Krupp drang ihre Stimme nicht. Wenn Friedrich Krupp am 18. Oktober 1819 den ersten Stahl in den Ofen seines neuen Schmelzbaus läuterte und damit eine große Erinnerung in die Herzen seiner Kinder senkte, so war das Aufbaun in viel höherem Sinne als die politische Jugendeselei des Wartburgfestes ein Jahr zuvor, für die jetzt reife Geister wie E. M. Arndt im Kerker büßten. Aber wer verstand das, wer teilte das unter den Geistern um ihn her? Um ihn war Kälte, Mißtrauen, Spott und Versagen jedes Beistandes, in Essen aus Unverstand — was gilt der Prophet in seinem Vaterlande? — in Berlin aus Absicht, dort hatte Nicolai die Luft in den Ministerien vergiftet.

Krupp war und blieb allein, es ging abwärts statt aufwärts mit ihm, und das war der Eindruck, den sein ältester Sohn als den stärksten seiner Jugend empfing. Sein zwölfter Geburtstag bestätigte, was er später einmal von seinen Geburtstagen im allgemeinen sagte. Es waren selten Freudentage und diesmal vollends war es in einem Jahr voll Mißgeschick ein schwarzer Tag. Schon fast seit Jahresfrist stand Friedrich Krupp beinahe mit allen seinen Geschäftsfreunden, nicht minder mit seinen eigenen Verwandten, auf gespanntem Fuße. Niemand glaubte mehr an seine Sache, niemand lieb weitere Hilfe, dagegen suchte jeder, der Forderungen an ihn hatte, zu retten, was sich eben noch retten ließ. So brach lange hinausgezögertes Unheil mit einem Schlage herein. Selbst der Großvater Wilhelmi hatte gegen den Schwiegersohn nach mehrfachen Drohungen ein Verfahren wegen Zahlung einer bedeutenden Schuldforderung eingeleitet und ein rechtskräftiges Erkenntnis erzielt. An Alfried Krupps Geburtstag kam der gerichtliche Entscheid ins Haus. Eine Summe, größer als die Reste des zertrümmerten Vermögens, sollte in kürzester Frist bezahlt werden. Und dem Sieger in dem schlimmen Handel, dem Paten und Großvater Wilhelmi, war vielleicht selbst nicht ganz wohl dabei. Die Sache kam zum Vergleich, aber von Friedrich Krupps Grundbesitz gingen fast die letzten Trümmer verloren. Das alte, behäbige Haus am Flachsmarkt, ein großer Garten an der Steeler Landstraße und ein Baumgarten an der Hugenburgswiese, die er 1811 aus dem Besitz seiner Großmutter Krupp-Mscherfeld geerbt hatte, gingen in Wilhelmis Hände über, selbst das Haus der Großmutter Krupp wurde mit schweren Schulden belastet. Wo waren die reichen Kruppschen Familiengüter geblieben? Vier Bauernhöfe, völlig unbeschwert, hatte des Jodocus Witwe noch im Jahre 1803 in der Grafschaft Mark besessen, der unerfättliche Schlund der Gußstahlfabrik hatte sie alle verschlungen und für den ihm nicht gehörenden Anteil war Friedrich Krupp seiner Schwester verschuldet.

Die schwersten Tage hat wohl damals Alfrieds Mutter gesehen, die zu allem andern noch unter dem Gedanken litt, daß die Härte ihres Vaters dies Leid über

die Jhren brachte. Friedrich Krupp sah man fortan in gesunden Tagen weniger als bisher im Hause, das ja nicht mehr das seine war. Wenn er nicht im Rathause oder auf der Fabrik war, saß er mit den letzten — nicht den besten — ihm noch verbliebenen Freunden politisierend in der Weinschänke, in franken Tagen aber, die sich häufiger einstellten, lag er mutz und teilnahmslos auf dem Lager. Nächst der Mutter aber litt Alfried sicher am meisten. Er liebte die Eltern und lebte schon früh in des Vaters Beruf und Geist mit, und neben den verweinten Augen der Mutter fraß an ihm verletzter Stolz, denn er ging damals zur Schule, die Tage des Unterrichts beim Freunde Dinnendahl waren vorüber, und der Zusammenbruch der einst so angesehenen Familie konnte nicht verborgen bleiben. Wenigstens dann nicht mehr, als die Familie im November in aller Stille das Haus am Flachsmarkt verließ und neben dem neuen Schmelzbau das kleine Aufseherhaus bezog, einen armseligen Unterstand im Vergleich zu der breiten Lebensführung, die sie verließen, und doch die Zuflucht der Familie während fünfundzwanzig langer Jahre.

So wurden die Tage des Auszugs aus dem Stadthause für Alfried gleichzeitig das Erwachen aus der Kindheit. Das Erwachen zu einem grausamen Lebensernst, der ihn frühreif verstehen ließ, was ihm Kindheit und Liebe bisher verborgen oder wenigstens in Schleier gehüllt hatten: eine hoffnungslose Lage, der wenigstens der Vater nicht mehr gewachsen war. Hatte er als Kind an die alleinige Schuld ungünstiger Verhältnisse, an Mißgunst und Feindschaft als Grund des Mißlingens glauben können: was jetzt geschah, wurde von ihm verstanden und grub sich tief in sein Gedächtnis ein. Er war trotz seiner Jugend zu bekannt mit der Arbeit, stand mit den Leuten im Hammer und auf dem Schmelzbau auf zu vertrautem Fuße, um nicht Fehler zu sehen, wie sie jetzt in der Not äußerster Bedrängnis geschahen und von dem kranken und teilnahmslosen Vater zugelassen oder doch nicht verhindert wurden. Neue Bestellungen wurden erhascht, alte dringende blieben unerledigt. Gutes Eisen für den Tiegeleinsatz, mit schwerer Mühe für den letzten Kredit erworben, wurde versilbert. Gearbeitet wurde monatelang nichts, die Leute standen umher; wenn ein paar Güsse geschahen, so waren sie von schlechtem Eisen und mißrieten, mußten mißraten. Die bösen Briefe der Mahner und die drängenden der wenigen Freunde, die der Vater, aus Krankenlager gefesselt, durch die Hand des Knaben beantworten ließ, die Drohungen des Großvaters, der mit dem säumigen Schwiegersohn die Geduld verlor und seine Forderungen einklagte — konnte das alles dem ältesten Sohn des Hauses verborgen bleiben, der schon als Kind des Vaters Helfer gewesen war?

In den engen Raum einer Wohnung gedrängt, die nicht mehr als eine Zuflucht genannt werden konnte — auch Krupps Mutter begleitete ihren aufs neuerkrankten



Sohn als Pflegerin für einige Monate nach der Fabrik —, hatte nun die Familie buchstäblich nichts mehr als sich selbst. Seine städtischen Ehrenämter legte Krupp nieder, seine Fabrik stand bis auf belanglose Versuche still, aus der Liste der Gewerbetreibenden ward er gestrichen, seine Freunde zogen sich von dem Manne, der einst nach den Sternen gegriffen, zurück, als ihn das Unglück gezeichnet. In dieser Zeit schloß sich um die vereinsamte Familie der Ring der Zusammengehörigkeit mit eiserner Kraft: um den kranken Vater, der jetzt begann, an Alfrieds Austritt aus der Schule zu denken und jede Sorge mit ihm zu teilen, der aber auch für den Sohn die Hand ins Feuer legte und mit schneidender Schärfe Übergriffe gegen die Autorität ahndete, die er selbst dem Vierzehnjährigen einräumte; um die junge Mutter, die durch ihres Vaters Härte nur enger in die Arme des Gatten und der Kinder getrieben wurde, um die Großmutter, die bis zuletzt die schwachen Hände segnend über den Sohn und sein Werk hielt, und um die Kinder von der sechzehnjährigen Ida bis zum sechsjährigen Fritz, der seiner Mutter Sorgenkind bis zu ihrem Tode blieb.

Anfang 1825 scheint die Gefahr bestanden zu haben, daß Krupps Gläubiger sich an seiner letzten beweglichen Habe vergriffen. Seine Mutter brachte das Mobiliar der Familie käuflich an sich und bestimmte es dann nebst der Hälfte ihres eigenen Vermögens in einer fremde Zugriffe ausschließenden Form zum Eigentum der Kruppschen Kinder, vor allem mit der Bestimmung, die Erziehung der jüngeren zu sichern. Für Alfried kam diese Fürsorge zu spät, sein Geschick war bereits im Rollen, seine Schulbildung — mit Quarta — ging ihrem Ende entgegen und er selbst — wir dürfen nicht zweifeln, daß er mit dem Verlassen der Schulbank sehr einverstanden war.

Der Vierzehnjährige, der seinen Vater vor dem Gericht, in der Fabrik, in der persönlichen Ausstragung von Mißhelligkeiten mit ehemaligen guten Freunden sicher und schneidig vertrat, er hatte zuviel vom Leben gesehen, um der Schule nicht überdrüssig zu sein, in der er ohnehin, von Gedanken anderer Art erfüllt, bis auf einen leidlichen deutschen Aufsatz nichts Besonderes leistete. Dem Zwölfjährigen hatte selbst die Muttersprache sich noch nicht zur Zufriedenheit seiner Lehrer gefügt. „Krupp muß aufs Deutsche besonders Sorgfalt wenden, denn darin geht es noch sehr schlecht.“ Sein Stil war schwülstig und voll Übertreibungen, die Sätze stürmen regellos durch das Dickicht seiner jugendlichen Gedankenwelt, die Z-Punkte und U-Haken fliegen weit voraus, wie sie es noch in der Schrift des Mannes und Greises tun, und zwischen geschraubte Wendungen und angelesene Gefühlsausbrüche im Stil der zwanziger Jahre mischen sich hier und da die krassen Realismen einer unerschrockenen Kindernatur und die leisen Ahnungen einer erwachenden Seele. Das Übermaß von Gefühl und Salbung in manchen seiner Aufträge lag wirklich im Zeitgeist des Biedermeier, man schraubte sich in den

zwanziger Jahren so hoch in Empfindung hinauf, wie man in den achtziger Jahren in die Sprachroheit des Pöbels hinunterstieg; zum Teil forderten auch die Gegenstände — „Über die Ankunft der Nachtigall“ — „Bitte an den Frühling, daß er doch bald wiederkehren möge“ — „Betrachtungen über die Verzweiflung“ — „Die Trauer eines Vaters, der seine sieben Söhne ertrinken sieht“ — zum Phrasentum geradezu heraus. Aber durch das Wortgestrüpp klingt auch hier und da die Ahnung von Ewigkeitswerten, die später den Mann beherrschten und ihm seinen Lebenskampf ermöglichten. Eine Eigentümlichkeit der reifen Jahre Krupps ist schon in den Aufsätzen des Knaben erkennbar, lang ausgespinnene Sätze, deren Inhalt dem Schreiber mehr als ihre Form bedeutet, die dennoch die Gedankenarbeit während der Niederschrift verrät. Im übrigen scheint es, daß Alfried Krupp ein mittelmäßiger Schüler war, der wie alle geweckten Knaben wenige, ihn fesselnde Gegenstände mit Eifer betrieb, desto mehr andere vernachlässigte und sich an den Lehrern, die seine Langeweile erregten, durch satirische Skizzen während des Unterrichts rächte. Auch technischen Aufgaben, Erfindungen sann er lieber nach, darunter war merkwürdigerweise der Gedanke, Pulver als Triebkraft zu verwenden. Ein „Traum seiner Jugend“, den er in anderer Form, wie kein Zweiter auf Erden, wahr gemacht hat. Daß ihn sein Vater nach der Seite pedantischer Pflichterfüllung beeinflusst hätte, ist nicht anzunehmen. Friedrich Krupp war selbst Autodidakt und hielt mehr von Erziehung als von Unterricht. Eine schlechte Note durften seine Kinder ungestraft nach Hause bringen, eine Willkür oder Rechtswidrigkeit in der Schule dagegen konnte ihn zum Aufbrausen bringen, wofür Beispiele vorhanden sind. Der von ihm geschätzte Leiter des Essener Gymnasiums schrieb ihm im Sommer 1825 aus unbekanntem Anlaß, jedoch „Alfried betreffend“

„Sehr hochgeschätzter Herr!

Für Ihre gütige Anzeige weiß ich Ihnen von Herzen Dank und werde ich dieselbe gewissenhaft zur Abstellung jener Gefeswidrigkeit benutzen. Möchten alle Eltern unserer Schüler so denken und handeln wie Sie! Dann würde uns das in jeziger Zeit so schwierige Geschäft der Erziehung der Jugend gewiß bedeutend erleichtert werden. Über Ew. Wohlgeboren sehr beherzigenswerten Vorschlag, die Beaufsichtigung unserer Schüler auf dem Lande betreffend, werde ich in den nächsten Tagen Gelegenheit nehmen, mit Ihnen ausführlicher zu sprechen, indem ich so frey sein werde, Ihnen Ihrer Einladung zufolge mit den Meinigen einen Besuch zu machen, wo ich Sie vollkommen genesen zu finden hoffe.“

Das war, als Krupp mit seiner Familie schon das kleine Aufseherhaus an der Fabrik bewohnte und nachdem er kurz vorher einen ziemlich scharfen Brief an den Schulmonarchen gerichtet hatte. Gerade seine wiederkehrende Gereiztheit und



seine Beschwerden lassen vermuten, daß er diese Achtung bei anderen unter seinen Mitbürgern vermisse, sei es aus Überempfindlichkeit, sei es weil ihn wirklich ein Teil der kleinstädtischen Gesellschaft sein Ausscheiden aus seinen bürgerlichen Ehrenämtern, seine Überschuldung, den Verlust seines Vaterhauses, seine Flucht aus der inneren Stadt, schließlich das Fehlschlagen seiner Unternehmung als persönliche Schuld empfinden ließ. Man muß sich erinnern, was es vor hundert, was es noch vor fünfzig Jahren in einer kleinen Stadt bedeutete, wenn ein Mann aus alter Familie sein Vätererbe aufgab — aufgeben mußte, um sich vor die Tore, gleichsam in die Wüste, zurückzuziehen. Friedrich Krupp besaß einen Ehrgeiz, der sich mit seinem Unglück und seiner körperlichen und seelischen Zerrüttung ins Krankhafte steigerte, und sein Sohn Alfried hatte von diesem Ehrgeiz genug geerbt, um die leisesten Anzeichen einer ihn oder die Seinen betreffenden Mißachtung grausam zu empfinden.

Was konnte einer Natur dieser Art, die schon tief in das Getriebe eines packenden Berufs geschaut, was konnte ihr noch Pennälerkomment und Quartanerweisheit bieten? Nichts! — Was bedeutete solchem Ehrgeiz dagegen der Ruf eines innig geliebten, im Unglück nur noch tiefer verehrten Vaters, ihm zur Seite zu stehen, die Last zu tragen, die jenem zu schwer ward. „Ich behalte jetzt (nach Entlassung des Buchhalters Grevel) nicht immer eine leere Kasse, so daß ich mit Hilfe meines ältesten Sohnes Alfried besser fortarbeiten kann“, schrieb Friedrich Krupp im November 1825 einem der wenigen Getreuen aus der besseren Zeit, dem Münzmeister Noelle, mit dem er damals auch die technische Frage der Herstellung von Hartgußwalzen eifrig verhandelte. In diese seit Jahren durch den Verein für Gewerbefleiß angeregte und alle Gießereitreife Preußens beschäftigende Frage führte Friedrich Krupp seinen Sohn noch persönlich ein. Er erzählte ihm von der unübertroffenen Güte und Härte der englischen Walzen, die damals nur für märchenhafte Preise ins Ausland verkauft wurden, und von seiner Hoffnung, den von Beuth ausgesetzten Preis für ihre Herstellung zu erringen. Versuche zur Herstellung einer das Gußeisen übertreffenden Stahllegierung wurden unter lebhafter Anteilnahme von Noelle und Goedeking gemacht. Zum Walzenguß fehlten die Kokillen. Die Einsendung der Metallkomposition anstatt der Walzen und die Herstellung der letzteren in der königlichen Eisengießerei lehnte Beuth ab. „Wenn Herr Krupp Anspruch auf die Prämie des Vereins macht und als Preisbewerber auftritt, muß er auch die Bedingungen erfüllen und ein Paar fertige harte Walzen liefern.“ Noelle, an der Sache noch mehr als Krupp interessiert, trieb den Freund mündlich und schriftlich an. Dinnendahl wurde wegen der metallenen Formen beauftragt, gemahnt, getrieben, Alfried selbst war mehr als einmal deswegen in Mülheim. Aber des Vaters aufflackernde Latkraft erlosch wieder, Krankheit und Mutlosigkeit rissen an seinem armen Geiste, die Sache blieb

liegen und wurde erst nach seinem Tode wieder aufgenommen. Vielleicht hing es damit zusammen, daß er mit dem Freunde Roelle im Frühjahr 1826 die Abrede traf, Alfred nach seinem Abgang von der Schule einige Zeit nach Düsseldorf zu schicken, um ihn vor Übernahme der Fabrik in den metallurgischen und mechanischen Arbeiten des Münzamts zu gebrauchen. „Ich hoffe, daß Sie Freude an ihm haben werden, denn an Fähigkeiten fehlt es ihm nicht, und schonen Sie ihn in keiner Arbeit.“ Der Plan zerschlug sich, als Krupp, der nach einem Krankenlager von fast zehn Monaten kaum einige bessere Tage genossen hatte, im Frühsommer 1826 aufs neue bettlägerig wurde und von nun an mit Ausnahme kurzer Pausen ans Lager gefesselt blieb. Jetzt konnte er den Sohn nicht mehr entbehren, wenn nicht der kleine, mühselig hingefristete Betrieb völlig stocken sollte. So machte nun Alfred unter den Augen seines Vaters, an dessen letztem Krankenlager er manche Stunde im Austausch von Rede und Erfahrung saß, eine kurze, ernste Lehrzeit durch. In der Gießerei neben dem Wohnhause konnte er jeden Augenblick die Weisungen seines Vaters einholen. Im Hammer auf der Walkmühle mußte er Hand in Hand mit den paar treuen Arbeitern selbst disponieren, und zu den Mißhelligkeiten des unzureichenden Betriebs kamen dort Argernisse und Reibungen mit dem seit Beginn des Jahres eingesetzten Pächter des Walkmühlengutes, dem Oberförster Griesenbeck. Hier ein paar bezeichnende Worte des weder Alfred noch den Hammerschmieden sympathischen Pächters, der sich dem Vater als ratender Freund in Empfehlung zu bringen suchte und vor Klatschereien warnte, aber gröblich danebenhieb, als er das Gesagte noch ausdrücklich „auf Ihren lieben, hoffnungsvollen Alfred“ bezog, „der, wie ich aus sicheren Gründen vermuten muß, schon jetzt als ein unerfahrener Jüngling zu Hause oder, welches einerlei ist, sich selbst überlassen bleiben soll!!! Denn Ihr Krankheitszustand läßt nicht zu, daß Sie demselben die nötige Richtung geben noch weniger unter spezielle Kontrolle nehmen können.“ Friedrich Krupp besaß die kleine Bosheit, dem alten Freunde und unerbetenen Ratgeber durch Alfreds Hand mitzuteilen, daß er solche Briefe keiner Antwort würdigen könne, aber Alfred hätte nicht vierzehn Jahre und nicht seines Vaters Sohn sein müssen, um nicht fortan noch selbständiger und schroffer als bisher vorzugehen, wo ihm Rechte des Vaters oder der Firma angegriffen schienen. Wenige Tage nach dem Tode seines Vaters schrieb er einen groben Brief an Griesenbeck, der den Pachtscilling zu zahlen säumte — „Raum sind die Gebeine seines Vaters zur Ruhe, da will der vierzehnjährige Sohn schon eine Herrschaft über einen seiner ältesten Freunde ausüben“, jammerte der Gefränkte, bequemte sich aber nicht zum Zahlen, so daß das Verhältnis mißlich blieb. Auch sonst sehen wir Alfred in Vertretung seines Vaters genugsam in ärgerliche Händel verwickelt, in denen er mehr als einmal rasch, bestimmt und bündig vor den Gerichten seine Sache vertritt. Das sind keine angenehmen Gänge — viel eher sind sie ein bitterer



of 300 Franken kommen. Deshalb bezog ich  
Schillingst, von ihm selbst geschriebener Aufzeichnung,  
da er kein Salär in mir, nur von 300 Fr.  
Der bei der abgemachten Aufzeichnung benannte Brief  
von Peter Steffens in Sachen vom 8. ten December  
1825 und selber Dicht vorgelesen, mit mir den  
Moralen benachteiligt: Altes, von mir mit H. Grevel zu  
gelesen haben H. K., muss ich an sich bezogen sein,  
benachteiligt abzusprechen, das der Fall von Salär nicht  
muss.

für Fried. Krupp  
Alfred Krupp

Schluss eines von Alfred Krupp  
im Auftrage seines Vaters geschriebenen Briefes  
mit seiner Unterschrift „Alfred Krupp“ (1826)





Vorgeschmack der Erfahrungen, die seiner nach des Vaters Tode warten. Aber für diesen Knaben, der ein Lebenskämpfer werden soll, sind sie die Schule, die ihn so rasch zum Jüngling macht, wie bald danach der eherne Gang der Dinge den Jüngling zum Manne härten wird.

## Der Erbe

Über den Lebensweg Friedrich Krupps, des Achtunddreißigjährigen, fällt früher Abendschatten. Steigt dunkler und dunkler, neigt sich gegen die Nacht. An seinem letzten Lager steht eine früh verwitwete Mutter, eine ernste Frau von wenig Worten, der mit ihm der Stern ihres Lebens sinkt, steht eine junge Frau, zwischen Angst und Hoffnung bebend bis auf den letzten Tag, stehen zwei unmündige Knaben und eine frühreife Tochter. Und neben ihnen, über ihnen, wissend und reif, des Sterbenden Geisteserbe und ältester Sohn.

Am 5. Oktober errichtete Friedrich Krupp mit Unterstützung seines Schwagers Friedrich von Müller, der unter allen Erschütterungen der letzten Jahre sein aufrichtigster Freund geblieben war, sein Testament. Eine Deputation des Stadtgerichts erschien zur Mittagsstunde in seiner Wohnung und nahm seinen letzten Willen auf. An den beiden folgenden Tagen ließ er seinen Sohn noch einige Briefe an Geschäftsfreunde schreiben, derart, als wenn der Gang seiner Fabrik weder von seiner Krankheit noch von seinem Tode irgendwie berührt werden könnte. Am 8. Oktober schloß Krupp die Augen und elf Tage später zeigte die Witwe einem seiner ältesten Geschäftsfreunde, Joh. Leopold Dverbeck in Lüdenscheid, sein Ableben mit dem Zusatz an: „Das Geschäft wird hierdurch keines Weges leiden, da mein Mann aus Vorsorge das Geheimniß der Zubereitung des Gußstahls meinem ältesten Sohn gelehrt hat, der bei seiner Krankheit seit der Verabschiedung des Herrn Grevel sowohl das Beschieden als auch die ganze Geschäftsführung allein besorgt hat und ich daselbe mit seiner Hülfe fortsetzen werde.“ Der Brief enthält keine Klage, keine Wendung des Gefühlsausbruches, nur den einfachen, bestimmten Willen, die Sache fortzusetzen, an der ihr Gatte gescheitert ist, „mit Hülfe meines ältesten Sohnes.“

Wenn den Knaben, der vor einem halben Jahre die Quarta des Gymnasiums als mittelmäßiger Schüler verlassen hatte, angesichts seiner neuen Aufgabe Sorge und Bangen überfiel, an dieser Anzeige konnte er sich aufrichten. Sie entsprach wortgetreu den Verhältnissen und verschwieg höchstens, wie unendlich wenig „das Geschäft“ in eben diesen letzten Monaten noch bedeutet hatte. Immerhin waren noch Aufträge da, auf den Kredit der Großmutter hin kam nochmals

Eisen herein, und es waren geschulte Arbeiter da. Fünf Leute unter Alfrieds Augen auf dem Schmelzbau, darunter langgediente Männer wie der „Oberschmelzer“ Paus und der Tiegelmacher Lantermann, und zwei Schmiede im Hammer. Zu ihnen trat in Reih und Glied Alfried Krupp. „Macht acht Mann“, sagte er als Greis in der Erinnerung des schweren Anfangs, und er hat wohl als Junge, da er von des Vaters Sarg zu den Leuten trat, auch nicht viel mehr gesagt. Aber wann und wo wurde je ein Wort tiefer aus Kruppschem Geiste heraus gesprochen! Dem Geiste, dem der Zweck der Arbeit Gemeinwohl, und das Gemeinwohl — selbstverständlich ist. Sieben Arbeiter und ihr Herr, der vierzehnjährige Knabe — „macht acht Mann“. Acht Mann einschließlich Krupp! Es werden bald achtzig, es werden später achttausend sein, und es werden einmal — wenn es um des Reiches Krone geht — hunderttausend sein. . .

Nun glühen wieder die unterirdischen Feuer im Schmelzbau und wenn im Dunkeln das Wasser der Berne rauscht, das am Abend die andern Mühlen speichern, so pocht der dumpfe Takt des Hammers durch die Nacht. Die Leute aber horchen hinaus: Hört doch, Krupp ist wieder am Schmieden, was pocht er denn in der Nacht? Andere aber antworten geheimnisvoll: Laßt ihn, der Alte ist tot, es ist nun der Junge, und der Hammer läuft besser bei Nacht, weil das Wasser dann schwerer ist. Der Hammer aber pocht fort und fort, und Friedrich Krupp ist tot und der Erbe steht an seinem Platz.

Ja, er stand an des Vaters Platz und er füllte ihn aus, nicht nur am Tiegel und am Hammer. Da liegt ein Protokoll des Stadtgerichts vom 11. Dezember 1826: „... erschien der Herr Alfried Krupp von der Gußstahlfabrik bey Essen im Auftrage seiner Mutter der Frau Witwe Friedrich Krupp und trug vor, sein verstorbener Vater habe, wie der hierbey übergebene Recognitions-Schein darthue, ein Testament errichtet, welches in hiesigem gerichtlichen Deposito beruhe. Da nun der Testator, wie das anliegende Kirchen-Attest nachweise, am 8. Oktober mit Tode abgegangen sey, so werde gebeten: zur Publication des Testamentes einen Termin zu bestimmen.“ Unterschrieben mit kräftigem Zuge: Alfried Krupp.

Der Termin der Eröffnung wurde auf den 15. Januar 1827 festgesetzt. Friedrich Krupp hatte die Fortsetzung der Fabrik „lediglich und allein“ unter der Leitung seiner Frau angeordnet und sie gleichzeitig zum Vormund der sämtlichen minderjährigen Kinder bestimmt. Der von Frau Theresia als Beistand zu wählende Sachverständige war Alfried. Die Besitzverhältnisse des Erblassers waren zerrüttet, die Schulden überstiegen das Vermögen um fast 10000 Taler, die Regelung zog sich etliche Jahre hin und endete im September 1828 damit, daß die Witwe für ihre Person das Erbe antrat, es aber für die Kinder aus-

schlug. Die inzwischen mündig gewordene Ida schloß sich dem Willen ihrer Mutter an und die Obergewalt gab ihre Zustimmung.

So wird zum ersten Male eine Kruppsche Frau zur Herrin des Werkes, ihr Sohn aber, der Knabe, zum bestellten Leiter der Geschäfte, der er zweiundzwanzig Jahre lang bleiben soll, die Pflichten des Arbeiters theilend, die frühreife Jugend verhält durch die Sorgen eines Familienvaters, dessen Rechte und Freuden ihm fehlen. Der nüchterne Fleiß einer im Unglück gereiften Mutter, die geschäftliche Klugheit des tätigen Oheims Karl Schulz, die nie versagende Güte Friedrich von Müllers werden ihm Vorbild, Stütze, Hilfe sein, den rechten Weg aber muß er selbst sich suchen.



## II. Der Geschäftsführer

1826 bis 1848

### Anfangsjahre

An der Weseler Landstraße bei Essen steht, einen Büchschuß von dem Limbecker Thor und einen Steinwurf vom Wege entfernt, eine hohe, langgestreckte Halle. Die Straße ist wenig belebt; zwei oder dreimal in der Woche quält sich die Düsseldorfer Fahrpost durch ihren grundlosen Morast, auf dem holzgebielten Kohlweg neben den Gartenhecken wälzen die Karrenschieber ihre schwere Last von der Sälzer Zeche nach den Hütten und Röstplätzen und bringen zuweilen auch eine Ladung nach der Kruppschen Gußstahlfabrik. Meist ist es still in dem gewaltigen Bau. Über hohen Bogenfenstern, auf roten Ziegelwänden wuchet schweres Gebälk. Friedrich Krupp hat dieses Haus für ein Jahrhundert gebaut, und ein Jahrhundert hat es überdauert; die Leute in Essen haben ihn für überspannt erklärt, aber es war seine großzügigste, seine letzte That. Breit wölbt sich über der riesigen Halle das Dach, hundert Menschen könnten darunter schmieden, schmelzen, Werke schaffen, aber die Halle steht leer. Hier macht sich ein Mann in der altfränkischen Tracht der zwanziger Jahre am Ofen zu schaffen, dort einer am Amboss oder Schleiffstein, und ihr einsames Tun unterstreicht nur die gähnende Leere des Raumes. Und ein blonder, schlanker Jüngling, fast Knabe noch und doch hoch aufgeschossen über seine Arbeiter hinaus, steht an einem frühen Oktobermorgen fröstelnd in der dunklen, langen Halle und sieht sich in tiefem Sinnen um.

Dies ist das Erbe, das ihm sein Vater zu treuer Hand hinterlassen hat, diese vier kahlen Wände, diese acht kalten, in die Erde versenkten Ofen, das ist die kleine Welt, aus der er die große Welt erobern soll. Sieben Jahre hat der Vater diese leere Halle gesehen, selten daß um die Ziegel in den Ofen die weiße Lohe schlug. Dann legte er sich nieder und starb und drückte ihm, dem Knaben, das Vermächtnis für seine Geschwister in die Hand. Das Vermächtnis der Arbeit und der Firma!

Also arbeiten! Gut, das sagten sie ja auch in der Verwandtschaft. Die beiden stets hilfsbereiten Oheime Karl Schulz und Friedrich von Müller und Sölling und Redelmann und Ascherfeld, alle haben sie zu ihm das Zutrauen, daß er es

mit den paar verbliebenen Leuten machen wird. Wenn auch der strenge Großvater und Pate Wilhelmi am liebsten die Fabrik geschlossen und ihn hinter den Ladentisch gesteckt hätte! Nein und tausendmal nein! Eisen und Stahl, nicht Elle und Band! Wie hieß es doch in dem herrlichen Briefe Noelles an den Vater, den er gestern beim Kramen unter den alten Papieren im Schreibtisch fand? „Wo zu alle Ihre schönen Einrichtungen, Ihre Kraft und Ihr Wollen, wenn die Handlung tot bleibt? Mein Gott, liebster Krupp, in Essen wird es wohl noch soviel gutes Eisen geben, um ein paar Zentner Gußstahl zu machen, und sollten Sie alte Nägel zusammenschmelzen lassen!“ — Nein, Herr Noelle, Nägel werden wir nicht zusammenschmelzen, und Ihre groben Bettern aus Lüdenscheid werden wir auch nicht wieder bemühen, aber von Leopold Overbeck sind 5000 Pfund Dsemund unterwegs, und morgen richten wir den Zementierofen zur ersten Charge, und Vater soll mit mir zufrieden sein!

Weg ist das Sinnen, weg die Trauer und Befangenheit, und aus den grauen Augen, die für gewöhnlich so träumerisch tief in ihren Höhlen liegen, fliegt ein kalter, herrischer Blick über die große, im Morgendämmer gährende Halle, ein Blick, viel älter als das junge, magere Gesicht dessen, der ihn entsandte.

„Lantermann!“

Ja, Herr Krupp!

„Ist der Zementierofen in Ordnung? Sonst richtet, was nötig ist, und sorgt für Lehm und Verschlusssteine! Wieviel Ziegel haben wir noch?“

Es können noch an die fünfzig Stück sein!

„Wir brauchen mehr, viel mehr! Wenn der Ofen im Gange ist, geht mit Nothmann ans Ziegelbacken, wir müssen immer dreihundert Stück im Vorrat haben.“

Lantermann fragt sich hinter den Ohren. — Ganz schön, Herr Krupp, Kluten haben wir noch, wenigstens daß es für den Anfang langt, bloß das Pottlot wird mangeln.

„Ich will dafür sorgen.“ — „Sorgen“ klingt das Echo in der leeren Halle nach. Kein Eisen, keine Kohlen, kein Pottlot — wie oft mag es dem Vater ähnlich ergangen sein. . . Noelle hatte gut reden „und sollten Sie alte Nägel zusammenschmelzen“. Gleichviel, es wird überwunden werden. Für die Kohlen steht die Großmutter mit ihrem Kredit ein, Onkel Fritz für das Eisen, und wegen des Graphits wird er morgen, nein heute noch zu Sölling gehen, der tut es noch einmal auf drei bis sechs Monate Ziel. Bis dahin ist Stahl geschmolzen, sind Stangen gereckt, sind die alten Kunden aus Vaters Nachlaß befriedigt, sind — hoffentlich! — wieder Münzstempel aus Düsseldorf und Berlin bestellt, und dann ist die Fabrik wieder flott. Nun die notwendigsten Briefe! Wieviel lieber ginge er gleich zum Hammer, wo die Schmiede arbeiten, um Hammer, Bälge



und Pochwerk im Stande zu haben, wenn der erste Guß geschehen ist! Lieber noch draußen mit dem ekligen Pächter sich zanken, dem er gestern den größten aller Briefe geschrieben hat! Das wird dem Ohm Schulz nicht recht sein, der ist für die Höflichkeit und Politik. Gleichviel, geschehen ist geschehen, der Vater hätte es ebenso gemacht, wußte sich auch unerbetenen Rat vom Leibe zu halten. Leise lacht Alfried vor sich hin: ob der Griesenbeck nicht erwartet hat, bei der Mutter der Beistand zu werden, den sie zum Weiterbetrieb der Fabrik sich erwählen sollte? Nun, die Mutter hat ihn erwählt, und er wird seine Stelle behaupten, so wahr er Alfried Krupp heißt! Zufrieden steigt er in seine Dachkammer hinauf und setzt sich zum Schreiben. Die Vorlagen des geschäftsgewandten Dheims liegen zur Hand.

Zunächst an den Generaldirektor Goebeking. Seit länger als drei Jahren hat die Münzdirection in Berlin keinen Stahl mehr bei Friedrich Krupp bestellt. Nun bittet man um einen neuen Versuch. Sehr höflich, sehr förmlich, sehr ergeben. Nicht ohne einen Anflug von Phrasentum, wie es dem Dntel leicht in die Feder fließt, wenn er Widerstrebende gewinnen will. Zuerst die Todesanzeige: „Ich ermangle nicht, Ihnen diesen traurigen Fall, der unserem Hause begegnet ist, mitzuteilen, zumal da der Verstorbene so glücklich war, sich Ihr Freund nennen zu dürfen. Übrigens bin ich so frey Ihnen anzumelden, daß das Geschäft, welches nach der vor einem Jahre erfolgten Verabschiedung des letzten Geschäftsführers Grevel sich sehr gebessert hatte, nachdem ich bey dem Krankseyn meines Vaters alle Geschäfte allein zu besorgen hatte, bei dieser Veränderung nicht leiden wird, da meine Mutter, welche mir aufgetragen hat Ihnen ihre gehorsamste Empfehlung zu machen, mit meiner Hülfe es fortsetzen wird.“ Unwillig fließt das von fremder Hand diktirte Selbstlob aus der Feder. Aber vorwärts, der Dheim sagt, es müsse so sein. Und unter Stirnrünzeln noch einige Bemerkungen über den steigenden Absatz und die Zufriedenheit der Kundschaft. Aus Alfrieds Geist ist das nicht geschrieben, mit krausem Gesichte legt er den stilisierten Brief beiseite und macht sich an den zweiten, für Noelle in Düsseldorf bestimmten. Hier aber geht er schnell über das Konzept des Dheims hinweg und schreibt dem verehrten Meister alles, was er auf dem Herzen hat. Das aber ist vor allem das letzte zwischen Noelle und Friedrich Krupp verhandelte Geschäft, der Walzenguß für die Berliner Preisaufgabe. „Schon längst würden ein Paar Walzen von Gußeisen gegossen sein, wenn der Herr Joh. Dinnendahl in Mülheim, dem ich die Cocille in Auftrag gegeben habe, nicht so saumselig mit der Anfertigung derselben wäre. Dreimal bin ich bloß dieserhalb nach Mülheim gewesen und habe den Herrn Dinnendahl gebeten, daß er doch für die baldige Anfertigung derselben sorgen möchte, weil es eine Sache von Wichtigkeit sei, wo ich immer mit unerfüllten Versprechungen abgespeißt wurde. — Vielleicht mag er wohl hierüber Versuche anstellen wollen



und uns deswegen so warten lassen. Ich will daher so bald wie ich nur eben kann wieder nach Mülheim reiten und ihn zum letzten Male darum bitten, da es noch mehrere solcher Eisengießereien giebt. — Die Beschickung u. zu diesen Walzen war mir bekannt, nur nicht das Verhältniß, wo ich doch glaube, dasselbe nach einer Probe richtig erhalten zu haben. — Die vielen Arbeiten, die ich habe, besonders da ich jetzt allein bin, werden mir das Vergnügen Sie zu besuchen wohl so bald noch nicht erlauben, besonders, da wir jetzt mit der Reparatur des Hammers beschäftigt sind und viele andere Sachen vorgenommen haben. — Ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel nehmen, und mir diese, meine größte Freude genießen lassen, daß ich dasjenige, woran mein Vater und zum Teil ich den Anfang gemacht hier in der Fabrik, wo so gute Gelegenheit dazu ist, nämlich das Gießen von ein Paar Walzen, in Erfüllung bringe.“

War es Zufall, waren es geheime Fäden der Vererbung, was den jungen Fabrikanten von seiner nächsten Aufgabe — dem Gußstahl — schon in diesen ersten Tagen seiner Selbstständigkeit so stark nach der Seite des Erfindens, des LöSENS schwieriger Aufgaben zog? Regte sich in ihm wieder das Blut seines zwanzigjährigen Vaters, der auf der Hütte zur guten Hoffnung jedem neuen Zweige seiner Technik mit fiebernden Pulsen nachging? Konnte Krupp ahnen, daß die Anfertigung von Walzen binnen wenigen Jahren sein Broterwerb, ja der Grundstein für alle Erfolge seiner ersten fünfundzwanzig Schaffensjahre werden sollte? Sicher nicht, und doch widmete er dieser Sache in den ersten Jahren mehr Zeit und Geld, als er damals, mit hundert Fragen sehr persönlich bemüht, eigentlich durfte. Aber was er bei diesen Versuchen gelernt hat, das wurde für seinen Beruf und seine Fabrik eine Schule unerschöpflicher Erfahrungen.

Vorläufig hatte es damit gute Wege. Noelle antwortete teilnehmend — am Hinscheiden des Vaters hat er „innigsten Anteil genommen“ — aber in bezug auf die Hartgußwalzen nicht sehr ermutigend, er traute seinem verstorbenen Freunde die Erfindung des Verfahrens recht wohl zu, auch Alfrieds Wissen möchte er sich dienen lassen, aber die Ausführung hätte er gern in eigener Hand behalten. — Die ersten Stahlwalzen aber, die Alfried auf eigene Faust zu schmieden versuchte, mißrieten und kamen zurück. Als die Besteller sie abgedreht hatten und härten wollten, waren sie zersprungen. Die Walzen waren ziemlich schwer bestellt worden, die Ziegel faßten damals nur vierzig Pfund, und Krupp hatte sich verleiten lassen, den minderwertigen Einguß mitzubenußen. Das Zusammengießen mehrerer Ziegel in eine Form hätte ausreichende Güsse ergeben, aber so weit war die Technik noch nicht. Alfrieds Vater hatte es nie getan, und auch in den englischen Gußstahlfabriken war es nicht üblich. Der Gußstahl wurde damals fast ausschließlich zu Stangen für Werkzeuge verarbeitet, und dazu genügte der Inhalt eines Ziegels. Auch Krupp setzte in den ersten Jahren meist Werkzeugstahl und fertige Gerber-

werkzeuge ab, man war durchschnittlich damit zufrieden und fand ihn nur gegenüber dem englischen zu teuer. Daß von alten Geschäftsfreunden des Vaters immer wieder Stahlblöcke für kleine Walzen bestellt wurden, hatte seine besonderen Gründe. Die englischen Hartgußwalzen, deren sich die Münzen, die Gold- und Silberarbeiter, die Messinggewerke, viele Fabriken von Gürtlerwaren u. a. bedienten, standen fast unerschwinglich im Preise, ohne doch auf die Dauer zu befriedigen. Gleichwertiges gab es weder in den deutschen Staaten noch in Frankreich. Viele Handwerker, besonders die Mechaniker der Münzanstalten, suchten sich mit selbstverfertigten Stahlwälzchen zu helfen, ein zeitraubendes und kostspieliges Geschäft, auch Krupps Freund Noelle war damit seit zehn Jahren beschäftigt, ohne daß er je ganz zum Ziele gekommen wäre. Der Schweiß- oder Brennstahl nahm entweder die erforderliche Härte nicht an, oder es versagte die Politur, weil dem Stoff das gleichmäßige feine Korn fehlte.

In dieser Notlage hatte Krupps Gußstahl von sich reden gemacht, für kleine Wälzchen, die vielen Handwerkern genügten, hatte er eine unübertroffene Härte, Gleichmäßigkeit und Dauer gezeigt. Das sprach sich herum und Krupp hätte schon im ersten Jahre nach seines Vaters Tode ein glänzendes Geschäft machen können, wäre er den Ansprüchen gewachsen gewesen. Aber er konnte nur die kleinen geschmiedeten Stahlblöcke liefern, konnte sie weder abdrehen noch härten, zuweilen fehlte ihnen auch die Zähigkeit. Es kamen mehr Klagen als Ermutigung und Gewinn, und doch war beides dem jungen Unternehmen bitter nötig. Fast an jedem Lohntage fehlte es an Geld, und nicht immer waren die Verwandten geneigt, auszuhelfen oder langfristige Anweisungen zu Gelde zu machen. Am zugänglichsten blieb Frau Krupps Schwager, Karl Schulz, der keine Gelegenheit versäumte, der Schwägerin und dem Neffen nützlich zu sein. In seinem großen Hause an der Viehoferstraße betrieb er eine ansehnliche Drechslerei und Lackierwerkstätte. Auf der Anhöhe des Sessenberges unweit der Stadt errichtete er eine Fabrik zur Einführung der damals von England herüberkommenden Wachstuchfabrikation. Als tätiger Gewerke war er an zahlreichen Kohlenzechen beteiligt, trotzdem hatte er immer Zeit für die Nöte der jungen Gußstahlfabrik, und die Korrespondenz und Buchführung der ersten Jahre nach dem Tode Friedrich Krupps lassen seine geistige Leitung deutlich erkennen. Mit Geld half Schulz, soweit er es vermochte, aber sein eigenes Geschäft, die Festlegung großer Kapitalien in Zechenbesitz setzten ihm Grenzen. Wie nahe sich Alfried ihm fühlte, beweist die Art seiner Briefe an ihn, wenn man sie mit ähnlichen Gesuchen an andere vergleicht. „Lieber Dheim,“ heißt es z. B., „wenn es Dir nicht unangenehm wäre, so wäre es uns wohl sehr angenehm, daß Du die Güte hättest und ließeest uns durch Überbringer dieses für inliegende Tratte auf Gebrüder Kersten in Elberfeld Nr. 40 Preuß. Courant zukommen. — Kannst Du aber selbige nicht ge-



brauchen, so sende sie uns gefälligst wieder retour. Freundschaftlichst grüßet Dich Alfried Krupp."

Da ist auch ein ähnliches Schreiben an den gestrengen Großvater, der zwar immer Gelder verfügbar hatte, aber keineswegs immer in der Laune war, zu geben. Wie das ganz anders klingt! „Lieber Großvater, aus Auftrag meiner Mutter bin ich so frei, Ihnen inliegend 1 Anweisung auf Belbert und 1 Goldstück zu überreichen, mit der ergebensten Bitte, daß Sie doch die Güte haben möchten, uns deren Wert zu übermachen, der uns zu heutigen Ausgaben an die Arbeiter fehlt. Längst erwartete Gelder, die jetzt wohl beträchtlicher sein mögen als sie in vieler Zeit geworden sind, blieben so unvermutet aus, daß Mutters Kasse zu erschöpft ist, um das Dringendste bezahlen zu können; — daher können Sie einsehen, wie nötig wir es jetzt haben und bitte Sie, die Anweisung, wenn Sie dieselbe noch nicht gleich gebrauchen können, doch gütigst zu behalten, für welche Gefälligkeit wir Ihnen sehr verbunden sein werden. . .“

Die leidigen Akzente, das war für den jungen Krupp jahrelang eine Quelle des Kummers. Wohin und was er auch lieferte, es war schwer, die Kundschaft an bare Zahlung zu gewöhnen. Mehr als einmal wurde es mit Höflichkeit und Energie versucht, und auf entrüstete Proteste gab Alfried bei Gelegenheit recht früh genialische Antworten: „So wie ein jeder Geschäftsmann seine eigene Handlungsmethode hat, so habe ich mir diejenige vorenthalten, daß ich meine Ware auf gleich bare Zahlung verabsolgen lasse, wozu mich hauptsächlich die großen Aufopferungen zur Erfindung der Produktion des Gußstahls veranlaßt haben, wie auch der Vorsatz einer fortwährenden Erweiterung des Geschäfts. . .“

Leider bewies die Kundschaft für diese großzügige „Handlungsmethode“ nicht das richtige Verständnis, es blieb in der Hauptsache bei den lästigen Rimeffen und der Löhnungstag nach wie vor der Sorgentag der Familie — sich selber verstand man einzuschränken. Aber werten wir obigen kleinen Brief, so sehr er nach Entschuldigung schmeckt, noch einmal von der psychologischen Seite! „Wie auch der Vorsatz einer fortwährenden Vergrößerung des Geschäfts“ — streckt da nicht in dem fünfzehnjährigen Neuling der Löwe seine Krallen aus? Man kann das aus dem Munde Krupps nicht wörtlich genug nehmen, diesen Vorsatz einer fortwährenden Vergrößerung des Geschäfts; eins der Fundamente des hundertjährigen Baus Kruppscher Größe liegt in diesen Worten bezeichnet. Immer wieder den Geschäftsgewinn dem Aufbau, der Erweiterung der Werke zuzuführen, nicht immer in Bauten und bloßer Vergrößerung, o nein, nur zu oft in jahrelangen, in jahrzehntelangen geldverschlingenden Versuchen für große Ziele, und die Mittel dazu unter Einschränkungen, persönlichen Entbehrungen aus den Betriebsüberschüssen zu nehmen, das unterschied diese Familiengründung sehr stark von der „Handlungsmethode“ der Aktiengesellschaften, die später, zu



Krupps Widerwillen, bei Hunderten neben ihm erstanden. Diesen Geist und Vorsatz aber, halb noch Knabe und unter dem Druck gemeinster Tagesorgen, aussprechen und als Ziel des Handelns vor sich errichten, bewies nicht nur viel Mut, sondern auch tiefen, vielleicht visionären Instinkt künftiger Größe.

Nur, wie unendlich weit ist diese Zukunft noch entfernt! Sechstausend Pfund Gußstahl hat Krupp im ersten Jahre nach seines Vaters Tode abgesetzt, nicht mehr als eine einzige Münze, die Berliner, in der gleichen Zeit an Stahl verbrauchte. Leider bezog sie ihn nicht von Krupp, sondern aus England, ohne von den dortigen Lieferungen durchaus befriedigt zu sein, nur weil Alfrieds Vater in seinen letzten Lebensjahren gar nicht oder schlecht geliefert hatte. Welch reiches Absatzfeld, muß es dem jungen Krupp dämmern, ist da vertan! Denn seine wiederholten Bitten, ihm wieder zu tun zu geben, blieben ohne Erfolg. Noelle bestellte; trotz neuer Fehler, trotz mißratener Walzen verliert er das Vertrauen nicht, versucht es wieder, weiß mit raffinierter Geschicklichkeit aus dem deutschen Ziegelstahl dasselbe oder mehr herauszuholen wie aus dem englischen, aber die von Berlin verlangte Garantie: Krupps Stahl ist gut und gleichmäßig! darf er jetzt noch nicht geben, und sein eigener Bedarf ist schwach. Auch der heffische Münzrat Leichmann in Limburg an der Lahn und der badische Münzoffizial Abresch in Mannheim hielten an Alfrieds Stahl trotz einzelner Fehlsendungen fest und haben wesentlichen Anteil am Fortbestande der Fabrik in den ersten, schwersten Jahren gehabt.

Aber was konnten die vereinzeltten Bestellungen von ein paar Münzwerkstätten der aufstrebenden Fabrik an Absatz bieten? Berlin allein hätte mehr als sie alle bestellen können — Berlin blieb stumm. Alfried ging der Kundschaft nach, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters führte ihn seine erste Ausfahrt bis Bonn und Aachen. Er hoffte auf Absatz in Tuch und Schermessern, in deren Anfertigung schon Friedrich Krupp sich versucht hatte. Es war ein Taster nach Verwertungsmöglichkeiten für den Gußstahl, bei denen seine Festigkeit nicht ganz den hohen Ansprüchen ausgesetzt war wie in den Werkzeugen der Münzen. Greifbarer war der erweiterte Umsatz in Gerberwerkzeugen, in denen Krupps Vater einen gewissen Ruf genossen hatte. Dafür war die Gegend um Bonn ein weites Absatzfeld. Diese Dinge konnte Alfried von seinen eigenen Leuten schmieden lassen und brauchte nicht zu fürchten, daß der Ziegelstahl von Unkundigen bei der Verarbeitung verdorben wurde. Die heizten und hieben oft darauf los, als hätten sie Eisen unter dem Hammer, und nicht selten brach solchen Schmieden wertvoller Edelmetall in Stücke auseinander oder er wurde hart, spröde und rissig.

War Alfried nicht in der Werkstatt oder auf der Reise, so schrieb er, unterstützt von dem unermüdlichen Schulz, Werbebriefe, ausführlich und nach allen Seiten. Im Juni 1827 finden wir die erste Anknüpfung mit der Firma Gebrüder Stumm in Neunkirchen, deren nachmals berühmter Erbe, der Freiherr Karl Ferdinand

von Stumm, noch nicht geboren war, ihm aber mehr als einmal auf seinem Lebenswege begegnen sollte, ohne daß die in vielem so ähnlichen Männer sich nähertraten.

Am liebsten durchwanderte Alfried die gewerbereiche Nachbarschaft seiner Heimat, das eisenverarbeitende bergisch-märkische Land, sei es zu Fuße, sei es auf geliehenem Pferde. Täler auf, Täler ab reihete sich an den Bächen Hammer an Hammer, in der Gegend von Altena und Elberlingsen Drahtrolle an Drahtrolle. Seit den Tagen der ersten Solinger Schwertfeger, der Panzerschmiede von Iserlohn und der Stahlkunst von Breckerfeld, die zu London ihren Markt hielten, war das Eisen- und Messinggewerbe in dieser Bergwelt nicht wieder ausgestorben. Als die Zeit der Schwerter und Kettenpanzer erlosch, begann die Messer- und Sensesindustrie, in Iserlohn walzten und zogen sie Kragedraht, ein Gewerbe, das Hermann Schmoele um 1615 aus der Aachener Gegend in seine Vaterstadt verpflanzte. Mit seinen Nachkommen, den Schmoele und Romberg in Iserlohn, machte Alfried Krupp beträchtliche Geschäfte. In Lüdenscheid schmiedete man auf leichten Hämmern den groben Draht, den die Drahtrollen von Altena weiter streckten. In der Gegend von Hagen wohnten die Amboschschmiede, die alle schweren Stücke formten, Pumpenstangen, schwere Geräte und Maschinenteile, vor allem auch die Sättel und Gesenke zum Schmieden der Formstücke. Wie weit öffnete da Alfried Krupp die Augen, wenn er aus dem lärmenden Tal der Volme und den Hagener Werkstätten über die Enneper Straße zog, wo unter dichten Baumkronen Rad an Rad sich wälzte und der Hammerschlag klang? Da gab es zu sehen, zu fragen, zu raten und zu taten! Aus gewöhnlichem Schweißstahl machten sich die Schmiede ihre Einsätze zu den wuchtigen gußeisernen Schwerhämmern, Sättel, wie er sie nie gesehen. „Gußstahl müßt ihr nehmen, sagte ihnen Krupp, dann bleiben sie unzerstörbar und wirken viel tiefer in das weiche Eisen hinein.“ Einige lachten den Jungen aus, andere horchten ernsthaft hin, wenn er ihnen erklärte, was ihm selber erst über dem Sehen klar ward, und wenn er ihnen die mitgebrachten Muster von Feilen, Werkzeugstahl und Stempeln zeigte. Denn auch dafür gab es, besonders in der Iserlohner Messingindustrie, Verwendung. Es war noch nicht lange her, daß man begonnen hatte, das Messing und das neu erfundene Argentan oder Neusilber in Formen zu pressen oder zu drücken, während bis dahin alles mit der Hand getrieben worden war. Die Kenntnis dieser Dinge muß in Alfried Krupps Geist wie ein Blitz eingeschlagen haben. Hier war ein ganz neues, vielleicht unabschbares Feld. Mit seinen, mit seines Vaters Stahlstempeln prägte man ja seit Jahren die schönen Silber- und Groschenstücke in allen deutschen Münzen, warum denn nicht auch die Knöpfe, die Schnallen und Pfeifendeckel, die hundert Messingteile, aus denen sich die Fabrikation dieser großen Fabriken um Iserlohn zusammensetzte? Wie zufrieden war er gewesen, wenn ihm an einem Tage für



fünfundzwanzig Taler Waren bestellt wurden — hier taten sich neue, viel größere Möglichkeiten auf!

Mit solchen Hoffnungen, solchen Aussichten kehrte Alfried mehr als einmal von seinen Reisen zurück, aber mehr als einmal geschah es auch, daß die graue Wirklichkeit sein Hoffen niederbeugte und ein mühsamer Anfang von vorne der einzige Ausweg blieb. Wie das kam? Wie unglückliche Zufälle eben kommen. Im Sommer 1827 mißriet durch schlechtes Eisen eine ganze Ladung Gußstahl. Der größte Teil war schon zu Stempeln, Walzen und Gerberwerkzeugen verarbeitet, als Alfried das Unglück merkte. Beschwerden und Ablehnungen hagelten ins Haus. Vielleicht war Overbeck, der das Eisen geliefert, unschuldig, hatte die Stangen nicht selbst untersucht, aber das Unglück war geschehen. Seinen Kunden gestand Krupp die Ursache des Mißlingens freimütig ein und bot Ersatz an. Aber wertvolles Material war vertan, unerseßliche Zeit verloren, kaum erworbenes Vertrauen aufs Spiel gesetzt. Gewiß, es war neues Lehrgeld bezahlt und aus dem Unglück wurde gelernt, aber es war schmerzliche, in dieser Zeit kaum zu ertragende Einbuße.

Inzwischen gibt es andere Hindernisse. Der Hammer kann nicht laufen, weil in der Berne das Wasser versiegt. Tag für Tag steht Alfried — ein halbes Jahrhundert später haben es die alten Arbeiter erzählt — am Teiche hinter seinem Hammer und sieht die Berne hinauf, ob der oberhalb liegende Müller noch sein Wehr nicht gezogen hat. Und wenn das Wasser dann kommt, ist es doch zu wenig, um die Güsse zu den Walzen gehörig durchzuschmieden, sie bleiben locker im Kern und es wird wieder ein Unglück geben, gerade bei den Leuten, an deren Urteil und Empfehlung einem am meisten gelegen ist! Und mühsam farrt man die Güsse wieder zur Gutehoffnungshütte, die ihm für teures Geld widerwillig hilft; Sorgen über Sorgen! Dabei die ewige Angst vor dem Lohntage, an dem sechs Leute ihr Geld haben müssen, die während der Woche kaum einmal voll zu arbeiten hatten, und die Zweifel, ob er denn überhaupt vorwärtskommt. Was hätte nicht aus den sechstaufend Pfund Siegelstahl, der Produktion seines ersten Arbeitsjahres, gemacht und erzielt werden müssen, und wie klein ist doch der Erlös gewesen!

Eines ist klar, man muß noch stärker um die Kundschaft werben. Wieder sitzt er, der viel lieber am Amboss steht, an dem verhaßten Schreibtisch und entwirft Briefe, berät mit dem Dheim, sucht durch Wiederverkäufer seine Produkte bekannt zu machen. Einige unter seinen Geschäftsfreunden in Iserlohn, Altena, Hagen, Lüdenscheid halten Reisende, die über halb Europa kommen — könnten sie nicht neben den eigenen auch Krupps Waren empfehlen und vertreiben? Er bietet ihnen außer Werkzeugstahl auch seine wenigen Fertigprodukte an, Prägestempel, Gerbergeräte, Amboss und Hammergesenke. Wichelhaus, ein altes Elberfelder Haus, möge doch durch seine Reisenden Krupps Gerbergeräte vertreiben, sie wären unüber-



troffen, so daß man das Zeichen Krupps jetzt schon auf anderen, geringwertigen Erzeugnissen nachmache, während früher zuweilen verlangt wurde, er solle auf die seinigen das Zeichen des berühmten englischen Hauses Cor schlagen. Häuser in Remscheid und Iserlohn, ja in Magdeburg und Dresden, die in Stahlwaren reifen lassen, erhalten das Angebot, Krupps Werkzeugstahl zu vertreiben, er wolle es nun einmal mit dieser Art des Vertriebes versuchen.

Der Erfolg aller dieser Bemühungen war fast Null; es blieb eine wiederkehrende Erfahrung, daß fremde Kaufleute für den Vertrieb der Kruppschen Erzeugnisse kein Interesse mitbrachten, sei es, daß sie zuwenig dabei verdienten, sei es, daß der alleingeführte, beinahe zollfrei eingehende englische Gußstahl leichter verkäuflich war.

Alles in allem schien es besser, auf dem langsamen Wege weiterzugehen, das schwer erworbene Vertrauen eines kleinen Kreises für sich arbeiten zu lassen, bevor der Betrieb aufs Große eingestellt wurde — und bei dieser Kleinarbeit sehen wir Alfried in den folgenden Jahren geduldig ausharren. Noch hat er den Glauben, sein großes Ziel, eine deutsche Gußstahlfabrik zum Nutzen einer wachsenden Arbeiterschar und des ganzen Vaterlandes, müsse auch die weitere Welt interessieren und ihm die Unterstützung jedes ehrlichen Mannes sichern — ihm stehen noch schwere Enttäuschungen bevor, aber einen und den andern Freund gewinnt sein jugendliches Werben doch.

In Schmöle und Romberg in Iserlohn schreibt der Sechzehnjährige: „Die gütige Aufnahme, womit Sie mich bei meinem Dortsein beehrt haben, und Ihr patriotischer, menschenfreundlicher Sinn läßt mich hoffen, daß Sie gütigst entschuldigen, wenn ich mich in einer, für das fernere Gedeihen der von meinem verstorbenen Vater mit so vielen Opfern errichteten Gußstahlfabrik, so wichtigen Angelegenheit an Sie wende. — Ich bezwecke nämlich bei der diesjährigen Warenausstellung zu Berlin Proben von Gußstahl und der daraus verfertigten Waren einzusenden, und wünsche, da Ihnen die Denkmünze zuerkannt worden, durch Sie belehrt zu werden, wann die Proben in Berlin sein müssen, woran solche zu adressieren sind, und welchen Weg ich dabei einzuschlagen habe, daß diese Artikel gehörig untersucht und gewürdigt werden. — Als Jüngling von noch geringen Erfahrungen werde ich alle Ihre gütigen Mitteilungen aufs Sorgsamste benutzen und anwenden, und werde Ihnen ewig dankbar dafür sein!“ — In Peter Steffens in Aachen, mit dem ebenfalls gute persönliche Beziehungen bestanden, beschließt er einen Geschäftsbrief recht treuherzig mit den Worten: „Gewähren Sie mir doch die Erfüllung meiner Bitte, damit ich Ihnen noch einmal den Absatz nach dortiger Gegend verdanken kann, und empfehlen Sie meinen Gußstahl, für den ich jetzt immer garantieren kann, doch Ihren Freunden und dortigen Fabrikanten.“

Wohl gleitet ihm bei der Beantwortung nörgelnder Briefe manchmal die Feder aus, und es folgt eine scharfe Entgegnung, aber freimütig reicht er dem älteren Tabler (Noelle) auch wieder die Hand: „Wenn ich mich bei Entgegnung Ihres Briefes übereilt habe, so bitte ich solches anzusehen, als sei es nicht geschehen, übrigens bin ich Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie den Stahl für die dortige Anstalt verwenden wollen.“ Auch sein Vater hatte mit lästigen Korrespondenten kurzen Prozeß gemacht und sich dadurch manche gute Verbindung verdorben. Vererbtes Temperament erscheint hier durch den Zwang der Not, gewiß auch zum guten Teil durch das Beispiel eines gewandten Beraters, zur Vorsicht gemildert und fähig, den Stolz zugunsten der Klugheit zu beugen.

Unaufhörlich werden inzwischen die Schmiedehämmer bearbeitet, immer vom gleichmäßigsten, reinsten Eisen zu senden, die Arbeiter ständig zu beaufsichtigen und ihnen besondere Vergütungen zu geben, denn es gibt keinen reinen Stahl ohne erstklassiges Eisen. Selbst das äußere Ansehen der Schmiedestangen ist von Wichtigkeit, verschiedene Dicks und Puckel im Eisen hindern, den Zementierosen so voll zu packen, als im Interesse der Sparsamkeit erwünscht. Vor allem aber und immer wieder: jeden Preis für reines, sehniges Eisen, an diesem Punkte hört die Sparsamkeit auf!

Hier ein zweites Kruppsches Gesetz, früh, unbeugsam, eisern betont und gehalten: gute Ware oder keine! An den Rohstoffen sparen hieße Selbstmord des Rufes. „Ordinär arbeiten ist gegen mein Prinzip“, ähnliche Wendungen kann man aus diesen Jahren öfter lesen. Aus gleichem Grunde kommt er selbst mitunter zur Ablehnung von Aufträgen, die er an sich freudig begrüßen würde, wäre er des Gelingens sicher. Zuerst der Ruf, dann der Verdienst! Franz Neuleux, der 1876 der deutschen Arbeit das wohlfeile Schlagwort „Billig und schlecht“ ins Stammbuch schrieb, hätte als Kind von seinem Vater erfahren können, daß es auf Krupp (und manchen andern) nicht paßte. Mit dem Mechaniker Englerth und dem englischen Monteur Dobbs zusammen gründete der alte Neuleux, belgischer Herkunft, zu Eschweiler die erste Dampfmaschinenfabrik im Nachener Bezirk, als Abnehmer von Werkzeugstahl hätte er für Alfred Krupp ein Kunde von Wichtigkeit werden können. Krupp aber lehnte die erste Bestellung ab, weil er ein Mißlingen voraussah; es handelte sich um eine Gußstahlwalze, die er in der verlangten Stärke nicht garantieren konnte. Doch schon nahte die Zeit, um diesen und härteren Anforderungen zu genügen.

Ein entfernter Vetter und Jugendfreund seines Vaters ebnete ihm den Weg, einer der wenigen Fälle, in denen Krupp nachweislich von anderen uneigennützig, wertvolle Förderung zuteil wurde, und deshalb erzählenswert. Als Friedrich Krupp in seinen letzten Lebensjahren sich auf Anstoß seines Freundes Noelle noch einmal mit der Frage der Hartwalzen beschäftigte und nach seiner Art schon sicher



auf den Berliner Preis rechnete (den der nüchterne Düsseldorfer für sehr unwesentlich gegenüber den Folgen des Gelingens erklärte), fiel zwischen beiden auch der Name Heinrich Rocholl. Rocholl war einst Krupps Gehilfe auf der Gutehoffnungshütte, war Freund und Genosse seiner sonnigsten Jugendtage gewesen. So rasch der Traum dieser gemeinsam verlebten Freiheitszeit verronnen war, er hatte doch eine dauernde Anhänglichkeit beider zurückgelassen, auch dann noch, als sich Rocholl vom Kaufmann zum Mechaniker entwickelte und, seltsame Fügung, ebenfalls der Fabrikation von Walzen zuwandte. Er besaß in Barmen eine Walzenschleiferei, deren Einrichtung er im Geiste seiner Zeit streng geheimhielt, die aber nach Roelles Zeugnis Gutes leistete. Jetzt frischte der Oheim Schulz, der Rocholl auf seinen Reisen zufällig mag getroffen haben, die Bekanntschaft wieder auf, im Juli 1828 weilte Rocholl im Hause Frau Krupps, die Freundschaft wurde erneut, er nahm Gußstahlproben mit und fand sie bei mehreren Versuchen vorzüglich bewährt, dem englischen Gußstahl mindestens gleichwertig. „Sein Korn ist noch feiner und der Schnitt (in Werkzeugen) von längerer Dauer, und ich finde den Stahl bloß im Härten von dem englischen unterschieden, bei dem es nicht so genau im Warmmachen hält.“ Rocholl scheint auch den Betrieb in Krupps Werkstätten besichtigt zu haben und gab ihm bezüglich des Dichtschmiedens der Güsse einen Rat, der sich für die Zukunft von größtem Wert erwies. Statt rund, wurden alle dickeren Güsse fortan kantig gerecht und dadurch das innere Gefüge verdichtet, das die bisherige Behandlung eher gelockert hatte. Noch nie war Alfred ein Licht von solcher Bedeutung aufgegangen, und in seiner jugendlichen Offenheit zögerte er keinen Tag, seinen älteren Freunden und Kunden das neue Verfahren mitzuteilen. „Die Ursache des Undichtseins der Walzen ist einzig und allein das Rundschmieden gewesen“ (an Roelle) und bald danach wie im Jubel über die neue Kunst: „Jetzt kann ich jede Walze machen, so dick sie auch sei!“ Heinrich Rocholl, der mit Schulz im Briefwechsel blieb, schrieb diesem aus freien Stücken: „daß es mir Vergnügen macht, den Stahl des Herrn Krupp bei jeder Gelegenheit zu empfehlen, und gestehe Ihnen frei, daß ich die Güte des Stahls nicht erwartet hätte, sagen Sie daher Ihrem Vetter, daß er auf alle vorkommenden Fälle sein Augenmerk richten müsse, um jederzeit ein und dasselbe Produkt liefern zu können, alsdann wäre ich überzeugt, daß der englische Stahl sich in Deutschland vor und nach verlieren müsse“. Schulz aber gab seiner Freude enthusiastisch Ausdruck: „Scheuen Sie keine Kosten, die Schwiegerin wird Sie Ihnen zum größten Dank vergüten, sie mögen von Erfolg sein oder nicht! — Ich wette aber, daß wir Ihnen, braver deutscher Mann, das erste Aufkommen der Fabrik zu verdanken haben werden!“ Auch Alfred säumte nicht, dem uneigennütigen Freunde seinen Dank auszusprechen, gleichzeitig teilte er ihm manchen Gedanken mit, den er in seinem unruhigen, unablässig arbeitenden Geiste wälzte, ohne gleich die Ausführung zu



wagen. Sollte man nicht die vielen kleinen Stahlabfälle, die bei der Produktion anderer Sachen übrigbleiben, zu Feilen verarbeiten? Er ließ einige schmieden und hauen und schickte sie Rocholl zur Probe. Auf die Schönheit möge er nicht sehen, es seien Versuche, wenn aber die Güte anspricht, so soll er ihm aus dortiger Gegend, wo das Gewerbe zu Hause ist, einen Feilenhauer empfehlen, den er in seine Dienste nehmen kann. Der Mann muß ordentlich und fleißig sein, so ließe sich vielleicht ein neuer Absatzweig schaffen. Vielleicht wußte Krupp durch seine Mutter oder seinen Oheim, daß schon bei Begründung der Gußstahlfabrik eine Feilenhauerei in Mörs den Absatz ins französische Ausland, nach Flandern und Holland begründen sollte. Die Umwälzungen, Napoleons Sturz und das Fehlschlagen der Stahlfabrikation mit den Herren von Rechel hatten den Plan zum Scheitern gebracht. Auch diesmal wurde vorläufig nichts daraus, wie aus so vielen anderen Entwürfen. Es blieb beim Planen, beim Tasen, beim Werben weniger Freunde unter einer wachsenden Zahl teilnahmloser Kunden, die das Gute schlechtweg nehmen, um gelegentliche Fehlschläge in der Produktion erzürnt zu rügen. Ihnen gegenüber ist Alfred einige Jahre ratlos, dann findet er ein kostspieliges, aber wirkungsvolles Mittel: er gesteht mangelnde Güte freimütig zu, erklärt sie mit der schwankenden Beschaffenheit der Rohstoffe, gelegentlich auch mit eigenen, fehlgehenden Versuchen, und bietet für schlechte Lieferungen unbedingten Ersatz.

Das war etwas, was man im allgemeinen in deutschen Gewerbez und besonders in Handwerkskreisen nicht kannte, das war die Garantie! Der dritte folgenreiche Grundsatz, zu dem wir den Jüngling in seiner Lehrzeit sich entwickeln sehen, so wie er gegen seine Lieferanten die Forderung der besten Rohstoffe erhob und festhielt. Beides, mit schweren Opfern begründet zu einer Zeit, wo die Fabrik noch nicht einmal sich selber trug, dazu der „Vorsatz einer fortwährenden Erweiterung“ — es war nicht gerade ein kleines Programm, das sich der Erbe Friedrich Krupps für seinen Lebensweg entworfen hatte. . . Aber es war auch fast alles, was er, nebst einigen technischen Handgriffen, zwei Jahre nach seines Vaters Tode, für den Fortschritt der Gußstahlfabrik errungen hatte.

## Bilanz

Über die schneeverhangene Busch- und Gartenwildnis trägt der Wind verhallendes Glockengeläut, es sind die Silvesterglocken des Jahres 1828. Dazwischen um die verfallenden Stadtmauern entferntes Gejohl und Büchsengeknall, die jungen Burschen grüßen in gewohnter Weise den Jahresbeginn. Im Wohnhause der Kruppschen Familie wird dadurch niemand im Schlummer gestört; Hermann







und Fritz, die beiden jüngeren Brüder, träumen die tiefen Träume der Kindheit, auch Ida, Alfrieds frühreife, schon in der Jugend von Neuralgien und Schwächerzuständen geplagte Schwester, ist nach der schweren Tagesarbeit rasch in festen Schlaf gesunken und die Mutter hat sich nach einer langen Aussprache mit ihrem Geschäftsführer zur Ruhe gelegt. Man schläft fest nach harter Arbeit im Hause Krupp.

Nur Alfried wacht noch, und aus dem kleinen Fenster der Dachkammer fällt ein schmaler Lichtstreif auf den Schnee. Mit aufgestütztem Arm sitzt er am Tische, sinnt und rechnet. Jetzt geht er ins siebzehnte Jahr. Lang, schmal und etwas blaß, über den abfallenden Schultern ein spitzes, müdes Gesicht. Er könnte den Jugendschlaf auch noch brauchen, nur findet er ihn heute nicht. Zwei Jahre sind vergangen, seit er mit hochgehenden Hoffnungen die Fabrik wieder in Tätigkeit setzte — was ist erreicht? Die Zahlen reden eine nüchterne Sprache, und was er auch der Mutter zur Beruhigung gesagt hat, die Zahlen bleiben stehen. Der Umsatz? 2000 Taler war er im vorigen Jahre, 2000 Taler war er im letzten, alle Arbeit, alle Reisen, alle Mühe hat ihn nicht erhöht, und das Ergebnis sind — Schulden statt Gewinn. Die Kundschaft? etwas verschoben, aber kaum gewachsen, hier und da ein auf richtiges Lob, aber nicht weniger Tadel, auf allen Seiten der Einwand, der deutsche Gußstahl sei gegen den englischen zu teuer! Ja, wie soll er das ändern, wenn ihm weder die unerschöpflichen Eisenquellen noch die mechanischen Einrichtungen der Engländer erreichbar sind? Er muß den Werkzeugstahl bis auf Fingerdicke unter dem Hammer recken, der Engländer hat für die dünneren Sorten seine Walz- und Ziehwerke. Den dünnsten Stahl für feine Werkzeuge kann er überhaupt nicht liefern, muß ersuchte und lohnende Aufträge, wenn sie kommen, zurückweisen; wer fragt danach, wie ihn das wurmt? Er unterhandelt hier und da bei seinen Besuchen in Altena, ob man den Stahl für ihn ziehen will, aber die Kosten der Arbeit, des Hin- und Hertransportes sind unerschwinglich, und wie leicht werden die Drahtzieher das wertvolle Gut beim Glähen verderben? Er fragt bei dem vielerfahrenen, von jedem märkischen Eisenmann verehrten Hartort zu Wetter an, ob wohl seine (ohnedies unzulängliche) Wasserkraft für den Antrieb eines Drahtwalzwerkes ausreichen würde, oder ob es dazu einer Dampfmaschine, und von welcher Kraft, bedürfte. Wir haben die Antwort nicht, aber sie wird nicht ermutigend für einen mittellosen Mann gewesen sein, denn der ersuchte Schritt wurde nicht getan. Zwar, die preussische Regierung könnte mit einem Schlage dies, könnte mehr möglich machen, wollte sie für die Gußstahlfabrik tun, was sie so vielen aufstrebenden Gewerbetätigen gewährt hat, seit Heinitz und Beuth das Ruder der staatlichen Gewerbe-deputation führten. Aber in Berlin weht für Krupp kein günstiger Wind. Wieviel Mühe hat sich nicht sein Vater gegeben, für die schwerbedrängte Fabrik nur ein einziges Mal die Unterstützung des Staates zu

erlangen, der sich rühmt, Gewerbe und Erfindungen wie kein zweiter zu heben — und, wenn es um Berlin oder Schlessien, das Schoß- und Sorgenkind der Monarchie, ging, es auch tat. Wie beweglich hat er Regierungspräsidenten, Minister, den König gebeten, ihn und sein Werk nicht im Stich zu lassen — was hatte es genügt?

Soll es, kann es so weitergehen? Das Sorgen und Vorgen, das Darben bei schwerer Arbeit und am Samstag die ewige Angst um die Löhnung der wenigen Leute? — Unerbittlich rechnet der junge Fabrikherr die Fehlschläge des letzten Jahres nach und prüft, ob das, was er der sorgenden Mutter gesagt, vor dem eigenen Geiste standhält. Sicherlich — Fehler sind gemacht worden. Mehr als einmal hat er Stempel und Walzen hinausgesandt, bevor die Güsse aufs strengste untersucht waren, einige haben versagt, ein paar alte Kunden haben sich bitter beschwert, manche sind abgesprungen, anderen hat er Ersatz geben müssen, das hat schweren Schaden gebracht.

Immerhin, in den Walzen und Stempeln hat er Fortschritte gemacht, wäre nur auch erst erreicht, daß der Dsemund immer der gleiche, fehlerlos und zuverlässig ist. Dazu scheint doch der Anfang jetzt gemacht zu sein. Bei Leopold Dverbeck hat er das nicht erreicht, er kann ihm die böse Eisensendung des ersten Jahres nicht vergessen — wieviel Schaden hat diese eine Lieferung ihm eingebracht! Da liegt noch in der Schmiede ein Haufen von Gerbergeräten aus jener Sendung, die er nie verkaufen wird. Wie lange ist es her, daß er mit Dverbeck an dem verunglückten Haufen Stahl stand und ihn mit eindringlichen Worten beschwor, seines schweren Schadens und der alten Freundschaft mit dem Vater zu gedenken und für die untaugliche Sendung nicht noch Geld zu verlangen? Er sieht noch den wortfargen Mann mit dem stummen Zweifelsblick, sieht noch, wie er die Augen zwischen den Geräten und den Feuern der Schmiede hin und her gehen läßt, ohne sich zu einer Antwort zu entschließen. Und noch heute quält ihn der Zweifel: Was hat der Mann gedacht? Wollte er das Geld um jeden Preis? Hat er meinen heiligen Versicherungen, daß das Eisen ungang gewesen, nicht Glauben geschenkt? Jedenfalls ging er hin und schrieb noch am gleichen Abend aus seiner Herberge, daß er auf Zahlung bestände, als wäre er sich keiner Schuld bewußt. Eine alte, gute Geschäftsverbindung ist darüber zerbrochen und ihm ein bewährter Freund verloren, von dem er sich noch manchen gewichtigen Rat erhofft. — In der Schmiede aber liegt das verdorbene Gerät und wird dort noch Jahre liegen, obwohl er alles versucht hat, um die weichen Messer und Falzen nachträglich zu härten. In seinem ersten Skizzenbuch stehen die Versuche, die er damals in erzwungenen Arbeitspausen machte und niederschrieb, noch heute verzeichnet.

Sie sind auch heute wohl noch für einen oder den andern Fachmann lesenswert, diese stammelnden Versuche eines Knaben, der fünfzig Jahre später auf dem



Gebiete der Schmiedetechnik in Europa seinen Meister suchte. Hier stehen wir an der Wiege von Erfahrungen, zu denen sich andere und wieder andere häuften bis zu einer empirischen Sicherheit, vor der es kein Hindernis mehr gab.

„Wie werde ich die vielen Falzen und Schlichtmonden, die zu weich sind, hinreichend hart erhalten? —

Hämmern ist nicht hinreichend.

Härten in Wasser ist dem Springen ausgesetzt.

Härten in Rüböhl ist sicherer.

Härten in Knochenöhl (NB. ganz reinen und echten) sichert am meisten, ist aber teuer. —

Gelingt dieses nicht, so bleibt noch ein Mittel, nämlich Einsetzen ohne abkühlen.

Vielleicht geht es so:

in einen eisernen Kasten schichte ich circa 1 bis 2 Duzend Schlichtmonden auf einander, so daß zwischen jeder Schlichtmonde, besonders am Schnitt, Cement (Klaunen von Röhren oder Horn, oder Taubenkoth, oder sonstige vegetabilische Kohle) zum Versuch einmal gebrannte Klaunen, eingelegt werden, in der Mitte kann eine Dfenpfeife eingesteckt werden, die ungefüllt ist, und oben auf eine Schlichtmonde die nichts taugt gelegt werden. Das ganze wird mit Lehm beschmiert und in den Glühofen gestellt, wo es circa 3 bis 6 Stunden glühend erhalten werden muß. Man nehme jedes Stück einzeln glühend heraus und hämmere es so lange bis es kalt ist, besonders am Schnitt, damit die durch das Cementieren etwa entstandene Lockerheit sich in Dichtigkeit verwandelt und dadurch die Schlichtmonden einen gehörigen Schnitt erhalten. Wenn hierdurch, wie zu vermuten, nur die äußere Haut hart wird, welches bei Schlichtmonden hinreicht, so wird der Zweck erreicht sein können. Das Hämmern bis zum Erkalten halte ich für ganz zweckmäßig.

Weiche Falzen zu härten bleibt wohl nichts anderes über als Hämmern, entweder kalt, oder im warmen Zustande mit Wasser, oder ein Ubergießen mit Wasser, nämlich über die dicke Stelle des Rückens . . .“

Leider muß er sich selbst eingestehen, daß alles nutzlos geblieben ist.

Mit Dverbeck ist er also wegen dieser Sache auseinandergekommen. Alfried erhält jetzt sein Eisen aus dem ältesten, besten Dsemundhammer des bergischen Landes, von Brüninghaus, mit dem sein Vater schon in Verbindung gestanden hat. Bei dieser Firma und diesem Eisen bleibt er stehen, solange noch Dsemund in der Gußstahlfabrik verschmolzen wird. Fehlschläge hat es auch da gegeben, aber rasch ist ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens entstanden, und Krupp hat in den Brüdern Brüninghaus ein paar Freunde gewonnen, die für seine oft bedrängte Lage ebensoviel Verständnis haben wie für die Ansprüche, die der Gußstahl in technischer Beziehung stellt.



Ja, Brüninghaus! Onkel Schulz würde sagen: Junge, das ist ein Aktivposten in der Bilanz! Und auch Alfrieds unruhiges Sinnen wird zuversichtlicher bei dem Gedanken an das Reisen und Reiten durch die grünen Täler und Berge der Mark und an die Einkehr in dem breitbehaglichen Reidemeisterhaus im Versetal. Dort hat er, an den klappernden Hämmern von Johann Kaspar und Peter Brüninghaus, zum ersten Male zugeesehen, wie die Schmiede das Sanyer Roheisen am Frischfeuer, Tropfen um Tropfen beinahe, im garen Schlackenbade niederschmelzen und mühselig die kleinen teigigen Klümpchen an ihrer Stange zum Anlauf bringen, bis endlich der Kolben zum Ausrecken groß genug ist. So wird Stange um Stange geschmolzen, gefrischt, gegerbt und gereckt, das kostbarste Eisen auf deutschem Boden, das karrenweise auf allen Straßen zu den Drahtrollen von Altena gefahren wurde und von dort den Weg über die ganze Welt fand. Und er, der nur das Beste vom Besten brauchen kann und manchen Stab ausscheiden muß, den die Drahtwerke noch verarbeiteten, dort hat er tiefe Achtung vor der Arbeit dieser halbnackten Zyklopen bekommen. Dort hat er auch den Weg zu der stillen Art der beiden Brüder gefunden, von denen der schwergeprüfte Johann Kaspar mit dem leidenden Zug im Gesichte beinahe sein Vater sein könnte und einst gleich ihm als Knabe durch den Tod seines Vaters aus der Lehre heraus an das Feuer und vor die Leitung eines vielverzweigten Werkes gestellt worden war. Besser noch gefällt ihm Peter Brüninghaus in seiner ruhigen, kernhaften Bestimmtheit, nur daß in beiden nicht so das triebhaft tätige Blut des Eisenmannes schlägt, wie er selber es spürt und rasch zur Tat werden ließe, wäre er der Herr eines so reichen Betriebes. Gewiegte Kaufleute sind sie und zuverlässige Fabrikanten, mehr aber ist in ihnen von dem lässig vornehmen Wesen der alten Reidemeisterfamilien, die viele für sich arbeiten ließen und mit ruhiger Hand den Eisenhandel regelten, als von der ziel-sicheren Erkenntnis gewerblichen Schaffens, das aus der Enge des Handwerks ins Große drängt.

Dies nämlich — man darf das nicht vergessen — ist der tiefe innere Zug, ist eigentlich die Lebenslinie jener zwanziger Jahre, durch deren Enge und Weite sich Alfried Krupp mit sechzehn Jahren seinen Weg zu suchen hatte. Es ringt eine neue Zeit mit einer alten. Die gebildeten Stände suchten mit nahezu unerträglicher Einseitigkeit ihre Ideale in romantischen Schwärmereien. Gerade um 1827 war die Zeit, wo jede Stadt ihren Verein oder ihr Kränzchen für dichterische und künstlerische Betätigung hatte. Man feierte begeistert das Goethefest in Weimar, beging den dreihundertsten Todestag Albrecht Dürers, ohne von dem kernigen Wesen dieser echten Deutschen viel zu wissen. Poesie und Kunst galten als eigentlicher Zweck des menschlichen Daseins, die Beschäftigung damit einzig des Menschen würdig. Die Romantik bestieg den Thron der Dichtung. „Es war das ästhetische Zeitalter der Deutschen, in welchem Poesie und Kunst als das höchste

galten. Das wirkliche Leben erschien in seiner praktischen Mächtigkeit unpoetisch und unerfreulich, man floh es und suchte im Reiche phantastischer Schönheit die blaue Blume der Poesie.“ („Biedermeier“.)

Diesen Schichten waren Technik, Industrie, Gewerbe, ja Naturwissenschaften nur grobsinnliche und lästige Begleiterscheinungen des Lebens, ja Hemmungen einer edlen Innenkultur. Wenn trotzdem Alexander von Humboldt 1827 um seine berühmten Vorträge in der Singakademie eine glänzende Hörerschaft versammelte, so war es mehr seine Persönlichkeit, die zündende Art seines Vortrages, als der reale Inhalt seiner Forschungen, was ihn zum Ereignis jener Tage machte. Noch spottete die ältere künstliche Wissenschaft über den modernen Hochmut der „Physikanten“, aber schon 1822 hatte die erste Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig eine Wendung vorbereitet, die auf der Berliner Versammlung im Jahre 1828, mit Humboldts zündender Persönlichkeit als Mittelpunkt, laut und glänzend zum Ausdruck kam. Das naturwissenschaftlich-technische Jahrhundert erwacht und Preußens wirtschaftliche Neuorientierung, 1818 wie ein schwerer Stein in den Sumpf der deutschen Reaktion geworfen, zieht die ersten Wellentreife um sich her. Das denkwürdige Jahr 1826, in dem Alfred Krupp die fast tote Schöpfung seines Vaters wieder zum Leben erweckte, in dem Liebig zu Gießen sein chemisches Laboratorium errichtete, Fritz Hartort in Wetter das erste englische Puddelwerk baute und in der Enneper Straße die erste Schienenbahn legte, wo auf dem Rhein das erste Dampfboot seine Furchen zog, daselbe Jahr sah jenseits des Rheins die Entstehung des Süddeutschen Zollvereins zwischen Bayern, Württemberg und den hohenzollernschen Ländern. Der erwachenden Wissenschaft und Technik trat das gewerbliche Leben zur Seite, in seinem Wirken und seinen Forderungen noch immer mit Unlust und Befremden begrüßt, aber unaufhaltsam. Die sogenannten gebildeten Kreise hatten für Technik und Gewerbe wenig Verständnis. Kennzeichnend für die zwanziger Jahre ist der Stoßseufzer eines Gelehrten: „Dem heranwachsenden Geschlecht steht eine langweilige Zukunft bevor. Alles haben wir vorweggeessen, für unsere armen Jungen bleibt nichts übrig als Dampfschiffe, Eisenbahnen und Maschinen.“ Unter solchem Stimmungsgelalt ihres Vaterlandes wuchsen die Borsig, die Krupp und Siemens heran. In engstem Kreise konnten sie, aneinandergelehnt, Urteil, Verständnis und gegenseitige Förderung erfahren, in weiten Schichten standen ihnen fast nur Ablehnung, Hochmut oder Gleichgültigkeit gegenüber. Noch schien vielen ein eigenes deutsches oder preussisches Gewerbeleben so überflüssig wie unmöglich. Dank Preußens liberalen Zollgesetzen hatte man alles Notwendige zu billigsten Preisen, für 129 Millionen Gulden englische Erzeugnisse flossen in einem Jahr ins Land. Ein Wettbewerb mit England schien ohnehin ausgeschlossen, nur wenige glaubten an Preußens Zukunft auf gewerblichem Boden. Wohl gab es eine breite Schicht



schaffenden Bürgertums und vor ihm standen die Tore einer unbegrenzten Zukunft offen, aber kaum einige sahen sie, wenigen war es gegeben, zu erkennen, worauf es ankam, und die wenigsten vereinten Tatkraft und die Mittel, das Erkannte lebendig zu machen.

Ein großes Volk war nach langem Schlaf zu neuer Arbeit, neuem Genießen erwacht. Es war doch, teils durch die englischen Subsidien und die heimischen Silberbergwerke, teils durch vermehrte landwirtschaftliche und gewerbliche Arbeit, viel Geld unter die Leute gekommen. Die starke Tätigkeit der preussischen und der übrigen deutschen Münzstätten legt dafür Zeugnis ab. Die Textilindustrie hatte sich in den Rheinlanden, in Sachsen, Schlesien, Bayern mächtig gehoben, in ihrem Gefolge die Tressenfabrikation, die Knopfmacherei und andere Gewerbszweige in der Messing-, Silber- und Goldverarbeitung. Der zunehmende Wohlstand zog wie immer einen Aufschwung der Schmuckwarenherstellung und Silberverarbeitung nach sich, dazu kam die neue Erfindung des Argentans, Neusilbers und wie die Erfindstoffe heißen, die den Schein und die Gestalt des Silbers in breitere Kreise tragen sollten. Der Maschinenbau war erwacht, wenn auch noch rückständig und selten. Für das Eisenbahnwesen erhoben sich Stimmen, wie Friedrich List und Hartort, aber sie blieben noch ungehört. Die Entwicklung des Postwesens mußte vorhergehen, und auch das Dampfschiff kam noch vor der Eisenbahn. Nur der Willenskraft einzelner gelangen kurze, von Pferden gezogene Industriebahnen. Wie Alfred Krupp an alle diese Fortschritte allmählich mit seinem Gußstahl den Anschluß fand, an die Münztechnik, die Edelmetallindustrie, die Messinggewerke und die Textilindustrie, endlich an den Post-, Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrsverkehr, das gehört zu den spannendsten Kapiteln in der Geschichte der vormärzlichen Industrie.

In den preussischen Rheinlanden lagen die Verhältnisse für einen mächtigen Aufschwung günstiger als sonst irgendwo. Die kleinstaatliche Zerrissenheit war beendet. Das Zollgesetz hatte die Einfuhr begünstigt, siebenundfünfzig Binnenzölle waren gefallen, zwischen Stadt und Land war freier Verkehr und mächtig blühte der Handel, der Güteraustausch auf. Der Gewerbetreibende, wo er sich anpassen konnte, fand Gelegenheit zum Anschluß an die Bewegung. In England waren die Erfindungen gemacht, im heimischen Boden lagen die Quellen der Arbeit und wo strömten sie reicher als in den neuen westlichen Landesteilen? Die Kohle wurde durch die neue Bauweise der Erbstollen, durch Wasserhaltungen und Fördermaschinen reicher und billiger erschlossen, das Eisen strömte auf verbesserten Straßen ins Land, die Pioniere des Maschinenbaus, Gottlob Jacobi, Friedrich Krupps Mitkämpfer in alten Tagen, Wilhelm Lueg in Oberhausen, der die erste Dampfmaschine in Sterkrade schuf, als Alfrieds Vater seinen Schmelzbau fertigstellte, endlich der unermüdliche Rufer im Streit, Friedrich Hartort, der



1818 in Wetter die Märkische Maschinenbau-Anstalt begründete — welch glänzende Namen! Aber es waren doch wenige unter den vielen, die ebenso berufen gewesen wären und nicht folgten. Im allgemeinen blieb Hartforts Ruf, daß nur verbesserte Methoden, verbesserte Maschinen den Kampf mit dem Auslande bestehen und die Quellen heimischen Reichthums erschließen könnten, ungehört, bis in die dreißiger Jahre klagte er bitter über die deutsche Schlafmüdigkeit und rief laut und nachhaltig nach der Eisenbahn; die Regierungen wollten nichts davon wissen, die Bürger noch weniger, selbst unter den Industriellen gab es wenig Stimmen für solche Neuerungen — man hörte wohl sagen: was sollte dann aus den Kohlentreibern werden? Und der deutsche Fortschritt, wenn er auch ging, so ging er doch einen langsamen, den Engländern wohlgefälligen Schritt.

In solche Zeit ist Alfred Krupp gestellt. Die volle Einsicht, daß nur fortschrittliche Einrichtungen ihn aus der Enge befreien und gegen die englische Einfuhr stärken können, paart sich bei ihm mit der praktischen Unmöglichkeit der Verwirklichung. Nicht ohne Reid sieht er seine Freunde an der Verse ein Drahtwalzwerk erbauen, ihnen ist es nur ein Betrieb mehr neben anderen, wenn auch ein Zeichen erwachender Unternehmungslust. Alfred hätte mit dieser Maschine versucht, seine Gußstahlsorten zu walzen, deren Herstellung ihm jetzt noch versagt war. Nachdenklich besieht er die einfache Maschine und nimmt sich vor, sobald er mit seinen Versuchen zur Hartwalzenfabrikation vorgeschritten ist, den Brüdern Brüninghaus solche für ihr Walzwerk anzubieten. Immerhin bindet ihn manches an diese altfränkisch einfachen, aber ehrenfesten und zuverlässigen Männer. Sie haben ihm zugesagt, ihn durch Kredit und Lieferung immer gleichmäßigen Eisens zu unterstützen und sie haben es ihn später nicht entgelten lassen, daß sein Bedarf doch gewaltig hinter dem zurückblieb, was er sich und ihnen an Aufträgen versprach.

Es ist doch mancherlei erreicht worden in diesem letzten Jahre. Das Rantigschmieden des Stahls, dem er es verdankt, daß die letzten Walzen für die Düffeldorfser Münze ihm Noelles Vertrauen wiedergewonnen haben. Der Münzwardein hat versprochen, nunmehr das so lange hinausgeschobene Gutachten nach Berlin zu senden, von dem die dortigen großen Bestellungen abhängen. Könnte er Noelle noch dahin bringen, auch die Stempel fertig geschmiedet, anstatt in Stangen zu beziehen, wieviel wäre dann weiter gewonnen. Es bleibt nur noch der eine wunde Punkt, das Betriebskapital! Aber auch dafür wird Rat werden. Kleinstüber, der Mechanikus der Münze in Berlin, hat vor Jahresfrist Aufträge verheißen, sobald der dortige Vorrat englischen Gußstahls auf die Reige geht, die Zeit ist um, man wird ihm schreiben, Noelle wird Gutes vom Kruppschen Stahl berichten, und eine einzige große Bestellung der Berliner Münze wird ihm für Monate zu tun geben.

Warum richten sich seine suchenden Augen immer wieder so sehnüchtig auf Berlin? Berlin könnte helfen! Fünftausend Pfund Stahl hat die Münze dort in einem Jahre zu Stempeln verarbeitet, sechstausend Pfund hat er in einem Jahre überhaupt abgesetzt: seine Schmiede hätte dauernde Arbeit, würde ihm der laufende Bedarf von Goedefing zutell. Und die Münzen der kleineren Staaten? Welche würde sich ihm noch versagen, wenn er jeden Stempel für Preußen lieferte? „Liefere Sie gut! Liefere Sie gleichmäßig!“ sagt man ihm und versteht die Tiefe seiner Nothe nicht. Er dreht sich wie im Kreise. Um gleichmäßig und immer gut zu liefern, braucht er eben den laufenden Absatz, die unaufhörliche Erfahrung der Leute, die dauernde Glut der Ofen, die Massenerzeugung, die ihm ermöglicht, einmal zu verzichten und eine ganze Schmelzung beiseitezwerfen, wenn etwas mißrät! Jetzt, bei diesen tropfenweisen Bestellungen, wo aus einer Schmelzung Werkzeuge, Stangen und Stempel geschmiedet werden müssen, was kann dabei herauskommen! So kreisen seine müden Gedanken um den gleichen Punkt. Aber er beschließt in dieser Nacht, Roelle noch einmal dringend um die wärmste Empfehlung an die Berliner Münze zu bitten, und wenn das dann nichts nützt, sich mit Hilfe des Dheims an die Regierung um Arbeit zu wenden. Es ist nicht die Münze allein, man braucht ja auch Werkzeugstahl in den staatlichen Fabriken, braucht Stahl im Gewerbeinstitut, in den Bergwerken, in den Gewerfabriken. Wenn ihm Preußen hülfte, nur mit Aufträgen, nicht mit Geld, so wäre ihm geholfen. Preußen aber bezieht seinen Gußstahl von englischen Händlern! Sie haben auch selber eine Gußstahlfabrik am Finowkanal, er weiß es recht gut, aber seit Jahren liegt sie still, Tiegelstahl können sie dort nicht machen, und was sie gemacht haben, hat nichts gefaßt. Er ist überhaupt der einzige in allen deutschen Staaten — das Gutachten des Gewerbevereins hat's ihm bezeugt —, der die Versuche, gegen England aufzukommen, noch nicht aufgegeben hat, er allein gegen ganz England! Und er wird sie nicht aufgeben und sollte er darüber, wie sein Vater, zugrunde gehen!

Am Widerstande der Welt erwacht der seine. Nachgeben ist nie seine Sache gewesen, jetzt spannen sich seine Kräfte mehr am Gedanken dessen, was er zu bekämpfen hat, als an dem wenigen Erreichten. Aber irgend etwas ist in ihm, auch aus der Erfahrung dieser beiden Jahre, was ihm Mut gibt. Er hat das Geschäft vom Sarge des Vaters bis an die Schwelle des dritten Jahres geführt, jetzt weiß er sich stärker, er wird es weiter zwingen. Drei feste Stützen hat er in seiner Mutter und den beiden Dheimen, sein Vetter Karl Friedrich von Müller aber, Dunkel Frigens Sohn, der jetzt in Halle die Landwirtschaft studiert, ist ihm in treuer Jugendfreundschaft zugetan und wird ihn nicht im Stich lassen, wenn es einmal hart hergeht. Drei Grundsätze hat er sich in diesen zwei Jahren selbst erworben, auf denen das Geschäft sicher ruht. Er wird nie auf dem Erreichten stehenbleiben;



er wird, soweit seine Augen reichen, immer das Beste verarbeiten und erzeugen; und wo es trotzdem einmal fehlschlagen sollte: keine Empfindlichkeit, wie sie ihn mit Noelle beinahe entzweit hätte, kein Vertriehen hinter Entschuldigungen, sondern einfach und klar Ersatz! Das kann ihn um Hunderte bringen — gleichviel: wer garantiert, beweist, daß er an sich selbst glaubt und wird auch die andern zwingen, an ihn zu glauben. — Daneben gibt es bei Krupp noch ein viertes Gesetz des Handelns, so alt, so einfach und selbstverständlich, daß nicht darüber nachgedacht wird, die Sorge für die Arbeiter. Da liegt eine Apothekerrechnung von 1829, die deutlich davon spricht, daß die Familie nicht unversehrt durch die leiblichen Entbehrungen dieser zwanziger Jahre geschritten ist. Neben viel Mixturen und „Tränken“ für das Fräulein hat auch Madame viel Pulver und Trank verbraucht, der größte Posten der Rechnung aber gilt der Frau des Schmelters Paus, allerhand Arzneien bei verschiedenen Gelegenheiten und einmal Pflaster, Pulver, Tee und Mixture zu gleicher Zeit. Daß es der Familie in die Rechnung gestellt wird, erscheint selbstverständlich, die Frau ist oft im Haushalt der Theresse Krupp beschäftigt und halb als Dienerin anzusehen. Aber auch sonst erscheinen in den Rechnungsbüchern Posten genug, die die Fürsorge der Dienstherrschaft bekunden. Hier werden für die Leute Gerichtskosten bestritten, da Kohlen geliefert, eine Bettlade oder ein Schwein wird — vermutlich gegen Abzug von künftigen Lohnzahlungen — für sie gekauft, Gartenpacht entrichtet, und man muß sich erinnern, daß die Mutter Krupp oftmals Geld leihen mußte, um den eigenen Haushalt zu bestreiten, um die Schwere dieser kleinen Dienste richtig zu verstehen.

Alfried ist ruhiger geworden. Die jagende Angst, die ihn manchmal befällt, ist wieder der Zuversicht gewichen, wie immer, wenn er in schwerem Ringen und Brüten sich einen Weg zum Erfolge geöffnet hat. Genug jetzt des Grübelns! Die Augen suchen die schmale Bettstatt an der Wand neben dem erkalteten Ofen. Schwer legt sich die Müdigkeit über die Lider, und nur noch halb seiner bewußt, entkleidet sich Krupp und sinkt unvermittelt in tiefen, traumlosen Kinderschlaf.

## Wintertage

Man schreibt das Jahr 1830, und über der roten Erde liegt flingender Frost. Langsam steigt der Sonnenkreis wieder aufwärts, aber beinahe seit einem Vierteljahr stehen zwischen der Ruhr und Lenne alle Hämmer still, das Eis bändigt Bäche und Ströme. Wäre nicht im verwichenen Herbst die wasserreiche Zeit bis zum Äußersten benutzt, um Gußstahl zu recken, Alfried Krupp hätte längst keine Bestellung mehr



ausführen können. An die Münzen, denen nur mit dickem Stahl für Walzen und Stempel geholfen ist, muß er abschlägige Briefe schreiben. Die Kleinschmiede können höchstens dünnen Werkzeugstahl und Gerbergeräte schmieden, der große Hammer schweigt.

Immerhin, es wird nicht gefeiert. Der ganze Vormittag sieht ihn am Ofen und am Amboss. Versuche von der größten Wichtigkeit, für die der Herbst und Frühwinter keine Zeit übrigließ, werden jetzt unternommen. Seit Tagen und Wochen schütteln die Schmelzer den Kopf über seine närrischen Experimente, es stört ihn nicht. Tiegel auf Tiegel wird in die Glut gesenkt, der sonst so Sparsame vertut ein Vermögen an Zeit und Stahl — was wird dabei herauskommen?

„Eisen und Stahl, Herr Krupp? Das gibt im Leben keinen richtigen Guß!“ beharrt der Schmelzer und schickt sich unlustig an, den Versuch zum fünften Male zu wiederholen.

„Du verstehst das nicht, Lantermann, und ich kann es dir jetzt nicht erklären! Es kommt eben alles auf die richtige Hitze an, und ist die Sache einmal gelungen, so sollst du noch deine Freude daran haben. Ist der Tiegel gar?“

„Der Tiegel ist gut, Herr Krupp, eher zu kalt als zu warm.“

„Wird richtig sein, die vorigen Male war der Stahl immer überhitzt, deshalb schmolz uns der eiserne Kern in den Tiegel hinein. Wilm, ist das Eisen gehörig warm? laß einmal sehen!“

Wilm in der Wiese scharrt die Kohlen beiseite und zeigt einen dreißigpfündigen Eisenkern von heller Schweißglut.

„Gut, und nun paßt genau auf! Lantermann, du bringst mit Viktor den Tiegel ans Feuer, Wilm nimmt den Kern mit der Zange und Kobus streicht rasch und sorgfältig die Schlacke ab. Ich nehme den Verschuß vom Tiegeldeckel und Wilm steckt den Kern langsam und ganz gerade in den Stahl. In Gottes Namen!“

Behende tragen die Leute den zentnerschweren hellglühenden Tiegel neben den Herd. Alfried entfernt die Verschußplatte im Deckel und steht gespannt in die wogende Glut. Dann winkt er den Schmieden, die den eisernen Kern in die flüssige Masse tauchen, wo er gestützt durch den Deckel stehenbleibt.

„Nun müssen wir abwarten, ob es gelingt!“ Er setzt sich mit den Arbeitern neben das Schmiedefeuer, erwärmt die Holzschuhe mit heißer Asche, denn der Frost streicht schneidend durch die Werkstatt, und läßt sich das schmalzgestrichene Schwarzbrot schmecken. Mit den Arbeitern spricht er wie einer von ihnen, und nach dem Frühstück erteilt er kurze, bestimmte Anweisungen für den Rest des Tages, denn gleich nach dem Necken des Probegusses will er auf den Hammer nach Altenessen gehen.

Lantermann und Viktor werden in der Tiegelkammer arbeiten, Wilm in der Wiese soll mit Jakobus die Stempel für die Düsseldorfser Münze schmieden, sie

müssen durchaus bis zum Abend fertig sein. Am Nachmittag wird Lantermann mit Christian den Koksosen besorgen, Viktor mahlt Ziegelbrocken. Bierhaus wird den jungen Herrn zum Hammer begleiten. — Und jetzt mal heran an den Guß!

Aus dem zerschlagenen Ziegel entnehmen die Leute den noch hellroten Stahlguß mit dem Eisenern. Unter raschen Schlägen wird die spitz zulaufende Bramme auf gleiche Dicke gereckt, hin und wieder heißt Alfried die Schmiede innehalten und prüft das Stück. Ärgerlich schüttelt er den Kopf. Es ist wieder nichts. Oben zeigen sich Risse, die eiserne Stange hat sich nicht völlig mit dem flüssigen Stahl verschweißt, unten sitzen Schlacken im Gefüge, mindestens ein Drittel muß abgehauen werden und das obere Stück ist zu nichts nütze. Die Schmiede sollen je ein Drittel oben und unten abschrotern und ihm den Rest zur Untersuchung liegenlassen. — „Komm, Bierhaus!“

Zu Fuß machen sie den halbstündigen Weg, ein Pferd trägt das Geschäft noch nicht, die kleinen Transporte werden mit der Schiebkarre bewältigt. Eine solche mit allerlei Eisengerät und hölzernen Maschinenteilen schiebt auch jetzt der untersekte, breitschultrige Bierhaus den „Elszweg“ entlang, der sich von der Fabrik fast in Luftlinie durch die sumpfigen Segerothswiesen nach der Berne zieht. Der Schnee knarrt unter den Füßen. Dicht neben dem Arbeiter hält sich der junge Herr. Bierhaus, der zuletzt Eingetretene, ist schnell der Mann seines Vertrauens geworden, mehr als die älteren Arbeiter. Er ist auch geschickter als die meisten und besitzt Allermweltstalente. Kamen die übrigen meist vom Pflug oder von der Herde in die Fabrik und mußten zum Ziegelfüllen oder Zuschlagen angelernt werden, so ist Bierhaus gewissermaßen Fachmann. Er hat Kaffeemühlen gebaut und weiß eine Schraube anzufertigen und ein Gewinde zu schneiden. Er hat auch andere Talente und ist ein Diplomat. Dem jungen Herrn, den er grenzenlos bewundert, ist er unbedingt ergeben. Jetzt weiß er, daß Alfried der Schuh drückt, er ahnt auch wo, aber er hält den Mund. Heute ist Freitag, morgen Lohnntag, und die Stempel für Düsseldorf sollen mit Gewalt noch heute fertig sein — der Rest versteht sich von selbst, aber es gibt ein saures Stück Arbeit.

Erst wie Alfried davon spricht, daß es gut wäre, wenn die Ladung für Noelle morgen am Vormittag noch in Düsseldorf abgeliefert würde, schlägt er ein.

„Ja, Herr, dann wäre es wohl das beste, Sie schrieben die Rechnung noch diesen Abend; dann will ich ganz früh wegfahren, damit ich um Vesper wieder am Hause bin.“

„Ja, Bierhaus, wenn du es machen kannst. . .“ Damit ist die Sache geordnet. Der Schlosser wird mit dem Schubkarren die drittehalb Zentner Stahl nach Düsseldorf bringen, er wird den Betrag von etlichen hundert Talern oder doch eine gute Anzahlung in Empfang nehmen und bis zur Dämmerung die viereinhalb Meilen bis Essen abermals zurückgelegt haben. Er wird sich das nicht als



ein besonderes Verdienst anrechnen, aber er weiß, daß sein Dienstherr gegebenenfalls an ihm und seinen Kameraden ein Gleiches tun wird.

Sie langen beim Hammer an und Alfried wechselt die Kleider bei der Nachbarin Welcker, deren Mann bei seinem Vater lange als Grobschmied gearbeitet hat und noch jetzt hier und da Aufseherdienste tut.

„Guten Morgen, Frau Welcker, ich komme heut mittag bei Ihnen zum Essen, wir haben es eilig auf dem Hammer!“

„Jo, Här,“ antwortet launig die Frau, die ihn schon als kleinen Jungen an ihrem Tische gehabt hat, „ed haw awer van Dage blot vör de Fertens todt!“

„Jo, Mudder Welcker,“ ruft Alfried nun lachend und schlägt kräftig in die dargebotene Hand, „denn ät ed ens met de Fertens!“

Die Räder des Hammers stehen und nur in der Kleinschmiede brennt ein einzelnes Feuer, an dem Marre lange schmiedeeiserne Nägel reißt, sie sollen statt der Schrauben dienen, die Maschinenteile auf den hölzernen Unterlagen zu befestigen. Im Hammer nebenan klingt es wie in einer Schreinerwerkstatt. Meister Rämmerling, der wirklich vom Schreinerhandwerk herkommt und wegen seiner Geschicklichkeit im Modellmachen in Krupps Dienste genommen ist, und der Schmied van Armeln arbeiten an einer langen „Trummelachse“, einem mächtigen hölzernen Baum, auf den an verschiedenen Stellen breite Seiltrommeln befestigt werden. Mit Befriedigung sieht Alfried das ungefüge Nachwerk an. Bierhaus hat ein paar schwere eiserne Zapfen und roh gegossene Lagerschalen von seiner Karre gepackt und macht sich mit ans Werk. Eine übermannshohe massige Holzscheibe, aus vielen Stücken mit Sorgfalt zusammengefügt, lehnt an der Wand, sie soll ihren Platz auf der Achse des Wasserrades finden, um die geplanten Maschinen unter Übertragung durch die Trummelachsen und Seile anzutreiben. Während Bierhaus mit van Armeln an das Einteilen der eisernen Zapfen in die große Holzachse geht, erklärt Alfried dem Schreiner eine Zeichnung von Spannvorrichtungen, mit denen die verschiedenen Seile ihre immer gleiche Spannung und Zugkraft auf den Trommeln und Scheiben erhalten sollen. Rämmerling soll gleich drei von diesen Vorrichtungen in Angriff nehmen.

Hier soll nun, solange der Frost den großen Hammer gefesselt hält, die neue Walzenschleiferei entstehen, deren Ausführung er während des vergangenen Sommers überlegt und in seinem Skizzenbuche vielfältig verzeichnet hat. Bisher hat er alle Anfragen nach fertig geschliffenen und gehärteten Walzen ablehnen müssen, da er nichts anderes liefern konnte als die geschmiedeten Stahlblöcke, aus denen dann andere diese kostbaren Werkzeuge verfertigten. Jetzt soll das anders werden. Während die Engländer den Markt noch fast ganz mit ihren Hartgußwalzen beherrschten, die sie sich so teuer wie den feinsten Stahl bezahlen ließen, war in Deutschland, vereinzelt auch in Österreich und der Schweiz, eine hand-



werklliche Technik entstanden, die die Anfertigung kleiner Stahlwalzen für die Gold- und Silberindustrie bezweckte. Ihre Erzeugnisse waren unvollkommen, besonders die dickeren Lahnwalzen zur Herstellung der feinen Gold- und Silberfäden für Treffen waren weit von der wünschenswerten Güte entfernt. Schon die Stahlgüsse Friedrich Krupps hatten bei vielen Mechanikern Anklang gefunden. Alfried war es gelungen, sie gleichmäßiger, fester, härter zu erzeugen, und er konnte der Nachfrage kaum genügen, aber sein Lohn war karg, die Walzenschleifer hatten den größten Teil des Verdienstes. Oft auch verdarben die Mechaniker den Gußstahl bei der Weiterverarbeitung und gaben dann ihm die Schuld. Endlich verlegte es Alfrieds Stolz, daß er, der in Deutschland den besten Stahl für Hartwalzen goß, ihre Fertigstellung nicht beherrschte und auf das Ersuchen um die Härtung geschliffener Walzen erwidern mußte, er traue sich nicht zu. So war es ein lange überlegter und wohlbegründeter Entschluß, die Fertigfabrikation der Walzen zu unternehmen, jetzt bot der lange Frost, der die andern Arbeiten hemmte, endlich die Gelegenheit.

Zwar, seine Werkstatt würde nicht neu und glänzend sein, wie diejenige Roelles in Düsseldorf oder wie die Berliner Fabriken, denen der Staat „zur Aufmunterung“ die teuersten englischen Drehbänke schenkte — gleichviel, er wird nicht ruhen, bevor seine selbstgebauten Maschinen das leisten, was er verlangt.

Zufrieden teilt er das einfache Mahl im Welckerschen Hause, dann zieht er sich auf die Liebelstube zurück, die er dem widerwilligen Pächter abgetrogt hat, und vertieft sich in die Skizzen der kleinen Schleifmaschine, die er nach dem Muster der bei Rocholl gesehenen sich erdacht hat und die er so umkonstruieren muß, daß die eisernen Teile nach Möglichkeit durch Holz ersetzt werden. Denn er selbst hat noch nicht einmal eine brauchbare Drehbank, um ein paar Spindeln zu fertigen, und für die gegossenen Teile fordern die Freunde auf der Hoffnungshütte gepfefferte Preise! Von Zeit zu Zeit geht er in den Hammer hinunter, um den Leuten zu helfen oder anzuordnen, und mit Einbruch der Dämmerung — es ist Februar, und die Tage werden schon länger — wandert er zur Fabrik zurück, noch rechtzeitig, um die Schmiede zu überwachen, die noch an den Düsseldorfer Stempeln beschäftigt sind, und um die fertigen Stücke auf ihre Sauberkeit zu prüfen.

Die Mutter ruft selbst zum Abendessen. Die Tischrunde ist klein geworden. Die Großmutter weilt bei von Müllers, die, seit kurzem durch Erbschaft begütert, das Rittergut Metternich an der Swist im schönen Erftgau erworben haben, und der Bruder Hermann ist seit kurzem bei der Firma Haarhaus in Solingen in die Lehre getreten, zum Leidwesen Alfrieds, dem der Fünfzehnjährige gerade beim Kopieren der Geschäftsbriefe hier und da nützlich zu werden begann, aber auf ernste Einsprache des Oheims Schulz, der mit Recht von dem zweiten Sohn des Hauses die regelrechte kaufmännische Ausbildung verlangt, die dem ältesten fehlt.

Die Mutter berichtet über die Eingänge des Tages. Die reitende Post aus Düsseldorf ist heute gekommen und hat von der Münze zu Wiesbaden eine dringende Mahnung wegen des längst bestellten Stahls gebracht. Auch Moldenhauer in Darmstadt beschwert sich bitter wegen der Stahlringe, die er so ganz dringend benötigt. Aus Hagen ist eine Beschwerde des Hauses Erkenzweig und Lenzmann gekommen, weil einige Abnehmer die Kruppschen Gerberwerkzeuge bemängelt haben. Zaghaft blickt Frau Krupp auf den Sohn, ob ihn die lästigen Briefe verwirren. Einiges hält sie noch zurück. Aber Alfried bleibt bei gleichmäßiger Laune. „Hermann hat nicht geschrieben?“ fragt er nur. — Nun muß sie auch damit heraus. Ein Haus in Wald, das öfter Werkzeugstahl bezog, hat durch Hermann wissen lassen, daß die letzte Sendung gar nicht befriedigt hat, nur ein Teil des Stahls ist leidlich, der Rest soll zur Verfügung Krupps in Wald stehenbleiben, wenn er nicht abgeholt wird.

„Ei, da soll doch ein kleines Donnerwetter dreinschlagen“, ruft Krupp und schlägt auf den Tisch, so daß die Mutter ihn vorwurfsvoll ansieht. „Der Mann kann recht haben, er hat von der letzten Fuhre aus Brünninghausen erhalten, wo einige Stangen nicht gut waren. Soll ich denn eigenhändig jede Stange zerschlagen? Ich will doch dem guten Brünninghaus die Beschwerden gesalzen weitergeben.“ —

Verdrießlicher, als er's merken lassen möchte, steigt Alfried die enge Treppe zu seinem Kämmerchen hinauf. Die Magd hat den kleinen Kanonenofen geheizt, Ida soll ihm in einer Stunde noch einen heißen Kaffee bringen, es wird spät über der Arbeit.

Zuerst den Begleitbrief an Roelle wegen der Stempel und der Zahlung. Dreißig Taler zum wenigsten muß Bierhaus mitbringen, besser vierzig. Er kleidet seine Bitte in höfliche Worte und fügt die Hoffnung hinzu, daß diese erste Sendung fertig geschmiedeter Stempel in der Münze ebenso befriedigen werde, wie die zuletzt aus dem gleichen Stahl nach Karlsruhe gelieferten. „Die Art der hiesigen Behandlung beim Stauchen, abermaligen Strecken und Einstampfen in die bestellten Formen ist das Mittel immer gewesen, wodurch mein verstorbener Vater bei den Stempeln eine Güte erlangte, daß sie den englischen vorgezogen sind. Die Preiserhöhung soll nicht mehr betragen, als die Unkosten, die Ihnen selbst durch Schmieden und Abfall erwachsen würden.“

Und dann ist da noch ein unangenehmer Nachsatz nötig, der ihm schwer aus der Feder will. Roelle hat sich unlängst nach dem Erfolg der ersten Sendung an die Berliner Münze erkundigt, wo man auf nachdrückliche Vorstellungen Krupps und auf Roelles Empfehlung hin endlich im verwichenen Frühjahr wieder eine Probebestellung gemacht hatte, die erste in all den Jahren seit Vaters Tode. Das Unglück hat gewollt, daß gerade diese Lieferung, von der so viel abhing, teilweise mißraten mußte. Er hat beim Schmelzen alle Sorgfalt beobachten lassen, hat



Brüninghaus in einem eingehenden Schreiben die Wichtigkeit der Bestellung klargemacht und ihm die Lieferung des reinsten und zähesten Eisens anempfohlen. Er selbst hat den Stahl damals nicht rechen können, auch in Sterkrade wurde es abgelehnt, weil man entweder keine Zeit hatte oder weil die Arbeit das Geschirr über Gebühr angriff. Krupp mußte sich wegen Aushilfe bis nach Witten bemühen. Hatte man dort etwas versehen? Jedenfalls entsprach der Stahl nicht den Erwartungen. Man hat nicht gerade abgelehnt, der Sachverständige hat den Stahl „teils gut, teils nicht gut“ befunden, wie auch der englische nicht immer gleichmäßig sei. Aber die Nachbestellungen sind ausgeblieben, der Faden nach Berlin, kaum geknüpft, ist wieder zerissen. Noelle das zu gestehen, wird ihm nicht leicht: „Leider ist Ihre Vermutung wahr, daß ich seit der erwähnten Lieferung nach Berlin keine weiteren Aufträge erhalten habe, obgleich ich mich deshalb noch vor kurzem an den Generaldirektor Goedeking wandte. Der damals nach Berlin gesandte Gußstahl mußte auf einem fremden Hammer ausgeschmiedet werden, wo er mitunter durch unrichtige Behandlung der darin unerfahrenen Arbeiter, welche in einem Tage die ganze Partie ausschmiedeten, beschädigt werden konnte. Ich habe diesen damaligen Übelstand in meinem letzten Schreiben erwähnt, zugleich auch das Versprechen gegeben, daß die noch vorgefundenen Mängel in der Folge nicht wieder vorkommen konnten.“ — Gern würde er noch hinzufügen, daß es ja nur an der Hilfe des Staates liege, ihm durch ein ausreichendes Hammerwerk die Möglichkeit immer gleichmäßiger Arbeit zu verschaffen, aber er weiß, das liegt nicht in Noelles Macht und er darf den oft bewährten Gönner nicht ermüden. In Wirklichkeit wußte Noelle genau, wo ihn der Schuh drückte, und in seinen geheimen Berichten sagte er es der Berliner Leitung deutlich genug, daß die Ungleichmäßigkeit des Kruppschen Stahls größtenteils „den beschränkten pekuniären Verhältnissen des Produzenten beizumessen ist, die ihm nicht gestatten, das benötigte Material in angemessenen Vorräten anzuschaffen“! Aber das läßt er Krupp nicht wissen.

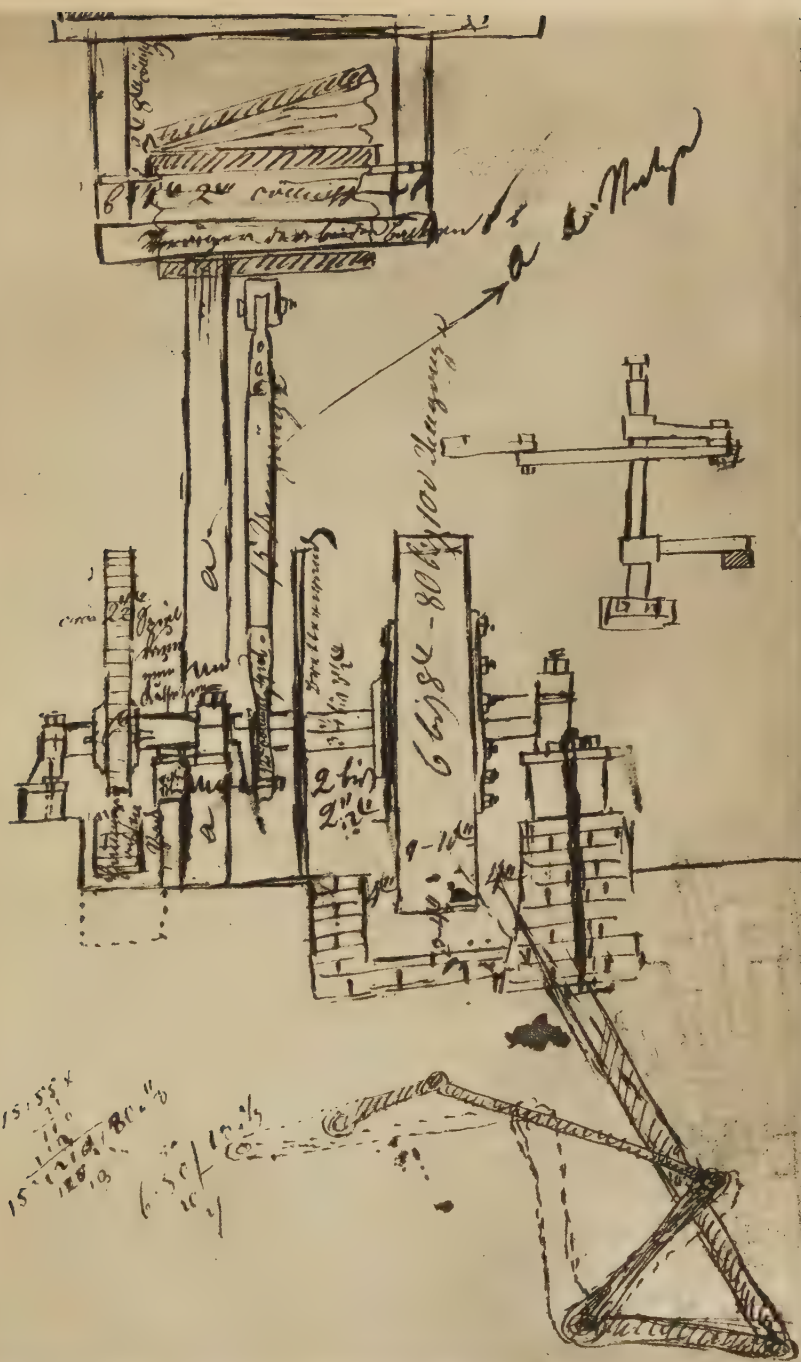
Weiter denn! Nach Wiesbaden wird geantwortet, daß die Münze gewiß zuerst bedient werden soll, sobald der leidige Frost aus dem Boden ist und die Hämmer wieder gehen. Nun noch Roldenhauer, der schlaue Fuchs, der für die Darmstädter Münze arbeitet und aus Kruppschen Ringen unübertreffliche Walzen macht — würde er sonst so scharf auf Lieferung drängen? Den Preis aber will er nicht zahlen! Und doch muß man mit ihm vorsichtig verfahren, er könnte dem Kruppschen Stahl bei der Münze schaden. Geduldig setzt Alfred sich wieder in den Lichtschein der kleinen Lampe, um dem Mörgler die mühsame Arbeit bei den Ringwalzen, wie er sie verfertigt, auseinanderzusetzen. Wie aus der Mitte eines schweren Gusses das beste Stück herausgehauen und aufs neue erwärmt, dann bis zur äußersten Zähigkeit durchgeschmiedet wird. Wie es der Länge nach gespalten und



vorsichtig, bei immer dunkelroter Blut, um das edle Material nicht zu schwächen, der große, dünne Ring daraus geschmiedet wird, der dann beim Härten und im Gebrauch die größte Dauer verspricht. „Der Ihnen gestellte Preis von 27 Sgr. per Pfund ist mit einem ungewöhnlich kleinen Nutzen für mich verknüpft. . . Ich bin überzeugt, daß Sie gute Ware erhalten, die gewiß das, was sie kostet, wert ist. Sehr weh sollte es mir tun, wenn Sie mir einen Mißbrauch Ihres Zutrauens zumuten und mir in dieser Hinsicht einen Vorwurf der Unbilligkeit machen wollten, den ich gewiß nicht verdient habe.“

Mehr als Moldenhauers unbegründete Kritik erregt ihn der Brief seines Bruders aus Wald, den er jetzt zum zweiten Male liest. Mit langen Schritten durchmiszt er die kleine Kammer, der nicht unberechtigte Tadel seines Stahls, den Hermann ihm mitteilt, treibt ihm das leichtaufwallende Blut in den Kopf. Ueberhaupt ist er am Schreibtisch und in der engen Kammer leichter erregbar als im Freien und in der hallenden Werkstatt, das Sigen, Schreiben und Grübeln fällt ihm auf Nerven und Gehirn, macht ihn reizbar und aufgereggt, und das verstärkt sich von Jahr zu Jahr. Das hier ist nun sein empfindlichster Punkt. Mit der Güte des Werkzeugstahls, den er schon an viele Händler und auch an verschiedene Fabriken liefert, steht und fällt sein Ruf, seine Zukunft. Hier ist der Boden, auf dem schon sein Vater, auf dem er nun England bekämpft. Ist er in Werkzeugstahl nicht konkurrenzfähig gegen Huntsman, so ist es nichts mit der Zukunft, mit der Größe der Fabrik, mit der er in Jahren Hunderte zu beschäftigen sich vermessen hat. Und hier hat ihn, er fühlt es wie eine brennende Schmach, sein Vaterland im Stich gelassen. Die in Berlin, die so vielen Aufstrebenden geholfen haben, Beuth, Schuckmann, der König, warum lassen sie ihn im Stich? Er will kein Geschenk, er will nur Arbeit und ein staatliches Darlehen so lange, bis er aus eigener Kraft gegen England kämpfen kann. Gegen den schönen, sauber gewalzten englischen Stahl, wie nimmt sich da sein trummer, bucklichter Stangenstahl aus, den die Schmiede mühselig unter dem Hammer reden müssen! Daß er sehniger, edler, zäher als der englische ist — ja wer glaubt ihm das? Und im Preise? — Beinahe umsonst lassen sie die billige englische Fabrikware über die Grenzen, wie kann er, ohne starke Wasserkraft, ohne Dampfmaschine, ohne Walzwerk damit konkurrieren? Verwichenen Herbst hat er an das preussische Handelsministerium eine dringende Bitte um Beschäftigung, um Aufträge gerichtet, was hat man ihm erwidert? Daß das Ministerium für Handel pp. keine Aufträge auf Gußstahl zu vergeben habe! — War das Hohn? — Steine statt Brot? — Eines so schlimm wie das andere!

Er bleibt an dem altertümlichen Schreibtische stehen und greift in das Fach, wo die Entwürfe zu der neuen Eingabe liegen, die er — eigentlich die Mutter als Besitzerin der Fabrik — an die Regierung richten will. Es gibt ihm einen häßlichen



Skizzen Alfred Krupps für die Einrichtung der ersten Werkstätten (Anfang 1830er Jahre)





Stich durch den Kopf, wie oft bei der Arbeit am Tische, wenn er sich erregt. Er nimmt sich zusammen und murmelt vor sich hin: „Nicht das jetzt, ich verwirre mich, eins nach dem anderen.“ Mit erzwungener Ruhe setzt er die Antwort an den unzufriedenen Geschäftsfreund in Wald auf. „Von meinem Bruder, der im Haus des Hr. Haarhaus in Solingen ist, erfahre ich, daß Sie mit einem Theil meiner Gußstahl-Sendungen nicht haben fertig werden können, und sich durch diesen Umstand vor neuen Bestellungen abgeschreckt finden. Das Übel, welches sich bei den Stäben vorgefunden haben wird, Uegalität der Härte oder Sprödigkeit, habe ich überhoben, so daß ich Ihnen von jetzt ab für jede Sendung eine Garantie geben kann. Sie werden, wenn Sie meinen Wunsch um erneute Aufträge erfüllen wollen, finden, wie die Qualität meines Stahls sich gebessert hat, und gewiß meinen wohlfeilen Stahl dem engl. Theuren im Gebrauch vorziehen.“

Er liest den Brief durch, nicht befriedigt, wenn auch nicht ohne Bitterkeit. Hier und in der nächsten Umgegend, wo der Karrenbinder die wenigen Stahlstäbe mitnehmen kann, läßt sich Preis halten, in Magdeburg, Berlin und weiterhin, wo der große Absatz sitzt, schreibt man ihm, daß der englische Stahl sich trotz seiner — Krupps — Preisverminderung schon durch den Wassertransport billiger stelle.

Wieder macht er einige Schritte durchs Zimmer, um das aufsteigende Blut zu dämpfen, sucht die anziehende Müdigkeit mit dem Kaffee zu bezwingen, den die Schwester schon vor einer Stunde still in das Zimmer gebracht hat, und setzt sich feufzend daran, die Briefe ins reine zu schreiben. Die Entwürfe bleiben im Kopierbuch.

Die Nacht rückt vor, die Müdigkeit ist überwunden, hundert Gedanken sind angeregt. Sorgen erwachen, Ideen tauchen flüchtig auf, aus denen vielleicht einmal etwas entstehen wird. Wer kann schlafen, wenn das Gehirn fieberhaft arbeitet und die Gedanken ihre eigenen Wege gehen? Tiefe Stille liegt über dem Hause, über der Fabrik und dem flachen Lande. Aus der Stadt trägt der Wind schwach die Klänge einer Turmuhr, viele Schläge. . . die ersten hat er wohl nicht gehört. Elf oder Zwölf? Gleichviel — wie oft hat er mit seinen achtzehn Jahren schon die Mitternachtsstunde durchgearbeitet auf dieser engen Bodenkammer? Einen Augenblick sieht er sich selbst da sitzen, die schmale hochaufgeschossene Gestalt mit den leidenden, sorgenvollen Zügen, vor dem kleinen Tisch mit krausen Papieren und der halbgeleerten Kaffeetasse, neben der das übliche Schmalzbrot liegt. Wie eine Vision! Etwas steigt in ihm auf, unklar, ob es Auflehnung, Stolz, Mitleid ist. Halb seines Tuns bewußt, steht er auf, öffnet das kleine Fenster und läßt einen Augenblick die frische kalte Winterluft hinein. Mit dem heißen Dunst der Kammer entweichen die nuglosen Gebilde der Nacht, er ist wieder wach, nüchtern, ruhig — Alfred Krupp. Aus einem verschlossenen Fach nimmt er ein großes dünnes

Buch, in dessen beschriebenen und bemalten Seiten er suchend blättert. Hier ruhen, nur ihm zugänglich, seine nächtlichen Gedanken und Aufzeichnungen, Skizzen, Berechnungen, Entwürfe und die Erinnerung der Fehler, die er nur sich selber eingesteht.

Da ist auch, was er sucht. Wie war es mit dem vorhergehenden Versuch, Walzen mit eisernem Kern zu gießen? „Der Versuch ist durch Unvorsichtigkeit nicht richtig gelungen. Das Loch im Deckel war zu groß, deshalb fiel der Eisenkern nach der Seite, woran ferner noch mehr der Deckel Schuld war, welcher bei der viel zu hohen Hitze sich verschob. . . Die zu hohe Hitze war auch Schuld, daß das Eisen samt Stahl sich vereinigte und der Stahl noch über eine halbe Stunde in Fluß blieb, alle Härte verlor und beim Schmieden weich, aber auch sehr rothbrüchig und faul war und durchaus keine Härte annahm.“

Am Rande der Niederschrift die Folgerungen aus dem mißglückten Versuch: „Es müssen gar keine Coaks mehr im Ofen sein.

Der Tiegel darf nicht zu heiß sein. — Das Loch im Deckel muß auf die Dicke des Eisens passen, damit dasselbe nicht nach der Seite fällt.

Der Tiegel muß ganz stille, unangerührt stehen bleiben, bis daß der Inhalt nicht mehr als roth warm ist. — Für die Probe nimmt man den härtesten, schlechtesten Stahl, allenfalls Abfall.“

Gut, das alles ist gemacht worden und dennoch taugte das Ergebnis nichts. Man könnte es noch so versuchen, daß der flüssige Stahl in einer eisernen Form um den glühenden Kern herum gegossen wird, zu fürchten ist immer die Schlacke, die das Verschweißen beider Teile hindern wird! — Nach einigem Sinnen fügt er dem Geschriebenen noch hinzu: „Zu beobachten ist, daß zur Vermeidung zu vielen Stoffes nicht zu viel Eisen und nicht zu viel Stahl genommen wird, damit nichts überfließt, nicht zu viel Eisen, damit die Walzenringe nicht im Kern dadurch leiden und zu wenig Stahl behalten. Entgegengesetzt ist es mit dem Stahl.“

Nachdenklich blättert er in seinen Notizen weiter, hier und da schreibt er auf den breiten Rand neben Versuchsanordnungen oder Entwürfen eine Notiz, berichtigt oder hält eine Erfahrung fest. Befriedigt besteht er die flotte Skizze einer Scherz-eisenpresse, deren stumpfwinklige Backen durch schwere Keile zusammengepreßt werden, und schreibt lakonisch dabei: „Ist ganz gut geraten.“ Aber was nützt das gute Erzeugnis, wenn die Kundschaft es nicht kennt! Der empfehlende Bericht des Vereins für Gewerbefleiß hat im vorigen Herbst einige Bestellungen veranlaßt, aber es könnte das Zehnfache gefertigt werden, wenn der Absatz da wäre. Die großen Häuser verkaufen gelegentlich für ihn — das tiefere Interesse fehlt. Ein Reisender, der ganz von diesem Artikel lebte, möchte mit größerem Eifer der Sache dienen, und auch der Mann dazu ist vielleicht schon gefunden. Van Armeln, der Schmied, hat ausgesprochenes Handelstalent und kennt als früherer Gerber viele



Geschäfte dieser Art. Schon hat die Hand während des Nachsinnens unbewußt die Feder wieder ergriffen, und gewohnheitsmäßig formen sich die Gedanken zu knappen, ungesuchten Sätzen „in Betreff der Reisen auf Lohgerber-Werkzeuge“.

„Frage: Wie ist der erste Versuch zu machen?

Antwort: H. Armeln nimmt 12 Stück Falzen und 12 Stück Schlichtmonde, wenn sie geschliffen sind, mit nach einer benachbarten Gegend, Düsseldorf, Elberfeld oder Mülheim.

Er gibt in seinem Beisein jedes Stück auf Probe, und verkauft sie zu festen Preisen.

Damit er für Verlust gesichert ist, erhält er ein festes Reisegeld pr. Tag fürs Erste.

Späterhin erhält er, damit er zum Fleiß und schnellen Reisen veranlaßt wird, gewisse Prozente.

Das Anschleifen geschieht einstweilen hier in Taglohn.“

Er schreibt noch weiter, überfliegt das Geschriebene und beschließt, es mit der Mutter zu besprechen. Für heute ist es genug. Uebermals überfällt ihn lähmend der Schlaf und diesmal wehrt er sich nicht.

Noch einmal öffnet er das Fenster, und das vor Müdigkeit eingesunkene Auge schweift spähend über die dunkle Fabrik, ob jemand einen unbeachteten Funken in der Schmiede hinterlassen habe. Dann beendet seine erlöschende Lampe einen Arbeitstag des achtzehnjährigen Krupp. In weniger als fünf Stunden wird er fröstelnd, ein wenig müde, mit etwas schweren Lidern unter seinen Arbeitern neben dem Amboss oder in der Ziegeltammer stehen.

## Die Werkstatt

Am 31. März 1830 richtete Therese Krupp ein ausführlich begründetes Immediatgesuch, die Bitte um ein Staatsdarlehn von 15 000 Talern zur Erweiterung ihrer Fabrik enthaltend, an den König von Preußen. An denselben König, der nach vielen vergeblichen Bitten ihres Vaters um staatliche Hilfe endlich im Jahre 1825 seinen Minister anwies, „der Kruppschen Fabrik die thunlichste Förderung zukommen zu lassen“. Und durch denselben Minister von Schuckmann, den rückständigsten Mann eines rückständigen Ministeriums, der von jener Verfügung seines Königs weder Krupp unterrichtet noch etwas Entsprechendes für ihn getan hatte, ging das neue Gesuch dem Könige zu. Ungern hatte sich die Witwe Krupp, noch widerwilliger wohl Alfred zu dem Schritte entschlossen, von dem sie sich wenig versprechen konnten; Thereses Schwager von Müller und der allezeit

optimistische Schulz werden die Haupttriebfedern dabei gewesen sein. Friedrich Krupp hatte den schwachen Lichtstrahl jener königlichen Kabinettsorder von 1825 nicht mehr gesehn; er starb in dem Glauben, daß der preussische Staat, für dessen Industrie er Vermögen und Gesundheit glaubte aufgeopfert zu haben, ihn mit Undank belohnte. Diese Tradition wird auf die Familie übergegangen sein, und die bisherigen Erfahrungen hatten sie nicht erschüttert.

Das Darlehnsgefuch vom 31. März begleitete eine ausführliche geschichtliche und technische Denkschrift, in der es u. a. hieß:

„. . . Was ein Privatmann für die deutsche Industrie in dieser Branche hat leisten können, ist durch ihn [Friedrich Krupp] mit Aufopferung eines Vermögens von 57 000 Thalern geschehen. Die Fabrik, die er errichtet hat, und die er zuerst in einem entfernten ungünstigen Lokale betrieb, ist mit der größten Umsicht, und Benützung aller Lokalvorthelle, welche im ganzen Lande nicht besser zu finden seyn möchten, angelegt worden. Sie liegt wenige Minuten von der Stadt Essen entfernt, dicht an der Landstraße, ganz in der Nähe der berühmten Kohlenzeche Sälzer & Renard und in nicht großer Entfernung von der Quelle, woraus das zur Fabrikation taugliche Eisen bezogen wird. Das einzige Entbehrniß: gute Hammerwerke und ein Walzwerk — würde er auch noch angelegt haben, wenn es ihm nicht an eigenen Mitteln, zur Bestreitung der Kosten, gefehlt hätte. . .“

In dem Entwurf stand sodann, die Witwe habe es trotz ungünstiger Umstände gewagt, das Etablissement zu erhalten „und es ist durch die Bemühungen meines ältesten Sohnes gelungen, daß die Fabrik, die noch mehrere Jahre zwischen Aufkommen und dem völligen Ruin wankte, jetzt endlich über alles Erwarten, sich auf einem solchen Standpunkte befindet, daß jetzt weiter nichts fehlt, als Fonds zur Vergrößerung der Fabrikanlage“. An den Rand hat Alfred Krupp geschrieben: „Es ist mir edelig, das Nebenstehende zu erwähnen, doch, wenn der Oberpräsident zu dem, der die Fabrik führt, soll das größtmögliche Vertrauen fassen, so muß ich es berühren.“

„Die Fabrik, hieß es in dem Gesuch weiter, hat sich immerhin zur Aushilfe fremder Hammerwerke bedienen müssen, die nicht einmal immer helfen können und wollen, so daß sich bei dieser Unzuverlässigkeit die Fabrik beständig in der größten Verlegenheit befunden hat und noch befindet. Die Kosten des Transports nach diesen weit entlegenen Hämmern sind groß, die Verschäumniß und der Aufenthalt höchst nachtheilig, der Redlohn bedeutend, so daß im ganzen der Gußstahl um 20 Prozent dadurch vertheuert wird. Hierzu kommt noch der große Nachtheil, daß der gut gefertigte Gußstahl durch die fremden Schmiede ungleich und mangelhaft verarbeitet, ja oft verdorben wird.“ Alle diese Inkonvenienzen, die auch der Tadel der Berliner Münze bei der letzten Lieferung rügte, würden aber



durch die Anlage eines eigenen neuen Hammerwerks und Walzwerks gehoben werden.

Das erforderliche Hammer- und Walzwerk sollte mit Hilfe des erbetenen Staatsdarlehens gebaut werden. Aber seltsam, gerade an diesen Punkt, mit dem Krupp sein Verlangen am besten glaubte begründet zu haben, heftete sich das Gutachten des Ministers, das der König eingefordert hatte, mit ablehnenden Gründen. „Es ist, führte der Minister in seinem Bericht vom 19. Mai aus, nicht anzunehmen, daß die Witwe Krupp zu Essen durch die Anlage eines mittels Dampfmaschine von achtzehn Pferde-Kraft zu betreibenden Hammerwerks in den Stand gesetzt würde, ein Produkt darzustellen, welches wohlfeiler als der englische Gußstahl und demselben an innerer Güte gleichzusetzen wäre, oder gar ihn übertriffe, weil die bisher wahrgenommene Ungleichheit und innere Unvollkommenheit des Kruppschen Gußstahls nicht in dem Strecken desselben, mithin nicht in dem geschilderten Mangel eines in der Nähe befindlichen, zu jeder Zeit zu gebrauchenden Hammerwerks, sondern höchstwahrscheinlich (!) in dem Schmelzen und in dem Mischungsverhältnis ihren Grund findet. Auf der möglich wohlfeilsten Darstellung eines durchgängig gleich guten Gußstahls, welcher geeignet ist, durch Güte und Wohlfeilheit den englischen Gußstahl ganz vom Markte zu verdrängen, beruhet aber die Erhaltung oder die Erweiterung der Fabrikation der Witwe Krupp.“ — „Vielfältige Erfahrungen — hieß es in diesem denkwürdigen Gutachten weiter — haben längst bewiesen, daß Geldverhältnisse und Geldunterstützungen keine geeigneten Mittel sind, die Gewerbebetriebsamkeit zu erwecken, zu erhalten und zu befördern.“ Folgerichtig wurde die gänzliche Ablehnung des Kruppschen Gesuches vorgeschlagen und durch Verfügung mit königlicher Unterschrift vom 22. Juni vollzogen. „Der für gewerbliche Zwecke überwiesene Fonds gestatte die Ausleihung einer solchen Summe nicht.“

So geschehen und so begründet zur selben Zeit, als Beuth an der Spitze des preußischen Gewerbewesens stand und es mit allen seinen Kräften zu heben suchte. Als derselbe Staat und dasselbe Ministerium — nur wenige Beispiele von vielen — den Hüttenfaktor Förster in Messingwerk bei Neustadt/Oberswalde mit einem Patent und einem Darlehen von 5000 Talern für seine Erfindung zum Messingdrücken unterstützte, als sie Druckenmüller in Aachen nicht nur maschinelle Einrichtungen, sondern auch ein ganzes Fabrikareal überwies, dem Maschinenfabrikanten Neumann in Aachen zur Aufstellung einer Dampfmaschine 5000 Taler zu zwei Prozent überließ, obwohl er die geforderte hypothekarische Sicherheit nicht leisten konnte, als sie dem Mechanikus Wopler, ebenfalls in Aachen, zur Errichtung seiner Spinnerei kostspielige Maschinen in England bestellte, was beiläufig Beuth für viele Berliner Gewerbetreibende tat, die aus eigenen Mitteln keine Maschinen kaufen konnten oder wollten, als endlich Beuth in den Blättern des Vereins zur



Beförderung des Gewerbleißes nachdrücklich die Ansicht vertrat, daß es im Wettbewerb auf dem Weltmarkt nur zweierlei gebe: „entweder die besten Maschinen einzuführen oder seinen Absatz zu verlieren“. — Daß es ihm gerade darauf ankam und daß er mit seinen Anlagen, wie sie waren, nicht wettbewerbsfähig sei, hatte Krupp in seiner Denkschrift überzeugend nachgewiesen, und seine Glaubwürdigkeit konnte durch das „höchstwahrscheinlich“ des amtlichen Berichts wahrlich nicht entkräftet werden — wo lag also die eigentliche Triebfeder der amtlichen Ablehnung?

Der preussische Staat verpachtete um dieselbe Zeit die ihm gehörige „Gußstahlfabrik“ Karlswerk bei Neustadt-Eberswalde, die er seit Jahren vergeblich zu verkaufen gesucht hatte, an die Fabrikbesitzer Werner und Neffen. Es war eigentlich eine Scheinverpachtung, die wohl nur den Ruf der staatlichen Gründung wahren sollte, das Werk wurde bald darauf geschenktweise an die Pächter übertragen.

Die in den Jahren 1818—19 auf der fiskalischen Eisenhütte „Carlswerk“ errichtete staatliche Gußstahlfabrik hat eine eigenartige Geschichte, auf die ich kurz zurückkommen muß, weil sie in der Entwicklung der Kruppschen Gründung schon einmal eine verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. Um 1814 schwebten zwischen dem brandenburgischen Oberbergamt und dem Gußstahlerfinder Nicolai Verhandlungen, um auf dem Karlswerk unter Beteiligung des Staates die Gußstahlerfindung Nicolais zur Ausführung zu bringen. Bevor diese Verhandlungen zum Abschluß kamen, erbot sich der preussische Oberbergamtsassessor Krigar, auf Grund seiner in England gewonnenen Kenntnisse ebenfalls sowohl Gußstahl als Zementierstahl zu verfertigen, und der Fiskus fand es angemessener, mit Krigar, als mit Nicolai zu arbeiten, der weniger vertrauenswürdig als anspruchsvoll auftrat. Man fand Nicolai durch das Versprechen einer Geldunterstützung ab, falls er in den westlichen Provinzen eine Fabrik errichten oder an einer solchen sich beteiligen würde, und das gab wieder den Anlaß, daß dieser sich nach Essen wandte und sich dort mit Krupp — zu dessen Unheil — verband. — Die Verhandlungen mit Krigar und mit der Generalverwaltung der preussischen Hütten und Bergwerke waren schon ziemlich weit gediehen, als überraschenderweise der Finanzminister von Bülow die Genehmigung versagte. Der auf einem Gutachten des Oberberghauptmanns Gerhard beruhende Erlaß des Ministers stützte sich darauf, daß erstens staatliche Fabriken überhaupt nur Berechtigung hätten, wenn es sich entweder um die Ausnutzung fiskalischer Rohstoffquellen oder um die Förderung allgemeinnütziger Industrien, die für den privaten Unternehmungsgeist zu hohe Anlagelkosten erfordern, handle. Beides komme hier nicht in Frage. Ferner würde die Errichtung einer Gußstahlfabrik auf königliche Rechnung die allgemeine Verbreitung der Geheimnisse dieser Technik nicht fördern, sondern eher verhindern, da die königliche Fabrik die Anlage von Privatfabriken, mit denen sie schwer-

lich die Konkurrenz halten könne, eher verhindern als fördern würde. Dies aber sei „mit den liberalen Grundsätzen der jetzigen Staatsverwaltung unverträglich“.

Der Oberberghauptmann Gerhard, der in technischer Beziehung als Autorität galt, war über die Fortschritte, aber auch über die Schwierigkeiten und Fehlschläge der bisherigen Versuche zur Gußstahlfabrikation genau unterrichtet. Er kannte die Geschichte der Kruppschen Gründung, er hatte selbst zu verschiedenen Malen für Krupp vermittelnde Schritte getan und sich auch durch die Anschwärmungen Nicolais in Berlin nicht täuschen lassen. Er mußte, daß die Königliche Fabrik aller Wahrscheinlichkeit nach ein Fehlschlag werden, sicher aber größere Zuschüsse nötig machen würde, als man jetzt erwartete, und daß sie vor allem die Förderung privater Unternehmungen sehr erschweren würde.

Trotz dieses Einspruches setzten Krigar und seine Gönner ihre Absicht durch. In neuen Verhandlungen, mit neuen Gründen gelang es, den einflußreichen Oberfinanzrat Maassen und endlich auch den Minister umzustimmen. Die Fabrik am Finowkanal wurde gebaut, eben als Friedrich Krupp ohne Hilfe des Staates mit seinen letzten Mitteln den großen neuen Schmelzbau vor dem Limbeder Tor vollendete, Gerhards Einsprache kam zu spät, und Krupp behielt nur den leidigen Trost, den Fehlschlag der staatlichen Gründung vorausgesagt zu haben. Trotz dauernder Zuschüsse hat sie unter fiskalischer Leitung nie brauchbaren Gußstahl, sondern nur Zementstahl, und diesen so teuer erzeugt, daß in der Regel kein Absatz dafür zu finden war. In den Jahren 1820—21 erzielte das Werk infolge Absatzes an staatliche Werkstätten einen kleinen Überschuß, dann ging es schnell zurück, die Versuche der Gußstahlfabrikation mißlangen, Krigars Vertrag mit dem Staate wurde 1825 aufgehoben. Man suchte das Werk an einen privaten Unternehmer abzustossen und ein Bericht des Oberbergamtes aus 1830 lehnte den erneuten Betrieb auf Kosten des Staates nachdrücklich ab.

Für die Unterstützung Krupps aus Staatsmitteln bedeutete dies fiskalische Unternehmen selbstverständlich das Todesurteil. Wer sollte Lust haben, eine Privatfabrik zu unterstützen, während das staatliche Konkurrenzunternehmen von Jahr zu Jahr zurückging? Krupps Fähigkeit, einen brauchbaren Gußstahl, wenn auch nicht mit gleichbleibendem Erfolg, zu erzeugen, war sowohl von den preussischen Münzämtern als von mehreren behördlichen Kommissionen, vom Oberbergrat Gerhard und dem Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes bezeugt. Der Wunsch des Königs, ihm zu helfen, war 1825 ausgesprochen, eben in dem Jahr, als der Staat das Karlswerk zu verkaufen suchte. Es war vielleicht nicht zu verlangen, daß die Behörde, deren eigene Gründung, anstatt „Anregung durch Beispiel und Vorbild“ zu geben, soeben sangs und klanglos begraben wurde, dem Privatunternehmer die helfende Hand reichte, der dieses Ende vorausgesagt hatte.



Ungefähr die gleichen Verhältnisse lagen aber noch 1830 vor. Als die Witwe Krupp ihr Gesuch um ein Staatsdarlehen von 15 000 Talern vorlegte, hatte sich der Fiskus des Karlswerks gerade mit Mühe und Not entledigt. Jede Begünstigung Krupps, der schon Wesentliches leistete, verminderte die Aussichten der Wernerschen Gußstahlfabrik im Keime. Es liegt auf der Hand, wie die Entscheidung fallen mußte, und wenn der Minister in seinem Bericht betont, daß „den Erfahrungen nach Geldunterstützungen kein geeignetes Mittel sind, um die Gewerbebetriebsamkeit zu erhöhen“, so lag der Gedanke an die staatliche Gußstahlfabrik auf dem Karlswerk wenigstens nahe.

So endete Alfred Krupps erster Versuch, vom preussischen Staate Hilfe zu erlangen. Jetzt mußte er suchen, es anders anzufangen, wenn er vorwärtskommen wollte, so wie er es erträumt hatte. Sein Gesuch an den König war nüchtern und wahrheitsgetreu. Er hatte weder seine bisherigen Erfolge noch die Schwierigkeiten seiner Lage übertrieben. Was die ersten drei Jahre seiner Tätigkeit eingebracht hatten, war ein Fortschreiten in der Güte und im Wert seiner Erzeugnisse und eine geringe Hebung des Absatzes, aber es war aussichtslos, auf diese Weise das Geschäft zu einem blühenden, ja nur zu einem lohnenden zu machen. Seine Schmelzanlage hatte ausgereicht, die Stahlerzeugung zu verzehnfachen, aber sein Hammerwerk blieb ganz unzulänglich, das Walzwerk fehlte und das Betriebskapital reichte kaum von einer Woche zur anderen. Er mußte es also auf einem andern Wege versuchen oder sich überwunden erklären. Das letztere lag nicht im Gedankenbereich von Krupp, aber für das erstere war schon ein Anfang gemacht.

Die Herstellung fertiger Münz- und Goldwalzen, wenn auch noch handwerksmäßig mit primitiven Einrichtungen, beschäftigte Krupp seit Jahresfrist. Die Hindernisse waren groß; manchen anderen hätten sie abgeschreckt, Alfred Krupp nicht. Noch hält er seine Vorarbeiten und seinen Werkstattbau geheim. Noch im Frühjahr 1830 ist keine gelungene Walze vollendet. Ende April erst bricht er gegen Noelle, den er zuletzt in Düsseldorf gesehen hat, ein monatelanges Stillschweigen, um die Fertigstellung seiner Werkstatt zu melden und um Aufträge auf geschliffene und gehärtete Walzen zu bitten. Wenn einer, so wußte Noelle, was es damit auf sich hatte, und nicht weniger, daß dieser junge Mann wahrscheinlich auf dem Wege war, ihn selbst zu übertreffen.

Noch war es so weit nicht, neue Hindernisse lagen am Wege. Die erste, fast nur aus Holz gebaute Schleifmaschine arbeitete ungenau. Alfred entwarf eine zweite, die die größten Fehler der ersten vermied, so primitiv sie auch war. — Der an sich vernünftige Gedanke, die Maschinen auf den Hammer zu verlegen, wo das Wasserrad sie treiben sollte, hatte sich als Fehlschlag erwiesen. Dem harten Winter folgte ein trockener Sommer, man hatte kaum Wasser genug zum Stahlreden, zum Maschinenantrieb gar keins. Krupp nahm also die Anlage nach der Fabrik



hinüber, wo schon die Schmelzerei, der Zementier- und Koksöfen, die Kleinschmiede, die Ziegelfabrikation vereinigt waren. Hier wurden die Dreh- und Schleifbänke durch ein großes Schwungrad mit der Hand betrieben, wozu zwei, später bei schweren Walzen vier Leute nötig waren. Auf den Mägen, auch in vielen Fabriken wurden damals die Maschinen durch Rossgänge bewegt, Dampfmaschinen waren noch selten. Auch Alfried dachte an die Errichtung eines solchen Pferdegöppels, ein Pferd war für wachsende Transporte ohnehin unumgänglich, aber die hohen Kosten der eisernen Räder und Getriebe schreckten ihn ab. Vielleicht sah er voraus, daß die Dampfmaschine, von der er schon lange träumte, über kurz oder lang doch kommen würde.

Am schwersten erwies sich das Härten der Walzen. Alfried hatte es manches Mal bei Moelle oder Kocholl gesehen, aber er hatte keine Gelegenheit, es zu versuchen, solange er keine Walzen drehen konnte. Jetzt mußte bitteres Lehrgeld gezahlt werden, bevor er einige Erfahrung und endlich seine vielbewunderte Sicherheit erwarb. Später härtete er oft Walzen für seine Kundschaft gegen Entgelt und ließ sich diese Kunst in der Regel mit einem Taler für das Stück bezahlen. Einem Kunden, den das zu teuer dünkte, schrieb er kategorisch: es habe ihn viele Zeit und schweres Lehrgeld gekostet, es im Walzenhärten zur Meisterschaft zu bringen, Haufen zersprungener Walzen in seiner Werkstatt könnten es bezeugen; jetzt verstehe er es, nun aber wolle er von seiner Kunst Gewinn haben!

Unter diesen Versuchen und Arbeiten, wozu fortgesetzte Bemühungen kamen, schwere Walzen fertig zu gießen, wurde es Sommer. Auch die Geldverlegenheit hinderte. Karl Schulz, der schon in kleinen Beträgen an 3000 Taler hergeliehen hat, streckte im Sommer 1830 nochmals 2600 Taler zur Vollendung der laufenden Arbeiten vor. Es wurde August, bevor Alfried das erste Paar fertigte und tadellose Hartwalzen zur Ablieferung brachte. „Hätte ich im Voraus die mit der Arbeit verknüpfte Schwierigkeit eingesehen und gekannt, so würde ich zu Thlr. 55 diese Arbeit nicht übernommen haben, da bitterer Schaden dabei ist und mir zwei Stück verunglückt sind.“

Vorläufig wurden noch wenig fertige Walzen verkauft. Die Mägen, die die besten Abnehmer werden konnten, hielten sich zurück, sie hatten ihre schön eingerichteten Werkstätten und waren mit Krupps Stahl vollkommen zufrieden. Das Fertigmachen glaubten sie besser zu verstehen und wurden erst allmählich belehrt, daß der junge Krupp sie übertraf, ja daß ihre eigenen Mechaniker sich in schwierigen Fällen auf ihn verließen. Gerade diese Übertragung von Arbeiten, mit denen andere nicht fertig werden konnten, hob sein Selbstvertrauen und hielt ihn bei der Aufgabe fest. Die Fehler seiner anfänglichen Hilfsmittel sah er ein, die Niederschriften seiner Skizzen und Notizbücher lassen die intensive Arbeit seiner Abendstunden in der Dachkammer erkennen, wohin er nach der Tageslast seine

Sorgen, seine Entwürfe, seine Hoffnungen trug. Immer nüchtern im Stoff, immer straff in der Form und gedankenvoll in der Fügung der Säge, enthalten diese Aufzeichnungen die Keime seines Strebens und Werdens.

Nach kurzer Zeit genügte ihm alles bisher Geschaffene nicht mehr. Im Herbst 1831 baute er sich nochmals eine neue Schleifmaschine, auf der die Walzen, die früher ungenau in Lagern liefen, „auf der Spindel“ geschliffen wurden und die auch sonst wesentliche Verbesserungen besaß, wenn auch der Hauptfehler, die Verwendung von Holz statt Eisen, aus Sparsamkeit beibehalten war. Eine im Oktober beabsichtigte größere Drehbank mußte wegen Erschöpfung der Mittel zurückgestellt werden. Arbeiteten solche Werkzeuge nicht ganz richtig, so war er unermüdlich, Korrekturen zu ersinnen oder Hilfsmaschinen zu bauen, die auf sinnreiche Weise das verbesserten, was die ersten verfehlten. Nur durfte das alles nicht viel kosten und mußte möglichst im eigenen Betriebe von Schlosser und Schreiner angefertigt werden. Um zwischen diesen widerstrebenden Forderungen der Technik auf der einen, der Sparsamkeit auf der anderen Seite das richtige Mittel zu finden, wurden die Nächte der geistigen Arbeit gewidmet. Wirklich haben manche von seinen ersten Werkzeugmaschinen trotz ihrer rohen Form und Ausführung einige Jahrzehnte gute Dienste geleistet, weil sie solide, gutdurchdacht und streng nach der Forderung des Ziels gebaut waren.

Darin, in der Beherrschung der kleinen Forderungen seiner Spezialtechnik, war Krupp unerreicht. Kein Maschinenbauer konnte so genau wissen, worauf es ankam, wie er aus der Erfahrung der täglichen Arbeit heraus. Denn Krupp, der in diesen Jahren seinen eigenen Worten nach sein Buchhalter, Rostklopfer und Nachtwächter war, er war auch Schleifer, Härtemeister, Dreher und Schmied. Über allem aber steht seine Tätigkeit als Leiter und Disponent. Er tut nichts mehr, ohne sich über alle Einzelheiten der täglichen Zeit- und Arbeitsstellung klar zu sein. Und alles wird schriftlich niedergelegt, früh lernt er, dem eigenen überlasteten Gedächtnis zu mißtrauen und findet stets die Zeit zu entsprechenden Notizen. Man hat Moltke den Schlachtendenker genannt — Krupp war ein Arbeitsdenker ohnegleichen. Er ist es bis an sein Ende geblieben, hier aber sei gezeigt, wie er es wurde. Wie in der Zeit um 1831 oder 1832 die Fabrik mit ihren zehn bis zwölf Leuten geleitet wurde, hier, in den abendlichen Arbeitsdispositionen des Zwanzigjährigen kann man es greifbar deutlich lesen!




„Chr. (Christian) geht nach dem Hammer. Bernhard holt 2 Karren Kohlen und fährt damit nach dem Hammer. Die Hammerschmiede machen einen Guß 8-eckig für Berliner Stempel, dann machen sie für Carlsruher Stempel die 5 Stangen 8-eckig, dann machen sie Scheereisen. Meles holt morgen früh mit Stennes und Laskowsky 36 Carlsruher Stempel ab. Bierhaus richtet alles zum Härten ein. Ich härte. Bierhaus stellt einstweilen weitere Schlicht-



monde und Falzen und packt Ware. Rosbach und Frig und v. Armeln Berliner Stempel.

Lantermann und Christian den Kotschen.

Klein zum Härten.

Ich schreibe den Hammerschmieden 1) daß sie  $1\frac{3}{4}$  Zoll  auf  recken. 2) daß sie die fertigen Stangen  $1\frac{1}{2}$  Zoll schicken. 3) daß sie  $2\frac{1}{4}$ öllige  recken. 4) daß sie die 3 Walzengüsse rund hauen und rund schmieden. Lantermann macht nachher Steine.

Vierhaus feilt die Walzen. Rosbach die Stempel, Lantermann mit Pottgießer Kotschen, Steine formen, einschieben, dann für Ziegel anmengen. Meles Spindel für die Drehbank schmieden usw.

Wenn beschickt wird, Lantermann Zementofen trocknen. Derselbe Ofen repariren. Ziegel trocknen. Stennes Kots auf den Kots, den Kots unten rein machen.

moi-même. Um 5 Uhr Zeichnung der Drehbankspindel nehmen und danach auf dem Hammer 1 Stück Eisen schmieden lassen. Jedem seine Arbeit hier anweisen. Auf dem Hammer für die baldige Instandsetzung der Scheereisens-Bearbeitung sorgen. Schreiben an P. Bruckmann und andere.

Pottgießer geht nach dem Hammer und bestellt, daß die Schabeisen, wenigstens noch 15 Stück, ganz schnell fertig gemacht werden. — Dicker im Rücken und daß das genaue Sehen nicht nöthig ist."

Diese Dispositionen geben gleichzeitig einen kleinen Überblick, was zu Beginn der dreißiger Jahre bei Krupp gearbeitet wurde. Alles aber, was dabei an Erfahrungen gesammelt, an Anregungen und Verbesserungen notwendig wurde, das lief zusammen in einer Hand, entsprang einem Kopfe. „Meiner Erfahrung nach — schrieb Krupp nach vierteljährigem Gebrauche seiner neuen Schleifbank — die ich oft beim Schleifen gemacht habe, ist ein schmaler Stein, bei der jetzigen neu angebrachten Bewegung, weit geeigneter zum Geradeschleifen, als der breite Stein. Es hat sich gefunden, daß der Stahl (der Walze) sich schleift, ohne daß der Schmirgelstein unmittelbar an die Walze angeschoben ist, wenn nur flüssiger Schmirgel darauf liegt.“ Und in seitenlangen Betrachtungen werden nun Beobachtungen, Folgerungen, notwendige Änderungen der Maschine oder des Verfahrens mit der Ruhe des Naturforschers aneinandergereiht.

Das war nicht Liebhaberei für Feder und Tinte oder für die Muße betrachtsamer Niederschriften, noch weniger die Eitelkeit, seine Gedanken zierlich in sauberen Linien vor sich zu sehen. In groben Zügen, mächtig und fliegend sind Schrift und Skizzen auf das Papier geworfen, und wenn zu dem Geschriebenen neue Gedanken sich einstellen, wird in fast unentwirrbarer Kritzelmanier das Neue dem Alten auf Rändern, in Lücken, auf jedem frei gebliebenen Quadrat Zoll der vergilbten Blätter



beigefügt. Bald hastige Gedankenflucht, bald mühselige Frucht verzweifelten Grübelns, das ihn bei jeder Arbeit, auf jedem Wege, beim Essen und Trinken verfolgte, hier ist das eine mit dem andern niedergelegt von einem abgearbeiteten Menschen, den über der Niederschrift, auf den Schreibtisch gebückt, Atemnot und stechende Kopfschmerzen überfielen und der sich aus der lastenden Enge der Arbeitskammer mit allen Instinkten ins Freie oder nach dem frohen Lärm der Werkstatt sehnte.

So arbeitete Krupp in den Jahren 1830 bis 1832, von seinem achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahr, zäh und hart, ein einziges Ziel im Auge, die besten Gold- und Silberwalzen der damaligen Zeit an Härte und Schliff zu übertreffen. Sein Vorteil dabei war, daß bei gleichbleibender Stahlproduktion Gewinn und Umsatz wuchsen. Der Wert des Stahles stieg, zu Münzstempeln oder Gerberwerkzeugen verarbeitet, auf das Drei- bis Vierfache, in Form fertiger Walzen auf das Zehnfache. Die Nachfrage zeigte ihm bald, wie groß der Markt für diesen Gegenstand war und wie wenig das Bedürfnis von anderen Fabrikanten befriedigt wurde. Das höchste Ziel seines Ehrgeizes wäre gewesen, auch die schweren englischen Hartgußwalzen zu schlagen. Aber das erforderte viel größere Güsse, als er herstellen und schmieden konnte. Seine kleinen massiven Gußstahlwalzen waren bis 10 Zentimeter stark. Bei größerer Dicke wurden sie locker im Kern und zersprangen beim Härten.

Mit der Zeit gelang aber die Herstellung dickerer Walzen, nach denen lebhafter Nachfrage bestand, auf andere Art. Alfred hatte öfter gußstählerne Ringe für Mechaniker geliefert und erfuhr, daß diese sie zur Anfertigung von Walzen mit einem eisernen oder stählernen Kern benutzten. Er versuchte solche Walzen selbst und bot sie seinen Freunden an. Von den thüringischen Münzen in Gotha und Eisenach gingen sofort Bestellungen ein, und nach einigen Fehlschlägen gelang die Herstellung nach Wunsch und endlich in unübertrefflicher Güte. Die Arbeit war schwierig, aber interessant. Sie bezweckte, einen nachfolgenden Ring von gleichbleibender Zähigkeit an allen Punkten zu erhalten. Auf ähnliche Weise sind später die berühmten Kruppschen Eisenbahnradreifen, ja sogar die hohlgeschmiedeten Gewehrläufe, die Vorläufer des Gußstahlgeschützes, entstanden, der Keim dieser Erfindungen lag also weit zurück.

Die Lieferung dieser Ringwalzen begann im Sommer 1831. Krupp stellte den Preis auf 100 Taler für das Paar, was die thüringischen Münzen willig bezahlten. In Berlin dagegen, wo die Münze ebenfalls drei Paar solcher Walzen bestellt hatte, war man über den Preis entsetzt und verweigerte die Zahlung. Es war bestimmt keine Spur von Ubelwollen dabei; man wollte Krupp wohl, man hätte ihn gerne gefördert, aber billig mußte die Förderung sein, die fiskalische Kette klinkt um jede

Bewegung der preussischen Behörden. Man kannte Krupps Bedürfnisse ganz genau. Im gleichen Sommer hatte er den Besuch Noelles und des Berliner Münzmechanikers Weitenauer gehabt. Im Anschluß daran wechselte Krupp vorübergehend, aber erfolglos, noch einmal seine Eisenbezugsquelle. Und nach einer wenig befriedigenden Stempellieferung im Oktober stellt die Berliner Münzdirektion so ruhig wie ahnungslos die Frage an ihn: „Durch welche Unterstützung kann Ihr Fabrikat zu einer höheren Vollkommenheit und immer gleichmäßigen Beschaffenheit gebracht werden?“ Und weigerte sich standhaft, seine Walzen, die fast unzerstörbar waren, anständig zu bezahlen! Es dauerte Jahr und Tag, bis Goedeking die Walzen zu einem Preise abnahm, der kaum die Kosten deckte. Mehr und mehr lernte Krupp die fiskalische Beschränktheit kennen, daneben aber machte er langsam eine neue Erfahrung, die ihn bei seiner Jugend stugig machen konnte: mit dem fortschreitenden Aufschwung seines Unternehmens und der Güte seiner Erzeugnisse verminderte sich zusehends das Wohlwollen, das die älteren Freunde seines Vaters ihm bewiesen hatten. Forderungen, die kaum mit den Kosten seiner Versuchsarbeiten und den Herstellungsschwierigkeiten Schritt hielten, fand man übermäßig, mit dem alten Freunde Noelle, der selber zwölf Jahre lang Walzen gemacht hatte, kam es darüber zu einer gewissen Entfremdung. Sogar mit dem Wetter Rocholl in Barmen, der so feurig für die Güte und den Absatz des Kruppschen Stahls eingetreten war, wurde das Geschäft schwierig. Auch ihn verdroß es, daß Krupp selbst zur Fertigfabrikation übergegangen war. Vergeblich suchte Alfred solche Freunde durch Nachgiebigkeit, durch gewinnende Behandlung und Preisnachlässe zu versöhnen. Von einer Reise ins Märkisch-Bergische im Herbst 1832 findet sich die Bemerkung: „Herrn Rocholl in Barmen habe ich ein Paar 6zöllige gehärtete Walzen à Th. 75 angeboten und zwar deshalb zu diesem geringen Preise, weil er bisher keine bestellen wollte und ein gutes Resultat von demselben viel wert sein würde. Doch wollte er zu wenig bezahlen, nämlich nur Th. 50 und noch 1 Carolin, — daher kamen wir nicht überein.“ Dagegen ließ sich nichts tun, sobald aber diese Geschäftsfreunde auch beim Bezuge Kruppschen Stahls den Preis drückten und durch Bemängelung der Güte einen Nachlaß zu erreichen suchten, konnte Alfred energisch werden. „Obgleich Sie, heißt es in einem späteren Briefe an Rocholl, Ihrem Schreiben nach, den englischen Gußstahl glauben vorziehen zu können, muß ich Ihnen bemerken, daß ich sicher bin, daß Sie aus englischem Stahl das nicht fertigen, wozu dieser geeignet ist.“ Er wolle lieber die Rückfracht tragen, als durch zu geringen Preis sich schädigen.

Krupp hatte inzwischen noch ein letztes Verfahren für die Herstellung schwerer Walzen gefunden. In einer Niederschrift über alle ihm bekannten Arten, Hartwalzen anzufertigen, nennt er an letzter Stelle „die Benutzung einer Composition



(Legierung), welche in eine Cocille gegossen wird, durch das schnelle Erkalten in der so schwer wie möglichen Form, hinreichende Härte erreichen soll und zum Fertigmachen entweder zur Not sich ein wenig abdrehen läßt oder nur geschliffen wird.“ Das ist der englische Kofillenz oder Schalenguß, mit dessen Nachahmung sich die Königlichen Eisengießereien seit Jahren beschäftigten. So, wie es Alfred Krupp versuchte, war es aber auch der Anfang zum Stahlformguß, zehn Jahre bevor Jakob Mayer in Bochum diese berühmte Erfindung machte.

Ausführliche Notizen lassen erkennen, daß Krupp jede Eisenart vom harten Gußstahl bis zum Roheisen mit den verschiedensten Beimengungen, meist Kupfer, legiert, zu seinen Versuchen benutzt hat. Der Sommer 1831 ging darüber hin, im Herbst unterbrach körperliches Leiden, die Folge von Überarbeitung, Nachtwachen, Sorgen und unzureichender Ernährung, die Arbeiten, aber der Winter und das folgende Frühjahr sahen ihn wieder am Schmelzofen. Der Schalenguß mit Roheisen, mit dem er gleichzeitig die immer noch ungelöste Preisaufgabe des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes hätte lösen können, mißlang. Die Unzulänglichkeit seiner Mittel hinderte ihn, er konnte die äußere, unreine Schicht der Güsse nicht entfernen, er konnte sich nicht einmal eine genügend schwere Eisenform kaufen, staatliche Hütten mit unbefchränkten Einrichtungen kamen ihm zuvor. So kehrte er zum Stahl zurück, und langsam kam der Erfolg. Der Weg war ein falscher, wenige Jahre später waren Krupps Stahlgußwalzen vom deutschen Hartguß überholt, während seine geschmiedeten und gehärteten Ziegelstahlwalzen immer ihren Platz behaupteten. Aber diese Versuche, mit den einfachsten Mitteln und oft mit den seltsamsten Behelfen angestellt, gaben ihm Beschäftigung und Hoffnung in den Pausen der Arbeit und erweiterten seine Kenntnis von den Legierungen und der Gießerei. Auf seine ersten Versuche mit dem Schalenguß blieb er immer stolz, noch 1879 schrieb er: „Was die Berechtigung anbetrifft, Hartguß für Panzerungen anzuwenden, so hat die Firma Hartguß gemacht, bevor Herr Gruson ein Etablissement besaß.“

In diese Versuche fielen zwei Aufträge, die genau das betrafen, was Krupp erstrebte. Zwei alte Geschäftsfreunde seines Vaters, der treue Roessler in Darmstadt und Bruckmann in Heilbronn, hatten um zentnerschwere Walzen zum Strecken von Silber angefragt, und nach seinen letzten Versuchen glaubte er sich jetzt dieser Aufgabe gewachsen. Und im Frühling, im schwellenden Frühling des Jahres 1832, während draußen die Freiheitswogen wieder einmal hoch gingen und die Klänge des Hambacher Festes alle deutschen Schwarmgeister heraufschrien, stand Krupp mit fiebernder Hoffnung an seinen Ziegeln, schürte die Glut seiner Schmelzöfen und richtete seinen Arbeitern die Stähle.

Nun soll alles daran gesetzt werden, mit Ehren zu bestehen. Es gelingen ihm Formgüsse von solcher Härte, daß der beste Drehstahl sie kaum noch angreift.

Wochenlang muß gedrechselt werden, um solche Stücke zu vollenden, vier Arbeiter drehen wechselweise das schwere Rad, und die Löhne übersteigen den Verdienst. Mehr als einmal wirft ein Unglück die Arbeit um Wochen zurück. In halbfertigem Zustande — eben hat Krupp an Roeßler gemeldet, beide Walzen seien im Guß unübertrefflich geraten — sprengt ein ungeschickter Hieb einen Zapfen weg. Eine neue wird gegossen. Im Juli ergeht die Meldung, wenn die Arbeit mit sechs Mann täglich fortgesetzt wird, so werde man noch sechs Wochen zum Drehen und Schleifen brauchen. Es dauerte viel länger, man hatte zwischendurch an kleiner Marktware zu arbeiten, um Geld in die leere Kasse zu bekommen. Man muß auch neue Werkzeuge anschaffen, um die größeren Walzen zu bearbeiten, muß schmelzen und rechen lassen, die Kundschaft besuchen, und inzwischen — selten genug — erinnert man sich wohl einmal daran, daß man zwanzig Jahre alt ist und noch ein Anrecht an das Leben hat. Eine freundschaftliche Zuschrift unter einer Stahlbestellung der Westfaliahütte läßt dergleichen vermuten. „Solltest Du während dem Schützenfest etwa ein Bein oder Arm verlieren, so habe die Güte mir dieses eben wissen zu lassen und ich werde nicht ermangeln Dich herzlich zu bedauern.“

Grüße mir alle gute Jungen und genehmige Du den brüderlichen Gruß Deines  
Brüning.“

Es ist beinahe eine fremdartige Farbe im Bild: Alfred Krupp auf dem Schützenfest, und doch muß es das gegeben haben. Er war ja auch frühzeitig Mitglied der Essener Honoratiorengesellschaft „Verein“, und gelegentlich schreibt er einem Freunde, daß er sich an dem bewußten Abend frank aus dem Gesellschaftsgarten nach Hause geschlichen und einige Wochen fortgetrunkelt hätte. Aber rasch meldet sich wieder der Alltag, Roeßler wird unangenehm und am 15. September schreibt ihm Krupp: „Nach Empfang Ihrer Zuschrift vom 8. lasse ich jetzt Tag und Nacht durcharbeiten, um Ihnen das Walzenpaar wenigstens in 10 Tagen p. Dampfschiff zu übersenden. Diesmal hielt er Wort und schloß die Bitte an, ihm nach Gebrauch der Walzen baldigst etwas über ihr Verhalten zu sagen, denn er habe für die großen Fabriken im Märkischen schon Aufträge auf ähnliche Werke und das Ergebnis der bereits gelieferten sei für ihn immer von Nutzen. Roeßler stellte ihm nach anstrengendem Gebrauch der Walzen ein glänzendes Zeugnis aus.“

Das mögen Krupps letzte Walzen gewesen sein, die mit Menschenkraft gedreht und geschliffen wurden. Er und seine Leute hatten genug von der Quälerei. Zum dritten Male wurden die Maschinen umgebaut, die alte Einrichtung auf dem Hammer wurde im Oktober und November 1832 in fortgeschrittener Gestalt wiederhergestellt, und wieder drehte das Wasserrad Arbeitsmaschinen, der Hammer aber kam beinahe zum Schweigen. Anfang Dezember war der Umbau fertig und Alfred konnte auf eine längst notwendige Reise gehen. Aber Mitte Januar standen



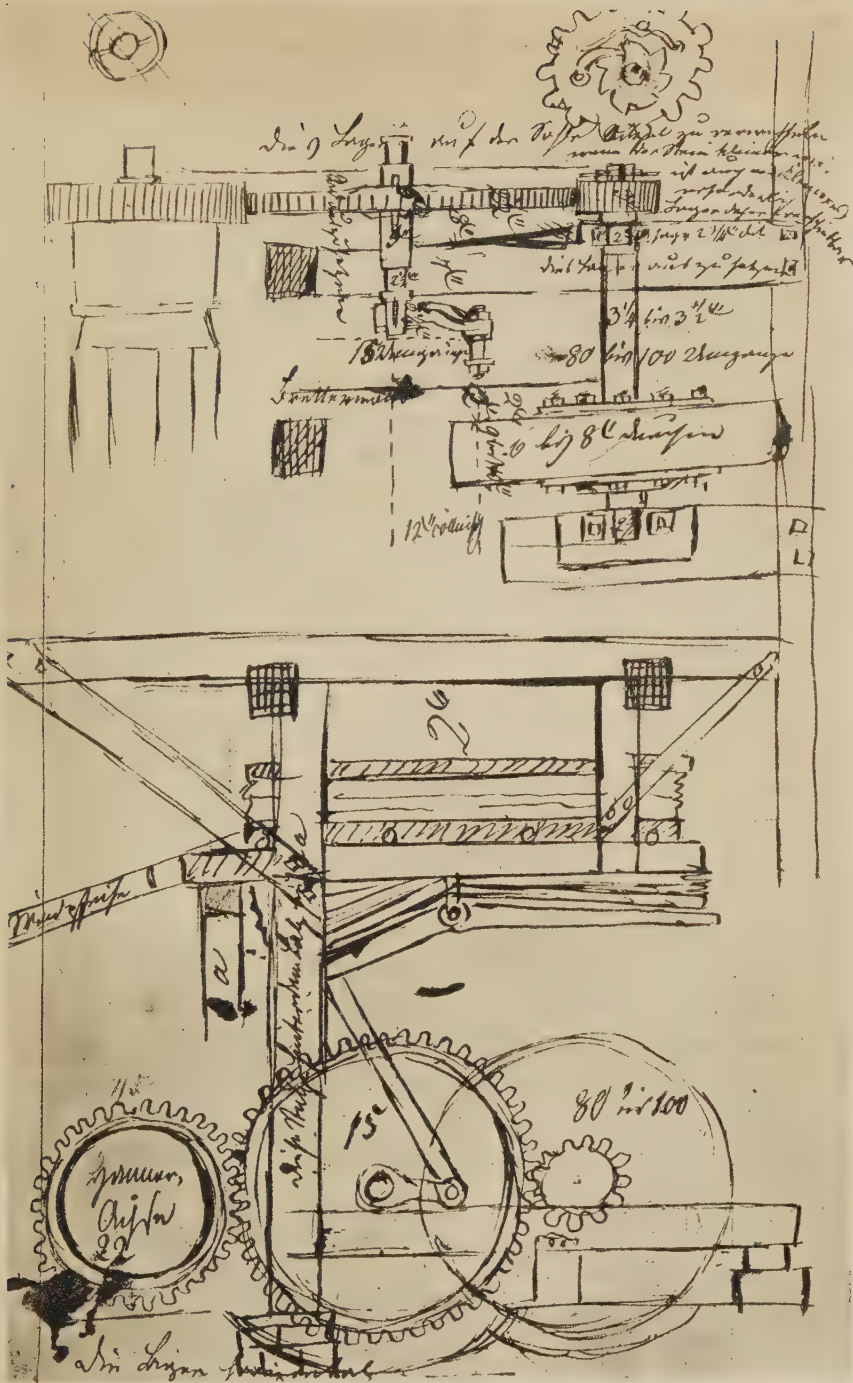
die Räder durch Frost, betriebstörendes Hochwasser folgte und von nun an mußte die Gutehoffnungshütte wieder fast alles reden, die Transporte verschlangen kostbare Zeit, und die alte Angst um fehlerhaft geschmiedete Güsse drückte wieder auf Alfrieds mißtrauischen Geist.

## Arbeit und Reisen

Zwischen zwei Polen schwankt das Ziel der Kruppschen Arbeit in diesen Jahren hin und her. Durch neue Einrichtungen, Erfindungen, Erzeugnisse sucht er seinem unbeirrbaren Entschluß „einer fortwährenden Erweiterung des Geschäfts“ Geltung zu verschaffen. Raum aber ist er auf diesem Wege ein sichtbares Stück vorwärts gekommen, so ergreift ihn die Besorgnis, ob den verstärkten Mitteln der Absatz folgen wird, und mit beinahe fieberhafter Energie wirbt er um Kundschaft, um Aufträge. Noch in leichten Umrissen, aber gut erkennbar bilden sich die beiden Lebenslinien seines Charakters, entspringend aus den gegensätzlichen Wesenspolen, die ihm Vorsehung und Vererbung in die Wiege legten: treibende Kraft und hemmende Vorsicht.

Leidenschaft und Gedanke — es bleiben immer die äußersten Schranken menschlichen Seins. Forttreibende Kraft des Willens, von keinem Hindernis geschreckt, ist Krupps stärkstes Vatererbe, aber jenem fehlte die Ausdauer und der gesunde Hemmungsinstinkt der Vorsicht, den Alfried besaß. Noch in seinen späten Jahren überrascht er seine Mitarbeiter mehr als einmal durch rücksichtslose Verwegenheit neuer Anlagen, aber ebensooft, fast in gleicher Stunde, kommt ihm die bis zur Angst gesteigerte Frage: Werden die Schornsteine rauchen, werden die Aufträge da sein, werden die Arbeiter Brot haben? Die Reime dieser Doppelnatur zeigen sich früh, überall tritt dem heißen Streben des Erfinders der rechnende Kaufmann entgegen. Die Lösung heißt selten: verzichten, aber stets: arbeiten mit doppelter Energie.

Dieser Zug seines Wesens ist's, der Alfried, kaum daß seine Anlagen zur Walzenfabrikation fertig sind, auf die Reise treibt. Er weiß, daß seine Anwesenheit zu Hause dringend notwendig ist, weiß auch, daß nach den Verlusten der Jahr und Tag dauernden Versuche und Einrichtungen die geplante Reise die Geschäftskosten schwer belasten wird: gleichviel, er muß einen weiteren Markt für seine Erzeugnisse suchen, die Arbeit wäre nur halb getan, wenn er's unterließe. Einen Fürsprecher für solches Vorhaben hat er immer in seinem Oheim Schulz. Selbst unternehmend von Natur, viel auf Reisen, regelmäßiger Besucher der Frankfurter Messen, weiß Schulz, daß nur persönliche Regsamkeit den Erfolg sichert,



Entwürfe Alfred Krupps für seine erste mechanische Werkstatt (1831/32)





er selbst hat der Kruppschen Fabrik manchen Auftrag vermittelt. Er kann dem Reffen am besten mit Rat und Erfahrung für die Reise dienen, die in damaliger Zeit (1832) für einen unkundigen Mann keine Kleinigkeit war. Schon die Währungsverhältnisse schufen Schwierigkeiten, Süddeutschland rechnete nach Gulden, der Norden nach Talern und im Westen kursierten siebzig fremde Münzarten. Auf dem Rhein konnte man mit den neuen Dampfbooten rasch und bequem fort kommen, deutsche und holländische Schiffe gingen weit rheinaufwärts und waren mit allen Erfordernissen des Luxus versehen. Die Straßen dagegen, während der langen Kriege zerstört, befanden sich in der Mehrzahl immer noch in bösem Zustande und die „gebefferten“ Wege waren oft schlechter als die alten. In den Provinzstädten hielt man gar nichts vom Straßenbau, denn er verführte die Reisenden zum schnellen Fortteilen, und das schädigte den Verdienst der Bürger. Selbst Gebildete und Politiker warnten vor unüberlegten Straßenbesserungen, man solle es dem Feinde nicht so bequem machen, wenn er wieder ins Land käme. Von München bis Stuttgart reiste Hoffmann von Fallersleben im Jahre 1834 drei Tage, und von Frankfurt am Main bis Stuttgart brauchte die Thurn und Taxis'sche Fahrpost sechsundvierzig Stunden, fünfzehn davon brachte der Schwager in den Wirtshäusern zu.

Unter solchen Umständen war Krupps Reise von Essen über Köln, Neuwied, Koblenz und Wiesbaden, über Mainz und Frankfurt, Offenbach und Darmstadt, Karlsruhe, Pforzheim, Stuttgart und Heilbronn, auf der Rückfahrt über Neckargemünd, Heidelberg und Hanau, bei intensiver Arbeit in allen berührten Städten, eine Leistung, die Achtung verdient. Alfried war im Februar und März unterwegs, weil zu dieser Zeit die Wasserverhältnisse doch keine regelmäßige Arbeit erlaubten; seine Reise dauerte höchstens drei bis vier Wochen, denn ungeru und voll Besorgnis überließ er die Arbeiter sich selbst und der Leitung der Mutter. Die Ziele seiner Ausfahrt waren weit gesteckt. In Wiesbaden, Darmstadt und Karlsruhe sah er zum ersten Male persönlich die Leiter und Techniker der Münzanstalten, mit denen er schon so lange in enger Verbindung stand. Vor Jahr und Tag hatte ihm der Essener Hofbuchdrucker Baedeker nach einer Reise nach Wiesbaden die lobende Anerkennung der dortigen Münze berichtet. Jetzt erfuhr er selbst in allen besuchten Münzen freundliche Aufnahme und ehrliche Anerkennung seiner Leistungen und sah und hörte manches, was ihm bei seinen Arbeiten nützlich war. In den Rhein städten, wo die Lederindustrie blühte, fand er ein großes Absatzgebiet für Gerberwerkzeuge, vor allem aber öffnete sich ihm in der süddeutschen Gold- und Silbermanufaktur ein beinahe ganz neuer Markt. Nur gelegentlich, vereinzelt hatte er vorher ein paar kleine Walzen an einen oder den anderen Goldschmied geliefert, der damit seine Dukaten zu Blech streckte. Die einzige größere Firma der Silberverarbeitung, mit der Krupp etwa seit einem Jahr in Verbindung stand, war



Peter Bruckmann in Heilbronn, den er jetzt besuchte und dem er unter anderem ein Muster schwerer Stahlhartgußwalzen zeigte. Jetzt erst erfuhr er, vor allem in Pforzheim, welcher großer Markt für Gold- und Silberwalzen, für Prägewerke und Stempel in den süddeutschen Städten auf ihn wartete. Jetzt ging ihm ein Licht auf, manchen ihm wohlbekannten Mechaniker hörte er jetzt als Fabrikant von Walzen und Werkzeugen für die Goldschmiede in Pforzheim, Hanau usw. rühmen, er wußte nun mit einmal, wohin seine besten Stahlbarren gekommen und was sie wert waren.

Die von Krupp mitgeführten Musterwalzen erregten unter den Goldarbeitern geradezu Aufsehen, man bestellte, ohne am Preise zu mäkeln, und nach Jahren beschäftigten ihn seine ersten Abnehmer, daß seine Werkzeuge bei zweckmäßiger und schöner Ausführung unverwüstlich waren. Es haben sich später Krupp'sche Walzen dieser Entstehungszeit wiedergefunden, die 50 bis 70 Jahre ihren Dienst getan haben, ohne erheblichen Verschleiß. Dann sah er bei den Silberarbeitern die großen Prägeplatten, mit denen erhabene Arbeiten gepreßt wurden, und zum ersten Male sah er, wie man sie zum Härten in glühendem Zustande, die Seitenkanten und die Rückseite wohlverwahrt, über einen sprudelnden Wasserstrahl zog, bis sie die richtige Temperatur hatten. Kaum zu Hause angelangt, baute er sich ähnliche Vorrichtungen. Diese Stempel oder „Stampfen“ wurden seitdem ein wichtiger Absatzartikel. Von dem Pforzheimer Graveur Lenz, erzählte Krupp später, habe er viel gelernt. Auch die kleinen Maschinen, in denen die Walzen der Goldarbeiter lagen, sah er sich näher an. Der Maschinenbau stand in Deutschland noch auf sehr tiefer Stufe, und was er hier sah, traute er sich mit seinen Leuten auch wohl zu leisten, es hatte den Vorteil, daß er dann in Zukunft fertige Maschinen anbieten konnte. Feinere Arbeiten wurden nur in den Werkstätten der Universitäten, der Münzen, von namhaften Mechanikern und einzelnen hervorragenden Talenten gefertigt. Diese suchte Krupp mit Vorliebe auf. Er bot ihnen Stahl für feinere Werkzeuge an und sah bei ihnen gelegentlich kleine Kunstgriffe des Maschinenbaus, die ihm nützlich wurden. So hatte er schon auf seiner ersten Reise im Frühjahr 1827 den Universitäts-Mechanikus Kramer in Bonn besucht. Man hielt ihm zuweilen andere Fabrikanten entgegen, die das gesamte Gußstahlgerät des Goldarbeiters lieferten und mit denen man es deshalb nicht verderben mochte. Oft waren es Leute, die in unverfänglicher Weise die Stahlteile von ihm selbst bezogen, manchem von ihnen hatte er in aller Unschuld seine kleinen Fortschritte im Schmieden und Härten anvertraut, um dankbare Kunden zu gewinnen. Nun sah er, welcher tüchtige Konkurrenz er sich großgezogen hatte.

So kehrt Krupp von seiner ersten Fahrt ins „Oberland“ zurück. Beladen mit Eindrücken, seiner Zukunft gewiß und voll von neuen Plänen und Entwürfen. Aufträge hat er genug mitgebracht, die Walzenlieferungen dieses Jahres steigen

auf das Dreifache des Vorjahres. Innerlich hilft ihm das weiter, hebt seinen Mut, äußerlich bringt es ihm die Unzulänglichkeit seiner Einrichtungen und Mittel desto peinlicher zum Bewußtsein. Seit Jahren war die Geldklemme nicht so groß wie in diesem Sommer und Herbst regster Beschäftigung. Der nahe am Hammer wohnende Schmied Wilms, der mit seinen Gesellen während des Sommers für Krupp gearbeitet hat, kann monatelang nicht zu seinem Gelde kommen. In den preussischen Münzen stockt die Arbeit, die Bestellungen bleiben aus. Fast der gesamte Absatz geht an die neuen Kunden in den südlichen Staaten, denen wegen der Garantie auf Drei- bis Sechsmonatswechsel geliefert wird. Langsam und in lästigen Akzepten geht das Geld ein, der Lohntag wird wieder zum Gespenst der Woche. Man spart was man kann, mit 500 Talern wird der Haushalt — im weitesten Sinne — jahraus, jahrein bestritten. Dabei gibt man den Arbeitern in jedem Herbst, meist im Oktober, ein Fest, zu dem die Musik, der Schnaps, etwa auch ein geschlachtetes Schwein von der Firma gestiftet wird. Aber viel muß man borgen. Oft wird bei den Lohnzahlungen Frau Krupps Vater herangezogen und mit Akzepten auf kleinste Beträge befriedigt. Meist vermittelt Theresie Krupp selbst diese Geschäfte. Wie zu ihres Mannes Lebzeiten wird sie immer noch am besten mit dem knurrigen Alten fertig. Seine Gelegenheitskäufe — Wilhelmi ist Kuriositätenflesammler — lehnt sie ab. „Weil wir noch nöthigere Sachen in der Haushaltung haben anzuschaffen als Komode und Kupferstiche und mit dem Beutel Rath nehmen müssen, so wollte ich Sie bitten, diese Sachen vorläufig noch nicht für mich zu kaufen.“ Aber nicht lange danach folgt eine Anleihe zu wirtschaftlichen Zwecken, die Erwähnung verdient:

„Lieber Vater!

Morgen wollte ich nach Bottrop, um ein Kind zu kaufen, welches wir den Winter schlachten wollten, nun muß es sich gerade treffen, daß meine Cassa erschöpft ist, und ich wollte deshalb auch nicht gerne diesen für uns so vortheilhaften Plan aufgeben, zu dem Zweck bin ich so frei, Sie zu bitten, mir womöglich 15 Thlr. Berliner Courant zu leihen, welche ich Ihnen verspreche, in spätestens 14 Tagen zurück zu geben, weil ich in der Zeit von Berlin und Düsseldorf, wenn anderwärts nichts kommen sollte, doch Gelder bekomme, in der Hoffnung, daß Sie mir diese meine Bitte womöglich gewähren und nicht übel nehmen wollen,

grüßet Sie aufs freundschaftlichste

Ihre Aufrichtige Tochter

L. Krupp.

Heute wäre ich so frei gewesen Sie zu besuchen, wenn ich nicht um Morgen ganz früh bei der Hand zu sein, mich diesen Nachmittag ein wenig Schlafen legte.“



Nach Beendigung seiner Lehrzeit scheint Alfrieds jüngerer Bruder Hermann diesen nicht immer angenehmen Verkehr übernommen zu haben. In ihm entwickelte sich früh eine glückliche Mischung von Geschäftsklugheit, Liebenswürdigkeit, leichtem Ton und Überredungsgabe, die ihn in manchen Dingen Alfried überlegen machte. Hier eins von seinen kurzen Billeten an den Großvater:

„Unerwartete Ausgaben und Lohn tag kommen mir heute zusammen, weshalb ich zu Ihnen meine Zuflucht nehme; indem ich Sie ersuche, mir durch Überbringer dieses, meinen Arbeiter, zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler zukommen zu lassen. — Weniger dürfte es aber nicht sein!“

Nicht immer gelingt es, den schwierigen alten Herrn — manche hielten ihn für den reichsten Mann in Essen, was nun wohl übertrieben war — zum Zahlen zu bringen, und andere Glieder der weitläufigen Verwandtschaft, Redelmann, Lucanus, müssen helfen, oder Essener Geldgeber, wie Sölling, Ostermann und andere von unbequemerer Art müssen gegen Hergabe der Rimessen Geld borgen.

Das sind die Früchte einer immerhin glückhaften Reise: Arbeit, Sorgen, nervenzerreibende Hatz. Und über allem das Gefühl, dennoch vorwärtszukommen, freilich nur, solange man die Ruhe behält — und wenn kein Unglück passiert. Alfried wird so nervös und misstrauisch, daß er eine in Arbeit befindliche Walze gar nicht mehr aus den Händen läßt. In spätem Alter erinnert er sich dieser Tage, wie man an schwere Träume denkt, und erzählt ernsthaft den Jüngeren von dieser Epoche seiner ersten größeren Geschäfte.

„Wenn sie [die Walzen] nicht als Regel geraten wären, so wäre mir der Atem ausgegangen, denn in einer Bestellung von Walzen, von wenigen, und in dem Gelingen, beruhte oft meine Aussicht auf Existenz und mein Vermögen. Da kam aber die Walze nicht aus meiner Hand und aus meinen Augen, und Sonntags nahm ich sie unfertig mit ins Haus!“

Wenn Alfried in dieser Zeit nicht selbst am Ofen, an der Schleif- oder Drehbank steht, lernt er seine besten Leute, Schürmann und Bierhaus, zu selbständiger Arbeit an. In dem Schreiner Eckerfeld, der die Modelle für allerlei Gußarbeiten macht und dem im folgenden Jahre sein Bruder, ein guter Schlosser, folgt, gewinnt Krupp zwei weitere tüchtige Leute. Die kleine Schar, die beim Tode seines Vaters an seiner Seite arbeitete, ist zusammengeschmolzen, schon überwiegen die neuen, deren Technik aus seinen Händen hervorgegangen ist. Es ist gut so, denn die Aufgaben wachsen. Vor allem hört die Beschäftigung mit der wachsenden Werk statt nicht auf. Größere Drehbänke, eine Bohrmaschine sind vonnöten, an Kauf ist nicht zu denken, man muß sie neben den laufenden Arbeiten im eigenen Betrieb bauen. Der Zimmermann tut das meiste dabei. Die Spindel- und Keitstöcke werden in Sterkrade oder in Lünen gegossen, „Sterkrade goß damals alles und



war furchtbar teuer". Mit den Bauern und Holzhändlern wird um ein paar Eichenhölzer zu den Drehbankwangen lange gefeilscht, der Taler spielt eine Rolle und jede Ausgabe ist der sparsamen Mutter gegenüber zu vertreten, die abends heimlich durch die Werkstatt geht und die Lampen herunterstochert, „der El ist so teuer"! So faßt das Leben den Zwanzigjährigen an.

Inzwischen, müde der ewigen Hatz zwischen Hammer und Fabrik, Werkstatt und Schreibtisch, schwingt er sich auf ein gemietetes Roß und trabt durch die grüne Flur, durch Hagen und Hohenlimburg nach den Tälern um Hferlohn oder längs der rauschenden Volme nach Lüdenscheid. In der Enneper Straße laufen trotz aller Dampfmaschinen der Welt noch an die dreihundert Räder und kein Mensch kann ausdenken, was es da für einen Mann wie Krupp zu sehen gab. In den Breithämmern, wo sie die Stahlbleche für Schippen und Sägen strecken, muß er nachfragen, ob die stählernen Sättel sich bewähren und ob es neue, praktische Gesenke gibt. Man macht auch Flintenläufe, wenigstens die dünnen schweißeisernen Platinen, die nachher über einen Dorn gerollt und zu Röhren geschweißt werden, und diese Art der Arbeit macht ihn sehr nachdenklich, vielleicht dämmert ihm ganz von ferne, daß der Gußstahl einmal auch zu solchen Zwecken gebraucht werden könnte. Vorläufig hat er nähere Sorgen. Seit Jahr und Tag liegt er dem Leiter des großen Messingwerks in der Grüne bei Hferlohn mit der Bitte an, er möge doch zum Strecken seiner Bleche statt der englischen Walzen seine gußstählernen probieren. Heute will er es noch einmal mündlich versuchen. Bewährt sich die „Composition“, aus der Roesler und Bruckmann ihre letzten Walzen erhalten haben, so wäre ein Vorstoß gegen die englischen Hartgußwalzen wohl möglich. So, unter Erwartungen und Hoffnungen, die Gedanken nur halb in der lieblichen Umgebung, die der Herbstmorgen mit allen Reizen schmückt, halb zu Hause bei den Vorbereitungen für einen so großen Guß, wie die angebotenen Walzen erfordern, trabt er vergnüglich durch die satte grüne Landschaft hin, seit Wochen wohl die erste ruhige Stunde.

Das Geschäft glückt. Der Überredungsgabe des feurigen Jünglings, dem die Freude am Wagen und das Vertrauen in die eigne Kraft das Wort beschwingt, können sich die tüchtigen Leiter der Gewerkschaft nicht versagen. Gibt es etwas Neues, das dem keineswegs einwandfreien englischen Erzeugnis überlegen ist, so heischt ihre Pflicht, es zu versuchen. Der Handel kommt zum Abschluß und der Erfolg — bleibt aus. Einbuße, Ärger, Vorwürfe und Nachrede am schwer erworbenen Ruf sind die Folgen des Versuches, der gewiß zu jenen gehörte, bei denen die „Aussicht auf Existenz und Vermögen“ in Frage stand. Alfried kam mit einem blauen Auge davon, da er zum Ersatz nicht angehalten wurde, und lernte aus dem Vorfall, daß die Walzen beim Messingstrecken viel mehr zu leiden haben als auf Silber. Aber Zeit seines Lebens erinnerte er sich gern der mit

diesem Auftrage verbundenen anregenden Arbeiten. Er war damals so arm, daß er nicht einmal die Kokillen kaufen konnte. Das deutsche Gußeisen war schmähtlich teuer und „für dicke Formen hatte ich das Geld nicht so lose sitzen“. Er ließ sich in verschiedenen Hütten — denn das Geheimnis sollte gewahrt werden und man war damals ungeheuer neugierig in den Fabriken — die Teile zu einer dünnwandigen Form gießen, die er selbst zusammensetzte und von außen mit fließendem Wasser umgab. Die Abkühlung war so stark, daß die erste so traktierte Walze in der Mitte durchriß, und der Zweck des Härtens wurde doch nicht voll erreicht. Wohl aber ein anderer Fortschritt, der schwerer wog. Zum ersten Male wurden vier Ziegel in eine Form gegossen. Was Krupp mit seiner leichtflüssigen „Composition“ zuerst versuchte, das wiederholte er bald mit reinem Ziegelstahl und meldete noch im gleichen Herbst das wichtige Ereignis den Herren auf der Gutehoffnungshütte; er könne ihnen jetzt die schwersten Werkzeuge, deren sie bedürfen, aus einem Stück reinen Ziegelstahls verfertigen, nur das Ausrecken müssen sie auf ihrem schweren Hammer besorgen, denn der seine bewältigt solche Güsse nicht.

Noch einmal findet der hereinbrechende Winter den Raslosen auf der Geschäftsreise. Ende November, Anfang Dezember durchstreift er abermals das märkische Industriegebiet und bringt Aufträge, Anregungen, Hoffnungen mit. Seit kurzem kennt er die Technik der Rietfabrikation, die in Varmen und Hohenlimburg zu Hause ist. Die stählernen Webekämme, zwischen denen die Kette des Gewebes auf und nieder schwingt, werden aus Draht auf kleinen Walzen geplättet, für die sich kein Stahl hart genug erwiesen hat. In diese Industrie findet Krupp Eingang. Die Reisenotizen sprechen viel von dieser Sache. Hier ist wieder eine Aufgabe, um die überlegene Güte des Ziegelstahls zu erweisen. Wieder erfährt er, daß die bisherigen Fabrikanten diese Werkzeuge zum Teil aus seinem Stahl verfertigt haben, sich selbst traut er Besseres zu. Auch sonst hört er Nützliches: „Schmoele und Romberg in Iserlohn gebrauchten bisher hartgegoßene eiserne Walzen von 10“ Länge wollen aber nächstens Ein Paar zur Probe bestellen. Sie gaben mir die Adresse von C. Hummel in Berlin welcher ihnen ein Paar Centner deutschen Gußstahl bestellt hatte welche zu übersenden sie mir überlassen wollen.“ So entstehen frühe Beziehungen zum Berliner Maschinenbau.

Inzwischen nimmt er die seit dem Frühjahr beschlossene Fabrikation fertiger Walzmaschinen auf. Das ist Schlosserarbeit, läßt sich in Zeiten des Wassermangels machen, stärkt ihn im Wettbewerb mit älteren Fabriken. Dabei regt sich sein Konstruktions- und Zeichentalent, das er gelegentlich schon in der Schule betätigt hat, und er entwirft elegante Walzengestelle mit Pfauentkörpern, Greifenklauen oder Hocksfüßen, ohne an die Ausführung dieser bizarren Skizzen zu denken. Seiner Phantasie gönnt er die drolligsten Einfälle — auf dem Papier, die Wirklichkeit bleibt nüchtern und praktisch. Der Winter begünstigt diese Arbeiten, denn



wieder schufen Hochwasser und Frost lästigen Aufenthalt, erst am 20. Februar begann der Hammer zu klopfen. Zeit genug also für Werkzeuge, Maschinen, Verbesserungen, Versuche. Leider stoßt die laufende Produktion, von den Aufträgen der Herbstreise ist das meiste unerledigt. Eine große Fabrik in Barmen erhält ihre längstversprochenen Walzen im Mai. Wenn ihr neben einer ehrlichen Entschuldigung gleichzeitig eine erhebliche Preisverminderung — als Erfolg der verbesserten neuen Einrichtungen — zugestanden wird, so ist das keineswegs bloß Geschäftsklugheit gegen einen ungeduligen Kunden. Es lag wirklich in Alfrieds Natur und Grundsätzen, an dem Nutzen seiner Fortschritte alsbald seine Abnehmer zu beteiligen — hundert Jahre vor Ford!

Im Juni wird Krupp noch einmal durch gänzlichen Stillstand des Hammers und der Maschinen schwer getränkt, ihn selbst packt fast gleichzeitig ein neuer Unfall des Leidens, das ihn nach hartnäckiger Stubenarbeit oder körperlicher Überanstrengung zu strafen pflegt. Kaum aufgestanden, arbeitet er mit unverwundlicher Tatkraft weiter. In Berlin, in Utrecht wirbt er dringend um die Aufträge der Münzen; ein großes Solinger Haus sucht er für den Absatz seiner Erzeugnisse in Paris zu interessieren. Vor allem aber beschäftigt den rastlosen, in dessen zwanzigjährigem Kopfe die Sorgen eines Fabrikleiters, eines Konstrukteurs und eines Metallurgen sich kreuzen, die Weiterentwicklung seiner Werkstatt für ihre wachsenden Aufgaben. Es ist wahr, er befindet sich, besonders seit er die Anfertigung der kleinen Walzmaschinen begonnen hat, auf dem Wege vom Handwerksbetriebe zur Fabrik. Mit seinen neun oder zehn Arbeitern disponiert er, als wären es fünfunds zwanzig. Aber er selbst muß gestehen, seine Werkstatt bietet selbst für damalige Verhältnisse ein reichlich altertümliches Bild. Für den Bau eiserner Maschinen ist sozusagen noch nichts übrig gewesen. Beil, Säge und Hobel waren bei Krupps bisherigen Einrichtungen mehr beteiligt als Drehbank und Bohrmaschine; was er an Werkzeug und Gerät besitzt, sind gutgemeinte Behelfe mit sonderbaren Korrektionsmitteln für ihre eigenen Fehler. Seine ganze Werkstatt ist ein Zugeständnis der technischen Forderungen an die Sparsamkeit. Keiner leidet mehr darunter als er selbst, denn er kommt zu oft in die Räume der Gutehoffnungshütte und kennt zu gut die Ansprüche eines brauchbaren Werkzeuges, um nicht die Unzulänglichkeiten seiner Hilfsmittel bitter zu empfinden. Jetzt beginnt sich das zu ändern. Das Jahr 1833 bedeutet einen Wendepunkt in Alfried Krupps Werkzeugmaschinenbau, überhaupt in seiner konstruktiven Arbeit. In vielen Dingen muß er den bisherigen Weg freilich noch weiter gehen, aber die jetzt konstruierten Maschinen, Schleifbänke, Bohrmaschinen, ein Gebläse und Hämmer machen den Eindruck der Reife gegenüber den ersten Versuchen. Angefertigt wird auch jetzt noch alles in eigener Werkstatt, die alten Notbehelfe müssen aus sich heraus neues Besseres gebären, aber die arbeitenden Teile sind mit Sorgfalt aus



Eisen oder Ziegelstahl gefertigt und der Schlosser verdrängt den Zimmermann. Sonderbar nehmen sich in der allmählich verjüngten Werkstatt die schwerfälligen Zeugen der Anfangszeit aus, die Decke ist unsichtbar vor dem Gewirr altertümlicher „Trummelachsen“, von denen Hanffseile und Riemen zu den Maschinen laufen.

Auch die Arbeiterschaft hat durch Auswahl gewonnen. Zu dem alten Bierhaus, dem Dreher Schürmann und den Brüdern Ederfeld ist kürzlich der Büchsenmacher Hagewiesche gekommen, dessen Sohn später Krupps bester Monteur und Werkmeister wird. Dabei hat sich die Zahl der Leute immer noch kaum geändert, mit neun Arbeitern wie die Vorjahre schließt das tätige Jahr 1833. Beiläufig: von 779 Talern haben acht bis neun Familien ein Jahr hindurch gelebt, über 80 Taler ging der Verdienst eines Arbeiters damals selten hinaus, Und doch war diese Zeit schwer für die Krupps. Eisen und Kohle, Werkzeuge und Löhne, Reisen und Transporte, die Ausgaben ruhen nie und die Einnahmen kommen verspätet und tropfenweise. Wieder hilft die Großmutter, wie einst dem Sohn, jetzt dem Enkel. Für ein von Sölling erhaltenes Darlehen zediert sie ihre auf der Fabrik lastende Hypothek. Im Februar verkauft sie den ihr gehörenden Hammer in Plettenberg um 800 Taler an die Brüder Brüninghaus und entlastet das Geschäft damit von beträchtlichen Schulden für ältere Eisenlieferungen. Aber auch ihr Vermögen ist nahezu erschöpft.

Es ist eine flüchtige Auslese aus den Arbeiten und Erlebnissen des Zwanzigjährigen. Noch hat er außer der Mutter, die vom Technischen nichts versteht, nur seinen Bruder Hermann, um sich über seine Pläne und Nöte auszusprechen. Zwischen Fortschritten und Hindernissen hin und her geworfen, durchmisst er das heiß pulstrende Leben dieser Jahre, jeder Fortschritt gebiert in seinem Geiste einen neuen, jeder Mißerfolg stärkt ihm den Nacken zum Widerstand, jedes Hindernis ist da, um besiegt zu werden. Mehr und mehr wandelt sich dieses Leben zum Kampf, und im Kampfe mit Menschen und Dingen werden die folgenden Jahrzehnte verfließen.

Wenn ein männlicher Geist und eine lenkende Hand in diesen Jahren noch sichtlich auf den trozig Ringenden eingewirkt, hier und da seine Kanten geschliffen, aufsteigendes Selbstgefühl gemildert haben, so ist es der Einfluß von Karl Schulz in Essen gewesen, von dem Alfried viel später in rührendem Gedenken sagte: „Ohne ihn kam ich nicht durch!“ Was er ihm an Erfahrung, Hilfe, in der Behandlung von Menschen verdankt, mag das wenigste sein. Es wurde mehr und mehr ein innerliches Band, was den Mann mit dem Jüngling verknüpfte. Viele Begleiter seiner Jugend hat Krupp in den Jahren der Reise auf einen bescheidenen Platz gestellt, selbst anerkannte Freunde beschränkte er rasch „auf erbetenen Rat“. Von Schulz ließ er sich gern raten, und der Ingenieur

Hengstenberg, den Krupps und Schulzens gleich verwandt, erzählt in seinen Erinnerungen von den häufigen Besuchen, die noch der Bierziger, schon weltbekannte Gußstahlkönig und Geschützfabrikant, in dem geräumigen Landhause des Oheims an der Altenessener Straße machte. „Welch Stolz für mich Knaben, wenn der blonde Hüne Krupp, hoch zu Roß, in gelben Stulpstiefeln und gelber Mütze — hinter ihm der Diener und zwei Windspiele — angeritten kam und ich vor dem Tore sein Pferd halten durfte.“ Wodurch hatte sich Karl Schulz diese unbegrenzte Liebe des Neffen erworben? In hinterlassenen Lebenserinnerungen spricht er von einer einsamen, sinnigen Jugend nach dem frühen Tode seiner Mutter, die ihn streng behandelt und „den Eigensinn mit der Wurzel ausgerottet“ habe. Vernachlässigter Unterricht und frühes Romanlesen habe sein Gemüt verweichlicht, eine harte Lehrzeit das wieder ausgeglichen. In einem dann wieder zu schnell folgenden Übermaß von Freiheit behütete ihn vor Ausschweifung und Leichtsinne das Beispiel eines jungen Lehrers, den er zum Freunde gewann. Frühe Selbstständigkeit, Gewissenhaftigkeit und die Sorge, die von den Vorfahren überkommene Rechtlichkeit sich zu erhalten und unbeschädigt seinen Nachkommen zu vererben, nennt Schulz im wesentlichen die Leitsätze seines Lebens, in dem er viele und bisweilen gewagte Unternehmungen durchführte, dem Schutze Gottes es dankend, daß er dabei niemals gestrauchelt und nicht unglücklich geworden sei. Seine führende Stellung unter den Gewerken des Kohlenbergbaus in der Essener Frühzeit, die allgemeine Hochachtung seiner Mitbürger beweisen, daß er von sich nicht zuviel sagt. Es mußte schon ein ungewöhnlicher Charakter sein, an dem ein Alfred Krupp mit so unwandelbarer Verehrung hing.

## Der Zollverein

Wenn sich Krupp von den Anlagen, Opfern, Reisen und Versuchen der letzten Jahre eine Zeit ruhigen Schaffens und Gewinns erhoffte, so sah er sich bald getäuscht. Fast das ganze Jahr 1833 verlief unter den gewohnten Hemmnissen, Sterkrade und Dahlhausen mußten für ihn recken, die Westfaliahütte gießen, monatelang fehlte das Wasser, um nur eine schwere Walze zu schleifen; nur der Schmelzbau, die Kleinschmiede und Schlosserei blieben in flottem Betriebe, irgendwie mußten ja die Aufträge erledigt werden, nur daß der Erlös unter den Fesseln des engen Betriebes litt. Selbst für das Härten großer Walzen zeigte ihm der Zufall einen neuen Weg, der zwar beim ersten Versuch in einen grotesken Mißerfolg auslief, durch Beharrlichkeit aber fruchtbar gemacht wurde. Die nach seiner neuen Methode hergestellten Walzen aus „naturhartem Stahl“ haben in der



deutschen Gold- und Silberwarenindustrie lange Zeit eine Rolle gespielt und sind auch ins Ausland gegangen. Gleichzeitig erbot er sich, abgenutzte Hartwalzen für seine Kundschaft wieder just zu schleifen, und zwar „für den Preis einer Pistole“ (5 Taler 20 Silbergroschen), was selbst bei einem Tagelohn von 8 Groschen nicht zu teuer war.

Was seine Kunden abhielt, rasch in größerem Umfange davon Gebrauch zu machen und was überhaupt seinem Absatz nach Bayern, Schwaben, Hessen usw. stark im Wege stand, war die Zerrissenheit der deutschen Lande in zoll- und handelspolitischer Hinsicht. Nur gegen schwere Zollunkosten, mit umständlicher Behandlung an den Grenzen, unter Beifügung feierlicher Ursprungs- und „Gesundheitsatteste“ und mit unerwünschten Zeitverlusten konnten preussische Erzeugnisse die süddeutschen Staaten erreichen. Jede wegen eines Fehlers oder zum Nachschleifen zurückkommende Walze oder Maschine verursachte lästige Schreibereien, die Briefkopierbücher jener Zeit enthalten Beschwerden und Klagen genug. Gewiß, diese Zustände betrafen nicht die Gußstahlfabrik allein, sondern die ganze Industrie, der Schlagbaum der Mainlinie lastete auf dem deutschen Handels- und Gewerbeleben wie ein bleiernes Gewicht. Aber nicht jedes Gewerbe befand sich in der unglücklichen Lage Krupps, dem ein vielversprechendes Absatzgebiet sich gerade jenseits dieses Schlagbaums öffnete, um ihm durch den deutschen Kantönligeist im gleichen Augenblick wieder gesperrt zu werden.

In dieser Lage wurde Krupp — zum ersten Male seit dem Bestehen der Fabrik — durch eine große gesetzgeberische Tat aus seiner — Bedrängnis befreit. In dem ewig als reaktionär verschrienem, liberal sich gebärdenden und in Wirklichkeit doch immer bloß sozialen Preußenstaat hatten ein paar weitblickende Männer, durch Zufall oder Verdienst an den richtigen Platz gestellt, in zäher Arbeit die Art an die Wurzel der großen deutschen Krankheit gelegt, der Kleinstaaterei.

Der erste Bahnbrecher des großdeutschen Wirtschaftsgedankens seit den Freiheitskriegen war der deutsche Kaufmann gewesen. Seit 1815 erscholl auf den Messen der Ruf nach Befreiung von den Sperrmauern der zwischenstaatlichen Zölle. 1818 und noch wiederholt wandte sich das rheinische Unternehmertum an Hardenberg mit der Bitte um ihre Beseitigung. Noch war das, über die preussischen Grenzen hinaus, unausführbar, immerhin erklärte Preußen seine Bereitschaft, auf dem Boden seiner neuen Zollgesetze mit den Bundesstaaten zu verhandeln. Der unermüdlichste Vorkämpfer der zollpolitischen Einigung Deutschlands, der Ministerialdirektor Eichhorn, lud 1819 die in preussische Gebietsteile eingeschlossenen thüringischen Staaten zum Zollanschluß ein und erreichte am 25. Oktober den ersten Vertrag. Weiter konnte man nicht gehen, ohne die Eifersucht der Klein- und Mittelstaaten gefährlich zu wecken. Schon die Gründung des Süddeutschen Handels- und Gewerbevereins unter der Führung Friedrich Lists auf der Frank-

furter Ostermesse desselben Jahres hatte eine deutliche Spitze gegen Preußen; gewiß, man wollte die Einigung, aber unter dem Motto: Das ganze Deutschland soll es sein! Man wollte alles — oder nichts. Nur langsam wurden die Kleinstaaten durch das Aufblühen Preußens für den Anschlußgedanken reif. Süddeutsche Volkswirte und Industrielle nahmen die Agitation auf, williger gegen, als mit Preußen sich zu einigen. 1826 entstand der Süddeutsche Zollverein, 1828 die Verlegenheitsstat des Mitteldeutschen Handelsvereins, zu dem die thüringischen Staaten sich mit Sachsen, Braunschweig, Hannover und den hessischen Ländern zusammenfanden, um nicht zwischen Preußen auf einer, Bayern und Schwaben auf der andern Seite zu verschwinden. Statt eines hatten wir drei Zollvereine und jenseits der deutschen Grenze ein maßlos hegendes Österreich. Gerade das Unsinnige dieser Lage erzwang die Weiterentwicklung.

Zwischen den kleinen, durch kein wirtschaftliches Band verknüpften Staaten blieben Reibungen nicht aus. Kurhessen, mit Darmstadt im offenen Zollkrieg, tritt aus dem mitteldeutschen Bunde schon nach drei Jahren aus und schließt sich an Preußen an. Thüringische Staaten verhandeln bereits, der Zusammenbruch der kleinen Zollvereine steht vor der Thür, eben als Krupp seine erste Reise ins hessisch-schwäbische Oberland macht. 1833 finden mit Sachsen, Bayern und Württemberg die entscheidenden Verhandlungen statt und mit dem 1. Januar 1834 zerschlägt der Deutsche Zollverein die letzten Schranken, die noch auf dem Handel zwischen Nord und Süd, Ost und West gelastet haben. Nur Hannover und Braunschweig, englische Wirtschaftsenklaven in den deutschen Grenzen, bleiben außerhalb der neuen Einigung.

Der Deutsche Zollverein war nur ein einzelner Pfeiler in dem Bau der deutschen Einheit, aber ein gut gefügter. Die materielle Interessengemeinschaft, die ihn erzwungen hatte, verbürgte ihm die Dauer und festigte ihn gegen die Sprengversuche, die besonders aus Hannover und Österreich nicht ausblieben. Für den deutschen Gewerbetreibenden brachte der neue Wirtschaftsbund zwei Vorteile: nach innen wurde ihm die Bahn für einen breiteren Absatz geebnet, nach außen wuchs langsam die Kraft (die die deutschen Einzelstaaten nicht besaßen hatten), sich gegen fremde Zollschranken durch Schutz der eigenen Erzeugnisse zu wehren.

Die Öffnung der süddeutschen und sächsischen Grenzen stellt jeden „Exporteur“, stellt auch Krupp vor neue Entschlüsse. Er rüstet sich sofort zu einer großen, Stuttgart, München, Dresden und Berlin umspannenden Reise. Er wird im ganzen deutschen Vaterlande den Markt suchen, der seinen Erzeugnissen zukommt. Eine Gelegenheit wie diese, leuchtet ihm ein, kehrt vielleicht nie wieder und an ihm soll es nicht liegen, sie unbenuzt zu lassen.

Schon am 1. März 1834 sollte die Reise angetreten werden, doch die Abfahrt verzögerte sich. Bestellungen waren aufzuarbeiten, Reklamationen liefen ein,



für die Zeit seiner Abwesenheit war vieles zu ordnen. Alfred kannte jeden seiner Arbeiter nach Vorzügen und Fehlern, seine Tagebücher sind immer noch erfüllt von Dispositionen, die für jeden Mann bis ins kleinste gehen. Er selbst konnte nicht überall sein, die Teilung zwischen der Fabrik und der Schreibstube, zwischen dem Schmelzbau und dem entfernten Hammer zerriß ihn ohnehin. An Hermann, der mit schweren Kosten eine zweijährige Lehrzeit in Solingen überstanden hat, hat er seit kurzem eine tüchtige Stütze, aber ersetzen kann ihn der Neunzehnjährige noch nicht. Das Bescheiden und Schmelzen, Schmieden und Härten des Stahls sind Arbeiten, bei denen eine kleine Unachtsamkeit viel verderben kann und schon oft verdorben hat. Mehr und mehr befestigt sich in Alfred die Überzeugung, daß Aufsicht und nochmals Aufsicht der Untergrund einer tadellosen Arbeit ist. Er wird in späteren Jahren nicht müde, das seinen Mitarbeitern zu wiederholen.

Über solchen Arbeiten und Sorgen ist der Winter, ist die Hälfte des März vergangen. Am 17. endlich setzt sich der gemietete Wagen, der Alfred mit seiner Habe und die schweren Koffer mit den Musterwalzen trägt, auf der Mülheimer Landstraße gen Düsseldorf in Bewegung. Pferde werden, wie es üblich ist, von Station zu Station gemietet. Liebe, Hoffnung und Sorge blicken dem Scheidenden nach. Wie oft ist er zu Fuß, zu Pferde, die Taschen voll Proben, den Kopf voll Entwürfe, diese und andere Straßen gezogen! Ob die Mutter, ob er dessen gedenkt? — Wieder und wieder muß man sich erinnern, wes Geistes jene Tage waren. Das war nicht eben bloß ein junger Mann wie andere, der da zum ersten Male in die Welt hinauszog, das war der Anbruch einer neuen Zeit. Das war nach den Handwerkern, den Malern, den Dichtern, den Freiheitsängern eine neue Art von Deutschen, das waren Leute, die die Welt erobern wollten. In eben den Tagen, als Krupp seine Reise ins süddeutsche Oberland antrat, da wanderte ein anderer seines Schlages, jünger als er, aber den Kopf ebenso voll von Gedanken und Plänen, aus seiner medlenburgischen Heimat zu Fuß die staubigen Straßen der Priegnitz, das Glück und die Zukunft zu suchen. Werner Siemens, der keinen anderen Weg wußte, seinen Drang zur Technik und den Naturkräften zu stillen, als das preußische Ingenieurcorps in Berlin. Man lehnte ihn wegen Überfüllung ab, und er wanderte weiter bis Magdeburg, um dort endlich in der dritten Artilleriebrigade Aufnahme zu finden. Von der Waffe und der Wissenschaft fand Siemens den Weg zur modernen Technik und Großindustrie, Krupps Wege gingen in umgekehrter Richtung, und doch wurden diese beiden die Gründer der größten Schöpfungen industrie-sozialer Art auf deutschem Boden. Auch darin sich ähnlich, daß ihre Gründer nur unter Widerständen sich und ihrem Ziele die Bahn brachen.

Drei Tage nach seiner Abreise von Essen ist Krupp in Koblenz, wo er nicht nur bei der Regierung gut angeschrieben steht, sondern auch von früheren Besuchen

her sich guter Aufträge versehen kann. Zwei Tage später schon in Wiesbaden, um den ihm immer gewogenen Münzrat Teichmann zu besuchen. Lange war seines Bleibens weder hier noch irgendwo auf seinem Wege. In Windeseile, die Tage mit Besuchen ausgefüllt, die Nächte im Reisewagen, geht es von Ort zu Ort, und mit Staunen sieht er, wie leicht sich mit dem, was er zu bieten hat, Geschäfte machen lassen. Von Hanau, wo in der Goldschmiedekunst gute Aufträge gelingen, kommt er nach Frankfurt am Main, wie es scheint zur Messezeit, denn er trifft Goldschmiede, Mechaniker, Münztechniker, Fachleute aus den verschiedensten Gegenden, er sieht auch den alten Bruckmann aus Heilbronn, der seinen Vater gekannt hat — es ist doch manches Samenkorn aus der Arbeit des Vaters für Alfred aufgegangen. Auch in Offenbach blüht die Goldschmiedekunst. Ein Landsmann aus Wetter an der Ruhr hat sich hier als Mechaniker niedergelassen und versorgt die Fabriken mit kostbaren Stahlwerkzeugen — aus Kruppschem Stahl. Er kennt Krupps neuen, gefährlichen Wettbewerb, aber auch seine Unentbehrlichkeit, seine schwierigsten Arbeiten überträgt er ihm gern.

Bei dem alten Freunde Koesler in Darmstadt erlangt Alfred neue Bestellungen und ein glänzendes amtliches Zeugnis über das Verhalten des letzten Stahlguß-Walzenpaares. Ein neuer, gewichtiger Beweis seiner Kunst. Über Karlsruhe reist er nach Pforzheim, wo abermals eine mit Kruppstahl arbeitende Konkurrenz das Geschäft erschwert. In Heilbronn besänftigt er den ewig nörgelnden Bruckmann, der nichtsdestoweniger fleißig bestellt, was er nirgendwo in gleicher Güte erhält, und jagt weiter nach Stuttgart. Hier ist er zum zweiten Male, kennt sich rasch aus und findet vollauf, was er sucht. Juweliere, Silberarbeiter, Mechaniker, Gärtler, Messingfabriken, darunter manche, die schon gute Werkzeuge von ihm bezogen haben, und andere, die darum verlegen sind. Auch in Augsburg gibt es einige Anknüpfungen, die dauernden Wert behalten, am meisten verspricht er sich aber von München.

Hier verbanden noch Traditionen aus der Zeit Reichenbachs das technische Genie mit dem Thron, die Feinmechanik und wissenschaftliche Optik hatten hier ihre klassische Blütezeit. Das Institut von Uhrenschneider und Ertel, seinerzeit von Reichenbach begründet, stand noch ganz auf der Höhe seines Ruhmes, als Krupp es besuchte, um seinen Stahl für feinmechanische Instrumente zu empfehlen. Die Bekanntschaft des Stadtuhrmachers Manhard, eines der besten Mechaniker seiner Zeit, wurde für Alfred folgenreich bei der Weiterentwicklung seiner Werkzeugmaschinen. Aber gerade München wurde ihm verhängnisvoll. Leider fehlen fast alle Quellen aus diesen heiß erlebten Tagen. Wir wissen nur, daß Alfred in München die zweite Hälfte des April verlebte und schwer erkrankte. Überanstrengung, Erkältungen, starke Anregungen in gehäufte Folge wurden ihm stets gefährlich, so wird es auch hier gewesen sein. Im Gasthof Zum goldenen



Kreuz lag er kostbare Wochen tatenlos im Bette. Der in München lebende Sohn Koesflers muß ihm während dieser Zeit eine Stütze gewesen sein, wie ein späterer Brief nach Darmstadt bezeugt. Die beabsichtigte Fortsetzung der Reise nach der Schweiz und nach Oesterreich wurde durch diesen Schlag vereitelt, den kaum vom Krankenlager Aufgestandenen trieb die verlorene Zeit nach Norden, zuviel der Arbeit lag noch vor ihm. Doch nahm er sich noch Muße, die königliche Münze zu besuchen und durch seine guten Empfehlungen einen Probeauftrag zu erlangen. Bald folgte ein größerer für die Münze von Griechenland, dessen Thron vor kurzem ein bayrischer Prinz bestiegen hatte.

Am eindruckvollsten trat Krupp die hohe Blüte süddeutschen Kunstfleißes in Schwabach und Roth, Nürnberg und Fürth entgegen, wo er die ersten Wirtstage verlebte. Welch eine reiche Gewerbtätigkeit blühte doch in diesen gesegneten fränkischen Gauen, wo man mit Gold und Silber umging wie in Krupps Heimat mit Messing und Stahl! Wie stark war hier die öffentliche Theilnahme an wirtschaftlichen und technischen Zielen, die an der Ruhr, trotz der Arbeit so vieler ausgezeichneten Männer, noch in tiefem Schlaf zu liegen schien! Krupps Anwesenheit fällt in die Zeit der lebhaftesten Verhandlungen über die neue Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Der König hatte versagt, das Kapital hielt sich zurück, die Bürger leisteten alles, Männer wie Brauereis und Schnell, die weitblickendsten Kaufleute ihrer Heimat, schon am Werden des Zollvereins beteiligt, standen mit dem rastlosen Scharrer an der Spitze der Bewegung. Nur die Lokomotive bezog man aus England, der Streckenbau und die Wagen entstanden in deutschen Werken. Damals wurde in den Werkstätten von Späth am Dugendteich zu Nürnberg und von Hoffmann in Fürth der Grund zu der bayrischen Waggonfabrikation gelegt, die in den großen Werken von Kramer-Klett ihren Gipfel erreichte und später für Krupps Fabrik unendlich wichtig wurde. Ihm, der auf seinen Reisen stets die namhaften Mechaniker besuchte, sind die Gründer der ersten deutschen Eisenbahn sicher nicht fremd geblieben. Vielleicht erhielt er hier, an der Wiege der deutschen Eisenbahn, die erste Vorstellung von der Bedeutung des Gußstahls für Verkehrszwecke. — Vorläufig lagen ihm andere Ziele näher. Nürnberg und Fürth waren Hauptsitze der Goldschlägertunst, in Roth, Schwabach und Weißenburg blühte die Lahn- und Treppenindustrie, mit ihren Erzeugnissen weit über die deutschen Grenzen bekannt. Alle diese Werkstätten brauchten stählerne Geräte von besonderer Feinheit und Politur. Wiener und englische Lahnwalzen beherrschten den Markt, ohne ganz zu befriedigen. Krupp vernahm Preise, von denen er nie gehört, er war sicher, das gleiche billiger liefern zu können. Die älteste und größte deutsche Treppenfabrik, Stieber in Roth, gab ihm die ersten Bestellungen in Lahnwalzen und ist seine beste Kundin geblieben, andere, von seinen Mustern geblendet, folgten, mit Aufträgen von einigen tausend Gulden

konnte er Nürnberg verlassen. Daß er eine schwierige Arbeit übernommen hatte, dessen war er sich bewußt, wie lange es aber dauern würde, bis er die erste tadellose Lahnwalze liefern konnte, das ahnte er nicht. Man walzt den Lahn, unendlich dünne, schmale Streifen aus Gold, Silber oder Kupfer, zwischen Stahlscheiben von spiegelblanker Politur. Die leichteste Trübung der Oberfläche, dem Auge kaum wahrnehmbar, läßt den Faden abreißen. Diese Reinheit und Hochpolitur zu erreichen, war noch wenigen gelungen, auch Krupp wird Jahr und Tag zu arbeiten haben, bevor er sein Wort einlösen kann. Mühsal, Ärger, mißglückte Versuche und Haufen zerbrochener Stücke werden seinen Weg begleiten, aber endlich wird er Sieger bleiben und die besten Lahnwalzen in ganz Europa liefern. Und bis ins Alter bleibt ihm die Erinnerung dieser Kämpfe lieb.

Weiter rollt Krupps Reisewagen, jetzt wieder nördlich, dem Main entgegen. Mit größeren Hoffnungen, kühneren Träumen, lang gehegte Wünsche deutlicher vor Augen, verfolgt er nun seinen Weg. Am 7. Mai noch in Fürth, am 8. in Bamberg, in einem Tage — oder war es eine laue Maiennacht? — den sieben Meilen langen Weg an den Wellen der Regnitz hinunter aus dem Süden des Reichs dem Norden entgegen, und so Tag für Tag oder, ihm noch erwünschter, Nacht für Nacht. — Wer jagte doch zur selben Zeit ruhelos, rastlos gleich ihm durch die fränkischen und schwäbischen Gaue und hat den Zauber dieser Fahrten in unerreichten Bildern festgehalten? Nikolaus Lenau, der unvergleichliche Sänger des „Postillon“. Lenau — und Krupp, ist das noch ein Vergleich? Und doch stehen sie hart nebeneinander als die ausgeprägtesten Typen der ausgehenden Biedermeierzeit. Der Sänger der sterbenden Romantik und der jugendliche Held der Arbeit und des Eisens, beide mit verhängten Zügeln hinzagend durch die gleiche Maiennacht, der eine schwermütig zurückträumend in die Vergangenheit, der andere kampfesfroh den Zielen seines Jahrhunderts entgegen.

Alfried Krupp hat auf seiner ersten Postfahrt durch die süddeutschen Gaue schwerlich Verse gemacht — oder doch? Man hat ihn gelegentlich auch auf diesem Pfade betroffen und aus wenig späterer Zeit liegen schriftliche Beweise vor, daß er in seltenen Ruhestunden die Natur gefühlvoll nahm. Aber dann waren seine Verse der Liebe oder Freundschaft gewidmet und meist elegisch-didaktischer Art. Er selbst hat von seiner ersten großen Reise keine Erinnerungen hinterlassen, sie mögen ihm unter der Flut späterer Reiseindrücke entschwunden sein. Damals aber zur Zeit des Erlebens müssen die Eindrücke dieser endlosen Fahrten durch Schwaben und Bayern, Thüringen und Sachsen, das östliche und westliche Preußen die stärksten seines Lebens gewesen sein, denn sie trafen ihn in der vollen Aufnahmefähigkeit seiner zweiundzwanzig Jahre und ließen die glühendsten Wünsche seiner Jugend mit täglich wachsender Gewißheit in seinem Geiste Gestalt annehmen.



Weiter, immer weiter geht die eilige Fahrt; was ist ihm Bamberg, was Kronach, wenn Dresden und Berlin winken! Ein endloses, tagelanges Rattern der Räder auf den erbärmlichsten Straßen des Reichs durch thüringische Wälder und Täler, dann die Saale hinunter, durch Hügelland und weite Ebenen, bis die Türme von Leipzig dem durchgerüttelten Körper ein paar Tage der Ruhe verkünden. Der Erfolg war hier und in Dresden schwach, Sachsen hat von dem aufsteigenden Rufe des deutschen Gußstahls anscheinend noch nichts gehört. Besser war es in Berlin, wo Krupp gegen Ende Mai eintraf. Hier hatte der Alte Frig mit Schutzzöllen und Einfuhrverboten eine Manufaktur großgezogen, mit der er selbst zwar nie zufrieden war, die sich aber sehen lassen konnte. Er war nicht der Mann nach dem Herzen Englands gewesen, wie die Minister der liberalen Ara. „Ich prohibiere, sagte er, soviel ich kann, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Untertanen sich dasjenige selbst machen, was sie nicht anderswoher bekommen können. Mein Volk würde faul werden, wenn die Industrie keinen großen Absatz hätte.“ Die Bürger zur Arbeit, zur Selbständigkeit zu erziehen, war der Inhalt seines Lebens im Alter. Berlin zeigte die Früchte dieser Arbeit, die Beuth, trotz seiner englischen Neigungen, als Lehrer erfolgreich fortgesetzt hat. Neben einer alten Silberindustrie hatte die Entdeckung des Neusilbers einen neuen Aufschwung hervorgerufen. Der Bedarf an Werkzeugen für diese Fabriken wurde durch die englische Stahleinfuhr nicht befriedigt. Vollgold und Sohn, eine der bedeutendsten Firmen in Silbergeräten, gab Alfried die ersten Aufträge in stählernen Prägestöcken, wie sie zum Drücken der verzierten Löffel in großen Mengen gebraucht wurden, und bestellte dann, von der ersten Lieferung befriedigt, Walzen von bedeutendem Wert. Damit wurde die wichtigste Geschäftsverbindung geschlossen, die Krupp jahrelang in Berlin besessen hat. Auch die älteste Firma des Eisens und Stahlhandels, Ravené, suchte er auf, um die englische Einfuhr zu bekämpfen. Bei den damaligen Fracht- und Zollverhältnissen, die den englischen Stahl geradezu begünstigten, war das ein schwieriges Beginnen. Die Berliner Münze sah Krupp zum ersten Male und fand einen freundlichen Empfang, in geschäftlicher Beziehung stieß er dagegen auf einen fast unbegreiflichen Widerstand. Warum? Der englische Gußstahl war keineswegs besser und erreichte nie die Härte des seinigen; die früher bemängelte Ungleichheit der Kruppschen Stempel war doch im wesentlichen beseitigt, dennoch diese kaum auf triftige Gründe gestützte Ablehnung, dies jahrelange Ausbleiben der Bestellungen — er stand vor einem Rätsel, das sich erst später lösen sollte.

Alfrieds dringender Wunsch war, den Geheimrat Beuth zu besuchen, den berühmten Leiter des Gewerbeinstituts und der Abteilung für Handel und Gewerbe im Ministerium des Innern. Krupp hatte aus dem Geschäftsbereich Beuths nie eine Förderung erfahren, wenn auch die Verhandlungen des Vereins für Gewerbefleiß seine Leistungen würdigten. Ein unmittelbarer Anruf an die







Handelsabteilung, die Bitte um Staatsaufträge enthaltend, war dahin beschieden worden, daß die Abteilung für Handel und Gewerbe keines Stahls oder Stahlswaren bedürfe, eine Antwort, die nicht ohne Kenntniss Beuths hinausgegangen sein kann. Durch persönliche Aussprache hoffte Alfried Beuths Teilnahme für sein Streben zu gewinnen, hoffte, wenn keine Unterstützung, so wenigstens Aufträge für die vielen staatlichen Werke zu erlangen. Vielleicht wäre es ihm gelungen. Auf einer seiner Inspektionsreisen in die westlichen Provinzen hatte Beuth 1821 auch die Gußstahlfabrik besucht, jedoch keine Zeit gehabt, einer Schmelzung beizuwohnen. In der Prozeßsache gegen Nicolai hatte er, vielleicht durch einseitige Berichte irreführend, eher für Krupps Gegner als für ihn Teilnahme bewiesen und dadurch war die Abneigung der Behörden, Krupp zu unterstützen, wesentlich bestimmt worden. Vielleicht sah Beuth, der seit seiner Englandreise ganz im Sinn des dort gepredigten Freihandels und der wirtschaftlichen Lehren Adam Smiths stand, in Krupps Bemühen nur den nutzlosen Versuch, einen Rohstoff zu erzeugen, den England längst in aller wünschenswerten Vollendung und in genügender Menge herstellte, um Preußen billig damit zu versorgen. Die Manufakturen, die heimische Veredelungsindustrie, die Kunstgewerbe suchte er unermüdlich durch Lehre, durch Beispiel und Zuweisung besserer Hilfsmittel zu heben, die Beschaffung der Rohstoffe mochte den Ländern überlassen bleiben, die durch Alter, Bodenschätze, Erfindungen besonders dafür veranlagt waren. Einen Kampf der deutschen mit der englischen Eisenhüttentechnik hielt er vielleicht von vornherein für aussichtslos. Jetzt war er zudem alt, eigensinnig und von vorgefaßten Ansichten schwer abzubringen. Auch das erwachende Eisenbahnwesen, ebenfalls zu seiner Abteilung gehörig, hatte sich von ihm keiner Förderung zu versehen, sein Urteil versagte in Dingen, die außerhalb seines eigentlichen Lebenswerkes lagen. In den Lebenserinnerungen Rudolf Delbrücks, der Beuth nahestand und nach ihm den Vorsitz des Gewerbevereins führte, sind als Gründe seiner Einseitigkeit das fortschreitende Alter und die Zähigkeit seines Charakters genannt. Wortkarg und kühl bis zur Schroffheit, konnte Beuth nur durch lange und nahe Beziehungen zu persönlicher Anteilnahme erwärmt werden. Alte Überzeugungen zu ändern, lag nicht in seiner Natur. — Vielleicht hätte Krupp trotzdem sein Interesse geweckt, wenn er ihm seine hochwertigen Fertigerzeugnisse aus Gußstahl gezeigt hätte, ihm die Leistung seiner kleinen Goldwalzen hätte vorführen können. Das war etwas, was den Beschützer der mechanischen Künste packen mußte, damit ließ sich das Berliner Edelmetallgewerbe gegen den Wettbewerb Frankreichs und Oesterreichs unterstützen. Aber Krupps Absicht blieb unausgeführt. Ein erneuter Krankheitsanfall warf ihn in Berlin noch einmal aufs Lager und nach Erledigung der dringlichsten Geschäfte kehrte er dann, zu Hause längst schmerzlich ersehnt, mit der schnellsten Gelegenheit nach Essen zurück. Am 9. Juni traf er zu Hause wieder ein, erschöpft,



entkräftet durch zwölf Wochen rastlosen Wanderlebens, durch Mangel an Schlaf und Pflege, aber mit der Gewißheit, den Zweck der Reise erreicht zu haben. In den letzten Jahren belief sich sein Umsatz auf 2000 bis 3000 Taler. Von dieser Reise, obwohl vier Wochen durch Krankheit behindert, brachte er allein auf Walzen Aufträge von 6000 Gulden heim. Mit diesem Erfolg konnte er es wagen, sein Unternehmen auf eine breitere Grundlage zu stellen.

## Die Dampfmaschine

„Essen, 2. Dezember 1834.

Die Theilnahme, welche Euer Hochwohlgeboren seither für das Wohl meiner Fabrik geäußert haben, beregt mich zur gegenwärtigen ergebenen Mittheilung. — Es hat eine segensreiche Folge meiner diesjährigen Reise es erforderlich gemacht, fortwährend an der Erweiterung der Fabrik zu arbeiten, so daß ich jetzt schon 45 Menschen in derselben beschäftige, und, um den gebietenden Bedürfnissen zu genügen, endlich die schon längst in Plan gewesene Anlage zur Vollendung der Fabrik ausgeführt werden muß. Diese Anlage soll in einem Hammerwerk mit drei Hämmern, einer Drechselei, Schleiferei, Pochwerk und Gebläse bestehen, welche sämmtliche Theile durch eine 18 bis 20 Pferdekraftige Dampfmaschine betrieben werden. — Hoffentlich wird diese Anlage im May künftigen Jahres fertig seyn. — Hierdurch werde ich in den Stand gesetzt seyn, Etwas enormes produciren zu können, zu dessen Debit die bis jetzt erlangten Kundschaften kaum hinreichen werden; ich werfe daher zuvörderst, nachdem ich auch den Bedarf der holländischen und sardinischen Münzen zu liefern begonnen habe, auf die Münzstätten in Wien und Petersburg mein Hauptaugenmerk. Ob ich mich direct an diese Behörden oder durch Vermittelung der preussischen Gesandtschaften am Zweckmäßigsten daran wende, darum bin ich nicht nur so frei mir einen Rath von Euer Hochwohlgeboren ergebenst auszubitten, sondern erlaube mir auch, Euer Hochwohlgeboren ergebenst zu ersuchen, durch ein Gutachten über mein Fabricat als Gußstahl, Stempel und Walzen mich hochgeneigt in den Stand setzen wollen, der Beziehung hierauf (als einer Hauptsäule) nicht zu entbehren. . .“

Ob der Generaldirektor Goedeking in Berlin, als er im Dezember 1834 diesen Brief von Alfred Krupp erhielt, sich wohl eines Schreibens erinnerte, das ihm fünfzehn Jahre früher des Schreibers Vater sandte und in welchem auch von einem Neubau in der Kruppschen Fabrik die Rede war? „In Zeit von drey Wochen — hieß es da — werde ich meine Schmelzarbeiten schon auf meiner neuen Anlage

fortsetzen, denn die alte Fabrik ist zu beschränkt, um solche Güsse liefern zu können, ich habe also auch den großen schönen kostspieligen Bau rasch vollendet, ohne Trost und Unterstützung vom Staate zu finden."

Beide Briefe haben in manchem Ähnlichkeit. Ein lange ersehntes, für den Fortschritt notwendiges Ziel ist erreicht, ohne Hilfe des oft angerufenen Staates, dessen liberale Grundsätze Hebung des Gemeinwohls und Unterstützung der Gewerbe gebieten. Den kaum verhüllten Vorwurf im Briefe des Vaters hat der Sohn verschmäht, es findet sich in seinem Schreiben nicht einmal eine Andeutung, woher er sich die Mittel zu seinen Neubauten erhofft. Mit gutem Grunde, denn er war entschlossen, die Hand des preussischen Staates nicht zu verschmähen, wenn man sie ihm zu der einmal begonnenen Erweiterung doch noch bieten sollte. Im ganzen ist seine Mitteilung, die nüchtern in eine Bitte um Empfehlungen für das Ausland endet, doch viel klüger, viel instinkticherer als die nutzlosen Klagen des Vaters. Den Hinweis, daß die Fabrik, der Berlin die Aufträge tropfenweise zumißt, in Holland und Italien geschätzt wird, muß der Generaldirektor sich gefallen lassen, den erbetenen Rat und die Empfehlung kann er nicht weigern, daß es im äußersten Falle auch ohne die preussischen Münzen und den Staat gehen wird, wird er verstehen. Der Entschluß aber, über den Alfried in monatelangen Kämpfen mit sich selbst gerungen hatte, ist durch dieses Schreiben an Goedeeking unwiderruflich festgelegt. Jetzt zwingen den nur noch unter dem Druck seiner eigenen Gewissenhaftigkeit leise Schwankenden Ruf und Ehre, voranzugehen.

Das Bleigewicht, das nach dem glänzenden Erfolg der süddeutschen Reise monatelang an Krupps Entschlüssen hing, war das Schwanken der eigenen Gesundheit. Die Überanstrengung der weiten Reise, fünfhundertundfünfzig Wegstunden in rasselnder Post, ständige Arbeit, Entbehrung des Schlafs, Nächte im Wagen — selbst für eine eiserne Gesundheit wäre dieses Nomadenleben zu anstrengend gewesen. Der Zusammenbruch in München, die zweite Erkrankung in Berlin hatten ihm die Grenzen seiner Kraft gezeigt. Trotzdem stürzte er sich nach der Rückkehr aufs neue in den Strudel der Arbeit, die während seiner Abwesenheit gestockt hatte. Den stumpfen Widerstand der Zeit gegen sein Werk — in der Fremde glaubte Alfried ihn überwunden zu haben; jetzt schien sich die Heimat und die Natur gegen ihn zu verschwören. Ein Sommer von unerhörter Trockenheit dauerte fast ununterbrochen bis in den Herbst hinein und hatte in seiner Abwesenheit die Arbeiten fast zum Stocken gebracht. Stillstand der Hämmer, Eisenmangel, alle die alten, bekannten Übel! Außer wenigen Maschinen hatten die Leute fast nur Gerberwerkzeuge und einigen Stahl für kleine Aufträge gefertigt. Als von der holländischen Münze in Utrecht ein guter Auftrag auf Stempel kam, schrieb Hermann dringend an Brüninghaus um Eisen — es war keins vorhanden und die Hämmer standen auch an der Werkbank still.



So fand es Alfried, als er am 9. Juni heimkehrte. Eine an allem geräumte Werkstatt, niemanden, der helfen konnte, und eine leere Kasse. Reichlich 300 Taler hatte, bei aller Sparsamkeit, allen Entbehrungen, seine Reise gekostet, jetzt war rascher Verdienst eine doppelte Notwendigkeit. Dazu kamen ärgerliche Briefe von der alten, drängende von der neugeworbenen Kundschaft, erstaunte Mahnungen aus Utrecht und ein vorwurfsvoll-scharfes Schreiben von Roelle, der den holländischen Münzdirektor Suermont auf Krupp verwiesen hatte.

Zuerst hieß es beschwichtigen. Erklärende, beschwörende, versprechende Briefe gehen nach allen Seiten, man kann bei der Sachlage ja ohnedies weiter nichts tun, als den lästigen Federkiel schwingen. An Suermont neben dem Versprechen, daß er der erste ist, der nach Wiederbeginn der Arbeiten bedient wird, angenehme Mitteilungen über Neuerungen der Münztechnik, die Krupp auf der Reise erfahren hat. An Roelle die gleiche Versicherung, und daß ähnliches bei den künftigen Einrichtungen nicht werde zu befürchten sein. Die unerwartet lange Ausdehnung der Reise — seine dreiwöchige Krankheit nennt er vorsichtig ein Unwohlsein — und der schreckliche Wassermangel dürften die Verzögerung erklären. Über das empfehlende Gutachten Roelles für die süddeutsche Reise sagt er ihm Schmeichelhaftes und hat damit auch diesen Tadler für eine Weile beschwichtigt — leider nicht freundlicher gestimmt.

So verfährt man noch mit vielen. Aber was er anderen schreibt, ihn selbst kann es nicht beruhigen. Da sind die Bestellungen, deren er für 6000 Gulden mitgebracht, außer den älteren und denen, die noch nachträglich eingehen, da steht die Fabrik mit den müßigen Leuten, die der Löhne harren, tot und stumm, ohne Bewegung und Rohstoffe. Da sind die Versprechungen, die er aller Welt gegeben, die Träume, in denen er sich nächtlicherweile gewiegt, wenn der Reisewagen ihn holpernd über bergige Straßen schaukelte und zwischen Wachen und Schlafen die Erfüllung einer großen Zukunft vor seinen geschlossenen Augen sich erhob — und nun dazustehen und zu sehen, wie Gewinn, Ruf, Vertrauen ihm wieder unter den Händen zerrinnen! Und am nächsten Samstag — wer sorgt für den Lohn? Nicht einmal die Versuche für Lahnwalzen kann er beginnen, in der ganzen Fabrik ist kein Guß, der sich zu einem sechszölligen Walzenring eignet — und Eisen? Soll er wieder, wie vordem sein Vater in höchster Not, aus untüchtigem Eisen schlechten Stahl schmelzen und den erworbenen Ruf der Fabrik aufs Spiel setzen? — Ist es zu verwundern, wenn einen Geist von brennender Tatkraft, von glühendem Ehrgeiz und beinahe krankhaftem Verantwortungsgefühl diese Widrigkeiten fast zur Verzweiflung brachten? Nach achtjähriger Arbeit öffnet ihm die fallende Zollschranke im Süden das Absatzgebiet, das der Norden ihm verweigert hat, der Erfolg seiner Reise gibt Aussicht auf Vergrößerung der Fabrik, ja auf die lang-ersehnte Dampfkraft, und er steht mit gebundenen Händen da!

In dieser schweren Stunde war die Natur barmherziger als Alfried gegen sich selbst. Die Verantwortung, die er nicht aus den Händen lassen wollte, nahm sie ihm durch eine schwere Krankheit ab. Eine harte Lungenentzündung warf ihn für Wochen aufs Lager und Bewußtlosigkeit befreite seinen Geist für einige Zeit von den Schreckgespenstern einer Lage, der er nicht länger gewachsen war.

Alfried Krupp genas. Die Widerstandskraft seiner zweiundzwanzig Jahre und die Willenskraft seiner Natur stellten ihn rasch wieder auf die Füße und gaben ihm die alte geistige Spannkraft zurück. Eine gewisse Schwäche blieb und ein Mißtrauen gegen den eigenen Körper. Wird er den Anstrengungen der Aufgabe, die seiner wartet, gewachsen sein? In dieser Zweifelsstimmung sattelt er sein Pferd und reitet zu dem Arzte Dr. Timphaus nach Buer, der in der Umgegend als ein halber Wunderdoktor bekannt ist. Ihm schildert er seinen Zustand und seine Natur, so gut er es vermag, und fragt ihn um seine offene Meinung. Bestimmt ihn ein inneres Leiden, eine organische Schwäche zu Siechtum oder zu einem frühen Tode? Er ist der Ernährer seiner ganzen Familie, die Schritte, die er sich zum Aufblühen seines Geschäfts vorgenommen hat, erfordern volle Klarheit über den Umfang seiner eigenen Kraft, denn sein Unternehmen steht und fällt mit ihm selbst. Also Wahrheit in erster Linie, Rat zur völligen Genesung in zweiter! — Timphaus beruhigt ihn, sicher nach bestem Gewissen, der tiefe Ernst dieses Ratsuchers kann seinen Eindruck nicht verfehlen. Krupp nimmt die Überzeugung mit, daß kein schleichendes Leiden ihn verzehrt, und trifft seine Vorbereitungen, um aus den beengten Verhältnissen, die ihn seit dem Beginn seines Wirkens niedergedrückt haben, endlich herauszukommen. Der Markt für Stahlwalzen und seinen Werkzeugstahl, wie er ihn jetzt kennengelernt hat, dazu Aufträge, wie sie die holländische Münze im Falle guter Probefieferungen in Aussicht stellt, können ein großes Unternehmen tragen, aber Zustände wie in diesem und manchem früheren Sommer dürfen nicht wieder vorkommen. Dazu kann nur die längst ersehnte Dampfkraft helfen.

Vorläufig war anderes zu tun. Der August brachte einige Gewitterregen und damit die Möglichkeit, wenigstens die dringendsten Kommissionen zu erledigen. Auch Eisen ging ein und wurde mit größter Beschleunigung verarbeitet. Eine der ersten Sendungen ging nach Utrecht, Suermont war hochbefriedigt und quittierte durch eine Stempelbestellung, wie sie Krupp noch von keiner deutschen Münze erlebt hatte.

Sobald Stahl für Walzen geschmolzen und geredt war, gingen die bestellten Maschinen allem vor. Die wenige verfügbare Wasserkraft wurde ausschließlich zum Drehen und Schleifen benutzt, neue Schlosser wurden eingestellt, rasch wuchs die Arbeiterzahl und bald war voller Betrieb in den Werkstätten. Das Reden



mußte fremden Hämmern überlassen werden. Das war umständlich, unsicher und verschlang einen Teil des so nötigen Gewinns, aber der Schaden wurde getragen in der Hoffnung, bald endgültige Abhilfe zu schaffen.

Wenn es zwischen diesen Aufgaben einen Augenblick freie Zeit gab, so mußte sie den Versuchen für die Lahnwalzenfabrikation gewidmet werden. Aus älteren Bestellungen geschmiedeter Ringe kannte Krupp den Arbeitsgang, die Fertigstellung mußte er erst lernen. Von Stieber in Roth suchte er sich abgenutzte Walzen aus englischer oder Wiener Hand als Anhalt für die ersten Versuche zu verschaffen. Im September schrieb er an Houben, daß er, um ihm die verlangten großen Lahnwalzenringe zu schmieden, achtfache Güsse von 300 Pfund herstellen müsse. Das war das höchste damals erreichbare Gewicht, über mehr als acht Öfen, in jedem einen Ziegel, verfügte er nicht. Vorläufig gingen aber die sicheren Erzeugnisse vor, und Brüninghaus konnte mit den Eisenlieferungen kaum nachkommen. „Mein künftiger Bedarf, wenn kein Hinderniß der projektirten Anlage einer Dampfmaschine im Frühjahr sich entgegenstellt, wird dem bisherigen nicht ähnlich sein; gern werde ich denselben dann nur von Ihnen beziehen. Wie nothwendig ich mich aber auch alsdann auf beständige Gleichheit und Güte des Materials muß verlassen können, werden Sie wohl einsehen, da nicht nur das Eisen, sondern alle zur Verarbeitung verwendeten Kosten verloren sind, wenn dasselbe nicht die bekannten Eigenschaften besitzt.“ Der September und Oktober brachten aber wieder die alte Trockenheit, und nur die Gutehoffnungshütte, die ihre Hämmer längst mit Dampf betrieb, konnte einigermaßen aushelfen, viele Bestellungen blieben trotzdem zurück. Von dreizehn Paar Lahn- und Goldschlägerwalzen, die in Schwabach, Roth, Nürnberg und Fürth im Frühjahr bestellt waren, ist bis dahin erst ein Paar geliefert, manche Lieferungen gingen so spät ab, daß die Kunden ärgerlich die Annahme verweigerten. Andere Leute erkannten ihren Vorteil besser und wurden nach den ersten Proben begeisterte Anhänger der Kruppschen Kunst. So war es mit der holländischen und anderen Münzen, so mit der großen Berliner Silberwarenfabrik Bollgold und Sohn. In Karlsruhe, Hannover und München bestellt man Stempel, leider nur selten so, wie die Fabrik es wünscht, auf lange Sicht. „Die Arbeiten sind hier, Gottlob! so überhäuft, daß bei der begriffenen Erweiterung der Anlagen im Fall beträchtlicher und pressirender Aufgaben in Stempeln, ich dann bei Zeiten dafür Einrichtung treffen müßte.“ Auch Noelle braucht Stempelstahl und ist, wie die preussischen Münzen immer bei ihren aufs äußerste hinausgeschobenen Bestellungen, recht eilig. Krupp bittet im November den Direktor Trenelle in der fiskalischen Gewehrfabrik Saarn, einen alten Freund seines Vaters, um die Gefälligkeit, in den nächsten Monaten größere Partien Gußstahl für ihn in Dahlhausen reden zu lassen. „Ihre Redehämmer wären, wie ich mich auf Ihrem Werke überzeugte, vorzüglich geeignet

zum Strecken des Gußstahls, da sie vom gleichen Gewicht der meinigen sind.“ Auch er selbst kann zwischendurch einmal Gußstahl reden und der Schmelzbau ist im Spätherbst in vollem Betriebe, Brüninghaus kann nicht rasch genug die Eisensladungen senden: „Ich muß dem Frostwetter zuvorkommen, damit ich nicht durch dieses eine ähnliche Verzögerung erlebe wie durch den trockenen Sommer.“ Er braucht wenigstens von Woche zu Woche 2000 Pfund, lieber 10 000 Pfund, „auf den Preis sehe ich nicht. . . Bei Anlage eines Hammers per Dampf wird mein Bedarf unvergleichlich sein“. — Wenige Tage später erfolgte bei der Gutehoffnungshütte die erste bestimmte Anfrage wegen Lieferung einer Dampfmaschine, zu deren Anschaffung der Entschluß „sich diesen und anderen Umständen nach bestimmen wird“, gleichzeitig wendet er sich an Friß Hartfort wegen des Kraftbedarfs der einzelnen Werkzeugmaschinen, und so reifen die Dinge schnell der Entschließung entgegen. Hartforts Rat war für Krupp in allen schwierigen Lagen von Wert und ist ihm sicher nie verweigert worden. Meist wird sich Alfred in technischen Fragen mündlich Rat in Wetter geholt haben. Als Pionier und Bahnbrecher so unerreicht wie hoffnungslos als Geschäftsmann, schied Hartfort soeben schuldenbelastet aus der mit Kamp geschaffenen Gründung, die ihm so viel verdankte. Sein Ruf blieb unangetastet und als Techniker gehörte er nach wie vor zu den Größen seiner Zeit. Für Krupp war es ein freudiges Ereignis, als ihn Hartfort eines Tages in Gesellschaft Luegs, des Leiters der Gutehoffnungshütte, den er ebenso hochschätzte, in der Gußstahlfabrik besuchte. Es wird eben in diesen Monaten vor der Aufstellung der Dampfmaschine gewesen sein, denn im Jahre 1875 sandte Krupp dem zweiundachtzigjährigen Hartfort „mit dem Ausdruck der innigsten Verehrung“ zwei Bilder der Fabrik. „Vor circa 40 Jahren haben Sie einmal mit dem verstorbenen Herrn Lueg von Sterkrade meine Fabrik im Entstehen gesehen. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Bild von damals und eins von jetzt zu senden.“

Noch war die Frage der Kostendeckung ungeklärt. Die Aufstellung der Dampfmaschine bedingte den Bau eines Kesselhauses, neue Hämmer, vor allem die abermalige Verlegung der Dreherei und Schleiferei von Altenessen in die Essener Fabrik. Die Stahl- und Kohlentransporte zum Hammer hatten im Lauf der Jahre Unsummen verschlungen. Am Scheewinkel lagen die Kohlen vor der Tür, die Fabrik vor dem Wohnhause, es war keine Frage, der veraltete Betrieb auf der Walfmühle, die lästige Zerteilung der Werkstätten, mußten ein Ende nehmen. Für die Fabrikation waren die vom Vater geschaffenen Räume immer noch groß genug, aber für die Maschine, den Kessel, die Hämmer mußte ein Haus erbaut werden. Das alles erforderte nicht zu übersehende Mittel.

Sowohl Krupp als seine Mutter waren entschlossen, den preussischen Staat noch einmal um ein zinsfreies Darlehen für die Neubauten anzugehen. Aber, wie der



Vater im Jahre 1819, wollten sie jetzt die Behörden vor die vollendete Tatsache stellen; der Erfolg des Gesuchs war ungewiß und eine abschlägige Antwort sollte das Geplante nicht länger hindern, dazu bot sich jetzt eine bewährte Freundeshand. Vor fünfzehn Jahren, als Friedrich Krupp gegen den Rat der Freunde und Gönner den neuen Schmelzbau errichtete, war sein Schwager von Müller seine einzige Stütze gewesen. Heute reichte in gleicher Lage Müllers Sohn dem Erben Krupps die rettende Hand.

Alfrieds Vetter, Karl Friedrich von Müller, war acht Jahre älter als er. Er war mit ihm zugleich im Kruppschen Nachbarhause am Flachsmarkt aufgewachsen, das die Großmutter Krupp-Forsthoff mit ihrer Tochter Helena und deren Gatten bewohnte. Freundschaft hatte die beiden Knaben, ungleich an Alter, aber ähnlich an stillem Lebensernst, immer verbunden. Als Alfried nach dem Tode seines Vaters die Fabrik im Auftrage seiner Mutter leitete, weilte sein Vetter in Halle, um die Landwirtschaft zu studieren. Er lernte dort die Tochter des Universitätskanglers Niemeyer kennen und führte sie wenige Jahre später als Gattin heim. Bald übersiedelte er mit seiner Gattin, seinen Eltern und der hochbetagten Großmutter Krupp-Forsthoff nach dem Rittergute Burg Metternich an der Swist im Kreise Euskirchen, das sein Vater gekauft hatte, und wo fortan Krupps Mutter alljährlich einige Wochen Erholung suchte. Seitdem war auch Alfried, wenn seine Geschäftsreisen ihn nach Bonn und in die Rheingegenden führte, ein häufiger Gast auf Metternich. Hier kam er durch die junge Gattin seines Veters zuerst mit der weitläufigen Niemeyerschen Familie in Berührung, die sich später zu einer lebenslänglichen Freundschaft mit dem in Essen lebenden Neffen der Frau von Müller entwickelte.

Hier fand Alfried Krupp das Vertrauen und die Hilfe, die ihm in Essen versagt blieben. In den stillen Burggemächern von Metternich wurden mehr als einmal die Sorgen der Gegenwart, die Aussichten der Zukunft im engsten Kreise durchgesprochen. Der nun zweiundsechzigjährige Dheim gab gewiß willig seine Zustimmung. Seiner Gattin konnte das Schicksal der Fabrik, der ihr Bruder alles geopfert hatte, nicht gleichgültig sein, das bestimmende Wort sprach ihr Sohn, und mit seiner Hilfe wurde der Grund gelegt zu der ersten Tat, die Krupps Namen über die engeren Grenzen des Vaterlandes bekannt machen sollte. Denn im Besitz der Dampfkraft und der geplanten neuen Hämmer, meinte Alfried, würde er sicher den Gußstahlbedarf aller deutschen Staaten decken können. Am meisten stille Freude mag die Großmutter empfunden haben, die nahezu alles für ihren hochgemuten Sohn, zuletzt ihn selbst an sein Lebenswerk hingegeben hatte, und die nun sein Erbe in fester Hand werden und wachsen sah.

Am 25. November 1834 wurde ein Gesellschaftsvertrag zwischen Müller und der Witwe Krupp errichtet, nach welchem ersterer mit einem Beitrage von 10 000

Talern als Teilhaber in die Gußstahlfabrik eintreten und zu einem Drittel an ihren Ertragnissen beteiligt sein sollte. Außerdem verpflichtete sich Müller, durch Bürgschaften die Weiterführung des Geschäfts zu ermöglichen.

Nach drei Seiten wurde diese Bürgschaft in Anspruch genommen. Mit Brüningshaus setzte sich Alfred schon zwei Tage nach dem Vertragsschluß wegen der künftigen großen Lieferungen auseinander. Er meldete den voraussichtlich starken Bedarf der Zukunft an, betonte die Notwendigkeit, den Osmund aus gleichbleibender Quelle zu beziehen und fragte Brüningshaus, ob er in der Lage sein werde, den ganzen Bedarf zu liefern. „Bis Ende May künftigen Jahres wird das Ganze wohl im Gange seyn, da aber schon jetzt mein Bedarf viel beträchtlicher als der frühere ist, so habe ich Ihnen hiermit, zur gefälligen Aufbewahrung, eine von meinem Verwandten von Müller (dessen Verhältnisse Ihnen vielleicht hinreichend bekannt seyn werden) ausgestellte Bürgschaft einhändigen wollen.“ Der Gutehoffnungshütte stellte er während der Verhandlungen über den Bau einer Dampfmaschine eine ähnliche Sicherheit für den Abschluß des Kontraktes in Aussicht, endlich eröffnete ihm Müller einen Kredit bei dem Bankier Herstatt in Köln, mit welchem damit eine Jahrzehnte überdauernde Verbindung geschlossen wurde, die infolge der noch lange unsicheren Verhältnisse Krupps nicht immer angenehm, aber in vielen Fällen nützlich war.

Seinem Vetter Karl Friedrich von Müller hat Alfred Krupp eine unauslöschliche Dankbarkeit über das Grab hinaus bewahrt. Mit Zustimmung seiner Mutter flocht er in den Gesellschaftsvertrag eine Bestimmung hinein, die Müller oder seinen Erben an den künftigen größeren Aussichten des Unternehmens einen Anteil über die Gewinne der Teilhaberschaft hinaus sicherte. Als die Fabrik in den sechziger Jahren, nachdem Müller aus dem Teilhaberverhältnis schon ausgeschieden war, weit über die einst geträumten Grenzen hinauswuchs, wurde Krupp seinem Vetter und dessen Kindern eine Stütze für die Zukunft. Eine namhafte Zuwendung im Jahre 1867 begründete er mit den Worten: „Das Erbe des Herrn Carl Friedrich v. Müller, Rittergutsbesitzer zu Metternich, ist gekürzt worden durch meines Vaters erlittene Verluste bei ursprünglich erfolgloser Bestrebung der Ausbildung der Gußstahlfabrikation. Ueberdies hat mein Vetter, genannter Herr v. Müller, mir seit frühester Jugend in verwandtschaftlicher Liebe und Sympathie mit Rath und That, in Theilung meiner schweren Sorgen beigestanden, die zu lösende Aufgabe zu realisiren. Ihm danke ich daher in wesentlicher Beziehung Unterstützung und Gelingen. Diese Schuld, die ich nie ganz und am wenigsten mit Geld abtragen kann, bekenne ich hiermit mit freudigster Genugthuung.“ In anderem Zusammenhang schrieb er einmal die einfache Bemerkung nieder: „Fritz v. Müller, mein verstorbener Vetter, und Onkel Schulz haben mir beigestanden. Ohne sie kam ich nicht durch.“



In den Grundzügen war Alfrieds Unternehmen damit beschlossen und sichergestellt. Wie es ihn innerlich ergriff und beschäftigte, wie Schaffensdrang und Verantwortungsgefühl immer noch in ihm kämpften, zeigt ein Brief an den Arzt Timphaus aus dieser Zeit:

„Lieber Herr Doktor!

Da ich auf meinen letzten Brief keine Antwort von Ihnen erhalten habe, so sende ich Ihnen hiermit einen Boten.

Ich muß wiederholen, daß ich mich immer wohler befunden habe, bis ich die Tropfen Königswasser gebrauchte. Durch diese haben, wie es mir scheint, die Verdauungs- Werkzeuge gelitten, denn seit dieser Zeit habe ich sehr abgenommen, wogegen ich vorher wieder etwas am Gewinnen war. Wein trinken und stark reiten habe ich versucht beides bekommt mir aber nicht gut; mäßiges Reiten aber ist mir sehr gut, wenn ich nur einen Tag überschlage, so finde ich, daß es mir unentbehrlich ist. Ubrigens sehe ich immer bleicher aus; doch habe ich im festen Vertrauen auf die Wahrheit Ihrer Versicherung, daß mein Übel ganz gehoben werden sollte, und es durchaus unbedenklich wäre, auf Ihre wiederholte Erklärung, daß ich mich in keinem Unternehmen stören lassen sollte, dieser Tage den Schritt zu der wichtigen Anlage gethan, von der ich Ihnen, bei der früheren Anfrage bei Ihnen, ob ich in der Erwartung der völligen Genesung dies Unternehmen wagen dürfe?, Mittheilung gemacht habe. Dieses Unternehmen, welches im schlimmen Falle, wie ich Ihnen auch früher sagte, den Ruin meines Hauses hervorbringen kann, wird von segensreichen Folgen sein, wenn Sie nach Ihrer Überzeugung gesprochen haben, und ich werde Ihnen dann meinen Dank dafür nie genug abstatten können, daß Sie mir so gut gerathen haben. Fällt aber die Folge anders aus, was sagen Sie dann? Herr Doktor! . . .

Ich habe viele Arbeiten für den Geist, muß viel denken und practiziren um 50 Menschen in der Fabrik gehörig zu beschäftigen, so daß ich jetzt auch bei Nacht kaum schlafe. Vor 8 Tagen machte ich nach Oberhausen einen Ritt in kaum einer Stunde ab, und kam den anderen Abend zurück. Den darauf folgenden Morgen fand ich einen gelben dicken Bodensatz im Urin.

Run habe ich Ihnen wohl genug gesagt um meinen Zustand zu kennen. Ich bleibe Ihr ganz Ergebener

Alfried Krupp.“

Seitdem hat er die Reise nach Buer zu seinem Arzt noch oft zu Pferde gemacht und, wenn der jeweilige Fabrikgaul unabhkömmlich war, sich Reitpferde geliehen. Bis in den Dezember des folgenden Jahres kam Alfried in kurzen Zeiträumen immer zu Timphaus zurück.

Die nüchterne Sachlichkeit, womit der Zweiundzwanzigjährige die Frage seiner Gesundheit, seiner eigenen Existenz und des damit verbundenen Schicksals von Familie und Unternehmen abwägt, verläßt ihn bei den geschäftlichen Verhandlungen noch weniger. Der in dem Briefe an Timphaus erwähnte Ritt nach Oberhausen galt eben dem entscheidenden „Schritt zu der wichtigen Anlage“, der Bestellung einer Dampfmaschine, die nach langen Verhandlungen im Januar vertraglich festgelegt wurde. Über Stärke, Bauart, Zubehöriteile, Preis, Garantie wurden eingehende Überlegungen gepflogen, und die Briefe Krupps geben an Bestimmtheit denen der liefernden Firma nichts nach. Die Maschine soll bis zum 1. Juni im Gange sein, er selbst verbürgt sich für die rechtzeitige Fertigstellung der Gebäude. „Ich muß um Hammerschmiede und andre angenommene Arbeiter nicht für schweren Lohn müßig umher laufen zu sehen den 1ten Juny arbeiten können, und werde deshalb schon dafür sorgen, daß Ihnen an der Aufstellung nichts im Wege steht. Dagegen muß ich nun aber auf die Verpflichtung von Ihrer Seite bestehen, daß Sie mir für eine 14tägige Verzögerung in der Aufstellung fünfzig Thaler, für vier Wochen hundert Thaler zur Entschädigung vergüten, welche Summe von 14 bis 14 Tage sich verdoppelt. — Sie werden die Forderung ebenso wenig, als ich die Ihrige wegen der Bürgschaft als unbillig ansehen.“

In diesen Tagen der Pläne, Bauten, Verhandlungen sehen wir die erste Andeutung einer Arbeitsteilung in der Leitung. Noch waren die Kommissionen des Jahres nicht aufgearbeitet, die Versuche für die Lahnwalzenherstellung noch in vollem, zeitraubendem Gange, Hermann Krupp leitete in diesen Monaten fast ausschließlich den inneren Betrieb. Jung, aber bestimmt, ruhig und in technischen Dingen von unbestechlichem Urteil, legte er jetzt den Grund zu den Erfahrungen, die ihn später als Leiter eines großindustriellen Unternehmens erfolgreich machten. Alfrieds Tätigkeit im November und Dezember war fast ausschließlich in die Zukunft gerichtet. Die Bauarbeiten, die Anfertigung neuer Maschinen, Entwürfe, Briefwechsel nach allen Seiten füllen ihn aus. Brüninghaus soll seinen Hammermeister schicken, dessen Rat man für den Bau der neuen Hämmer braucht. „Wenn dieser Mann nicht von dort abkommen kann, um den Bau zu besorgen, so hoffe ich doch, daß er von Zeit zu Zeit wird herüberkommen können, um den hiesigen Mühlenmeister zu instruieren.“

Dann wird es die höchste Zeit, sich für die maschinentechnischen Dinge eine Hilfskraft zu sichern. Schon mehrfach hat bei Entwürfen und Zeichnungen ein junger Gehilfe des Bergamts in Essen, Speer, gute Dienste geleistet. Alfried Krupp hat nun den Bergrat Heinsmann in Essen, den er als einen der ältesten Freunde seines Vaters kannte und der auch ihm bei den nicht seltenen Häteleien mit den Beamten der Sälzerzeche öfter nützlich gewesen war, den zeitweiligen Übertritt Speers in Kruppsche Dienste zu bewilligen, ohne die Anrechte des jungen Mannes



in der bergmännischen Laufbahn zu kürzen. „Da bei dem Aufblühen meiner Fabrik, wofür die besten Aussichten da sind, dem Staate nicht nur die bedeutenden Beträge erhalten werden, welche bis jetzt für Gußstahl und Gußstahl-Waaren jährlich nach England gehen, sondern auch die übrigen deutschen und benachbarten Staaten zum Absatz meines bereits bekannt und beliebt gewordenen Fabricats offen stehen, so liegt auch das Wohl meiner Fabrik im Interesse des Staats. Dieses kann aber nur befördert werden, wenn die Führung der Fabrik von fähigen Leuten besorgt wird, und deshalb habe ich dem Herrn Speer, in Rücksicht auf seine Kenntnisse dies Anerbieten gemacht.“ Damit trat nach fünfzehnjähriger Unterbrechung wieder der erste Angestellte in die Dienste der Firma Fried. Krupp.

Eine Sorge, die Alfried nicht losließ, war die um Sicherung reichlichen Absatzes für die Zukunft. Er war überzeugt, den Bedarf der sämtlichen deutschen Staaten decken zu können, der — nach seinen Erkundigungen eine Million Pfund jährlich — größtenteils aus England eingeführt wurde. Um die Verdrängung dieser Einfuhr galt es zu kämpfen, und er wußte, wie schwer das war. Er wollte sich auch nicht auf den deutschen Markt beschränken. Die letzten Tage des Jahres brachte er mit dem Entwurf verbender Briefe an die Münzen von Wien und Petersburg zu, nächst London und Paris die wichtigsten Münzämter Europas. Die Berliner Direktion hatte ihm in Wien den Geheimrat Weingärtner, in Petersburg das Finanzministerium zum Vortragen seiner Wünsche empfohlen. Krupp bot den beiden Anstalten eine Probe seiner Münzstempel an, deren Anfertigung jetzt wirklich zu gleichbleibender Güte gediehen war, er mußte aber die Erfahrung machen, daß man, besonders in Petersburg, keineswegs auf ihn wartete und daß es mehrerer Angriffe bedurfte, um diese Festung, die schon sein Vater belagert hatte, zu erobern.

Die Silbesterlglocken von 1834 werden Alfried Krupp verheißungsvoller geklungen haben als seit manchem Jahr. Sein größter Traum reifte rascher Erfüllung entgegen. Die Verhandlungen wegen der Maschine standen vor dem Abschluß und die Fachwerkstände der neuen Fabrikgebäude ragten schon neben dem Schmelzbau empor. Aufträge hatte das Jahr zur Zufriedenheit gebracht, die Arbeiten waren trotz Reisen und Wassernot rüstig fortgeschritten. Stahl war in der dreifachen Menge des vorigen Jahres geschmolzen, die Arbeiterzahl von zehn auf achtundvierzig gestiegen. Waren es meist Bauarbeiter, so waren doch auch zahlreiche Schlosser neu eingestellt und einige entwickelten sich zu unleugbarer Begabung. Das wurden die Treuen, aus deren Zahl die späteren Meister erwuchsen. Zum ersten Male hatte die Produktion einen sichtbaren und mächtigen Sprung gemacht. Freilich, nicht alles war geglückt. Noch waren die Lahnwalzen, auf deren Anfertigung er viele Zeit verwendet, nicht gelungen, nie hat ein anderes Werkzeug solche Ansprüche an Feinheit und Reinheit des Stahles gestellt — aber solche

Aufgaben waren es, die ihn reizten. Wie alles, was schwer und widerspenstig war. Auch die Einnahmen flossen reichlicher und ständiger, die Angst vor dem Lohntage war trotz der steigenden Arbeiterzahl im Schwinden. Nur um eines hat Krupp, dem Geschick dankbar, zu bitten: um Gesundheit und Kraft, das Begonnene fort und zum glücklichen Ende zu führen.

## Erfolg und Sorgen

Schneller als zuvor reift in diesen Jahren Krupp der Jüngling zum Mann. Zum Manne der Arbeit, der Sorgen und — langsam — des Erfolgs. Es mag befremden, sein Tun und Denken so ganz, nahezu restlos, der Fabrik und der Technik hingegeben zu sehen, und sicher lag eine frühe und gewollte Einseitigkeit darin. Später ist es so oder ähnlich geblieben, ganz selten und erst nach seinem vierzigsten Jahre sehen wir ihn in vereinzelten Stunden sich flüchtig loslösen von seiner Arbeit und seinem Werk. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleichzutun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und begründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu.“ — Hat das Krupp gesagt? Nein, ein anderer in seinem Alter: Goethe in seinen ersten Weimarer Dienst- und Pflichtjahren. Einer, dem wie Krupp die Doppelgabe höchster Schaffenskraft und klarster Besinnung in die Wiege gelegt war. Das Ziel des Menschentums, das Faust im Alter nach durchstürmtem Leben findet, Goethe zwischen seinen Dichterträumen immer verfolgt hat, für Krupp hat es niemals gewankt. Ihm war „das Tagewerk, das ihm aufgetragen“ Lebensinhalt von seinem vierzehnten Jahre bis an den Tod, und jenes Goethewort, das er nicht gekannt hat, er hätte es ebensogut schreiben können, er hat es geschrieben, mit anderen Lettern und lebenslänglich — er hat es gelebt.

Kannte er keine anderen Interessen? War ihm seine Fabrik Lebensinhalt bis in den letzten Winkel seiner Seele? Für die spätere Zeit kann man die Frage ruhig bejahen; verstehen kann das freilich nur, wer den ganzen Umfang dieses Inhalts kennt und begriffen hat, daß Alfred Krupp die Gußstahlfabrik durchaus sozial, nicht technisch oder vom Erwerbsstandpunkt auffaßte. Für seine Jugendjahre aber lag die eine Triebfeder seiner Einseitigkeit in der Not: er hatte jahrzehntelang einfach keine Zeit an etwas anderes zu denken, wie er seinen eigenen Worten nach auch keine Zeit zum Heiraten hatte, trotz großer Neigung und oftmaliger Gelegen-



heit dazu. Der andere und tiefere Grund war der Wandel im Zeitgeist der dreißiger und vierziger Jahre. Wie schwer der Gedanke an Naturwissenschaften und Technik, an Wirtschaft und Gewerbe in die politisch und romantisch umnebelte Volksseele der Deutschen Eingang fand, ist früher gesagt worden. Jetzt aber war es geschehen. Der Pendelschlag deutschen Geisteslebens, der allzulange nach der Seite des Übersinnlichen ausgeschlagen hatte, holte jetzt ebenso stark und einseitig nach der entgegengesetzten Richtung aus. Hegel ist tot, aber auch Goethe, und eine neue Woge des Lebens treibt die Menschheit aus dem Reiche des Spekulativen ganz in die Welt der Erscheinungen, des Handelns, der Arbeit. Gewerbefreiheit und Fabrikengründung richteten wahre Verheerungen unter den Leuten des Mittelstandes an, man geht einfach darüber hinweg. Diesen neuen Menschen wird das Eisen Stoff, die Maschine Kraft, die Arbeit Gebet. „Nichts, sagt Eucken, ist dem neunzehnten Jahrhundert so eigentümlich wie das Groß- und Mächtigwerden der Arbeit.“ Es geht wie ein Sturmwind durch die Gewerbe, die Alten und Kleinen wirft es um, aber selbständigen Talenten weitet sich die Bahn und langsam lernen die Geister um. Wer in solchen Zeiten am Ruder steht, hat keine Zeit sich umzusehen, und Krupp stand am Ruder.

Die Einführung der Dampfkraft in den Gewerben bedeutete in den dreißiger Jahren für einen deutschen Geschäftsmann den entscheidenden Umschwung. Für den einen war der Dampf die Erlösung von den launischen Zufälligkeiten des Wassers und Windes, für den anderen der Übergang vom Handwerk oder doch von der Handarbeit zur mechanischen, von der Werkstatt zur Fabrik. Für Krupp war sie beides, vor allem drückte sie seinem bisherigen Schaffen den Stempel des Erfolges auf. Wir haben gesehen, unter welchen Umständen sich dieser Umschwung in der Gußstahlfabrik vollzog. Für das Werk unter Aufnahme des ersten Teilhabers, was auch im günstigsten Falle eine Fessel in sich schloß, für den Leiter unter Sorgen und schlaflosen Nächten, nur innerlich getragen durch den Mut der Jugend und die Freudigkeit des Erfolges, den der Arbeitende kommen sieht, wenn die anderen noch zweifeln. Am 21. Januar 1835 wurde der Vertrag mit der Gutehoffnungshütte über die Lieferung der Dampfmaschine geschlossen. Einige Punkte daraus mögen noch den heutigen Techniker interessieren, der mit Riesenträften und Hochspannungen rechnet. Die Maschine sollte mit 35 Pfund Dampfdruck auf den Quadrat Zoll 20 Pferdekkräfte leisten. Das nannte man damals Hochdruck. Auf Kondensation wurde „wegen der Nähe und Wohlfeilheit der Kohlen“ verzichtet. Der Kessel soll nach der bestehenden königlichen Kabinettsorder gebaut werden: „ohne Dichtungsmittel wasserdicht genietet“, was der Kontrakt besonders hervorhebt. Man muß sich dabei besinnen, daß die ersten Betriebsdampfmaschinen in England gußeiserne Kessel besaßen und daß dreißig Jahre vorher Dinnendahl, der Kunstmeister und ehemalige Schweinehirt, die Kesselplatten für seine erste Wasser-

kunst mit eigener Hand schmie den mußte, weil es ein deutsches Blechwalzwerk noch nicht gab. Den Maschinenwärter hat die liefernde Firma um den außerordentlichen Tagelohn von 18 Silbergroschen so lange zu stellen, bis Krupp mit seiner Hilfe einen tüchtigen Mann angelernt hat.

Run regen sich alle Hände in fieberhaftem Wettbewerbf. Schon stehen die Wände im Fachwerk, gewaltige Ständer und Sparren, über deren Preis und Stärke es erregte Verhandlungen mit Stinnes in Mülheim gibt. Gewiß handelt sich's um Kleinigkeiten — nicht nur nach heutigem Maßstab: eine Differenz von zehn Talern kann zum Anlaß bitterer Vorwürfe werden —, dennoch ist es von hohem Reiz, wie hier einer der zähesten Geschäftsleute und einer der härtesten Köpfe an der Ruhr, führende Männer auf den ersten Stufen ihrer Erfolge, ihre Kräfte aneinander maßen. Besondere Schwierigkeit macht die Wahl der großen Hammerachse, zu der nur eine alte, kerngesunde Eiche von Meterdicke brauchbar ist. Solche Bäume wuchsen nur noch selten in den Wäldern zwischen Lippe und Ruhr, noch seltener und nur für hohen Preis waren sie zu haben. Noch spät im März meldet ein Brief an den Hammerbauer, „daß wir die schwere Eiche nicht bekommen; ich freue mich aber, daß Sie eine andere gefunden haben. Vier Stunden von hier ist auch eine gefällt, die wir ansehen können. . . Die Dampfmaschine ist fast ganz fertig.“

Die Dampfmaschine — wenn sie fertig ist, so muß sie Arbeit finden, das ist jetzt Krupps Gedanke bei Tag und Nacht. So viel Arbeit, wie sie alle deutschen Staaten, ja der Verbrauch weit darüber hinaus nur geben können, denn die schweren Hämmer werden Kohlen fressen, wie man es in Essen noch nicht erlebt hat. Und während er an die Königlich Bayrische Hauptmünze schreibt, daß er mit seinen vier Hämmern alles zu produzieren gedenkt, was künftig innerhalb der deutschen Lande an Gußstahl verbraucht wird, wirbt er in Petersburg und Wien, erkundigt sich nach den Zoll- und Absatzverhältnissen in Frankreich, bei Söling nach einem guten Hause in Triest, das ihm den Weg in die Mittelmeerländer öffnen kann, knüpft erfolgreich mit dem Graveur der sardinischen Münze in Turin an und schickt eine Stempelendung, „aus dem edelsten Stahl gefertigt“, über Rotterdam nach Athen.

In dieser Zeit regsten Aufbaus zugleich die alte Kundschaft zu befriedigen, war die schwerste Aufgabe. Rasche Erledigung ist Regel; wird durch technische Schwierigkeiten oder neue Versuche die Lieferfrist überschritten, so sucht er die Verspätung durch um so bessere Bedienung wettzumachen. Ärgerlichen Mahnungen tritt er mit freimütiger Erklärung der Lage entgegen und trifft in der Regel den rechten Ton. Beschönigt wird nichts, dem Vorwurf, daß er vor Jahr und Tag bestellte Lahnwalzen noch immer nicht geliefert, setzt er die Schwierigkeit der Fabrikation entgegen, von dem ersten fast fertigen Paar sei durch Unachtsamkeit eine Walze zerschlagen worden. In der Hauptsache aber, gesteht er zu, habe doch seine Krankheit und dann der vollständige Umbau der Fabrik die Schuld getragen, daß



weniger an den Lahnwalzen gearbeitet sei. Und bei der Sendung des ersten Paares an Berger und Söhne in Schwabach bittet er ganz bescheiden, das Erzeugnis nach allen Richtungen zu prüfen und mit Tadel nicht hinter dem Berge zu halten, er werde immer bemüht sein, Fehler zu bessern. Die Walzen waren aber gut und denen der Konkurrenz wenigstens ebenbürtig. Harte Arbeit und schwere Verluste hatte es gekostet. Zuerst versuchte er das Gießen aus mehreren Tiegeln, dann aus einem — „das Durcheinanderplunschen macht Luft und seine Löcher und der Stahl von einem einzigen Guß ist egal“. Auch die Zusammenfügung des Stahls erwies sich als schwierige Aufgabe, die besten Güsse waren für Lahnwalzen kaum gut genug. Er versuchte es mit Legierungen; aus dem Februar 1836 liegen ausführliche Notizen über Versuche mit sogenanntem Silberstahl vor. Auch das Recken und Stauchen der Güsse, oftmals auf dem Hammer der Gutehoffnungshütte, das Zusammenfügen der Walzen, das Drehen der leicht gewölbten Fläche, das Härten, das Polieren, alles waren neue Dinge, die gelernt werden wollten. In der Härtetammer lag ein schöner Haufen gesprungener Ringe, die Opfer auf dem Wege zum Ruhm.

Die ersten Lahnwalzenpaare brachten einen tüchtigen baren Verlust und oben drein die Gewißheit, daß zu den vereinbarten Preisen nie eine Lahnwalze mit Gewinn verkauft werden würde. Aber das war eine Sorge, die Alfred Krupp kaltblütig nahm. Wenn sich die größte deutsche Treßensfabrik, Balthasar Stieber in Nürnberg, über die steigenden Preise beschwerte, erhielt sie etwa zur Antwort, daß „eines Theils die zur Anfertigung erforderlichen Maschinen so außerordentlich kostbar sind, anderentheils die Stücke nach Aufwendung der hohen Anfertigungskosten beim Härten noch so forcirt werden müssen, daß sie zwischen dem Zerspringen und dem völligen Gelingen schweben. Dieses Risiko ist zu betrachten, ich kann mich wohl mehr dafür sichern, aber dies nur auf Kosten der Dauerhaftigkeit, doch dies wäre kein Vortheil für Sie, machte mir auch keine Ehre.“ — Wer sich aber auch dann noch hartnäckig auf den Standpunkt früher genossener billiger Preise stellte und Gründen nicht zugänglich war, dem wurde unumwunden bemerkt, daß man, der Not gehorchend und um Kundschaft zu werben, wohl einmal unter Preis arbeiten könne; wer jedoch die Güte der Erzeugnisse und die überlegene Dauer des Gußstahls kenne, der möge nun auch entsprechend bezahlen — oder in Gottes Namen verzichten. Man erwerbe nicht mit harter Arbeit und schweren Verlusten einen Ruf, um dann mit Einbuße zu arbeiten. Zuweilen bricht der Stolz des schwer errungenen Erfolges urwüchsig durch den geschäftlichen Ton der Briefe: „Das Härten ist hier eine Kleinigkeit in sofern als die kostbaren Vorrichtungen da sind und man einmal die Erfahrung hat, wie ein Stück behandelt werden muß. Es geht daher größtentheils glücklich ab und habe ich Stücke geliefert, die gewiß noch nirgend wo anders zu Stande gebracht sind.“ Schmerzlich war es,



Theodor Steinfurth



Johann Schürmann



Johann Koch



Wilhelm Ruhland

Kruppsche Arbeiter und Meister aus den 1830er und 1840er Jahren





wenn alte Geschäftsfreunde sich weigerten, den erlangten Fortschritten entsprechend wenigstens einen mäßigen Preisausschlag zu vergüten. Dann konnte auch Alfried empfindlich werden, in solcher Stimmung schrieb er im April 1835 an Roelle: „Daß mir früher die Bestellungen auf Walzen unter den strengsten Bedingungen angenehm waren, ist nicht in Abrede zu stellen. In dem ganzen Zeitraume, in welchem nur zum Schaden gearbeitet wurde, war, wenn die Fabrik nicht eingehen sollte, natürlich jede Bestellung erwünscht. Die Verluste bei den Arbeiten für Walzen wurden wie die andern Opfer verschmerzt, in Rechnung auf Erndte, nach erlangter Fertigkeit in dieser Fabrication. Der genaueren jetzigen Calculation mußte die Erfahrung vorangehen. In Ihrem Geehrten spricht sich übrigens durch den Unglauben an die von mir angeführten Gründe ein Mißtrauen aus, welches ich mit dem zu anderer Zeit erwiesenen Wohlwollen nicht in Einklang bringen kann. Wie betrübend es für mich seyn muß, bei dem Bestreben, unserm Etablissement durch eine entsprechende Handlungsweise die nothwendige allgemeine Achtung zu erwerben, von Ihnen so verkannt zu seyn, daß Sie vermuthen können, tadelnswerthe Grundsätze, Eigenliebe u. c. bestimmten mich zu launenhaften Handlungen, wollen Sie darnach annehmen, wie unangenehm Ihnen selbst ein gleicher Beweis von Verkennung seyn würde. Sie glauben doch nicht, daß ich weniger den Werth guter Grundsätze zu schätzen wisse als andere ehrliebende Leute?“

Die Erfahrung, sich in diesem alten Gönner getäuscht zu haben, sollte Krupp kurz darauf in ernsterer Weise machen. Das hing mit dem erneuten Unterstützungsgesuch zusammen, welches seine Mutter im Februar 1835 an die Königliche Regierung in Berlin gerichtet hatte. Der damalige Oberpräsident der Rheinprovinz Freiherr von Bodelschwingh hatte diesen Schritt bei der preussischen Regierung bereitwillig vermittelt. Westfale von praktischer Denkart, um den Aufschwung seiner Provinz ernsthaft bemüht, als Mensch für seine aufgeklärte und humane Gesinnung bekannt, nach dem Urtheil des jungen Fürsten Hohenlohe, der ihn in Koblenz kennenlernte, „einer, dem man die Rechtlichkeit des Charakters und den edlen Sinn sowie Verstand auf der Stirn geschrieben sieht“, mit dem Werdegange der Gußstahlfabrik persönlich vertraut, schien Bodelschwingh der geeignete Mann, um die spröde Zurückhaltung der Berliner Instanzen zu besiegen. Die Eingabe an den Oberpräsidenten wies darauf hin, daß der erzielte Fortschritt der Fabrik vorwiegend auf einigen Sondererzeugnissen beruhe, daß aber zur billigeren Arbeit im großen, die der Verdrängung des englischen Gußstahls vorhergehen müsse, unbedingt die Erweiterung des Schmelzbaus und die Errichtung des neuen mit Dampf getriebenen Hammerwerks erforderlich sei, die Krupp ganz aus eigenen Mitteln nicht ausführen könne. Ein Staatsdarlehen von 10000 Talern



würde ihn in den Stand dazu setzen. Nicht nur der Nutzen des Staates, auch der Vorteil der Stadt heische Erfüllung seiner Bitte! „Die Arbeiter, die ich in der Fabrik gebrauche, wähle ich vor allem aus der Vaterstadt und ihrem Gebiete, deren ich in diesem Augenblick schon 45 beschäftige, und deren Anzahl, wenn mir die vom Staate zu erbittende Unterstützung gewährt wird, bald auf einige Hundert anwachsen kann, und dieses Streben, der arbeitenden, zu oft Noth leidenden Klasse Erwerb zu geben, soll nie erkalten.“

Das war im Munde eines Krupp, dessen Vater in Hungerjahren sein Korn mit den Arbeitern geteilt hatte und dessen Sohn die soziale Fürsorge über alle anderen Aufgaben des Unternehmens stellte, bestimmt keine Phrase, so oft auch diese Wendung in Alfrieds Auslassungen — früher und bis in sein Alter — wiederkehrt. Das Denken und Sorgen für andere und mit anderen, das, was Graf Keyserling den bezeichnendsten Zug deutschen Wesens, das deutsche Verantwortungs- bewußtsein, das „ausgeprägte soziale Gewissen des Deutschen“, nennt, das war in Krupp sehr früh und ungewöhnlich stark entwickelt.

Begleitet von der warmen Empfehlung des Essener Bürgermeisters, von den glänzenden Zeugnissen mehrerer Münzanstalten, befürwortet von der Regierung in Düsseldorf und vom Oberpräsidenten in Koblenz, ging das Ansuchen Krupps nach Berlin. Die Antwort ließ auf sich warten; welche Versuche inzwischen gemacht wurden, das Geschäft im Fluß zu erhalten, läßt ein Brief Hermanns an Carl Schulz Ende April erraten:

„Lieber Onkel.

Dadurch daß Friedrich mir gestern Abend sagte, daß Du Dich dazu verständigst, für den Fall daß die bewußten Hypotheken durch nicht zu hoffende und zu erwartende Regulierung derselben, — es erforderlich machten, die bewußten 1000 Thaler dem Geschäft wieder einzuverleiben, diese jederzeit wieder anzugeben, sind die Gründe aufgehoben, die es mir zur Pflicht gemacht hätten, bewußte [Übertragung?] zu unterlassen. — Besagte Gründe sind Dir bekannt. — Du erhältst also in beiliegendem Briefe an J. D. Herstatt in Köln einen Auftrag für denselben, —: für Deine Rechnung an J. M. Stein in Köln Thlr. 1000. — zu zahlen. — Da dieser Brief zugleich andere Abweise enthält, so ist er petitiert. —

Herzlichen Gruß von Deinem

Hermann Krupp.“

Im Sommer endlich erfolgte die Entscheidung der Regierung. Sie lautete wie Krupp sie gewohnt war — ablehnend unter dem nüchternen Hinweis, daß es Grundsatz sei „und dabei stehen geblieben werden müsse, daß der Staat bei Fabrik- unternehmungen sich mittelbar oder unmittelbar nicht beteiligen dürfe“. Bez

theiligung in irgendeiner Form hatte Krupp nicht verlangt, daß aber die Industrie vom Staate Friedrichs des Großen durch Darlehen und Geschenke hundertfach unterstützt worden war und noch wurde, war ihm natürlich genau bekannt.

Die Ablehnung war ein Kelch, den man zu trinken gewohnt war. Diesmal enthielt er aber für Alfried einen besonders bitteren Bodensatz. Er hatte dem Gesuch die Prozeßakten gegen Nicolai beigelegt, um der Wiederholung der alten Behauptung vorzubeugen, das Unternehmen seines Vaters sei durch die Theilnahme dieses Scharlatans genügend begünstigt worden. Ein böshafter Zufall bewirkte bei der Rücksendung des Antrages eine Verwechslung, und statt der besagten Prozeßakten entnahm Krupp der Sendung des Oberpräsidiums zu seinem Erstaunen zwei Gutachten seiner Gönner Noelle und Heinhmann, die die Regierung offenbar zu seiner Sache eingefordert hatte. Das Urteil Noelles lautete dahin, daß ihm die von Krupp geplante Anlage einer Dampfmaschine statt einer Wasserkraft als ein zu kostspieliges, gewagtes Unternehmen erscheine, der Bergrat Heinhmann dagegen verwies auf den schlechten Gesundheitszustand Alfried Krupps, der ein übles Ende befürchten lasse, weshalb man der Fabrik kaum ein dauerndes Gedeihen zutrauen könne.

Diese Eröffnung muß auf Krupp gewirkt haben wie ein Donnerschlag. Das war also das Eintreten zweier Männer, auf deren Freundschaft, auf deren Gerechtigkeit und Wohlwollen wenigstens, er Häuser gebaut hätte. Es mag sein, daß beim Eintreffen des Bescheides die drängenden Ereignisse ihm wenig Zeit ließen, über die erlittene Enttäuschung nachzudenken. Die Dampfmaschine war eben in Betrieb genommen, die Hämmer erst teilweise fertig, es mußte mit aller Energie gebaut und gearbeitet, gezeichnet und korrespondiert werden, um Versäumtes nachzuholen; Hermann war von seiner ersten Geschäftsreise nach Süddeutschland zurückgekehrt und hatte ansehnliche Aufträge, noch viel größere Aussichten auf die Zukunft mitgebracht. Zudem, die Neuanlage war ja, mit oder ohne Hilfe der Regierung, gesichert und zum größten Teil auch vollendet. So konnte auch die persönliche Enttäuschung leichter verschmerzt werden; daß sie aber auf Alfrieds Gemüt und Denkart, auf seine Beurteilung von Menschen ohne Einfluß geblieben wäre, ist bei einer Natur, die so wie er zum Grübeln neigte, undenkbar. Der Briefwechsel mit Noelle, seit Jahren schon abflauend, wird fortan noch seltener, der Ton in den wenigen Briefen Alfrieds noch höflich-kühler, sein Verhalten bestimmter, die Neigung, den weitgehenden Ansprüchen Noelles entgegenzukommen, schwächt sich ab. „Für das Härten von Gußstahltheilen habe ich so bedeutende Verluste mir gefallen lassen, um nach Erlangung der nöthigen Sicherheit ein Angemessenes dadurch zu verdienen, nicht um umsonst zu arbeiten, welche Erwartung von Ihrer Seite ich wirklich nicht verstehe.“ Einen Stahlring, der zu teuer befunden wird, will er zurücknehmen. „Ich will nicht Schuld sein, daß



Sie einen Schaden tragen . . . , lieber will ich sehen über kurz und lang den Ring anderswo unterzubringen.“ Immerhin wird die Verbindung mit Roelle aufrechterhalten, weniger des geringfügigen Bedarfs wegen, als weil man sein sachliches Urtheil zur Empfehlung bei der Königl. Hauptmünzanstalt in Berlin schätzte. Dem Münzmeister konnte noch weniger daran liegen, mit Krupp zu brechen. Er hatte seine Münzstätte nebenher zu einer recht ansehnlichen Fabrik gehärteter Stahlwalzen entwickelt, und dazu war ihm der Kruppsche Stahl unentbehrlich. Hermann besuchte die Düsseldorfer Münze auf einer Reise im November 1835, um Roelle zum Ankauf fertiger Walzen zu bewegen, und berichtet darüber recht anschaulich: „Ich habe ihm angeboten, die Hälfte der verunglückten Walzen zu tragen, doch alles Plaudern war vergeblich. In den alten Bedingungen könnten wir ihm gleich 12 Stück Walzen senden; ich halte es jedoch nicht für zweckmäßig, sich so wenig fest zu zeigen und deshalb denke ich, unterlassen wir nähere Anerbietungen und Lieferung; denn ich glaube fest, daß er noch von selbst herüber kommt. Er hat nämlich für seine Arbeiter, in den Zeiten, wenn nicht gemünzt wird, keine andere Beschäftigung als Walzen-Machen, und dies fällt jetzt ganz weg. Er war übrigens bei Weitem freundlicher wie das letzte mal.“

Inzwischen war Alfred vielleicht nicht unzufrieden, zeitweilig einer Kundschaft überhoben zu sein, der man unlohnende Lieferungen so oft mit langatmigen Erklärungen mundgerecht machen mußte. An Arbeit war kein Mangel. Hermann hatte im Frühjahr seine erste Geschäftsreise „ins Oberland“, d. h. über die Mainlinie, unternommen. Er hatte Alfreds Vertrauen in seine zwanzig Jahre voll gerechtfertigt, sich als ein geschickter Kaufmann bewährt und nicht nur reiche Bestellungen, sondern auch neue wertvolle Erkundigungen mitgebracht. Der Name Henniger & Co., in der damals auflebenden deutschen Neusilberindustrie bald eine der allerbesten Firmen, taucht jetzt in Hermanns Briefen zuerst auf, er sollte für Krupp bald große Bedeutung erlangen.

Glänzend waren die Erfolge Hermanns in der Schweiz, die er im Spätherbst 1835 auf seiner zweiten Reise besuchte. In Genf, Le Locle, Chaux de Fonds, den Mittelpunkt der Schweizer Edelmetall- und Uhrenindustrie, hatte man sich bisher mit mittelmäßigen französischen und englischen Walzen beholfen und schien auf ein erstklassiges Erzeugnis geradezu gewartet zu haben. Krupps Muster erregten Aufsehen und man bestellte, ohne am Preise zu markten; auch für seinen Werkzeugstahl zum Prägen von Schmucksachen, Uhrgehäusen und dergleichen eröffnete sich ein lohnendes Geschäft. Wichtiger wurde ein in Genf erhaltener Hinweis auf den viel größeren Pariser Markt für ähnliche Werkzeuge und auf die Lyoner Seidenindustrie, die eine Menge von Nietfabriken beschäftigte. Den jährlichen Bedarf an Nietwalzen für Lyon schätzte ein dortiger Handwerker auf mindestens sechzig Paare — Krupp durfte nach allem, was er von fremden Erzeugnissen sah, sich

ohne Überhebung zutrauen, alles Vorhandene zu schlagen. Welche Aussichten für die nächste Zukunft! Schien es nicht, als könnte die Gußstahlfabrik in den Stahlwalzen allein ihr Auskommen, ja die Grundlage ihres weiteren Wachstums finden? War es ein Wunder, wenn Hermann aus der Schweiz Briefe von überschwenglicher Hoffnung schrieb? In Genf und Le Locle wurden Verhandlungen mit großen Häusern angeknüpft, die als Vertreter geeignet schienen. Aber eines: teils war der von Krupp angebotene Rabatt von 10 bis 15 Prozent zu gering, um große Häuser ernstlich für ihn zu interessieren, und weiterhin zerschlug sich der Abschluß an dem Anspruch beider Häuser, den Alleinverkauf für Krupp in der ganzen Schweiz, am liebsten auch noch in Frankreich, zu erhalten. Dagegen lehnte sich Alfrieds gesunder Geschäftsgeist auf. Er wolle sich die Sache überlegen, wenn der Umsatz seiner neuen Freunde erst einmal der Größe des Absatzgebietes entsprechen würde, bis dahin behielt er sich freie Hand vor. Auf erneutes Drängen der Genfer Firma findet er rasch den sicheren Ton: „Uebrigens ist Ihnen hierüber mein Entschluß bekannt, nämlich das Geschäft dorten nicht früher ganz aus der Hand zu geben, bis ich es gehörig kenne.“ Damit ist sein Entschluß, Frankreich selbst bereisen zu lassen, schon gefaßt. Daß die Reisen das Geschäftskonto schwer belasten, daß an Hermanns Stelle ein Buchhalter erforderlich wird — der zweite Angestellte der jungen Fabrik —, daß der Gewinn den Werbekosten nur langsam folgt, das ist alles ebenso sicher wie lästig, ja zeitweilig bedrohlich, aber es macht Alfried keinen Augenblick in seinen Entschlüssen wankend. Auf seiner Bahn gibt es nur ein Vorwärtsschreiten, Stillstand ist schon Rückschritt, das sagt ihm die Erfahrung des Oheims, das sagt ihm auch sein eigener Instinkt. Durch die Garantie und das Auslandgeschäft wird die Spannung zwischen den Betriebsausgaben und den spät eingehenden Zahlungen vergrößert — das ist ein Grund mehr, sich flüssiger Mittel zu verschern, aber niemals ein Grund, auf Geschäfte und Geschäftsausdehnung zu verzichten.

Inzwischen nur Aufträge, immer neue Aufträge! Schon regt die Dampfmaschine, das Herz der wachsenden Fabrik, ihre blühenden Glieder. Noch sieht Alfried mit Bekümmernis ihre Kinderkrankheiten. Bei jedem Hub des schwingenden Balanciers biegen sich die hohen eisernen Mittelständer auseinander, man wird einen Unter dazwischen ziehen müssen. Der Schieber ist undicht und der Dampfverlust groß, aber die Kohlen sind ja wohlfeil, man wird es verschmerzen, bis Abhilfe geschaffen ist. Im ganzen überwiegen doch die Freude und der Stolz auf das Erreichte, der aus vielen Briefen spricht. Schwere Stirnräder kuppeln die Maschinenwelle mit der wuchtigen Hammerachse, neben der bereits, durch Räder getrieben, an dicken eichenen Stielen drei Schwanzhämmer klopfen. Ein merkwürdiges, in seiner Art damals wohl einziges Getriebe, Neuestes und Ältestes, die ehrwürdige Bauart jahrhundertalter Rechthämmer verschmolzen mit der



neuesten Triebkraft. Fort sind die Räder, die Schüden und das brausende, stiebende Wasser, fort die Unsicherheit und Abhängigkeit vom Wetter; zwischen dem schweren eichenen Dachgespärre hebt und neigt sich im wiegenden Takt der Riesenhebel des Balanciers, das eiserne Schwungrad zieht seine langsamen Kreise, über dem hohen Zylinder zischt leise der Dampf und die rollenden Triebräder spielen die Begleitung zu dem dröhnenden Takt der Hämmer. Nur der große 900 Pfund schwere Stirnhammer ist noch nicht fertig, bald stören kleine Fehler im Triebwerk, bald hemmt der wrack gegossene Ambostrog. Endlich, am 25. September, tut der Hammer, der fortan die dicksten Güsse bis auf den Kern schmieden soll, seinen ersten Schlag. Freilich hat man die Leistung der Maschine überschätzt, schon nach halbstündigem Betriebe sinkt der Dampfdruck im Kessel von 40 Pfund auf die Hälfte, man kann nur in kurzen Perioden schmieden, bis bessere Kolbendichtungen und zuletzt ein neuer Metallkolben den Fehler beheben. Inzwischen hat Krupp doch schon im August beträchtliche Stahlmengen aus seiner neuen Anlage zum Versand gebracht, darunter eine Lieferung an die Kaiserlich Russische Münze in Petersburg, die der russische Gesandte in Berlin vermittelt hat. Es ist die erste Sendung seines Hauses nach Rußland und der Anfang einer mehr als dreißigjährigen, an Ehre und Gewinn reichen Verbindung.

Im November sah Alfried den Oberpräsidenten von Bodenschwingh als Gast in seiner Fabrik. Freimütig besprach er mit dem verehrten Manne, den ebenso wie den Freiherrn von Vinde wirkliche innere Anteilnahme zu seinen Reisen durch die Provinz veranlaßte, seine wirtschaftliche Lage, die sich trotz der im wesentlichen vollendeten Neuanlagen gerade damals bedrohlich zuspitzte. Er verschwieg auch nicht seine Enttäuschung über die abfälligen Urtheile von Roelle und Heingmann, zu deren Kenntniß er auf so merkwürdige Weise gelangt war. Der Oberpräsident schien eine Wiederaufnahme des Besuches nicht für aussichtslos zu halten und Alfried schloß an seinen Besuch eine schriftliche Eingabe an, in der er unter nochmaliger Darlegung seiner Verhältnisse die Bitte um ein Staatsdarlehen wiederholte und die von Heingmann und Roelle erhobenen Bedenken niederzuschlagen suchte. Die Behauptung, daß die Unterstützung der Fabrik den staatlichen Grundsätzen widerspreche, fertigte er „eine derbere Widerlegung umgehend“, mit der Wendung ab: „Von den bekannten vom Staate ausgegangenen Unterstützungen mochte wohl nie Eine mehr Segen versprechen. Diesen aber in dem bezeichneten Maaße wahr zu machen, dazu werden wir Alles aufbieten und unsere Dankbarkeit soll darin bestehen.“ Dann sprach der Dreißigjährige ein kräftiges Wort für das Andenken seines Vaters, das er durch das Gutachten des Bergrates Heingmann verunglimpft sah: „Mein verstorbener Vater hat so lange mit aller möglichen Aufopferung seiner Körper- und Vermögenskräfte für das erzielte Aufkommen unserer Fabrik gearbeitet bis Krankheit, die größtentheils

durch seine Anstrengungen herbeigeführt war und Mangel an Mitteln in Verbindung mit der Nichterfüllung versprochener Unterstützungen aus Staatsmitteln ihn muthlos und unfähig machten. Die Verkenennung seiner (denn gewiß sind seine Unternehmungen, wenn auch nicht von der Mehrzahl, unbillig genug zu sehr nach dem Ende beurtheilt und geringer geschätzt, als sie es verdienten), der feste Wille bei Gewißheit der Möglichkeit, die irrige allgemeine Meinung zu widerlegen, daß in Deutschland durch Mangelhaftigkeit der Urstoffe keine Gußstahlfabrik zu Stande kommen könne und die Hoffnung, noch einmal einen geringen Antheil an dem höheren Standpunkte der vaterländischen Industrie zu haben, sind außer der Nothwendigkeit, Freiheit von erlebten bitteren Nahrungsorgen zu gewinnen, mir seit dem 16ten Jahre ein Sporn gewesen, ohne Scheu vor den angreifendsten Arbeiten, die ich wie der gemeinste Arbeiter besorgte, Tag und Nacht zu raffiniren, bis ich in Allem zu festen Sägen gelangt war und vor und nach mit dem fortschreitenden Steigen Leute anlernen konnte, die jetzt als tüchtige Meister ihre Posten versehen.“ Die eigenartige Plastik der Sprache, die Krupps spätere Schriftsätze trotz der Weiterschweifigkeit des Satzbaus so reizvoll und überzeugend macht, kommt in diesem Briefe an den Freiherrn von Bodelschwingh stärker als bisher zum Ausdruck, jetzt noch verschönt durch den unerschütterten Glauben an die Allmacht des Sittlichen, den in seinen späteren Jahren eine Kette schwerer Enttäuschungen nach und nach verdunkelte. — Auch diesmal wurde sein frommer Glaube getäuscht. Schon Anfang Dezember theilte der Oberpräsident Alfried mit, daß er sich „bei der vorliegenden bestimmten Entscheidung der hohen Ministerien“ nicht in der Lage sehe einzugreifen.

Die finanzielle Lage der Fabrik war inzwischen bedenklich geworden. Alfried versuchte im Februar 1836 ein Darlehen von dem Bergrat Heinzmann zu erhalten, er müsse „augenblicklich 4—5000 Thaler engagieren“, läßt aber durchblicken, daß ihm schon mit 1500 Thaler für den Augenblick gedient sei und er alle sonstigen Quellen erschöpft habe. Der Schritt scheint trotz der angebotenen Bürgschaft v. Müllers erfolglos geblieben zu sein, ebenso ein Versuch, aus der Ruhrschiffahrtskasse durch Vermittlung des Freiherrn von Vincke ein Darlehen zu erhalten. Auch diesmal ging eine persönliche Aussprache vorher. Der westfälische Oberpräsident v. Vincke besuchte, ebenso wie v. Bodelschwingh, bei einer Durchreise die Gußstahlfabrik, die als die einzige Preußens damals schon einen gewissen Ruf genoß, und Alfried zog ihn über seine wirtschaftlichen Nöthe ins Vertrauen. Auch Vincke brachte ihm Teilnahme entgegen und scheint ihn auf die Ruhrschiffahrtskasse aufmerksam gemacht zu haben. Einen Erfolg hatte auch dieser Schritt nicht.

Dabei stand der Termin für die Restzahlung der Dampfmaschine vor der Tür und anderweite Deckung war nirgend in Aussicht. Sich zu entschuldigen, drückte empfindlich auf Krupps Stolz, es war aber auch geschäftlich unbequem, denn manche



Mängel und Fehler der Maschine standen noch zur Erörterung und seine Stellung in diesen Dingen wurde geschwächt, wenn er in Geldfragen Rücksicht beanspruchte. „Jemanden anzusprechen, ohne der Bereitwilligkeit sicher zu sein, ist eine empfindliche Sache, die man umso mehr denn gern vermeidet, wenn man sich einmal soweit ohne anderer Leute Hilfe aus dem Staube erhoben hat.“ Kompromisse, für einen Geist seines Schlages der widrigste Entschluß — der Mangel an flüssigem Kapital drängte sie ihm immer wieder auf. Immer das Notwendige, das Richtige zu sehen, ohne es tun zu können, sichtbaren Fehlern nicht mit dem voll erkannten Rüstzeug der Technik begegnen zu können, weil der Schuh auch noch anderswo drückte, welche Pein für einen Charakter von unbeugsamer Redlichkeit gegen sein eigenes Ziel!

Dieses Ziel aber steht fest, Anfechtungen aller Art, Geldklemmen, Vorwürfe, Mißlingen, Enttäuschungen können ihm Sorgen bereiten, schlaflose Nächte, Krankheit und tiefe seelische Depressionen, seinen Willen können sie nicht beugen. Im engsten Kreise gibt er sich vielleicht einmal einem Ausbruch der Mißstimmung hin, wenn sich die Schwierigkeiten ohne Ende türmen, dann richtet man sich gegenseitig auf. „Nur Mut, schreibt ihm Hermann von seiner Reise im Sommer 1836, nur Mut lieber Alfried und ein bißel Nachdenken, dann wird alles schon gehen; ich denke in Deinem nächsten Briefe werde ich sehen, daß Du das Ding nicht mehr für so gefährlich hältst, und ich hoffe, daß mein Sein in Nürnberg, Schwabach, Roth & Weißenburg noch die guten Früchte tragen wird, die ich davon erwartet habe, und die mich so fröhlich stimmten.“ Aber nach außen dringt von solchen Stimmungen nichts, und Alfrieds Entschlußkraft bleibt ungebeugt. In den verzweifeltsten Lagen dieser ersten Jahre nach der Erweiterung der Fabrik denkt er nur an Vermehrung, nicht einen Augenblick an Beschränkung seiner Aufgaben. Die Arbeiter, deren Löhnung von Woche zu Woche drückender lastet — nie kommt ihm der Gedanke an Verminderung ihrer Zahl, im Gegenteile hofft er sie binnen kurzem von fünfzig auf siebzig zu vermehren. Das Bauen, Planen und Konstruieren nimmt kein Ende, abgelehnt wird nur, was nicht streng zur Förderung der nächstliegenden Aufgaben gehört, für fernliegende Ziele im Sinne seines Vaters hat er jetzt keine Zeit.

Vorläufig wird mit allen Kräften an der Verbesserung der Walzmaschinen gearbeitet, auf diesem Felde will er alles Bestehende schlagen. Jede auf den Geschäftsreisen erspähte Verbesserung wird geprüft und eingeführt, im Triebwerk, in der Präzision der Walzenherstellung, der Sauberkeit der Gestelle. Bei dem Mechaniker Manhard in München hat Alfried eine Raderschneidmaschine gesehen, er will unbedingt eine gleiche besitzen, um seine Zahnräder selbst aus Schmiedeeisen zu fräsen. Eine Bestellung bei Manhard führt nicht zum Ziel, Alfried konstruiert sich eine Maschine und verschmäht dabei nicht die Hilfe seiner

geschicktesten Schlosser. In einer eigenhändigen Skizze zu einem Supportteil der Maschine findet sich gewissenhaft vermerkt: „Idee von Hülsmann.“ Drehbänke, Bohrmaschinen und große Schleifsteine zur Bearbeitung harter Walzen werden aufgebaut, die Werkstätten wachsen im Sturmtempo, jeder eingehende Taler wird zu Eisen und Stahl. Osemund kann nicht genug herankommen, besonders seit der große Hammer arbeitet. Infolge der mangelhaften Maschine, die sich als ein fürchterlicher Kohlenfresser entpuppt, braucht man doppelt soviel Brennstoff als vorausgesehen; ist das auch bei den billigen Kohlenpreisen der gegenüberliegenden Zeche kein Unglück, so dringt Krupp doch in Oberhausen energisch auf Abhilfe der Mängel, vor allem des undichten Kolbens. Immer sucht er dabei das gute Einvernehmen zu erhalten, merkt er aber, daß man ihn ein wenig von oben herab behandelt, zumal wenn er um Hinausschiebung von Zahlungsterminen bitten muß, so kann er auch rasch in den gereizten Ton seines Vaters verfallen: „Die erbetene Bewilligung eines Ausstandes für die Zahlung nehmen Sie aus dem Gesichtspunkt einer erbetenen Nachsicht; ich verstand darunter einigen Ersatz für die Verluste, die mich durch Schuld der Mangelhaftigkeit der Maschine, durch die Störungen des Hammerbetriebes und die verschwenderische Consumption an Kohlen betroffen haben.“ Er begleitet den Brief, dem es auch sonst nicht an Schärfe fehlt, mit einem kurzen Anschreiben an den Direktor Lueg, versichernd, daß er gern das Mögliche an Nachgiebigkeit in der Garantiefrage tun wolle, man möge aber auch bedenken, was sich noch mit seinem Verantwortungsgefühl für das von ihm geleitete Geschäft vereinigen lasse. Nach manchen Abhilfen hat dieselbe Dampfmaschine doch viele Jahrzehnte ihren Dienst getan, erst nach langjährigem Gebrauch ist sie in hohem Alter abgebaut und dem Deutschen Museum in München als eine ehrwürdige Zeugin heimischen Kunststetiges überwiesen worden.

Aus dem Sommer 1836 stammen folgende Einträge in Alfrieds Notiz- und Skizzenbuch, die ein Bild der damaligen Tätigkeit und Arbeitsverteilung geben. Regellos, wie ihm die Einfälle während der Arbeit oder in tagen Pausen kamen, sind sie in Eile aufs Papier geworfen.

„Schreiner Eckersfeld: Holz für die neue Schleiferei. Neue Formen und veränderte Schmelzerei mit den neuen Ziegeln.

Hermann: Hammer verpachten [der nach der Errichtung der neuen Fabrik für den Betrieb entbehrlich geworden war]. Fester Nachtwächter. Ueberfeld Feuerversicherung, eilt.

Alfr.: Großen Wärmofen verändern im Hammer, hinten ganz zumauern. Neuen Rohstahlhammer, 550 Pfund. Baumhof Früchte [ein seiner Großmutter gehöriges Gut bei Plettenberg, das in diesem Sommer verkauft wurde].



Hr. Speer: Raderschneidmaschine sämtliche Theile in Arbeit geben, die noch fehlen. Walzen bei Dinnendahl bestellen, Kästen gleich nach Sterkerath. Polierbänke, neue Trummelachsen dazu. Betrieb für die Trummelachsen der neuen Schleiferei. Die Vorrichtung mit zu verwechselnden Schleiffsteinen und Schmirgel-Zinkscheiben neben der Maschinenstube.

Herm.: Schwabacher Ringe [für Lahnwalzen] in den kleinen Ziegeln versuchen. Stahl dazu — härter wie sonst — egaler cementiren. Schwedisches Eisen nächstens cementiren. Zwei bis drei fertige gehärtete und geschliffene Triebräder als Muster für Herrn Thies Reise. — Holzkohlen: vorrat — Stahl mit Holzkohlen schmieden. Platz dafür — wo?

Eckersfeld: Neue Abtritte. Gerüst in der Steinkammer und hängendes Gerüst in der Ziegelskammer. Eine Kammer für den Nachtwächter. Kleines Thörchen am Hauptthor.

Alfr.: Hauptmünzamt Berlin schreiben. Manori schreiben. Nicol. Lendy, Brunn! Was bekommt Kusterholz denn jetzt? Dval: Drehbank [auch über eine Fräsbank wird nachgedacht]. Meister Schmit das Tapat, den Vorbau der Härtekammer. Röhr Altena Stahlkuchen. Wo und unter welchem Namen erhält man den besten steirischen Stahl in Kuchen? Das Haus in Hull befragen wegen Dannemora-Eisen erste Qualität aus Schweden wie Huntsman gebraucht."

So und ähnlich geht es viele Seiten lang. Die Schriftzüge spiegeln getreu den Wert wieder, den der Schreiber den einzelnen Notizen beimaß. Manches ist unterstrichen, mit der Wichtigkeit einzelner Bemerkungen wachsen auch die Buchstaben und wenn für Herrn Speer der Auftrag geschrieben wird: „Ziegel! Ziegel! hohe Zeit!!!“ so stürmen die Worte mit gewaltigen Lettern über das Papier.

Die Niederschrift zeigt auch, daß sich Alfried den Briefwechsel über wichtige Fragen ganz vorbehielt. Immer noch ist es neben der Beschaffung bester Rohstoffe, für die er schon nach Steiermark und Schweden Ausschau hält, der Absatz, der ihn am meisten beschäftigt. Zum erstenmal hat er einen eigenen Reisenden gewonnen, einen geschickten, sprachkundigen Mann, den Hermann auf seiner vorjährigen Reise kennengelernt und empfohlen hat. Während Hermann, der die meiste Zeit den Werkstätten widmen muß, die Kundschaft in den deutschen Staaten pflegt, ist der erste Reisende der Firma, Herr Thies, zur Fahrt nach Frankreich bestimmt und soll schon jetzt, die Zukunft im Auge, sich mit dem englischen und russischen Zolltarif befassen. In viele Geschäftsbriefe slicht Alfried selbst Fragen über Absatzgebiete, Zölle, Ausfuhrwege, Transporte und dergleichen ein, immer bereit, sich wegen verursachter Bemühungen höflichst zu entschuldigen, aber gleichwohl mit dem kategorischen Ersuchen um recht ausführliche Auskunft, denn er wünsche „sicher zu Werke zu gehen“. Seltsamer Zug eines weitschauenden Geistes in dem Jüngling,

der mit seinen Anstalten und Mitteln die Aufträge der Gegenwart kaum zu bewältigen weiß und dabei schon die Hand nach der halben Welt ausstreckt. Noch hat er den englischen Werkzeugstahl im eigenen Lande kaum merklich verdrängen können, und schon spricht er in mehr als einem Briefe die feste Überzeugung aus, daß bald England selbst zu seinem Absatzfelde gehören werde. Über eine Vertretung in Oesterreich wird im September 1836 ein Vertrag abgeschlossen, nachdem der Versuch Hermanns, als Reisender für Krupp'sche Erzeugnisse Eintritt in die österreichischen Staaten zu finden, an der Schwerfälligkeit des Wiener Verwaltungsapparates gescheitert ist — oder am bösen Willen: man darf nicht vergessen, welche Stimmung wenige Jahre nach der Begründung des Deutschen Zollvereins im österreichischen Ministerium gegen Preußen und seine Gewerbtätigkeit herrschte.

Im November 1836 sehen wir Alfried Krupp da wieder anknüpfen, wo er im Frühjahr bei seinen Versuchen zur Beschaffung von Betriebsmitteln stecken geblieben war. Er wandte sich diesmal an den weitbekannten und im Mittelpunkt der auflebenden Industrie der Gegend stehenden Rentmeister Voß in Steele, der auch am Bau der ersten Bahnen beteiligt war und mit dem Freiherrn von Vincke auf gutem Fuße stand. Krupp schrieb, er habe sich, da er die von der Ruhrschiffahrtskasse geforderte Sicherheit nicht geben könne, geschaut, an den Oberpräsidenten nochmals heranzutreten und es vorgezogen, unter gemäßigttem Fortarbeiten die Zeit abzuwarten, wo er mit den erworbenen Mitteln die größeren Erweiterungen vornehmen könnte. „Inzwischen haben sich doch so günstige Resultate ergeben, daß es nur zu wünschenswerth wäre, die Thätigkeit baldmöglichst verdoppeln zu können. Bis nach Amerika sind im Laufe dieses Jahres Sendungen gegangen, aus Frankreich, wo dahingegangene Probefendungen auf's Äußerste entsprachen, erhielt ich zur Ausdehnung der Geschäftsverbindung dahin alle Aufmunterung, so daß schon in 8 Tagen ein Reisender dahin abgehen wird. Wahrscheinlich werde ich binnen  $\frac{1}{2}$  Jahr auch Rußland und selbst England bereisen lassen . . . Ich stehe nun wieder in dem Fall, einen vermehrten Geschäftsfonds nützlich anwenden zu können, und da ich von keiner Seite mir die Bereitwilligkeit versprechen kann, die d. Hr. Ober-Präsident v. Vincke aus Gunst für die Industrie des Vaterlandes dazu haben möchte, so erlaube ich mir, mich an Sie mit der Bitte um Ihre gefällige Vermittelung ergebenst zu wenden.“

Wir besitzen die Antwort nicht, aber der Versuch wird genau so vergeblich geblieben sein wie die früheren. Mit immer den gleichen Mitteln, durch äußerste Anspannung des Kredits, durch Verkauf und Verpfändung der letzten Trümmer des großmütterlichen Grundbesitzes, durch kleine Anleihen bei den Verwandten und Essener Freunden und gelegentliches Eingreifen von Müllers, vor allem durch Aufopferung jedes eingenommenen Talers, hilft er sich selbst und trägt die Last dieser Jahre, die ebenso schwer als erfolgreich sind.



## Nach England

Mit einem Umsatz von 23 000 Talern, mehr als das Doppelte des vorigen, ging Krupp aus dem heißen Arbeitsjahr 1836 heraus. Er hatte achtzig Arbeiter, viele davon immer noch mit Bauen beschäftigt, er hatte Aufträge für geraume Zeit. Die schwierigsten Versuche waren gelungen, auch die Lahnwalzenfabrikation stand auf festen Füßen; 30 000 Taler waren neu in Bauten und Maschinen angelegt, die Ernte konnte beginnen. Thies und Hermann Krupp, unermüdlich und scharfsinnig im Dienst der Firma, bereisten den Kontinent zwischen Wien und Paris, Berlin und Amsterdam und brachten gute Aufträge mit. Moritz Thies, der nach kurzer Zeit ganz zur Familie gehört, bei Krupps wohnt und speist, erweist sich unschätzbar. Er erschließt der Fabrik den französischen Markt, erobert die Schweiz zum zweiten Male und kommt im April 1837 mit reichen Aufträgen zurück. Dann geht er nach Wien, für ihn gibt es weder Paß, noch Zollschwierigkeiten, und wo er nicht viel erreicht, bricht er wenigstens verschlossene Tore auf. Selbst für Alfred, der selten lobt, ist Thies „der in allem Erfahrene“. Den Winter 1837/38 bringt er in Paris, Lyon und der Schweiz zu, das Frühjahr in Süddeutschland, im Sommer rüstet er zu seiner größten, zu seiner letzten Reise, nach Rußland, wo die bisherige Vertretung fast nichts erreichen kann. Es kommt vor, daß von den vier leitenden Männern drei gleichzeitig auf Reisen sind, und der Erfolg bleibt nicht aus.

Wohl entbehrt man in der Familie noch jeden Komfort, der Bedarf der Fabrik ist immer noch ein ewig geöffneter Rachen, aber die Mittel zur Führung eines anständig bürgerlichen Haushaltes sind wieder gesichert, und nach außen gehört man wieder ganz zur „Gesellschaft“. Einige Pferde stehen im Stall, ein gutes Reitpferd mit Sattelzeug wird für erhebliche Kosten angeschafft, im Herbst 1836 macht Alfred seine letzte zwölfwältige Reise ins Bergische auf einem gemieteten Gaul. Dann folgt ein Wagen mit neuem Geschirr, der sofort von Alfred und seiner Mutter für eine Reise nach Metternich in Anspruch genommen wird. Auch für Erholung und Gesundheit kann mehr verwendet werden, die Mutter weilt hin und wieder im Bade, und das Wägelchen führt die achtzigjährige Großmutter, die jetzt wieder bei ihrer Schwiegertochter auf der Fabrik wohnt, täglich bei freundschaftlichem Wetter ins Freie. Ist Krupp mit dem Erfolg seiner zehnjährigen Arbeit zufrieden?

Er wird sich selbst darüber kaum Rechenschaft gegeben haben. Sein Sinn stand immer auf andere Dinge gerichtet als auf Zufriedenheit. Zufriedenheit — vielleicht hat er sie hier und da einmal gesehen, in Stunden der Ermüdung, wie man eine am Weg blühende Blume sieht — sehnstüchtig und zerstreut. Jetzt hat er anderes zu denken. Er hat nicht mehr für acht Menschen zu sorgen, sondern

für achtzig, und wenn heute der Schornstein raucht und die Aufträge fließen, wie mag es im nächsten Jahre sein? Und wenn wirklich Hermann und Herr Thies Bestellungen hereinholen, mehr, noch viel mehr als bisher — wird man sie dann mit den wenigen Maschinen, den Leuten, den Schmiedefeuern und Schmelzöfen ausführen können? Und während sich in seine glatte weiße Stirn senkrecht über der Nasenwurzel die ersten feinen Linien graben, während seine Haltung von dem häufigen Reiten straffer und bewußter wird, suchen die Augen, diese merkwürdig ungleichen Augen, von denen das rechte viel größer ist, immer irgendein Ziel in der Ferne, ein Ziel, von dem die anderen nichts wissen.

Von den kleinsten Dingen des Geschäfts hat sich Alfried Krupp frei gemacht. Um Amboss, in der Ziegeltammer braucht er nicht mehr zu stehen, nur die Sorge bewegt ihn noch, ob die angelernten Leute ohne seine ständige Aufsicht ihren Aufgaben gewachsen sind. Das treibt ihn täglich und nächtlich durch die Fabrik, denn auch des Nachts wird häufig am Zementierofen gearbeitet. Sie sind ihrer immer noch wenig an leitenden Kräften. Hermann, sonst der eifrigste im Schmelzban und von unbestechlicher Gewissenhaftigkeit, ist zuviel abwesend; Rüdorf ein tüchtiger Ingenieur an dem Pläze Speers, aber noch neu im Betriebe; Becker, der Buchhalter, tüchtig und sprachgewandt, aber wie Hermann zu oft auf Reisen, und die paar Vorarbeiter aus Alfrieds Schule, verläßlich und treu, aber noch ohne die volle Autorität den Kameraden gegenüber, mit denen sie am gleichen Pläze standen. Im Durchschnitt sind es doch tüchtige Leute und grobe Fehler sind selten. Wer träge ist oder absichtlich Schaden tut, den kennt man bald und setzt ihn auf die schwarze Liste. „Altemüller, heißt es im geheimen Tagebuch, ist nicht ächt, Lucas plump, Kreitzkamp und Kaiser sind dumm, Wigelius ein Augendiener, Buch ist noch näher zu prüfen.“ Bei nächster Gelegenheit heißt es von solchen Leuten: „Chassé“. Nur an einer Stelle waltet Alfried immer noch selbst, in der von Geheimnissen umhüllten Härtetammer. Krupps Erfolge haben mehr als einen Konkurrenten auf den Plan gelockt und es hat in den letzten Jahren nicht an Versuchen gefehlt, Arbeiter aus der Fabrik nach fremden Werkstätten zu ziehen. Krupps Bemühungen, zur Vereidigung seiner Arbeiter die behördliche Genehmigung zu erhalten, sind abgelehnt worden, was in einem liberal geleiteten, auf Verbreitung der mechanischen Künste gerichteten Staate nicht anders möglich war. Hier und da ist Verrat der sorgsam gehüteten Geheimnisse nachgewiesen und Alfried selbst hat in den ersten Jahren mit offenerherzigen Mitteilungen an Fachgenossen nicht gekargt. Eins wenigstens, die Technik des Härtens, wie er sie in zehn schweren Jahren unter Opfern erlernt, will er unbedingt hüten. Einem Kunden, der unter Verufung auf eine verunglückte Walze genaue Anweisungen für ihre Herstellung verlangt, schlägt er das ab: er glaubt gern, „daß Ihrem Abnehmer eine Walze beim Härten gesprungen ist, und sollte es mich wundern, wenn die andere im



Gebrauch die gehörige Härte und Stärke vereinigte . . . Bei den großen Anlagen, die ich, nur auf die Fabrikation von Walzen berechnet, in den letzten Jahren gemacht habe, kann es nur meine größte Sorge sein, alle erlangte Vortheile, wozu auch die Kenntniß der eigenthümlichen Härtmethode gehört, streng als Geheimniß zu bewahren, und mir dadurch eine Erndte zu sichern“. Seine schwer erkaupte Geschicklichkeit bleibt ihm also allein. Dem Berliner Geschäftsfreund Bollgold, der Krupps Walzen auf der Leipziger Messe verkauft, theilt er mit, daß er sie schon bis  $5\frac{1}{2}$  Zoll Durchmesser bei 16 Zoll Länge gehärtet hat. Das macht ihm kein Mensch in jenen Jahren nach. Selbst die Maschinenfabriken, die Werkzeuge und Maschinenteile aus Ziegelstahl machen, bleiben ihm verpflichtet, solange er diese Kunst wie kein zweiter beherrscht. So ist die Härtekammer das Allerheiligste im Bereiche der Kruppschen Fabrik geworden, ist es noch lange Jahre geblieben, als Krupps Fuß sie nur noch selten betrat. Sonderbare, geheimnisvolle Apparate, den erfahrensten Praktikern in Nord und Süd abgeliefert und bei ihm bis zur höchsten Leistung vervollkommenet. Riesige Wasserbehälter mit eigenthümlichen Ausflußventilen, die über das glühend gemachte Stück das kalte Wasser in heftigen Strahlen rauschen lassen, wenn man sie öffnet. Berieselung von oben und von unten, von allen Seiten oder in feinsten energischen Strahlen an beliebigen Stellen. Ofen und Wärmvorrichtungen, in denen das glühende Stück wie ein rohes Ei behandelt wird, tagelang langsam erwärmt, in kohlehaltige Substanzen eingepackt und bis zur Abkühlung wieder mit unglaublicher Vorsicht behandelt. Hüllen, Lehm, Röhren und Behälter von jeder Form und Größe, Bäder, warmes, heißes, kaltes Wasser, das ganze Arsenal der Wärmebehandlung des Stahles, ohne jedwede Theorie, aber aus dem unverstehbaren Born einer Praxis genährt, die unter grausamen Opfern — die Beweise liegen in den Ecken der Kammer — erworben ist. Bierhaus, der getreueste der alten Garde, war der erste Genosse Alfrieds in den Stunden der heimlichen — in doppeltem Sinne atemraubenden — Arbeit in diesem Zimmer, wo es um Gelingen oder Verderb ging. Später folgte ihm Borgmann, den bei einsamer Arbeit zwischen den Ofen und Abdüsten ein grausamer Durst befiel, von seinem Herrn beklagt, aber verstanden und wegen seiner instinktstärkeren Kunst geschätzt. Ja, er wurde, wie die Sage geht, von Krupp nach England geschickt, um die dort heimischen Kunstgriffe der Stahlhärtung zu erlernen. Den amtlich verbotenen Eid hatte Wilhelm Borgmann seinem Herrn auf seine Ehre geschworen, er hat ihn treu gehalten und wurde von Krupp nicht nur bei Lebzeiten durch hohen Lohn und Geschenkscheine entschädigt, auch der Familie bewies Alfried nach dem Tode des Meisters seine Dankbarkeit. Er wollte auch Borgmanns Sohn als Nachfolger in die Härtekammer einziehen lassen, aber Borgmann junior war als Knabe zu oft bei seinem Vater in der dampferfüllten Kammer gewesen und man brachte ihn als Meister nicht hinein. Nach

seiner Erinnerung wissen wir ziemlich genau, wie es dort ausgesehen hat, kennen die großen, aus einem besonderen Brunnen immer nachlaufenden Wasserbehälter, die eisernen Kästen mit dem geheimnisvollen Öl, das „fünf unbekannte Zutaten“ enthielt und nachts in großen Kesseln von Borgmann gekocht wurde, nachdem zwei dienende Geister den feuergefährlichen Behälter auf die Glut gehoben hatten. Es war immer noch eine romantische Sache um die Technik der vierziger und fünfziger Jahre. — Eine zweite Geheimwerkstatt war die Walzenpolierstube im dritten Geschos einer alten Dreherei, wo Bierhaus bis an sein Lebensende waltete. Wie zufällig verirrt sich eine verlorene Transmission in den einzelnen Bodenraum, in den niemand außer Krupp und den ältesten Meistern Zutritt hatte. Krupp hat einen seiner jungen Freunde — man mußte sehr jung oder in technischen Dingen sehr harmlos sein, wenn man hier hineinschauen durfte — einmal in die Kammer geführt, wo die Gold- und Lahnwalzen poliert wurden, und es war für den Knaben ein unvergeßliches Erlebnis.

„Zum Schluß ging es in ein altes Drehereigebäude und bis ins Dachgeschos hinauf. Eine Tür in einem Holzverschlag. — Ein Klingelzug. — Krupp läutete energisch und stellte sich hinter die Tür. Durch ein Guckloch schaut ein ganz alter Arbeiter heraus, der mich, die Pforte öffnend, als unverschämten Jungen abkanzelt, bis lachend der Chef erscheint und wir alle drei den öden Dachraum betreten, in welchem sich Krupp eingehend und plattdeutsch mit seinem ältesten Arbeiter unterhält. Hier ging, streng geheim gehalten, das Schleifen und die Politur der „Eißeistahl-Goldwalzen“ vor sich, welche Krupp fast noch als Knabe, aber schon Chef der kleinen vom Vater ererbten Fabrik erfunden, die dem bisherigen englischen Fabrikat den Rang abliefen und heute noch konkurrenzlos sein sollen.“

Von dem Stolz Krupps auf dies sein erstes hochwertiges Erzeugnis erzählen auch andere Zeitgenossen. Der Landgerichtskammerpräsident Schorn, der mit Krupp viele Jahre verkehrte und als alter Herr seine Lebenserinnerungen schrieb, hat bei ihrer ersten Begegnung auch die Bekanntschaft der Goldwalzen gemacht.

„Als ich Krupp kennenlernte, bot er — tätig in der Fabrik, fleißig als Reisender für das Geschäft, fortwährend nachdenkend auf Erweiterung und neue Erfindungen — das Bild eines Mannes, der gelernt hat, auf eigenen Füßen zu stehen. Seine hauptsächlichste Fabrikation bestand damals in Münzstempeln und Stahlwalzen für Goldschmiede in kleiner, wenig ausgedehnter Werkstätte mit einer einzigen Dampfmaschine und mit wenigen, alten und treuen Arbeitern. Für diese beiden Artikel war, wie er selbstbewußt sagte, die ganze Welt ihm tributär und gezwungen, dafür Preise zu bezahlen, welche für sich allein im Stande waren, den Bestand und Betrieb der Fabrik aufrechtzuhalten. Solche Münzstempel in rohem Zustande lagen, wie mir vorschwebt,



in unregelmäßigen Haufen und anscheinend ungezählt in einer Ecke eines kleinen Magazins, und eine Anzahl spiegelblank polierter kleiner Stahlwalzen, auf die Krupp mit besonderem Stolge hinwies, standen auf einem langen Tische eines benachbarten Zimmers.“

So sieht es um 1837, um 1840 in der Fabrik aus, so erscheint Krupp den Besuchern dieser, der nächsten Jahre. Daß er innerlich nicht die überlegene Ruhe besitzt, die er anderen zeigte, wurde schon gesagt. Wohl sieht er mit Stolz die wachsende Sicherheit in der Fabrikation, auf der sein Ruf beruht. — In seinem Reisetagebuch stehen die Worte: „Nie schmeicheln oder um Bestellung bitten.“ Ein Brief sagt: „Das einmal erworbene Renommé zu behaupten ist mein Hauptaugenmerk und wohlfeil Ineinanderzusehen nicht mein Prinzip.“ Gegen unberechnigte Mörgelei wird er von Jahr zu Jahr empfindlicher und einem „Chicaneur“ schreibt er ins Stammbuch, er möge die gelieferte Maschine von Sachkennern besehen lassen, um sie besser zu würdigen. — Aber er weiß, daß Unglück nicht schläft und ein unbewachter Augenblick fast Vollenendetes verderben kann. Hier und da, wie ein Blitz aus helterm Himmel, kommt immer noch die Botschaft von einer mißratenen Walze, einer verunglückten Stempelsendung, und so selten sich das ereignet, ihm fährt es jedesmal wie ein kalter Schlag durch die Glieder. Die unbedingte Garantie ist der Anker, an dem er sich hält, alles bietet er auf, geschehenes Unglück begraben sein zu lassen, mißratene Kinder seiner Fabrik aus den Händen seiner Kundschaft zu ziehen. „Um keinen Preis möchte ich es haben, daß sonst Jemand dies hörte.“ Beruhigt steht er inzwischen an dem wachsenden Kreise der Besteller, daß seine Ware die der Konkurrenz übertrifft. Stempel gehen durch Vermittlung der holländischen Münze nach Ostindien, nach Brasilien werden die ersten gravierten Walzen für geprägte Muster verkauft. Auch die österreichische Regierung läßt für ihre staatlichen Werke Probewalzen kommen, deren Güte anerkannt wird. Thies hat nach vergeblicher schriftlicher Werbung ihre Bestellung durchgesetzt. In Frankreich können weder Schutzzölle noch Grenzwierigkeiten die Einfuhr verhindern. Die Einfuhr loser Walzen ist verboten, man fertigt Mustergestelle und läßt sie mit eingelegten neuen Walzen als „Maschinen“ ständig hinein-, mit nachzuschleifenden wieder ausgehen. Selbst der Absatz in Gerberwerkzeugen, für die Bilanz schon unwesentlich geworden, hebt sich noch, Stahl für Draht- und Nadelfabrikation wird schon ansehnlich verkauft, und doch — im Innern muß sich Krupp gestehen, daß der Zweck, den er mit der Anlage der Dampfhammer erreichen wollte, so fern ist wie je. Wie kann er befriedigt sein?

England, das die Weltmeisterschaft in den Gewerben besitzt, England, vor dem sie alle, auch Beuth, auch Harkort, anbetend stehen — Krupp wollte es auf einem einzigen Felde, im Ziegel- und Werkzeugstahl, vom deutschen Boden treiben, ja er wollte es auf dem Kontinent schlagen, wie sein Vater die Hoffnung hatte es

zu tun, als Napoleon das Festland beherrschte. Und von diesem Ziel ist er so weit entfernt wie je. Da brennt eine Wunde. Und Alfred Krupp macht sich selbst keinen Dunst vor, im Gegenteil, er ist ehrlich genug, in dieser Wunde zu suchen, bis er auf den Grund des Übels kommt. Die eine Ursache kennt er längst, es sind die fehlenden laufenden Mittel. Er hat in drei Jahren alles, was er leihen, verbieten, sparen konnte, in die Erweiterung der Fabrik gesteckt. Hätte der Staat oder die Ruhrschiffahrtskasse ein übriges getan, so wäre wohl auch noch das Walzwerk entstanden, das er braucht, um den dünnen wohlfeilen Werkzeugstahl zu strecken, in dem ihm der Engländer überlegen ist.

Ob das an der Entwicklung etwas geändert hätte? Der Herstellung von starkem Werkzeugstahl auf dem eigenen Hammer stand nichts mehr im Wege, aber der Verkauf hielt mit den Erwartungen gar nicht Schritt, und von seinen Freunden in Brünninghausen mußte sich Krupp daran erinnern lassen, daß sie sich auf erheblich größere Lieferungen für ihn eingerichtet hätten. Er weist sie darauf hin, daß immer noch die Beschaffenheit des Eisens einem flotten Absatz im Wege steht, aber sich selbst muß er gestehen, der englische Wettbewerb ist doch schwerer zu schlagen, als er gedacht. Durch Überlegenheit in der Güte könnte man vielleicht den Erfolg erzwingen, aber der Engländer hat, allem Anschein nach, die besseren Rohstoffe. Das deutsche Osmund Eisen erreicht kaum noch die früher gewohnte Güte. An Mahnungen läßt Alfred es nicht fehlen. Viele Briefe aus jenen Jahren lassen erkennen, wie sicher er die Forderungen an ein gutes Eisen bezeichnet, wie scharf die Kontrolle und die Proben sind: „Wenn man ein Stück auf 1 Zoll Länge spaltet, so muß es sich in ein und derselben Wärme nach beiden Seiten scharf um- und wieder zurückbiegen lassen. Bei früheren Sendungen hat dies gegangen; warum ich aber jetzt schlechteres Eisen bekomme, begreife ich nicht.“ Bald darauf: „Zwischen circa 50 Stangen von früheren bis zu der letzten Sendung habe ich glühend und kalt Vergleiche angestellt. Wenn nicht das rohe Material von einer Hütte bessern Osmund liefert als von der anderen [es war Siegerländer Eisen] und Sie nicht verschiedene durcheinander verarbeiten lassen, so kann die Verschiedenheit in der Qualität der Stäbe nur von einer abwechselnd richtigen oder unrichtigen Behandlung im Feuer herrühren.“ Im Anschluß daran spricht er die Absicht aus, bald nach Brünninghausen zu reiten, um Notwendiges weiter zu besprechen. Selten verraten die Briefe Ungeduld, nie werden sie schroff. Die Achtung vor den Brüdern Brünninghaus überwiegt den oftmaligen Ärger. Brünninghaus wird solche Mahnbrieve nicht übelgenommen haben. Auch für ihn war die Verbindung mit Krupp von beträchtlichem Nutzen. Der Osmundabsatz, der gerade damals unter dem Wettbewerb des Puddel Eisens zu sinken begann, war für die Hämmer der Brünninghaus eine Lebensfrage. Die Versorgung der Drahtwerke, die Lieferungen für Schneidwaren, Flintenläufe usw. hatten andere, billigere Verfahren an sich



gerissen. An der großen Umstellung der Stahlindustrie sich zu beteiligen, waren die Brüninghaus entweder zu wenig Techniker oder nicht unternehmend genug, um so erwünschter war ihnen die Abnahme für die Gußstahlfabrikation. Krupp banden umgekehrt die starken bei Brüninghaus aufgelaufenen Verpflichtungen. Im Januar 1837 sagt eine Notiz im Kopierbuche: „Beim Hiersein des Herrn Joh. Casp. Brüninghaus ist die Übereinkunft getroffen, daß am 1. Febr. auf die bestehende Schuld 1000 Thaler und alle 3 Monate wieder 1000 Thaler abgetragen werden sollen, was aber am 1. Febr. noch nicht verfallen ist, wird wie alles Folgende am Verfall bezahlt.“ Mit einem geduldigen Gläubiger läßt sich schwer rechten. Zeitweilig dachte Krupp an eine Vereinigung beider Firmen, und bei jenem Besuche Brüninghaus' wird man davon geredet haben. Für Krupp wäre ein solcher Schritt bei seiner vom Vater ererbten Abneigung gegen Bindungen ein beträchtliches Opfer gewesen, er hätte ihn aber dauernd der Sorge um die Eisenbezüge entledigt und in den Mitbesitz des langersehnten Walzwerks gebracht. Brüninghaus lehnte damals ab, was er später vielleicht bedauert hat. In der Denkschrift zum dreihundertfünfzigjährigen Bestehen der Stahlwerke Brüninghaus heißt es darüber: „Wer vermag heute die Gedanken zu ergründen, die sie veranlaßten, das Anerbieten eines Mannes abzulehnen, mit dem die freundschaftlichsten Beziehungen sie verbanden? War es der Mangel an technischer Ausbildung? War es der Stolz eines alten, hodenständigen Geschlechts, dem für seine Selbstständigkeit bangte und das vielleicht vor dem Gedanken zurückschröckte, die Jahrhunderte alte Heimat verlassen zu müssen, oder war es lediglich die Kränklichkeit von Johann Caspar Brüninghaus, die es ihm zur Unmöglichkeit machte, einen so weittragenden und verantwortungsvollen Entschluß zu fassen?“ Wie dem nun sein mochte, Krupp blieb auch mit diesem Versuch, sich zu helfen, allein.

Seit 1836 bemühte er sich anhaltend um schwedisches Eisen, von dem er wußte, daß es den englischen Gußstahlwerken ausschließlich als Rohstoff diente. Davon erhoffte er einen technischen Fortschritt. Ein Brief an ein Stockholmer Haus enthält die Bitte um Proben der Eisensorten, die die Fabriken in Sheffield verarbeiteten. Aber der Erfolg blieb aus, das schwedische Haus konnte oder — wollte dem Außenseiter nicht liefern. Krupp wandte sich an ein großes englisches Geschäft, Sykes & Sons in Hull, denen er gleichzeitig mit dem Ersuchen um Eisenproben, wie die englischen Fabrikanten sie verarbeiteten, das Angebot einer Vertretung der Kruppschen Erzeugnisse übermacht. Das Schreiben wurde ausweichend beantwortet, auf einen zweiten Brief erklärte der Engländer, daß auf Bestellungen von der Geringsfügigkeit der seinigen kein Wert gelegt werde. Man muß die Geringschätzung kennen, mit der damals die erwachende preussische Gewerbetätigkeit in England noch betrachtet wurde, trotzdem mag an der Ablehnung auch das britische Nationalgefühl beteiligt gewesen sein, das deutschem Wett-

bewerb die Wege nicht ebnen wollte, ein Grundsatz, der auf deutscher Seite so ganz fehlte.

Krupps Absichten wurden natürlich durch die Ablehnung befestigt. Es hatte vielleicht nur einer so schönen Zurückweisung bedurft, um ihn zu dem Entschluß zu bringen, persönlich in England zu holen, was er brauchte. Er war sich darüber klar, daß seinem an sich vorzüglichen Ziegelstahl für die Verarbeitung zu Werkzeugen irgendein Fehler anhaftete, der im Rohstoff, nicht in der Verarbeitung wurzelte. Wirklich schrieb er später aus England an seinen Bruder Hermann: „Wie werden wir aus Brünninghaus' Eisen das anfertigen, was die Engländer aus dem besten schwedischen!“ Was blieb also schließlich übrig, als den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen, als in England das englische Geheimnis zu ergründen?

Zunächst war Alfred unabhkömmlich, zu viele und zu wichtige Dinge hatte er eingeleitet, um sich jetzt davon zu entfernen. Und wenn er selbst ging, so wollte er ganze Arbeit machen, sich an einen kurzen Besuch nicht binden. So wurde zuerst im Februar 1837 Hermann nach England gesandt, wo er einige Wochen weilte — aber ohne Erfolg zurückkam.

Nach England! Das wurde in diesen Jahren der eine Pol, um den Alfreds Wünsche und Gedanken kreisten. Der zweite die Erkenntnis, daß er sein nächstes Ziel um so mehr in hochwertigen Erzeugnissen suchen müsse, je länger ihm das ersehnte Massenprodukt versagt blieb. Er mußte bei seinen Stempeln, seinen Walzen bleiben! Die Gewißheit, daß der industrielle Fortschritt selten Sache des freien Willens und Genies ist, daß er Schritt für Schritt dem Zusammenhange eiserner Notwendigkeiten folgt, springt in der Entwicklungsgeschichte der Kruppschen Unternehmung hundertmal ins Auge, wenn auch nicht immer so deutlich wie an dieser Stelle. Krupp selbst faßt die Zwangslage, in der er sich damals befand, in einem Briefe an Brünninghaus in unwiderleglicher Kürze zusammen: „Hinsichtlich des einstweilen verminderten Verbrauchs an Osmund, bemerke ich Ihnen vertraulich, daß ich, nachdem Sie es nicht für gut fanden meine Ihnen im vergangenen Jahre gemachte Offerte [der Teilhaberschaft] anzunehmen, die Fabrication der fertigen Artikel, an denen noch die Kunst belohnt wird, nach Möglichkeit forcirt habe.“ Er hätte noch sagen können, daß ihn ein zweiter Grund auf der betretenen Bahn vorwärtstrieb: die Notwendigkeit, der Industrie zu beweisen, was sich bei richtiger Behandlung aus dem Ziegelstahl machen ließ. Er ahnte damals nicht, daß ihn die gleiche Notwendigkeit durch sein ganzes Leben verfolgen und ihn, den größten Gußstahlerzeuger der Welt, für immer auf dem Wege des Erfinders, des Konstrukteurs, des Fabrikanten festhalten würde. Auch da standen hinter seinem Schaffen Notwendigkeiten, deren Tragweite er damals noch nicht begriff.



Nach England! Ein ganzes Jahr noch steht vor dem Wunsche dieses Unternehmens eine unübersteigbare Mauer, aber es ist schwer zu schildern, in welchem Maße Krupps Tun und Denken während dieses ganzen Jahres, vom Sommer 1837 bis 1838, durch dieses Ziel beherrscht und gerichtet wurden. Alles, was zu Hause für die nächsten anderthalb Jahre eingerichtet und bedacht werden muß, wird mit doppelter Energie angefaßt. Jede Unvollkommenheit der Einrichtungen, jede Nachlässigkeit der Leute, jeder Organisationsfehler wird vermerkt und auf sofortige Abhilfe gedacht, denn in Alfrieds Abwesenheit wird dazu keine Zeit sein. Um die Steigerung des Absatzes macht er sich gegenwärtig keine Sorgen. Thies in Süddeuschland, Sachsen und Österreich, seit dem Frühjahr auch in Frankreich, und der tätige Becker in Brabant (Belgien) und Holland bringen ansehnliche Bestellungen herein. Die Zahl der Vertretungen in auswärtigen Plätzen wächst, in Berlin, Magdeburg, Dresden, Wien, Brüssel, Genf, Petersburg sind kleine Lager Kruppscher Erzeugnisse, und wenn die Vertreter nicht viel ausrichten, es werden doch Anfänge gemacht, Erfahrungen gesammelt. Mißerfolge werden kaltblütig behandelt. Der Vertretung in Petersburg wird bemerkt, daß ihr bisheriger Absatz „den mir vorgestellten Erwartungen gar nicht nahe kommt; dennoch zweifle ich nicht an dem künftigen Gelingen des Erwünschten, wenn nur vorher die Bekanntheit der Qualität meines Fabrikats einmal erzielt ist“. Bedenklicher ist, daß mit den steigenden Verwaltungs- und Reisekosten, dem Aufwand für Bauten und Maschinen die kalkulierten Preise nicht Schritt halten, — es ist eine schwere Aufgabe, die Leute von der Notwendigkeit neuer Aufschläge zu überzeugen. Alfried selbst erfüllt diese lästige Pflicht mit Ruhe und viel Geduld, aber mit selbstüberzeugter Festigkeit. Eine wesentliche Stütze ist ihm dabei die Anerkennung, die er im Auslande findet. In Frankreich, in Brabant, wo eine blühende Edelmetallindustrie zu Hause ist, zahlt man ohne zu markten die geforderten Preise. Mit ruhigem Stolz sagt er in einem Jahresbericht an Vergrat Heingmann, daß seine Edelmetallwalzen in Frankreich, Brabant, Holland, der deutschen und französischen Schweiz, in Österreich usw. fast ohne Konkurrenz sind und selbst in England ein Absatzgebiet finden würden, wäre die Einfuhr dort nicht verboten. Er vergißt nicht, Heingmann auf die inzwischen — auch ohne Staatshilfe und Empfehlung — vollendete Erweiterung seiner Anlagen aufmerksam zu machen, und es klingt kaum noch ein leiser Unterton fataler Erinnerungen durch, wenn er dem ehemaligen Gönner seines Vaters von der erfüllten Erwartung derjenigen Behörden spricht, die sich für seine Fabrik, „wie für das Gemeinwohl“, interessieren.

In obigen Angaben war keine Übertreibung. Schon im Mai 1837 hatte er an Herstatt in vierzig Rimeffen auf „Besitzer der ersten Gold- und Silberwarenfabriken in Paris“ einen Betrag von 11000 Franken anweisen können, der von der Kölner Bank leider nicht so gewertet wurde, wie sich's Alfried einbildete. Die ersten

rheinischen Wechselbanken, aus der Kommissions- und Expeditionsbranche hervorgegangen, standen den Forderungen verzweigter Handelsgeschäfte damals ziemlich hilflos gegenüber. Andererseits betrieben sie meist selber Handels- oder Fabrikgeschäfte und waren an größere, wenigstens bequemere Umsätze gewöhnt. Die Geringschätzung, mit der Herstatt und ebenso das Handelshaus A. Th. Sölling in Essen ihn im Geldverkehr behandelten, war Alfred empfindlich genug. Er kann beide Häuser nicht entbehren, und wenn er auch eine gelegentliche bittere Bemerkung nicht ganz unterdrückt, so muß er doch Rücksichten nehmen. Immer wieder ersucht er Herstatt aufs höflichste, die kleinen Beträge noch so lange zu dulden, bis er durch seine erweiterte Propaganda erheblichere Aufträge erzielt und entsprechende Wechsel senden kann. Sein Ersuchen um Erhöhung des anfänglichen kleinen Kredits schlägt das in altväterischen Bahnen wandelnde Kölner Haus kaltblütig ab. In Notfällen hilft zuweilen die mit Farben und dergleichen ins Ausland handelnde Firma Sölling, die ihm seit vielen Jahren den Graphit für seine Siegel geliefert hat, kleinere Beträge leiht auch Alfreds Jugendfreund Friedrich Heinrich Sölling persönlich. Auch dabei fallen gelegentlich lästige Bemerkungen und Mahnungen, bei denen Krupp dann doch einmal die Geduld verliert: man möge ihn doch mit Äußerungen verschonen, die ihm unangenehmer seien als eine verweigerter Gefälligkeit! Wie diese kleinen Nadelstiche, die jeder über den Rahmen seiner Mittel hinausstrebende Geist zu ertragen hat — wie sie sich durch die ganze Anfangszeit der Fabrik ziehen! Wenn etwas außer seinem eigenen Ehrgeiz noch als Stachel nötig war, um ihn zu schnellerem Fortstreben zu treiben, so waren es solche kleine Demütigungen, die man kennen muß, um sein späteres Verhalten gegen Banken und Finanzwelt richtig zu beurteilen. Für jetzt stand sein Sinn, um den engen Verhältnissen der Heimat zu entkommen, nach England und Frankreich. Der Besuch von Paris wurde ihm durch die Erfolge der ersten Reise Thies' nahegelegt. In England hatte Fritz Sölling, der ebenfalls dorthin zu reisen beabsichtigte, sich erbboten, ihm durch seine Geschäftsverbindungen die Wege zu ebnen. Inzwischen war Alfred in jeder freien Minute tätig, um sich der französischen und englischen Sprache soviel wie möglich zu bemächtigen.

So gehen Sommer und Herbst des Jahres 1837 vorüber, des ersten, seit Alfred die Fabrik leitet. Die Reisepläne stehen noch hinter der Tagesarbeit zurück, aber hier und da läßt eine Äußerung in den Briefen, eine Notiz in den Büchern erkennen, daß der Gedanke daran nicht mehr einschläft. Vor allem muß aufgeschrieben werden, was er während seiner Abwesenheit dem Bruder und den Leuten im Schmelzban, im Hammer und der Schmiede nicht mehr sagen können, der Schatz seiner Erfahrungen soll ihnen dienen, wenn er selbst auf Monate, wer weiß ob nicht viel länger, entfernt ist. „Makont muß darauf Acht haben, daß die Güsse von hartem Stahl zu Walzen wegen ihrer eigenthümlichen Beschickung nicht zu



grelles Feuer bekommen. Es ist recht gut, wenn sie  $5\frac{1}{2}$  Stunden bis 6 Stunden stehen. Daß diese Güsse beim Strecken doch nicht zu heiß gemacht, aber auch nicht zu dunkel gegläht werden, sondern in gehöriger Wärme regelmäßig durchgezogen.“

Unendlich viel ist wegen der Maschine und des Hammerwerks niederzuschreiben. Noch sind die Anfangskrankheiten nicht überwunden, im Herbst muß der längst undicht gewordene Dampfcylinder nach Sterkrade auf die Drehbank, im Dezember verursacht ein Bruch der Schwungradachse eine längere Unterbrechung. — Wie schwer für einen verantwortungsvollen, bereits mißtrauisch werdenden Menschen, aus diesem jungen Betriebe auf unbestimmte Zeit hinauszugehen! Und doch ist es, größerer Zwecke wegen, unerlässlich. So schreibt er denn — für den Maschinenwärter, für die Hammerschmiede, für die Aufsicht, für jedermann! — seitens lange Vorschriften nieder, an die man sich im nächsten Jahre wird zu halten haben, wenn sein Auge fehlt.

„Der Maschinenwärter muß jede Woche seinen Kohlenverbrauch unter Bezeichnung der Verschiedenheit der Qualitäten angeben, in der Controlle wird aufgeführt, wie viel Tage der Hammer gegangen oder stille gestanden hat, um Vergleichs anzustellen und am Ende des Jahres die Berechnung machen zu können. . . Im Hammer und in der Maschine ist immer zu revidiren:

daß Koch die Maschine gehörig putzt, daß er nicht unnöthiger Weise von der Arbeit läuft und herum gafft,

der Schwimmer ist im Auge zu halten und daß er regelmäßig das rechte Verhältniß an Dampf hat.

Geht ein kleiner Reckhammer, der große Schleiffstein, Poche, Dreh- u. Schleiferei, so muß er nicht über 18  $\pi$  haben.

Bei größtem Reckhammer, wenn das Übrige alles geht, und beim leichtesten Rohstahlhammer nicht über 24 bis 30  $\pi$  „ usw. usw.

An den Hämmern brechen häufig die schweren hölzernen Stiele (Halfe), und übel ist es, wenn es dann an getrockneten Ersatzstücken fehlt.

„Wenn für den 100pfündigen Reckhammer [der am schnellsten läuft und deshalb den stärksten Verschleiß leidet] nicht mehr als 4 bis 6 Halfe vorräthig sind, muß ein Duzend im Vorrath neu angeschafft werden.

Für den 200 Pfündigen sind in jedem Winter, Jan. oder Febr., 6 bis 8 in Vorrath anzuschaffen und trocken, besonders lustig zu legen. Wird nicht stark gearbeitet, so kommen wir auch mit 4 bis 6 bis zum andern Winter aus.“

Dann wendet sich seine Sorge zu der Ziegelfabrikation, von der immer noch die Hälfte des Gelingens abhängt. Man dürfe nicht wieder bis in den Winter hinein Ziegel pressen, sie stehen sonst wegen mangelnder Austrocknung in Gefahr im Ofen zu plagen; immer soll bis November ein Vorrat verfertigt sein, der den Winter über bis in den März hinein reicht. — Das ist für die Zurückbleibenden

gesagt, dazwischen finden sich mitten unter allerlei Geschäftlichem und Maschinen-skizzen „Notizen für meine Reise nach Brabant, Frankreich und England. Gewerbschein für Brabant. Dobbs in Aachen Empfehlung nach England, Auskunft wegen Schmuckeln nach England, wegen der Lage der ersten englischen Etablissements auch bei ihm erkundigen.

In England.

Die Ziegel-Schmelz-Ofen — den Thon woher? Das Eisen. Bruch der rohen Güsse — die Schmiederei und das Wärmen. — Ein Stück Cementstahl pp. Frage: ob nach allen Verhältnissen dort zweckmäßig ein Etablissement angebracht wäre — Engl. Hartwalzengießerei — Preis — dortige Fabrikation besonders das Schleifen der Luchscheermaschinenmesser — Feilen.“

Die Feilenfabrikation, die einen großen Teil der Stahlabfälle verwertet und teils in der Fabrik, teils von auswärtigen Handwerkern betrieben wird, leidet unter schlechter Aufsicht und mangelhafter Kalkulation, die Leute laufen noch zuviel von einer Arbeit zur andern, man hat keinen Überblick, was sie leisten, und weiß selber nicht, wie hoch sich die Feilen im Selbstkostenpreise stellen. Da ist die bessernde Hand anzulegen. Auch die Ordnung in der Fabrik entspricht noch nicht den Anforderungen: „Ein verschließbarer Schrank für Schürmann, worin sämtliche Zeichnungen, Schneidräder, Spindeln von Schwabacher Walzen und andere Gegenstände verwahrt werden können.“ Damit ist zum ersten Male Johann Schürmann, seit 1830 im Dienste der Fabrik und von Anbeginn der treuesten und bescheidensten einer, als Vertrauensmann seines Arbeitgebers genannt. Meister-rang wurde damals noch niemandem zuerkannt, auch der alte Schürmann hat ihn erst viel später erhalten. Aber er besaß mehr in dem unbegrenzten Vertrauen seines Herrn, der ihm das vertrauliche Du bis an sein Lebensende — Schürmann war zehn Jahre älter und starb nur ein Jahr vor Alfred Krupp — entgegengebracht hat. Im Reiche der Goldwalzen der Erfahrenste, war Schürmann lange Zeit Vorarbeiter, später Meister in der Walzendreherei. Seine beiden Söhne wurden als Dreher in Krupps Fabrik ausgebildet und gehörten nach langer Dienstzeit bis ins neue Jahrhundert zu den Altpensionären der Gußstahlfabrik. Aus ihrem Munde — der ältere von ihnen hat noch als Knabe den alten Hammer der Walkmühle arbeiten sehen — habe ich manche wertvolle Mitteilung über die Frühzeit des Unternehmens erhalten. In Schürmann und Bierhaus hatte Alfred Krupp ein paar zuverlässige Kräfte seiner Werkstätten für die Zeit seiner Abwesenheit, leider nicht solche, die sich durch festes Auftreten als Leiter ihrer Kameraden geeignet hätten. Dazu hatten sie zu sehr im Schatten seiner Persönlichkeit und seines Wirkens gestanden. Und die Aufsicht, gerade die Aufsicht ist es, um die Alfred während seiner Abwesenheit zittert und für die er nicht genug raten, bestimmen, vorausdenken kann. Selbst die Rolle des Nachwächters ist nicht



zweifelsfrei. Bei Tage läuft der Mann zuviel in der Fabrik herum, in der Nacht — wenn man ihn doch durch einen zweiten und diesen durch einen dritten überwachen könnte! Eigentlich wird er doch für das Nichtstun bezahlt, könnte er nicht nebenher einige nützliche Dinge verrichten? Könnte er nicht morgens zwischen fünf und sechs das Reitpferd putzen, den geliebten Fuchs, um den sich tagelang keiner kümmert? Man fühlt die Angst hindurch, wie es dem unentbehrlichen Tiere während der Abwesenheit seines Herrn ergehen wird.

So durchmisst der Abreisende, die Türrinne schon in der Hand, immer noch einmal den ganzen Kreis seiner Pflichten.

### Reisejahre

Im Juni 1838 wird Krupps Reise, eine der längsten und vielleicht die folgenreichste seines Lebens, zur Wirklichkeit. Von den vielen Briefen, die er während der folgenden fünfzehn Monate nach Hause geschrieben hat, sind wenige erhalten, aus England nur zwei, aber sie reichen hin, um von dem, was er erlebt, gesehen, gearbeitet hat, eine anschauliche Vorstellung zu geben.

Während er in Frankreich von seinem Rufe als Gußstahl- und Walzenfabrikant ausgiebigen Gebrauch machte, suchte er in England, um möglichst viel von der dortigen Gußstahlfabrikation und ihren Bezugsquellen zu erfahren, unbekannt zu bleiben. Er verschaffte sich einen Paß als Privatmann unter dem Namen M. Crup und teilte nur wenigen vertrauten Freunden seinen Namen und Stand mit. Vorläufig war ihm Frankreich als Absatzgebiet am wichtigsten, er blieb mindestens vier Monate in Paris, und seine Tätigkeit dort wurde für die Zukunft seines Unternehmens so wichtig, daß sie eine Schilderung verdient.

Die Herstellung von Gold- und Silberwaren, mit denen Paris stets einen großen Teil des Auslandes versorgte, hatte dort seit langem eigentümliche Bahnen eingeschlagen. Wenn auch einige große Firmen den Handel und einen beträchtlichen Teil der Fabrikation beherrschten, so war die letztere doch in der Hauptsache in der Hand von zahlreichen Kleinindustriellen geblieben, die es bei allem Fleiß und Geschicklichkeit selten weiter als zu einem gerade ausreichenden, oft unsichern Erwerb brachten und heute noch bringen. Diese kleinindustrielle Klasse, in Paris nach Tausenden zählend, umfaßt nicht nur die Gold- und Silberarbeiter, sondern auch die Mechaniker, Uhrmacher, Knopfmacher und Messingarbeiter, die kleinen Kammfabrikanten, Kartonarbeiter und andere Gewerbe. Ihre Wohnung ist zugleich ihre Werkstatt; im sogenannten Marais zwischen der Seine und den Buttes de Chaumont, wo sich das industrielle Engrosgeschäft in den Palästen der

alten Aristokratie eingenistet hat, ist auch die Heimat dieser „Ouvriers au chambre“. Auf diesen ungeheuren Grundstücken von unregelmäßiger, planloser Bauart, in vier, fünf Geschossen an engen, dunklen Höfen, mit schmalen Stiegen ohne Licht und Luft, lagen auch die Wohnungen der Goldarbeiter, zu denen sich Alfred Krupp in mühsamem Tagewerk — „bei schmutzig Volk, oft au cinquième“ — den Weg suchen mußte. Ein solches Grundstück gleicht an Bewohnerzahl zuweilen einer kleinen Stadt, und nur die Concierge kann dem Besucher mit Hilfe ihrer alphabetischen Einwohnerliste Bescheid geben. Durchgänge, Treppen, Lortwege verbinden die von himmelhohen düsteren Mauern umgebenen Höfe. Die Wohnstube ist meistens Werkstatt; Meister, Lehrlingen, Frau und Kinder sind gemeinsam tätig, der Lebenszuschnitt kleinbürgerlich, ohne erheblichen Aufwand, aber auch ohne ängstliche Einschränkung. Viele Kleinindustrielle haben ihre Werkstatt in Zeiten des Geschäftsaufschwungs begründet, bei fallender Konjunktur treibt man es eben so fort, wie es gehen will, ohne Ehrgeiz, doch mit einer gewissen Sorglosigkeit.

So schildert die Klasse der Pariser Kleinindustriellen noch ein Beobachter aus den achtziger Jahren (Prof. Usher in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 56) und so oder ähnlich trat sie Alfred Krupp fünfzig Jahre früher entgegen. Der erste Besuch seines Reisenden hatte gewissermaßen nur die Oberfläche dieses großen Absatzkreises — des größten vielleicht in der Welt — gestreift. Alfred faßte die Sache anders an. Mit seinem unbeirrbaren Blick für das Reale sagte er sich, daß ihm gerade die Kundschaft der kleinen Goldarbeiter das meiste bringen müsse, denn ihre Zahl ging ja in die Tausende, ihre Werkzeuge mußten ersatzbedürftig sein, hier war für Jahre eine große Ernte zu erwarten. Das Glück war ihm dabei keineswegs besonders günstig, er wurde im Gegenteil, wie sein ganzes Leben hindurch, auch bei seinen ersten Reisen oft von Pech verfolgt, aber er bewährte hier wie früher seine wunderbare Gabe, die Menschen zu behandeln und unter widrigen Umständen Vertrauen zu gewinnen. Zwei Dinge begriff er schnell: daß seine Walzen viel besser, seine Maschinengestelle aber viel mangelhafter waren als die Pariser, und daß der dortige Absatz bei richtigem Vorgehen über jedes erwartete Maß steigen könne. „Paris ist der Art, daß für alle Theile unserer Fabrikate ein in der Mechanik Erfahrener Jahr ein Jahr aus hier zu thun hätte.“ Was in dem grübelnden Stil der Kruppschen Schriftsprache sagen will: hier brauchen wir eine ständige, unseres Stahles kundige Vertretung. Zum Teil hatte schon Thies diesen Gedanken verwirklicht, ein junger Pariser Mechaniker war angeworben, um die nach Paris gelieferten Walzen einzupassen und vorkommendenfalls in Ordnung zu bringen. Monsieur Girod hatte sich als treu und anständig erwiesen und ebnete auch jetzt Alfred die ersten Schritte in Paris. Um so größer war dessen Schreck, als er bei einem seiner folgenden Besuche Girods junge Frau in Tränen aufgelöst



fand und hörte, daß der Mann soeben bei einer Montagearbeit an der Seine das Unglück gehabt hatte auszugleiten und zu ertrinken. Den wenigen Worten, mit denen Alfried das Unglück nach Hause meldet, merkt man trotz ihrer geschäftlichen Kürze an, wie ihn der Fall erschüttert hatte. „Ein Mann von 38 Jahr, der gesund und kräftig war! — Dieser traurige Fall, worüber ich vorläufig nicht mehr schreibe, ändert das Verhältniß nicht, da der Bruder das Geschäft fortsetzt.“ Krupp ahnte nicht, daß ein viel herberer Verlust bereits über seinem Haupt schwebte.

Die ersten Tage in Paris waren mit dem auf Reisen gewohnten Unwohlsein vergangen. Dann schreibt er nach Hause: „Ich habe erst die Chicaneurs wegen der Anweisungen größtentheils besucht, . . . jetzt will ich aber mit Gott einmal losgehen und sehen, was hier zu machen ist. Es wird eine ungeheure Masse von Fabrikanten hier zu besuchen sein, nach dem Almanach zu rechnen.“ Und er schließt den Brief, der viele Seiten umfaßt, mit den Worten: „Es ist  $1\frac{1}{23}$  Uhr und ich bin seit diesen Morgen 7 Uhr, wo Girod kam, noch nicht vom Stuhl aufgestanden.“

So geht es nun wochenlang; rasende Flucht der Tage unter Hunderten von Besuchen, stundenlangen Niederschriften für den eigenen Gebrauch und unendlichen Briefen. Am „14. oder 15. oder 16.“ schreibt er in fliegender Eile: „Ich habe diese Woche ungeheuer gelaufen. Gestern, am Sonntag, habe ich von 4 Uhr morgens geschrieben und Notizen gemacht, bin nur zum Mittagessen ausgewiesen und diesen Morgen seit  $\frac{1}{4}$  vor 5 bin ich auch schon am Schreiben. Alle Aufträge eilen und bald schicke ich neue. Eile und die größte Pünktlichkeit ist, was ich noch empfehle.“

Die Bestellungen sind keineswegs reichlich, die Geschäfte gehen schlecht und die sozialen und politischen Stürme, die das Land seit Jahren nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, sind nicht geeignet, die Zuversicht zu heben. Aber das Interesse ist groß und ein jeder verspricht, sich die Sache zu überlegen, sobald die Zeiten besser werden. Krupp ist durch diesen Gang der Dinge keineswegs entmutigt. An den heimischen Verhältnissen gemessen, sind selbst die wenigen Bestellungen der ersten Wochen bedeutend und Ungeduld ist seine Sache nicht. Er hat zehn Jahre auf den Erfolg gewartet und versteht die Kunst, eine Sache reifen zu lassen. „Für 3000 Francs Bestellungen erwarte ich dieser Tage bestätigt, für manche Tausend sind in Unterhandlung, und wenn ich nicht nothwendig nach England müßte wegen weit größerer Vortheile, so glaube ich, obgleich eine allgemeine Klage über den schlechten Gang der Fabriken ist, leicht für viermal so viel zu machen als bisher.“ Das wurde im Juli geschrieben, aber im Oktober befand er sich immer noch dort, die Aufträge waren auf das Zehnfache gestiegen und die Aufgaben, die ihn fesselten, vermehrten sich von Woche zu Woche. „Ich mache den ganzen Tag Notizen, bleibe in einer Stunde zehnmal auf der Straße stehen und notire wieder was mir einfällt.“ Mit tausend guten Worten sucht er Hermann und die

übrigen zu Hause zur flotten, aber gewissenhaften Arbeit anzuhalten. Es wird alles, alles in der Zukunft davon abhängen, ob die ersten Lieferungen schon in Paris eingetroffen sind, wenn er aus London zurückkommt, und ob sie tadellos sind! Und Anweisungen über Anweisungen folgen, über das Schmelzen, das Schmieden und Wärmen, über die Stahlsorten, die Aufsicht und das Anspornen der Leute, als hätte er vor seiner Abreise kein Wort geschrieben. Bisweilen folgen dem vielstündigen Sitzen die gefürchteten Schwächeanfälle. „Sehe doch — aber ich muß mich kürzer fassen, seit 4 Uhr schreibe ich schon und jetzt ist es bald Mittag; ich habe also schon einige Aufträge für heute verloren, da ich sonst um 8 Uhr ausgehe — sehe doch, wollte ich sagen, ob Walzen von altem Stahl, der bekannt hart ist, dieselbe unvollkommene Härte zeigen und ob die Walzen, wenn sie fein geschliffen sind, sich auch noch [mit der Feile] greifen lassen.“ Und wieder geht es in seitenlangen technischen Erörterungen weiter, bis ihm zuletzt doch vor Ermattung oder Hunger die Feder aus der Hand fällt. Freilich, die Anforderungen, die er an sich selbst stellt, er erspart sie auch den Seinen nicht, am liebsten sähe er sie alle, unausgesetzt, mit ihren Gedanken die Fabrik umkreisen, wie er es selbst tut. Rüdorf soll kaum aus den Werkstätten und Hämmern gehen, am Zeichenbrett mag sich statt seiner Becker (der bereits Buchhalter, Korrespondent und Reisender ist) betätigen, Ida soll das Kopieren der Briefe übernehmen, „wie es hier in Paris alle Frauen und Mädchen thun“. Ida soll auch, da es weiter keiner tun kann, ihm hin und wieder über Essen und die Familie, die Verwandtschaft usw. etwas schreiben, er fühle das Bedürfnis. Auch Metternich, wo die Mutter sich aufhält, ist zu grüßen. Führt auch die Großmutter jeden Tag spazieren? Das beschäftigt ihn unter tausend kleinen Sorgen. Ende Juli hofft er, daß das seit einigen Tagen empfundene Unwohlsein nur eine vorübergehende Erkältung ist, muß aber einige Wochen später gestehen, daß er wegen bösariger Rheumatismen vierzehn Tage nichts habe arbeiten können und sich vor Schmerzen gescheut habe, auch nur zum Ordnen des Bettes herauszugehen, die kleinsten Glieder schmerzen, der Rücken voll von Pflastern, Nasenbluten, Kopfschmerzen, „kurz alle Inconvenienzen, die der Teufel erfunden hat“.

Ist er wieder gesund, so häuft sich die Arbeit doppelt. Versäumtes soll nachgeholt werden, im August tritt er mit der Pariser Münze in Verbindung und erzielt wenigstens eine Probebestellung auf Stempel, nach deren Ausfall sich die künftigen Geschäfte richten werden. Nun geht eine ganz ausführliche Anweisung für die Anfertigung dieser Stempel nach Hause, doppelte Vorsicht bei der Auswahl des Eisens, beim Zementieren, bei der Schmelzung und beim Recken der Güsse soll beobachtet werden. Aber es ist dem Schreiber nicht ganz wohl dabei, wenn er seine Erfahrungen dem Papier anvertraut, und mißtrauisch fügt er hinzu: „Dies ist keine Notiz fürs Commissionsbuch und kann auch hier nach Ausführung



ausgestrichen werden, für den Fall, daß die Blätter künftig einmal in andere Hände kämen.“

Inzwischen schickt Thies, auf dem Wege nach Rußland, hoffnungsvolle Briefe. In Berlin plant Vollgold ein komplettes Walzwerk für Silberverarbeitung. Alfried, kaum im Besitz der Forderungen, rechnet, zeichnet, entwirft Tag und Nacht; ein paar Tage Arbeit auf einen Sitz — es kommt ihm nie darauf an, obwohl er die Folgen kennt. Glückt die Bestellung, so soll sie so ausgeführt werden, daß das Renommee in Berlin für immer begründet ist.

„Für immer“ — es ist ein gern gebrauchter Ausdruck in Krupps Munde. Später sagte und schrieb er oft „für ewige Zeiten“ — nur das Dauerhafte, Langbestehende hatte in seinen Augen Wert. So schien er jetzt auch in Paris „für immer“ arbeiten zu wollen, denn er wurde nicht fertig, obwohl es ihn mit allen Fasern nach England zog. Einige fünfzig Bestellungen gelang es ihm in mühseliger Kleinarbeit zusammenzuscharren, meist kleiner und kleinster Art, die großen Geschäfte hielten zurück. Ende August fühlte er seine Kraft erlahmen. „Seit meiner letzten Bestellung habe ich nur einen Besuch gemacht, mich meistens mit Schreiberei und Zeichnen beschäftigt; ich werde jetzt einmal einige Tage abbrechen und aufs Land gehen, wenigstens denke ich 2 Tage, um mich zu erholen; denn ich bin sehr unwohl, krank kann ich nicht sagen, aber sehr angegriffen, d. h. so wie zu Hause wenn ich schreibe oder zeichne.“

Der Sommer ist verflossen, der Herbst verstreicht: „Es ist als wenn ich von Paris gar nicht weg sollte und doch muß ich weg, denn ich halte England zu bereisen noch für viel wichtiger als meine Geschäfte hier.“ Dabei lebt er wie ein Einsiedler. In fünf Wochen ist er einmal im Theater gewesen, in längerer Zeit einmal ein paar Tage aus der Stadt aufs Land gegangen. Deutsche Bekanntschaften meidet er, um nichts anderes als französisch zu sprechen. Sonst hätte er Gelegenheit zu lohnenden Begegnungen gehabt, es weilte manche deutsche Berühmtheit, mancher engere Landsmann von ihm, u. a. der junge Mevissen aus Köln, gleichzeitig in Paris. Er aber sucht niemanden auf, weiß von keiner Begegnung zu erzählen — und bleibt dennoch.

Krupps Briefe aus dem Spätherbst sind nicht erhalten, in einem langen Schreiben des Septembers, das „ihn auf zwei Tage unwohl macht“, fürchtet er, er werde noch über acht Tage in Paris bleiben müssen, aber sein Aufenthalt hat offenbar bis Ende Oktober gedauert. Er brachte es noch fertig, eine neue Art Walzen einzuführen, die nicht gehärtet zu werden brauchten, aber seine Gedanken waren viel in der Zukunft. Immer wieder kam er in seinen Briefen auf den unermüdlichen Thies zurück und freute sich auf dessen erste Erfolge und auf die Aussprache mit ihm nach der Rückkehr. So schonungslos, wie er mit sich selbst umging, verfügte er auch über diesen treuen Menschen und trieb ihn immer wieder

zu schnellem Handeln an. Es werde genügen, wenn Thies nur in Petersburg einen gewissen Grund gelegt habe, Moskau solle er für die nächste Reise lassen und lieber so schnell wiederkommen, daß die aufgenommenen Bestellungen noch vor dem Frost auf dem Wasserwege sind. Daß Thies in Rußland nichts ohne den rollenden Rubel vermochte, setzte Alfried in Schrecken. Nichts war ihm widerlicher als krumme Wege, und es dauerte lange, bis er die Unerläßlichkeit solcher Überredungskünste in Rußland einsah. Oft hat er später betont, wieviel er und die Fabrik den Russen verdankten, aber seine Verachtung der russischen Moral blieb ihm lebenslänglich, nachdem er erfahren hatte, daß jene Gewohnheit bis in die höchsten Kreise reichte.

Mit einem langen Schreiben ohne Datum endet Krupps erster Aufenthalt in Paris. Im Oktober scheint er nach London gefahren zu sein, aber erst aus dem Januar datieren zwei Briefe aus Liverpool, anscheinend die einzigen, die von der englischen Reise erhalten sind. Viel hat er während seines fünfmonatigen Aufenthalts in England überhaupt nicht geschrieben. Bestellungen gab es nicht, weil er zu vorsichtig war, die Maske zu lüften, die er über seinen ersten Aufenthalt in diesem Lande zog. „Gestiefelt und gespornt“, Arm in Arm mit seinem Freunde Fritz Sölling oder einem in der englischen Gesellschaft gewonnenen Bekannten, durchstreifte er die Industriegebiete und sah an Fabriken und Eisenwerken, was ihm zugänglich war. Aus den Berichten Deuths und anderer Reisender wissen wir, daß es damals nicht schwer war, in die Fabriken Englands Einblick zu erhalten. Einem guten Gesellschafter, besonders einem guten Reiter — und Krupp war beides längst — blieb selten ein Tor verschlossen. War es die gesellschaftliche Bildung des Engländer überhaupt, war es die Überzeugung, daß der englischen Industrie ein ernsthafter Wettbewerb nicht entstehen könne, jedenfalls bestand die Tatsache, und Alfried Krupp war der Mann, sie zu nutzen. Auf Hermanns Klage über den langen Aufenthalt seines Bruders im Auslande, die Kosten und den flauen Gang der Geschäfte erwiderte er: „Diese Reise kostet Geld und schmälert den diesjährigen Gewinn; das habe ich so gut vorher als seit Deinem letzten Briefe gewußt, sie ist aber so nöthig für unsere Stangenfabrikation als Kohlen zur Feuerung unserer Maschine; und sie wird künftige Jahre, wenn es in irgend einem Wege je möglich ist, allein die Ursache des größeren Gewinns durch Ausdehnung der Stangenfabrikation sein. Ein guter Freund wird mich nach Sheffield begleiten und mir dort behülflich sein, wo ich es bedarf, auch mit mir Arm in Arm gehen, so daß es nicht wohl möglich ist verloren zu gehen, und so wie mir bis jetzt in England in jeder Beziehung bisher die gebratenen Tauben in den Mund geflogen sind, welchen Gefallen der liebe Hergott nicht jedem thut, so habe ich das Vertrauen, wird er mich ferner zu meiner Zufriedenheit leiten. Noch gestern habe ich hier fünf Meilen entfernt, wohin ich mit Fritz Sölling spazirte, ein neues Walzwerk für Kupfer-



platten, das erst seit Kurzem geht und wo Niemand hinein gelassen wird, ohne alle Empfehlung gesehen. Ich war gehörig gestiefelt und gespornt und der Besitzer fühlte sich geschmeichelt, daß so ein paar fidele Freunde sein Werk zu besichtigen würdigten.“

Das Geheimnisvolle dieser langen Reise, Alfrieds seltene Briefe, die Erzählung seiner Abenteuer formten nach seiner Rückkehr einen wahren Legendenkranz um seine erste Englandfahrt. Lange Zeit danach erzählte man sich in der Fabrik merkwürdige Geschichten. So soll Schürmann gesagt haben, Krupp sei nach England gegangen, um das Roßbrennen zu lernen (wahrscheinlich meinte er die Herstellung so reiner Roße, wie sie zum Gußstahlschmelzen nötig sind) und habe sich zu diesem Zweck in ein Stahlwerk und eine Roßbrennerei eingeschlichen. Als man aber dort merkte, daß er nur spionieren wollte, machte er sich schleunig wieder fort. Hübscher als diese Geschichte klingt die des alten Drehers Benning, der nach Mitteilungen noch älterer Arbeiter berichtete: „Alfred Krupp ging einmal für einige Zeit nach England, um die dortigen Einrichtungen kennenzulernen. Damit seine Hände rauh und schwielig wurden, arbeitete er vorher einige Zeit in Essen als Zuschläger. In England arbeitete er dann am Tage in einer Fabrik und am Abend setzte er sich hin und brachte zu Papier, was er gesehen hatte, um es festzuhalten. Eines Abends, als er auch wieder über seinen Plänen saß und zeichnete, kam jemand zu ihm ins Zimmer und sagte: ‚Herr Krupp, Sie sind verraten!‘ worauf dieser sofort nach Essen zurückkehrte.“

Der Zufall hat die Erinnerung eines Augenzeugen festgehalten, der Krupp in der Zeit seines Aufenthalts in Liverpool kennenlernte und häufiger mit ihm verkehrte. Die (als Manuskript gedruckten) Erinnerungen von Hermann von Mumm „Meine Erlebnisse zu Pferde“ erzählen aus Mumms englischem Aufenthalt in den Jahren 1838/39: „Den Winter zuvor machte ich in Liverpool die Bekanntschaft eines Deutschen, namens Schropp, wir nannten ihn den Baron, er war ganz jung, sehr groß und schlank, sah sehr delikate, aber schön und interessant aus. Er trug immer kleine schwanenhalsige silberne Sporen und war quite a gentleman. Ich nahm keinen Anstand, ihn bei mir bekannten Familien einzuführen und wir sahen uns häufig. Eines Tages war er ungewöhnlich feierlich und bat mich um eine Privatunterredung. Er dankte mir für die Gefälligkeiten, die ich ihm erwiesen, namentlich, daß ich ihn in Familien eingeführt habe, aber gerade dies bringe ihn in eine falsche Lage, er reise unter falschem Namen, obgleich er einen preussischen Ministerialpaß auf diesen Namen besitze. Sein Vater sei Stahlgußfabrikant in Essen. Diese Fabrikation sei in Deutschland noch nicht auf der Höhe der englischen Fabrikation angelangt, er sei hierher gekommen, um Englisch zu lernen und dann die englischen Fabriken zu besuchen, um ein Weiteres in dieser Branche zu lernen. Sein Name sei Krupp. Ich machte ein Kreuz über ihn und sagte: ob Sie Schropp oder Krupp

heißen ist einerlei, Sie sind ein anständiger Mensch, und ich bereue keinen Augenblick, Sie meinen Freunden vorgestellt zu haben. Er besuchte später regelmäßig die Messen, um seine kleinen Stahlgußwalzen an Goldarbeiter und dergleichen Gewerbetreibende zu verkaufen. Er aß mehrere Male in meiner jungen Haushaltung bei mir zu Mittag. Er hatte einen Herzfehler, an dem er litt. Seitdem er Riesentanonnen gießt und Eisenbahnkränze aus einem Stück macht, habe ich ihn nicht mehr gesehen.“

Es lag sicher nicht an Krupp, der seinen Reisegefährten immer ein gutes Andenken bewahrte und für erwiesene Freundlichkeiten unendlich dankbar war, wenn ihn Mumm nicht wiedergesehen hat. Mit einer englischen Familie namens Murray, in der er „als ein Kind im Hause“ aufgenommen worden war, blieb Krupp Zeit seines Lebens in freundschaftlicher Verbindung. Die Hausfrau erwies dem fremd in ihre Familie eintretenden Deutschen jene warme Teilnahme, die mütterliche Herzen so oft jungen Freunden widmen, von denen sie einen guten Einfluß auf die eigenen Söhne erhoffen. Mit den beiden Töchtern Margarete und Sophie scheint Alfried rasch ein zartes Band der Freundschaft verknüpft zu haben und sicher gehörte ihr Haus zu denen in Liverpool, von denen er bald nachher seinen Abschied „einen sehr traurigen“ nannte. In einem kleinen Poesiealbum, das Alfried auf den Reisen dieser Jahre mitzuführen pflegte, ist die erste Seite von Margarete Elisabeth Murray mit einem Gedicht beschrieben, in dem sich mehr als gewöhnliche Teilnahme spiegelt. Krupp hat die Aufnahme in dieser Familie nie vergessen. Jedes Mitglied der Murrayschen Familie, das in den folgenden Jahrzehnten nach Deutschland kam, erfuhr in seinem Hause liebevolle Aufnahme und auf seinem Lebenswege Krupps werktätige Unterstützung. Auch das Haus der Familie Lightbody in Liverpool gehörte zu denen, die ihm durch persönliche Anteilnahme noch mehr als durch ihre geschäftlichen Beziehungen den Aufenthalt in England erleichterten. Es mag sein, daß gerade der junge Lightbody einer jener englischen Freunde war, mit denen Alfried „gestiefelt und gespornt“ das ihn so brennend interessierende Industriegelände der Liverpooler Gegend zu Pferde durchstreifte, jedenfalls war ihm jeder Besuch und Aufenthalt in Birchfield House, dem kleinen Besitz der Lightbодys, eine Seelenerfrischung in seinem wechselvollen Tagewerk. Nach vierzig Jahren noch entsann er sich in einem Briefe an Alfred Lightbody jedes Mitgliedes der Familie, wie er sie 1839 kennengelernt hatte. Ihnen allen, soweit sie noch leben, läßt er seine innigen Grüße übermitteln, und fast zärtlich gedenkt er der Tage, da er — ein ganz Fremder — im Hause der Großeltern und des Vaters von Lightbody mit so viel Güte aufgenommen wurde, daß Birchfield in seiner Erinnerung immer einen geweihten Platz behalten wird. Krupp zählte fast siebzig Jahre, als er dies schrieb.



Ein unmittelbarer Vorteil dieser Beziehungen waren Alfrieds rasche Fortschritte in der englischen Sprache, die er allerdings schriftlich nie vollkommen zu beherrschen gelernt hat, in der er sich aber gewandt und flüssig auszudrücken wußte. „Ich habe, schrieb er nach kurzem Aufenthalt in England, in diesen zwei Monaten mehr Englisch gelernt, als Mancher in sechs Monaten.“

Die Nachricht aus Petersburg, daß Thies einen beträchtlichen Auftrag der größten dortigen Silberwarenfabrik fast sicher in der Tasche habe, unterbrach im Dezember zuerst das angenehm bewegte Leben des englischen Aufenthaltes, dem sich Alfried Krupp in vollen Zügen hingegeben hatte. Es handelte sich, ähnlich wie bei Bollgold, um ein vollständiges Silberwalzwerk mit Roßantrieb, Schere und Hammer, und der kalkulirte Preis ging über die früheren Jahresumsätze der Fabrik hinaus. Trotzdem befriedigte er Krupp gar nicht. Es sei nicht nur ein entsetzlicher Irrtum im Preise gemacht worden, sondern der ganze Auftrag ihm „durch die Bemerkung edelig geworden, daß er die Bestellung nur durch Bestechungen, Geschenke, Gurgelschmierem bekommen hat was er Spießbubereien obendrein nennt. Der eigentliche Nutzen, den ich erwarte, ist Rekommandation, die Reise und Aufstellung nimmt den Nutzen schon weg und wenn die großen Walzen viel Kosten machen, ehe ein Paar gelingt, so ist es gar nichts.“ Das hindert ihn aber nicht, sofort sich hinzusetzen und jede freie Stunde für den geforderten Entwurf zu opfern. Dieser Entwurf — übrigens die einzige Frucht des Auftrages, der nie zur Ausführung kam — gehört zu den merkwürdigsten Blättern aus der Frühzeit der Kruppschen Tätigkeit. Auf einem großen Quartblatte und unter allerlei Schwierigkeiten — „ich muß mir hier Zeit stehlen um ungeschaffen arbeiten zu können; es wäre keine Möglichkeit eine maßstäbliche Zeichnung auf einem Zeichenbrett zu machen“ — hat er die Gesamtanlage der Tegelseinschen Bestellung, eine Menge von Einzelstizzen und eine Textfülle vereinigt, die eine Broschüre füllen könnte. Seine intensive Art zu arbeiten, seine damals bereits entwickelte Geschicklichkeit als Konstrukteur, seine Gabe zu skizzieren und sich zu verdeutlichen, geht aus keinem Blatt der Anfangszeit so wie aus diesem hervor.

Das zweite Ereignis, das ihn aus den schönen Tagen in Liverpool aufschreckte, war ein Brief seines Bruders Hermann, der die Verhältnisse zu Hause in ziemlich düstern Farben schilderte und um Alfrieds baldige Rückkehr bat. Es fehlte an Bestellungen, mehr noch an Betriebskapital, vor allem wohl an Mut und Übersicht. Alfried war längst dreiviertel Jahre entfernt, man vermiste stark seine führende Hand; die französischen Bestellungen waren erledigt, die Kommissionen für Thies in Arbeit, die großen Aufträge noch ungewiß. Alfried lehnte grundsätzlich die Besorgnis seines Bruders ab, versprach aber beschleunigte Rückkehr. „Ich erhalte Deinen Brief, der mich bestimmt, direkt einzupacken und nach Sheffield, Hull und Stourbridge b. Birmingham abzureisen und zu sehen und zu kaufen, was

Handwritten notes in the top left corner, including the word "Lithography" and other illegible text.



Handwritten notes in the top right corner, including the word "Lithography" and other illegible text.





erforderlich noch ist. Bis zur Antwort auf meinen letzten Brief hätte ich gern noch gewartet, weil ich bis dahin noch sehr nützliche Bekanntschaften gemacht hätte, die mir in Sheffield zu Statten gekommen wären, nun es aber so knapp mit der Arbeit geht, will ich für jetzt mit dem, was mir schon sicher ist, mich begnügen und was die Reise reichlich belohnen wird. Es ist sicher, daß es nur vom Eisen abhängt, eine gute Qualität Stahl zu machen, nachdem was ich hier gesehen habe, und Risse in Stangenstahl sowohl als Matten in Lahnwalzen werden nicht mehr vorkommen, wenn wir das rechte Eisen, was ich in Hull anzuschaffen denke, dazu verarbeiten. Ich werde so wenig wie möglich nehmen und habe für den Credit nach Sölling in Rotterdam geschrieben . . . Wenn nur keine Schwierigkeit in Geldsachen zu Hause in der Zwischenzeit entsteht, so werde ich äußerst vergnügt und befriedigt nach Paris zurückkehren und da bald Arbeit schaffen . . .

Nun will ich schließen, ich muß noch an sehr viel Häusern Abschied nehmen und dabei ist mancher sehr trauriger. So herzlich, wie hier die Leute gegen mich gewesen sind, kannst Du nicht denken. Ich habe nicht  $\frac{1}{3}$  der Zeit zu Hause gegessen und so habe ich Englisch gelernt mit nicht  $\frac{1}{3}$  der Kosten. Das Reisen ist nur ungeheuer theuer und der Aufenthalt in den Hotels; ich mache mich daher so schnell wie möglich weg und werde mich vielleicht nur ein oder zwei Tage in London aufhalten bis mein Paß geordnet ist. Mutter, Großmutter, Ida und allen Anverwandten, H. Becker und Rüdorf bestelle meine herzlichsten Grüße. In Deinem letzten Briefe sagtest Du nichts von ihnen und das lasse ich gelten, daß nur zu sagen wäre, was gern zu hören ist. Meine 6 Monatsreise hat einen langen Schwanz bekommen."

Anfang März 1839 sandte Alfried wieder einen Brief aus Paris, er fühle sich auch auf französischem Boden noch als halber Engländer und wage die ersten Tage zu niemandem hinzugehen, aus Furcht sich nicht verständlich machen zu können. „Mein drittes Wort wäre ein englisches gewesen, kein Mensch hätte das verstanden.“ Nur mit seinem Mechaniker Girod setzte er sich sogleich in Verbindung, und was er von ihm erfuhr, machte ihn weit stärker betroffen als die besorgten Briefe Hermanns. Man hatte doch in seiner Abwesenheit nicht so gearbeitet, wie er sich's eingebildet, auch in der Expedition waren aus Sparsamkeit Fehler gemacht und die Kunden, die vor sieben Monaten bestellt hatten, hatten noch nichts bekommen, andere waren enttäuscht. „Was ich mir von der ersten Reise an Einfluß für diese zweite versprach, das ist Alles Nichts!“ In gedrückter Stimmung ist der nächste Brief gehalten, einige Walzen für große und einflußreiche Fabrikanten sind zu weich, man verweigert Zahlung und die Anweisungen gehen zurück. „Das wird bei Herstatt sehr viel schaden.“ Dazu eine Art Kränklichkeit seit dem Eintreffen in Paris, die Alfried nicht gerade an der Arbeit hindert, aber doch durch Husten und Schwäche am Schreibtisch „sehr in der Brust fatigirt“. Und endlich kommt aus



Essen noch die Unglücksbotschaft, daß Thies krank von Petersburg zurückgekommen ist und in Berlin darniederliegt. Noch tröstet sich Alfried mit der Hoffnung, es werde so schlimm nicht sein. Wenn Herr Thies noch unwohl zurückkehrt, so solle man ihn die Dampfbäder in Köln gebrauchen lassen, was es auch für Kosten machen möge, die ihn gewiß bald herstellen werden. — Aber schnell erfährt er, daß die Sache ernster Natur und daß Hermann schon auf dem Wege nach Berlin ist, um selbst für den Erkrankten zu sorgen und die Angelegenheit mit Vollgold, die Thies eingeleitet, möglichst zu einem Ende zu bringen.

Rasch folgen die Hiobsposten aufeinander, dunkle Wolken liegen, kaum daß es sich aus den schweren Anfängen erhoben, wieder über dem Hause Krupp. Alfried selbst ist geistig und körperlich herunter. „Gestern Abend hat mich das Schreiben so echauffirt, daß ich plötzlich aufhören mußte“, heißt es gegen Ende März und gleichzeitig berichtet er von neuen unangenehmen Erfahrungen mit seinen Pariser Freunden. Wertvolle Maschinen sind auf Umwegen und halb verrostet angekommen, kleine Fabrikanten warten verärgert auf ihre Werkzeuge oder drohen mit Ablehnung. „Jammer schade, daß so vieles conträr gegangen ist, man hätte jetzt schon ziehen können auf das, was jetzt erst ankommt.“ Den Mut verliert er aber nicht. Zuerst geht er zu den großen Häusern, erklärt, was sich erklären läßt und beruhigt sie wegen gemachter Fehler. „Mit denen ich gesprochen, die haben das Vertrauen wieder und Scovena verspricht künftig nur von uns zu nehmen . . . Thiolier [in der Münze] — der alte Junge ist mir sehr gewogen, wie Gottlob! alle Kunden.“ Das wichtigste ist jetzt, daß die Geldklemme nicht zu drückend wird. „Schreibe mir doch wie es mit Herstatt steht und ob er die ersten zwei Monate nichts sagen wird, danach werde ich mich richten, um von hier an Ziegler zu schreiben oder von Aachen nachher über Köln zu reisen. Wenn ich ihn gesprochen habe, so bin ich nicht bange, daß er nicht ferner stille ist.“ So fest baut er auf die Überredungskraft, die auf dem Boden eigenen Vertrauens ruht.

Aber es soll noch schlimmer kommen. Hermann hat den Erkrankten in Berlin hoffnungslos gefunden. Vergeblich rief man drei Ärzte an sein Lager, am 12. April ist er gestorben. Aus den Wochen in Paris aber wurden Monate. So eben zog über die Stadt, die seit der Thronbesteigung Ludwig Philipps wenige ruhige Tage gesehen hatte, die neue Wetterwolke der sozialen Revolution hinweg, und wenn auch der Maiaufstand der Kommunisten rasch wieder zusammenbrach, er störte doch empfindlich die Geschäfte. Gerade die Fabrikanten, mit denen es Krupp zu tun hatte, spürten den kommenden Wind von weitem. Schon Anfang April läßt ein Brief Alfrieds das Unwetter spüren. „Seitdem ich angefangen habe, die Häuser nach der Reihe zu besuchen, erfahre ich, daß die Fabriken äußerst schlecht und mit jedem Tage schlechter gehen. Die Ursache sind die Unruhen im Lande, die durch die Regierung veranlaßt sind. Ich hätte jetzt wenigstens für 30,000 francs

Geschäfte machen müssen, alle fast, die mir vergangenes Jahr es für jetzt zusagten, bestellen jetzt nicht und sagen, daß sie in der jetzigen Unruhe ihr Geld zu behalten vorzögen, weil man nicht wisse, was daraus entstehen könnte. Andere, die ganz nöthig Walzen hatten, nehmen sie nicht, weil sie nicht sicher sind, wenn es so schlecht bleibt, ihre Zahlungsverbindlichkeit erfüllen zu können . . . Alles Widrige trifft zusammen . . . der Commerce liegt still, kein Kaufmann, Fabrikant, Wirth oder was es sein mag ist zufrieden, es hat sich seit 4 Wochen so verschlimmert. Viele Fabrikanten gehen den halben Tag spaziren.“ Und wie ein banger Stoßsenfzer: „Wenn nur Tegelsstein bestellte und Bollgold dazu.“ Am 13. Mai aber schreibt er sehr gelassen: „Wenn Ihr dort leset, daß hier eine Revolution gestern angefangen hat, so ängstigt Euch deshalb nicht. In dem Quartier, wo die Kunden wohnen hat es angefangen, man hat, wie man sagt, die Straßen barrikadirt, Omnibus umgeworfen, um sich dahinter vor dem Militair zu schützen, mit dem Militair sich geprügelt und geschossen 2c. Die ganze Nacht hörte man Militair durch die Straßen ziehen, weiter werde ich von dem Ganzen nichts gewahr und wo ich wohne, haben bloß die alten Weiber etwas Furcht. Es ist noch nicht ganz gedämpft, aber es wird heute wohl enden. Wenn es die Geschäfte verbessert, daß die Bürger dadurch bald ein Ministerium erzwingen, so mögen sie sich in Teufels Namen kloppen.“ Nicht ihn der Aufstand persönlich wenig an, so desto mehr in seinen Geschäften. Zum ersten Male tritt ihm der zerstörende Einfluß revolutionärer Umtriebe unmittelbar gegenüber und wenn er in diesem Falle noch an eine gerechte Ursache des Ausbruches zu glauben scheint, so lehren ihn seine Erfahrungen bald, daß gerade für den Arbeiter der Weg der ungeordneten Selbsthilfe der allerschlechtesten ist, um seine Lage zu verbessern.

Troßdem bleibt er, und wirklich hatte sich in der Zwischenzeit sein Stern zum Besseren gewendet. In dem gleichen Briefe, in dem er die Nachricht vom Ableben Thies' bestätigt, berichtet Alfried über seine ersten Erfolge mit den Probestempeln für die Pariser Münze. „Soeben komme ich von der Münze, wo ich seit 8 Tagen alle Tage war. Ich habe die Stempel gehärtet. Von einer Sorte hat der Erste gleich bis heute 147 Tausend Stück (5 francs) gemacht und wird 400 000 Stück machen, weil man noch nicht sehen kann, daß er gebraucht ist. Die andere Sorte hat weniger gemacht, aber doch genug, gestern haben wir von Neuem gehärtet und sind sicher, daß die Anderen ganz befriedigen werden. Die Beamten sind entzückt und ich bin in der Münze zu Hause. Für die Stempel ist es sicher, daß ich contrahire, hoffentlich auch für die Walzen.“

Der Beweis der Meisterschaft war damit wieder gegeben und mit neuem Mute setzte Krupp das Werben um die Pariser Kundschaft fort. „Ich habe gestern ungeheuer gelaufen“ — „gestern habe ich circa 30 Bistten gemacht, die meisten vier bis 5 Stockwerke hoch“ — „ich werde noch 300 Bistten zu machen haben“ — so geht es fast in allen



Briefen. Je tiefer er in das Pariser Gewerbeleben taucht, um so größer wird sein Staunen über die ungeheure Zahl der Goldarbeiter. Im Juni schlägt er sich mit den Zollbehörden herum und verbringt eine Woche mit Reklamationen, Beschwerden, Audienzen: „Mancher hätte sich schon zehn Mal bange machen lassen und verzweifelt, ich habe aber mit Beharrlichkeit meinen Zweck verfolgt und erwarte vom Ministerium bald ein Resultat.“

Aber immer behält er Zeit für den ununterbrochenen Gedankenaustausch mit denen zu Hause, an die er Briefe voll von hundert Dingen schreibt. Manchmal fühlt er das selbst: „Du wirst was zu thun haben meine Notizen zu sammeln die so zerstreut aufs Papier fallen als die Schrägen durch den Boden einer undichten Karre.“ Und unvermittelt weiter: „Hinsichtlich der Kontrolle in den Fabriken ist England eine Musterschule und wir werden darin uns noch viel verbessern müssen. Mit sehr wenigen Commis werden die größten Geschäfte betrieben, und in einer Ordnung, was ein Vergnügen ist, nur anzusehen.“ Gerade in der Entfernung von seiner Heimat, beim Alleinsein inmitten des Weltstadtlebens, überfällt ihn noch stärker als je das Verantwortungsgefühl, die Gewißheit, den Zurückgebliebenen, ob Arbeiter, ob Familie, Unter und Stütze zu sein. Hauptsache bleibt die Fabrik, daneben jedes Einzelglied des kleinen Organismus. Von sich selbst spricht er wenig, oft erkundigt er sich nach Familie und Freunden, mit steigender Besorgnis nach der kränkenden Großmutter. Auch sie sollte er nicht wiedersehen, am 30. Mai 1839 endete ihr Leben, das seit fünfundzwanzig Jahren ein fortgesetztes Opfer für die Forderungen der Gußstahlfabrik gewesen war.

Mit Deutschen verkehrte Alfred auch diesmal wenig, er wollte allein sein. „Mittlerweile benutze ich meine Zeit bis in die Nacht, mich im Französischen zu vervollkommen, zu welchem Ende ich abwechselnd den Abend ins Theater gehe, wo man am besten spricht, oder im Zimmer lese. So lange ich in Paris bin, habe ich keinen Freund gehabt und bin immer allein.“ Ein Sonntagsausflug nach Versailles „um die Süßigkeiten der Natur zu schmecken“, für die er immer eine tiefe Liebe behielt, ein Gang ins Kaffeehaus, wo er eines Tags den jungen Koeßler aus Darmstadt trifft, den er bittet, auf der Heimkehr die Seinen zu besuchen und ihnen von ihm und von der Revolution zu erzählen — vor allem aber ein Brief mit guten Nachrichten von Hause bilden seine Erholungen. Am 26. April ist er siebenundzwanzig Jahre alt geworden: „Das weiß ein kleines Donnerwetter wie es mir immer mit meinem Geburtstag geht, ich feier sie immer in einer ganz eigenen Weise. Vorig Jahr mit Hustkuchen, das Jahr vorher mit Zuckerwasser und dies Jahr mit Elistyren, womit ich sogar noch einige Tage ein Nachfest verherrlicht habe und welche Freuden nur durch den Übergang zu einem Laxirmittel endeten. Außerdem bin ich recht wohl und hoffe, daß das kleine Übel, Folge

der drückenden Luft und des Sitzens, seinen Abschied genommen haben wird. Einen kräftigen Beweis empfinde ich in diesem Augenblick, der mich zum Schluß des Briefes zwingt.“

Was ist es, das ihn unter so viel Arbeit, Leiden, Enttäuschungen so frisch und zuversichtlich erhält? Zum Teil gewiß das Bewußtsein der Notwendigkeit alles dessen, was er tut. Aber im lieblichen Frühsommer ist auch für ihn, den Einsamen in der Weltstadt, ein Stern aufgegangen. Seine Freunde, die Murrays aus Liverpool, weilen in Paris, durch Zufall — mit Absicht — wer weiß es? Auf vergilbten Blättern reden gefühlvolle Verse, getrocknete Blumen, gezeichnete Rosen von häufigem und innigem Zusammensein. Unter eine Porträtskizze der Sophie Murray in seinem Poesiealbum hat Alfried geschrieben: *but she is still a great deal prettier!* Auch Sprachunterricht scheint man sich erteilt zu haben, einen gezeichneten Rosenzweig unterschreibt Sophie mit den Worten: „Tu n'auras pas ma rose“ und ihre Schwester bemerkt unter einer ähnlichen Zeichnung: „Ach, wo die Liebe entsagt — ihr Sinnbild braucht nicht. . .“ Die Mutter aber empfiehlt ihren jungen Freund, bevor sie scheiden, jedem Mitglied ihrer weitverzweigten Familie „in whatever part of the world he may find them“. Das war am 11. Juli, eine Woche später datiert auch Alfrieds letzter Brief aus Paris, das er nun „leid ist wie kalte Pappe“ und das er nicht rasch genug „im Rücken haben“ kann.

Krupp machte die Rückreise über Rouen, um die zweite, von Rothschild betriebene Münze Frankreichs zu besuchen, und ging dann über Havre und Lille nach Belgien. Brügge, Gent, Brüssel und Antwerpen sah er zum ersten Male. Seine Hoffnung, in vierzehn Tagen in Köln zu sein, um mit seinem Freunde Sölling über Finanz- und Bankangelegenheiten zu sprechen, bleibt frommer Wunsch, er weilt immer noch in Brüssel. „Ich schreibe nicht mehr als das Nöthigste um heute hier fertig zu werden, wenn mich zu Hause eine Braut erwartete, so könnte ich nicht eiliger sein, als ich bin, um mal wieder über die Preussische Grenze zu kommen. Ich habe Fritz [Sölling] gar nicht geschrieben und werde ihm dafür soviel mehr sagen.“ Fritz Sölling war in finanziellen Dingen längst sein Berater geworden. In einer Woche hofft er in Metternich beim Vetter von Müller zu sein.

Am 2. September 1839 traf Alfried Krupp nach einer Abwesenheit von fünfzehn Monaten wieder in Essen ein. Es war für den Gang der Geschäfte die höchste Zeit, und dennoch hatte er auch wieder recht, wenn er sagte, er sei froh „einmal selbst durch die Rundschaft gefegt zu sein“. Wenn je nach einer von seinen Reisen, so war diesmal der Heimkehrende ein anderer, als der in die Fremde hinausgezogen war. Es war nur eine Außerlichkeit, eine Gewöhnung vielleicht, daß er sich seitdem mit dem englischen Anklang Alfred nannte und schrieb — wie es auch auf diesen Blättern nunmehr beibehalten werden soll. Aber er



hatte in vielem anders denken und rechnen gelernt und das wurde bei seinen späteren Reisen in England noch stärker bemerkbar. Obwohl er dem Aufenthalt in Paris an unmittelbaren Erfolgen mehr verdankte — 1839 ging fast ein Drittel der ganzen Produktion nach Frankreich, während England zugeknöpft blieb — so galt ihm doch London und England als der wichtigere Teil der Reise, und dorthin ist er zu allen Zeiten gern wieder gekommen. Englische Arbeitsorganisationen und englischer Unternehmungsgeist blieben ihm vorbildlich, ja er selbst verfiel in etwas dem mächtigen Zauber dieses Industriestaates, obwohl er tiefer als andere sah und instinktiv begriff, daß nicht Weltbeglückungs-, sondern ausschließlich Selbsterhaltungstrieb die englische Handelspolitik beherrschten.

### Wirtschaftskrisis

Man hätte erwarten sollen, und Krupp selbst erwartete es gewiß, daß den Anstrengungen der langen Reise ein paar Jahre stiller lohnender Tätigkeit folgten. Statt dessen kam eine Zeit der Unruhen, der Sorgen, gefährdeter Lagen, wie er und sein Haus sie noch nicht erlebt hatten.

Die Jahre 1839 bis 1842 etwa — zeitlich der Rahmen der nachfolgenden Schilderung — waren sie nicht in ganz Westeuropa eine Folge zitternder Spannungen, wirtschaftlicher Umwälzungen, technischer Ereignisse? Seit Jahren schon lief eine Welle wirtschaftlicher Störungen, von England ausgehend, ostwärts über den Kontinent. Sie hatte sich in Frankreich unter Krupps Augen in verzettelten Volksaufständen und allgemeiner Mutlosigkeit, in Flandern im Zusammenbruch der Bank von Belgien und in der Zahlungseinstellung der Cockerillwerke in Seraing entladen. Unter dem Eindruck dieser Dinge kam Alfred Krupp von seiner Reise zurück und in der Heimat hatten ihn nur unerfreuliche Nachrichten begrüßt. Die letzten Reisen in Süddeutschland, in Holland fast ergebnislos, der große Auftrag der Vollgoldschmied-Fabrik in Berlin, an dessen Entwurf er so eifrig gearbeitet, unbestätigt, nur Rußland schien von der allgemeinen Gedrücktheit unberührt und hatte ansehnliche Geschäfte gebracht. Freilich, es hatte ihm auch seinen besten Helfer geraubt. Dennoch sah Krupp unter allen Rückschlägen den Aufschwung nahen und nahm unerschüttert und voll von Plänen die Arbeit wieder auf.

Stieg nicht in Preußen, in Deutschland eine glänzende Zukunft herauf? Die Eisenbahn, vor seiner Abreise in den Anfängen stehend, war ein gesicherter Fortschritt, schon fuhr man von Dresden nach Leipzig, von Berlin nach Potsdam, im Rheinlande setzten sich die fähigsten Köpfe, die Camphausen, Mevissen, Hansemann,

von der Heydt, mit Wucht für neue Bahnen ein. Die Zweifel sind besiegt, Vorsig beginnt den Lokomotivbau, eine neue Zeit bricht an. Die Enneperstraße von Hagen bis Barmen, die Hochgasse der deutschen Kleineisenindustrie, stellt sich auf Bedarfsmaterial für das Verkehrswesen um, das Dampfschiff fürcht Ströme und Meere, auf den verbesserten Straßen schaffen riesige Biergespanne Lasten von hundert Zentnern fort, und in Eilfuhrn rollt Krupps erste große Walzensendung für Rußland, viele gewichtige Kisten, auf der Landstraße nach Lübeck, um das Dampfboot nach Petersburg zu erreichen, bevor der Frost die Ostseehäfen schließt. Zu den neuen Verkehrsmitteln kommt 1841 der Telegraph, nichts scheint dem Menschen unmöglich, seit er die Naturkräfte in seine Dienste zwang. Und Deutschland, Preußen sollte zurückbleiben? Der Zollverein hat den Einigungsgedanken wiederbelebt. Die neuen Rheinlieder gehen von Mund zu Mund und auch wirtschaftlich fühlt man sich endlich als ein Volk. Schon läuft die Industrie Sturm gegen die Freihandelsbestimmungen Preußens, die das deutsche Gewerbe der ganzen Welt preisgeben, während Frankreich und Belgien sich mit hohen Zollmauern umgeben, Oesterreich nur auf dem Wege des Schleichhandels zu erreichen ist und England seine besten Erzeugnisse durch Einzelbestimmungen schützt.

Das Zeitalter der Industrie ist angebrochen und unwiderstehlich reißen die neuen Kräfte und Maschinen den Menschen in ihre Dienste. Aber neben dem Lichte sind bereits tiefe Schatten, und während die Welle der technisch wirtschaftlichen Bewegung Europa von Sheffield und Birmingham bis Wien und Petersburg durchbraust, folgt ihr zwangsläufig die zweite der Erschöpfung und der Geldkrisen, des Niederganges und der Verzweiflung in jenen Schichten, die durch den Wandel der Dinge aus ihrer Bahn geschleudert sind.

So liegen die Gegensätze hart nebeneinander, so machen sich auch in Preußen und den übrigen Zollvereinsländern die Widersprüche geltend. Die Industrie ging im allgemeinen blühend voran, Fabriken entstanden, das Kapital wuchs und nie war es einem unternehmenden Manne besser ergangen als in diesem „goldenen Zeitalter der Bourgeoisie“. Aber mit Herschergewalt zwangen Dampf und Erfindungen die Menschen, die bisher im Hause oder in der Werkstatt des Handwerkers geschafft hatten, an die Maschine, bereits suchte die Fabrikent Kommission hier und da die Spinnereien ab, um die verbotene Ausnutzung der kleinen Kinder zu hindern, und die Schwarzscher verkündeten laut, daß die schnelle Entwicklung der Gewerbe, die der Zollverein auf dem Gewissen habe, den Mittelstand und das Handwerk zugrunde richte, das Proletariat aber begünstige. Das letztere fürchteten aufmerksame Beobachter längst. 1825 hatte Perthes, einer der tätigsten vaterlandsliebenden Männer seiner Zeit, mit Schaudern von dem nächtlichen Treiben liederlichen Gesindels in Elberfeld berichtet, das ihm einen unheimlichen Eindruck hinterlassen habe. In den vierziger Jahren aber sah sich selbst Fritz



Hartfort, der die Industrie wie keiner gefördert hatte und ganz wie Krupp nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zur allgemeinen Wohlfahrt in ihr sah, doch zu dem Geständnis gezwungen: „Dieses Gefolge der Industrie [das Proletariat] ohne feste Heimat, ohne Hoffnung oder Zukunft, heute vergendend und morgen darabend, fängt an durch seine bedenklich wachsende Zahl der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich zu werden.“ So erhob sich hinter dem Bürgertum der vierte Stand, hinter den wachsenden Schloten der Industrie das Gespenst der sozialen Gefahr. Was Krupp im Mai 1839 in Paris mit eigenen Augen gesehen und an der Hand einer liberalen Presse als Machenschaft der reaktionären Regierung gedeutet hatte, das tauchte ein paar Jahre später schon in den deutschen Gauen auf, und bald waren Arbeiterfrage und Sozialismus der beliebteste Gegenstand von Broschüren und Vorträgen.

Dazu in Preußen eine Politik, die alles befürchten und nichts hoffen ließ. Von dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. erwartete jeder den Anbruch einer neuen Zeit; ein paar Monate nur, und alle waren gleichmäßig enttäuscht. Die Liberalen fanden ihn, wie Alexander von Humboldt sagte, „immer mit gefährlichen Dingen mit kindischer Fröhlichkeit beschäftigt“, der Adel aber warf ihm vor, er sei wie im Nebel, tue, was der Augenblick ihm eingibt, und denke an keinen Zusammenhang. Das einzige, was die ersten Jahre seiner Regierung an wirtschaftlicher Förderung brachten, war die Loslösung der Abteilung für Handel und Gewerbe vom Finanzministerium, und auch da griff er nicht voll durch, so daß die Finanzbedenken nach wie vor einen kleinlichen Schatten über alle Staatsmaßnahmen warfen. Das Tagebuch des Fürsten Hohenlohe schildert drastisch die Stimmung in den Provinzen. Schwanken und Systemlosigkeit in den höchsten Behörden, Verzögerung der Geschäfte und Verwirrung der Finanzen, materielle Not und Übelstände, „und dann schickt man einen frommen Mann in die Rheinprovinz, um die Stimmung zu untersuchen. Als wenn dies die Behörden nicht besser wüßten! Das wird am Rhein besprochen und kritisiert . . . Man darf es sich nicht verhehlen: Eine kleine Veranlassung und wir haben den Aufstand. Einer reißt den andern fort. . . Wer jetzt nicht seinen Kopf oben hält, wer nicht daran arbeitet, sich eine tüchtige Bildung zu verschaffen, ist verloren.“ Und doch blieben diese schwankenden Dinge noch fast zehn Jahre im Gleichgewicht, bevor der Zusammenbruch erfolgte.

In diese Zeit der Gegensätze, des Aufschwungs und der Unzufriedenheit, der Latkraft und der Hemmungen, einer winkenden Zukunft und einer lähmenden Gegenwart trat Krupp bei seiner Heimkehr aus Paris. Mit Ungeduld erwarteten ihn die Brüder, mit Sehnsucht und Angst die Mutter, der die Sorgen längst über den Kopf gewachsen waren. An technischen Bedenken lag es nicht, deren war man in der langen Zeit seiner Abwesenheit ziemlich Herr geworden. Aber es fehlte an

lohnenden Aufträgen und — die alte Not — an den Mitteln zur Fortführung des Betriebes. Die Bestellungen aus Paris und Petersburg waren erledigt, die letzten kleinen Reisen Hermanns und Beckers hatten fast nichts gebracht, aus den deutschen Staaten lag ein verschwindender Bestand an Aufträgen vor.

Wie ging das zu in einer Zeit, wo viele hochkamen, die später als Krupp und mit kleineren Mitteln angefangen hatten? Zunächst lag es am mangelnden Bedarf. Eisenbahnen, Schiffe, Maschinen brauchte die Zeit, Krupps undankbare Aufgabe aber war es, einen neuen Werkstoff von edlen Eigenschaften einzuführen, und gerade dort, wo ihm das mit Mühe gelungen war, da hatte er in Handwerkskreisen und Kleinbetrieben eine begrenzte Kundschaft, die jetzt schwer um das nackte Dasein rang. Hätte er damals Wagenräder und Federn gemacht, hätte er mit am gedeckten Tische gegessen, vielleicht hätten ihm dann schon die folgenden Jahre reiche Ernte gebracht, so aber wurden sie zu einem bitteren Kampf. Mit seinem Haupterzeugnis hing er von der Schmuckwarenindustrie ab, auf die jede Krisenzeit zuerst einwirkt. Selbst die Münzen arbeiteten schwach, die deutschen wegen der Münzverschiebungen im Gefolge des Zollvereins, die ausländischen mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Spannung. Endlich hatte Krupp seine Kundschaft mit den ersten Walzenlieferungen auf lange, zu lange Zeit befriedigt, er hatte nicht zuviel versprochen. Wem er einmal geliefert, der war oft auf Lebenszeit versorgt, klagend schrieb Hermann in den vierziger Jahren aus Paris: Unsere Walzen halten zu lange! — In Stahl und Werkzeugen aber war noch immer, dank dem Zollgesetz, England der furchtbare Gegner.

So stand es also daheim mit den Aufträgen. Der gute Thies, der so unermüdlich geschafft, lag seit einem halben Jahr unter der Erde, und Hermann, der in letzter Stunde nach Berlin eilte (die Großmutter ließ ihm fünf Friedrichsdor zum Reisegeld), um das Mögliche für ihn zu tun und gleichzeitig den großen bei Vollgold schwebenden Auftrag zu retten, hatte weder das eine noch das andere erreicht. Nicht nur Vollgold scheute die Unsicherheit der Zeiten, auch der noch größere Auftrag aus Petersburg, der ein Jahr lang Arbeit schaffen sollte, hatte sich im Nebel der geschäftlichen Unsicherheit verflüchtigt. Die Lage war längst peinlich geworden, die Gläubiger drängten, die Bank wurde schwierig, die Schuldner, die eben erst ihre Ware erhalten hatten, blieben mit der Zahlung in weiter Ferne. In Alfreds Abwesenheit hatte man sich wieder, wie einst, durch Verkauf von Grundstücken über Wasser gehalten, im letzten Jahre war das großmütterliche Gut Baumhof bei Mlettenberg für 1850 Taler an den Freiherrn von Bodelschwingh veräußert worden, kurz darauf die Walkmühle mit dem zugehörigen Grundbesitz für 1180 Taler. Am Todestage der Großmutter, dem 30. Mai 1839, wurde sie verkauft. Der alte darin befindliche Hammer hatte seit Anschaffung der Dampfmaschine nicht mehr gearbeitet, die Wohnräume dienten einigen Arbeitern Krupps zur



Unterkunft, der alte Schürmann wohnte mehrere Jahre dort, bis er ein kleines Anwesen in der Nachbarschaft erwarb. So kam die älteste Stätte des Kruppschen Hammerbetriebes aus dem Familienbesitz; vor siebenundzwanzig Jahren, als der Stern Napoleons sich wandte und Preußen in den Befreiungskrieg zog, tat der Hammer dort seinen ersten Schlag, jetzt war es sein letzter Dienst für Krupp, dem Geschäft und der Firma durch seinen Erlös das Durchhalten zu erleichtern.

Unter diesen Umständen war Eile geboten. Kaum heimisch geworden, packt Alfred Krupp die Koffer zur nächsten großen Reise, die ihn über Berlin nach Osterreich und so Gott will in die weite Ferne, vielleicht nach Rußland, führen soll. Ist das nicht viel gewagt? Kann er, nach so langer Abwesenheit, die Fabrik schon wieder verlassen? Er mußte es, und einzelne Fehlschläge abgerechnet hatten seine Brüder — auch der jetzt herangewachsene Friedrich — bewiesen, daß sie fest auf eigenen Füßen standen. Nach etlichen Mißgriffen waren doch im Durchschnitt gute Maschinen nach Paris gegangen, die große Stempelsendung für die Pariser Münze war glänzend ausgefallen. Der Werkzeugstahl, auch aus deutschem Rohstoff, war besser geworden und in Kennerhand, laut einem Bericht des Berliner Gewerbeinstituts, den Beuth 1839 dem Vereinsblatte zur Veröffentlichung überwies, dem englischen überlegen. „Offenbar — schrieb der Beurteiler nach scharfen Proben — besitzt der Kruppsche Gußstahl mehr Kohlenstoff, oder hat ihn doch inniger aufgenommen, da sich sonst nicht erklären läßt, wie dieser alle Operationen bestehen kann und dennoch Eigenschaften aufweist, die man unter denselben Umständen vergeblich beim englischen suchen würde.“ Auch Neues war in Angriff genommen worden, und Hermann wie Friedrich konnten Erfolge zeigen. Aus einer geheimnisvollen Bestellung eines Münchner Goldarbeiters, der sich vor seiner Auswanderung nach Mexiko mit neuen Werkzeugen und Maschinen versah, hatten die Brüder entnommen, daß Versuche im Gange waren, um die früher mit der Hand oder zwischen Prägestempeln hergestellten silbernen Löffel und Gabeln auf Maschinen zu walzen, und sie trauten sich zu, wohl auch eine bessere Maschine gleicher Art zu bauen. In der Leitung der Geschäfte hatte sich Hermann bewährt. Der zwanzigjährige Friedrich, seit Ostern aus der Realschule in Köln entlassen, von wo er „die besten Zeugnisse eingeschickt“, sonst aber wie sein Vater ein unruhiger Erfinderkopf, hatte doch mit dem von ihm erfundenen Gußstahlgeläute bewiesen, daß etwas in ihm steckte, Alfred konnte den beiden ruhig die weitere Führung der heimischen Geschäfte überlassen. Ihn selbst trieb die Sorge um große Aufträge mit unbezwinglicher Macht wieder hinaus. „Wenn nur Vollgold bestellte — und Legelstein dazu!“ war sein Seufzer schon von Paris aus gewesen. Weder Thies noch Hermann hatten die Bedenken Vollgolds, sich in diesen unsichern Zeiten auf ein so großes Unternehmen einzulassen, überwinden können. Alfred wollte es persönlich noch einmal versuchen und erwartete von Berlin auch

sonst mancherlei. Von Roelle, den er nach der Rückkehr aufgesucht und der jetzt zu seinen Kunden im Walzenbezug gehörte, hatte er erfahren, daß die Hauptmünze in Berlin vor der Errichtung eines neuen Streckwerks, wahrscheinlich mit englischen Walzen, stand; kampflos wollte er England diesen Auftrag nicht überlassen.

Die Wochen bis zur erneuten Abreise nutzt er zu intensivem Schaffen. Der schmale Gewinn der Fabrik trotz erhöhter Tätigkeit hat bewiesen, daß die Kalkulation auf ganz neue Grundlage gestellt werden muß, sonst ist das Ziel, lohnende Arbeit für viele, unerreichbar. Hermann ist zu nachgiebig, Alfred tritt entschiedener auf, ist vor allem gegen nachträgliche Preisermäßigungen. Der größten süddeutschen Treppenfabrik, die im Vertrauen auf ihren großen Bedarf gern den Preis drückt, bemerkt er trocken, es seien dies ohnehin die letzten Lahnwalzen zum alten Preise, man solle sie in Gottes Namen nehmen. Das Geschäft in dortiger Gegend sei ihm durch kleinliche Beschwerden der Kundschaft ziemlich verleidet. Man habe inzwischen Fortschritte gemacht, die Preise entsprechend erhöht und „in andern Ländern den Absatz gesucht und gefunden“. Auch seiner Vertretung in Genf rät er, ein gemachtes Angebot nicht von der Hand zu weisen, man werde nie wieder so billig zu Walzen gelangen, schon die nächste Sendung werde sich um 50 Prozent höher stellen. Das bestrittene Recht, selbst in der Schweiz reisen zu lassen, wahrte er sich nach wie vor, und alles in so bestimmtem, kühlem Tone, als gingen die Geschäfte wer weiß wie glänzend.

Daß das binnen kurzem wieder der Fall sein wird, davon ist er überzeugt und entschlossen, das seine dazu zu tun. Er nimmt die Lahnwalzenfabrikation, die während seiner Abwesenheit ziemlich geruht hat, wieder vor und verarbeitet dafür das in England gekaufte schwedische Eisen, von dem ihm jedes Pfund kostbar ist. Das Härten der schweren Walzen, in das Friedrichs Experimente ein unsicheres Element gebracht haben, stellt er wieder auf feste Grundlagen und setzt gleichzeitig die Versuche fort, noch schwerere Walzen aus naturhartem Stahl ohne Wärmebehandlung herzustellen. Von dem Gelingen dieser großen Stücke hängt viel ab, er sieht voraus, daß vielleicht darauf bald die Existenz der Fabrik ruhen wird. Die Mechaniker, Uhrmacher und Goldarbeiter, unfähig, mit den Fabriken Schritt zu halten, beginnen ihre Halbstoffe, die sie früher selbst walzten, von den Fabrikanten zu beziehen; damit kommen die Silber-, Plaque- und Doublefabriken hoch, die mit großen Maschinen arbeiten. Es taucht, wie sich der oft geistreiche Friedrich ausdrückte, „bei Überfüllung des Marktes von Paris bis Petersburg“ in den großen Walz- und Prägeanstalten ein Gespenst auf, das rasch Körper annimmt und die kleinen Goldwalzen der Handwerker überflüssig macht. Auch damit hängt Krupps Streben nach Berlin, Wien und andern Großstädten zusammen, er muß der neuen Kundschaft nachgehen.



Vom Dezember 1839 bis in den Mai 1840 weilte Alfred Krupp in Berlin, viel länger als beabsichtigt und viel zu lange für die wenigen erzielten Geschäfte. Seine Hauptaufgaben erwiesen sich schwerer, als er gedacht hatte. Er machte der Münzdirection ein Angebot mit Garantien und Preiseinräumungen, wie er sie noch nie zugestanden hatte, mit dem einzigen Zweck, endlich die Überlegenheit seiner Walzen über die englischen zu beweisen. Er hätte bei dem ganzen Geschäft kaum verdient, nur die Zukunft konnte ihn schadlos halten und der erworbene Ruf. Aber die Sache verlief im Sande. Man gab ihm einen kleinen Auftrag, beanspruchte alle Zugeständnisse und setzte ihn durch gedehnte Zahltermine in neue Verlegenheiten, statt ihm zu helfen. Es war die alte Enge der fiskalischen Pfennigfuchserie, mit der er in Preußen sein ganzes Leben hindurch hat kämpfen müssen. Absatz, Ruhm und Gewinn durfte er sich bei der Privatkundschaft oder im Auslande suchen. Daß es anderen nicht besser ging, war für ihn ein schlechter Trost. Bei dieser Behandlung hat aber die Industrie in Preußen gelernt auf eigenen Füßen zu stehen.

Wesentlich anders war es mit der Silberwarenfabrik von Vollgold und Sohn. Auch hier gab es schwierige Verhandlungen. Der Inhaber hatte immer noch schwere Bedenken, und Krupp mußte den Weg aus seinem Gasthof nach dem Vollgold'schen Geschäft — damals noch in der gewerbfleißigen Kommandantenstraße — recht oft machen, um den alten Herrn zum Abschluß zu bewegen. Aber er siegte doch und zwar durch die werbende Kraft seiner Vorschläge und die Güte seiner Maschinen, mit denen er ein Mehrfaches der früheren Leistung versprach. Die Bestellung lautete über vier Walzwerke nebst allen Einrichtungen für einen Pferdeantrieb. Zu einem Löffelwalzwerk ließ sich Vollgold vorläufig nicht bewegen.

Für einen fast halbjährigen Aufenthalt in Berlin war die Ausbeute mager genug, und es scheint nicht, daß Krupp sonst noch bedeutende Bestellungen mitgenommen hätte. Für einen nochmaligen Versuch, Deuth zu sprechen, hatte er sich die Empfehlung des Oberpräsidenten in Koblenz verschafft. Es muß ihm aber auch diesmal nicht gelungen sein, den damals schon alternden und schwer zugänglichen Reorganisator des preussischen Gewerbelebens zu sehen. Teilweise mag ihn Krankheit abgehalten haben, Briefe seiner Vettern Adalbert und Wilhelm Ascherfeld in Wien sprechen von einer Erkrankung, die ihn im April in Berlin festgehalten habe. Jedenfalls ist keine Äußerung von Krupp vorhanden, die darauf hindeutete, daß er Deuth je persönlich gegenübergetreten ist. Für einen Mann, der als Gewerbetreibender, Exporteur, als Erfinder und Konstrukteur mit der Abtheilung für Handel dauernd in Berührung stand, hing von dem Wohlwollen Deuths unendlich viel ab. Nur so erklärt es sich, daß Krupp wieder und wieder, schriftlich und persönlich, den Versuch machte, den großen Mann für sein Wirken zu interessieren. Es ist ihm ebensowenig wie seinem Vater gelungen;

an dieser Tatsache ändern auch ein paar Stahlaufträge des Gewerbevereins und das anerkennende Urtheil über Krupps Erzeugnisse in den Mittheilungen des Vereins nichts. Beuth konnte über Dinge, die ihm nicht lagen, beharrlich hinwegsehen, und wenn im folgenden Jahre Vorsig, der Krupp im Technischen ebenbürtige Führer des Berliner Maschinenbaus, seine Ausstellungslokomotive auf den Namen „Beuth“ taufte, so hätte ein Skeptiker das satirisch nehmen können: Beuth hatte sich — nach dem unanfechtbaren Urtheil Delbrücks — um das deutsche Eisenbahnwesen nie bekümmert. Ein gutes Pferd galt ihm mehr als eine Lokomotive.

## Wien

Gewiß nicht voll befriedigt, aber doch mit einem Auftrag von 5000 Talern in der Tasche, die kleinen nicht gerechnet, kann Krupp im beginnenden Sommer endlich Berlin verlassen. Er nimmt wohl nur das Gefühl mit, nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben, sieghaft war ihm gewiß nicht zumute. Ohne die Heimat zu sehen, fährt er in Begleitung seines jüngsten Bruders, der vielleicht zu seiner Pflege nach Berlin gekommen war, im gewohnten Postwagen, von Leipzig bis Dresden wohl schon mit der neuen Eisenbahn, nach Wien. Er sieht es zum erstenmal, aber seit Jahren lebt dort sein Vetter Adalbert Ascherfeld, ein geschickter Goldschmied, dessen Briefen an die Eltern wir einige Züge zum damaligen Persönlichkeitsbilde Alfred Krupps verdanken.

„. . . Des Tages vor Frohnleichnam kamen Kruppen, welche uns recht überraschten. Friedrich ist ein tüchtiger Kerl geworden, ich hatte ihn seit 5 Jahren nicht gesehen, wo ich zum erstenmal von Düsseldorf auf Urlaub war und ihn wieder mitnahm nach Kettwig. Alfried sieht einem englischen Lord gleich. Unsere Hausleute haben Augen gemacht. Vor uns haben sie so schon Respekt genug, aber solche Vettern, denn ich muß sagen Alfried ist nobel und er weiß es nobel zu geben. Sie logirten im Goldenen Lamm der Leopoldstadt, dem ersten Gasthof in Wien. Jetzt haben sie ein Sommerlogis in Unter St. Veit unweit Schönbrunn, da kann Alfried die freie Natur genießen, der liebe Hizing so nahe, wo die Elite Wiens im Sommer wohnt“ usw.

Krupp siegt hier so schnell, wie er in Preußens Hauptstadt lange und vergeblich gerungen. Was er dort, was er in Paris trotz aller Mühe nicht erreicht hat, der Bau eines vollständigen Münzstreichwerkes unter Verdrängung der eisernen Walzen, das fällt ihm hier beinahe in den Schoß. Ein Auftrag von 26 000 Gulden, eine Riesensumme für seine Verhältnisse, wird in wenigen Monaten abgeschlossen.



Eine Bestellung der größten Wiener Besteckfabrik mit 12 000 Gulden kommt gleich dazu, und von Essen erreicht ihn die Nachricht vom Abschluß der Walzwerke für eine in Barmen entstehende Doublefabrik nach Pariser Muster. Mit den Maschinen für Bollgold, die schon in Arbeit sind, vier Aufträge, die über den Maßstab früherer Jahre weit hinausgehen — ist endlich die Wendung zum Besseren da? Beginnt endlich die Ernte nach der Ausfaat von vierzehn gewinnlosen Jahren? Es ist kein Brief aus dieser Zeit erhalten, der andeutete, welche Hoffnungen und welche Freude der rasche Erfolg dieser Monate in den Brüdern ausgelöst hat. Wenn sie gejubelt haben, so haben sie es zu früh getan — bevor ein Jahr verfließt, soll sich das Geschick aufs neue gegen sie wenden und Herzeleid, Kummer und jagende Angst werden aus eben den Erfolgen wachsen, die sie sich jetzt gegenseitig berichten.

Bei der Kaiserlichen Münze in Wien kam Krupp, wie es scheint, als ein Retter in der Not. Man hatte dort immer mit mangelhaften Walzwerken gearbeitet, es war unmöglich, mit dem vorhandenen veralteten Apparat glatte Zaine zum Ausschneiden der Münzplatten zu strecken. Selbst die leitenden Beamten nannten das Walzwerk die *partie honteuse* der Anstalt. Krupp kam nicht als Unbekannter, vor einigen Jahren hatte er durch Thies ein paar kleine Walzen für die Münze und die fiskalische Webekammfabrik geliefert. Nun kam er selbst, sah das Vorhandene, hörte die Klagen und es schien ihm leicht, Besseres zu versprechen. Der Münzwardein, die Direktion kamen ihm freundlich entgegen, nach kurzem Verhandeln kam man zur Verständigung. Rasch nacheinander wurden ein Justierwerk, eine Feinstrecke und nachträglich noch eine Grobstrecke mit großen Tiegelschneidwalzen bestellt, die Genehmigung der Hofkammer vorbehalten. In der Preisfrage zeigte man sich großmüthig, es wurde nicht, wie in Berlin, um zehn, es wurde auch nicht um tausend Gulden gemarktet. Die Bedingungen waren scharf, eine zehnjährige Garantie ging weit über alles hinaus, was Krupp je zugestanden. Er tat es, um das unbedingte Vertrauen zu gewinnen, und er konnte es tun, denn seine Walzen waren bei gutem Gelingen unverwundlich. Das Werk läuft vielleicht heute noch. Aber das war nicht alles, es gab da noch gewisse Klauseln und Hintertüren — Krupp weilte nichtahnend auf dem Boden Metternichscher Tradition. Man ist da sehr freundlich, sehr harmlos, sehr diplomatisch — und man wickelt ihn regelrecht ein. — Man liebt die Norddeutschen nicht, auch wenn man sie braucht, und man hat schon andere Leute aus diesem unbequemen Preußen eingewickelt. Die Verhandlungen führt immer der liebenswürdige Münzwardein. Er klagt über die unvollkommene Arbeit der alten Justierwerke, man hat alles, sogar die lumpigen Kreuzerlein, mit Mühe und Kosten nachjustieren müssen. Könnte man das mit den neuen Walzen vermeiden, dann gäbe es an der Bestätigung des Auftrages keinen Zweifel mehr. Krupp verstand aus seinen Besuchen in den Münzen

verschiedener Länder einiges von der Technik, aber so weit reichten seine Kenntnisse nicht. Immerhin, man justierte doch überall? Ja freilich, nur eben die kleine Scheidemünze nicht, das sei ganz unschwer zu erreichen, wenn nur die Walzen ein klein wenig besser als die vorhandenen arbeiten, und das habe er doch bereits versprochen? Krupp schwankt, aber den Auftrag will er nicht fahren lassen, er glaubt auch dem ehrlichen Gesicht des Wardeins, er schlägt ein und unterzeichnet einen Vertrag, in dem er die Bedingung eingeht, daß bei den von ihm gewalzten Zainen „für Groschen kein Justieren, für Fünfer und Zehner nur ein Weißjustieren und für alle größeren Münzgattungen weniger des Justierens erforderlich sein werde als von Walzwerken irgendeiner anderen Münzstätte bis jetzt geleistet wurde“.

Daß dieser kleine Paragraph beinahe Krupp und sein ganzes Unternehmen in den Abgrund zerren würde, das konnte er nicht ahnen, aber ein unheimliches Gefühl gegenüber dieser Zusage hatte er von Anfang an, und bald wurde ihm von unparteiischen Münztechnikern erklärt, daß diese Justierklausel aus einfachen technischen Gründen unerfüllbar sei. Gleichviel, der Münzwarden hatte sie für die Genehmigung des Vertrages unerläßlich erklärt und Krupp — hatte unterschrieben.

Das mochte nun sein, wie es wollte, auf Jahr und Tag war in großen Aufträgen volle Beschäftigung gesichert, mit geschwellten Segeln glitt das Schiff der Firma Krupp aus stillen Gewässern gleichsam ins Weltmeer hinaus. Verantwortungsvolle Aufgaben waren gestellt, bedenkliche Verpflichtungen waren übernommen. Für die größten Walzen galt es Stahlblöcke zu gießen und zu bearbeiten, wie man sie noch nicht gehabt hatte. Wird alles gelingen? Stimmen die Kalkulationen? Wird der Gewinn die Kosten und die jahrelangen Reisen decken? Man muß es abwarten. Die jüngeren Brüder schaffen zu Hause am Bau der Maschinen — „in einem Nimbus von Schmer und Arbeit“ sagt Alfred gelegentlich — und er selbst geht von Wien, wo ihn Geschäfte, kleine Reisen und das Zuwarten auf den Beschluß der Hofkammer bis zum Jahresende festgehalten haben, unmittelbar nach Berlin zurück, an die Heimkehr kann er nicht denken. Zum dritten Male feiert er Weihnachten in der Fremde.

Bald nach Krupps Eintreffen in Berlin ist auch sein Essener Monteur, sind die gewaltigen Ballen mit den Maschinen da. Kisten und Stücke von mehr als 100 Zentner Gewicht, die Krupps bewährter Spediteur, der Essener Fuhrmann Schüh, mit eigenen Pferden 75 Meilen weit über die Landstraßen Westfalens, Hannovers und der Mark befördert hat. Schüh hatte den Weg in den folgenden Jahren trotz der in Teilstrecken schon wachsenden Eisenbahn noch öfter zu machen, ein sprechendes Bild der Verkehrsverhältnisse, unter denen sich der Übergang zur Fabrikindustrie in Deutschland vollzogen hat. So wurden damals die schwersten Maschinen



befördert, so schwamm fünf Jahre früher die erste englische Lokomotive für die Dresdener Eisenbahn, in 15 Kisten verpackt, die Elbe aufwärts. Rasch wurde die Aufstellung der Maschinen vollzogen, und der Auftraggeber erlebte an dieser ersten großen Lieferung Krupps keine Enttäuschung. Die Walzwerke arbeiteten tadellos vom ersten Tage bis in die Zeit der Kinder und Enkel des Bestellers. Sie wurden bei jeder Verlegung und Erweiterung des Geschäfts wieder aufgebaut und sollten nach siebzigjährigem Gebrauch in tadellosem Zustande noch einmal zu weiterem Dienste veräußert werden, als sie von der Firma Krupp als ein ehrwürdiges Dokument der Kruppschen Frühzeit angekauft und dem Museum der Fabrik überwiesen wurden.

Auch Alfred Krupp wurde durch seinen Auftraggeber nicht enttäuscht. Schon am 4. Februar, lange vor der Verfallzeit, konnte er seinem Hause 5500 Taler in Kassenscheinen überweisen, unter den bedrängten Umständen jener Zeit eine nicht zu verachtende Hilfe. Mehr als im vorigen Jahre war der kurze Aufenthalt in Berlin mit Arbeit und neuen Anregungen erfüllt. Am wichtigsten, wenngleich in eine Enttäuschung auslaufend, war die Bekanntschaft mit Georg Henniger, dem Begründer der Berliner Neusilberindustrie, der, damals in der Auflösung unerquidlicher Teilhaberverhältnisse begriffen, ein neues Betätigungsfeld suchte. Die Kunst der Neusilber- oder Paktongherstellung, in China seit Jahrhunderten geübt, war damals in Europa ziemlich neu. Hennigers Vater hatte sich in den zwanziger Jahren als einer der ersten damit beschäftigt. Jetzt plante der Sohn die Anlage einer Fabrik großen Stils in Schlessien und wurde auf Krupp als geeignete Kraft für den Bau der Walzwerke aufmerksam gemacht. Henniger war der Annäherung an junge technische Talente geneigt und nahm Alfred auch in seinem Hause freundschaftlich auf. An ihn hatte kurz zuvor der Artillerieleutnant Werner Siemens seine erste Erfindung verkauft, das soeben patentierte Verfahren der galvanischen Vergoldung und Versilberung mit unterschwefligsauren Salzen. Vielleicht hat nur ein Zufall verhindert, daß Krupp und Siemens sich damals kennenlernten, der lebensgewandte junge Offizier, der sich in allen technisch-wissenschaftlichen Kreisen Berlins bewegte, und der bürgerstolze Rheinländer, der der Berührung mit „Größen“ stets aus dem Wege ging und selbst einflußreiche Bekanntschaften durch Schroffheit oder kühle Zurückhaltung sich mehr als einmal verscherzt hat. Mit Siemens, dessen Bruder Wilhelm er einige Jahre später in London kennenlernte, hätte er sich wahrscheinlich gut verstanden.

Mit Henniger bildete sich rasch ein freundschaftliches Verhältnis. „Ein jugendlich munterer betagter Mann, charakterisiert ihn Alfred brieflich, von wenigstens 50 bis 60 Jahren, der durch seine Denk- und Handlungsweise die allgemeine Achtung erworben hat.“ Henniger wollte in Berlin, dem Sitz seiner Haupttätigkeit, bleiben, Krupp sollte die Fabrik in Neumalbau am Vöber einrichten

# Neues Reglement

für die Arbeiter der Gussstahlfabrik bei Essen.

In letzterer Zeit immer mehr eingerissene Uaordnungen, besonders häufiges Zuspätkommen, erfordern die strenge Handhabung des Hierfolgenden:

- 1) Fünf Minuten nach 6 Uhr, oder nach dem Glockenschlage, womit die Arbeit beginnt, wird aufgeschrieben wer fehlt, wer später kommt, muß sich melden, weil sonst von ihm keine Notiz genommen wird.
- 2) Wer mehr als 5 Minuten zu spät kommt, steht sich nicht besser, als wer eine ganze Stunde zu spät kommt, und wird um  $\frac{1}{4}$  Taglohn bestraft, kommt dies aber binnen 14 Tagen zweimal vor, so kostet es das zweitemal  $\frac{1}{2}$  Taglohn.
- 3) Ein Zuspätkommen von mehr als einer Stunde, z. B.  $1\frac{1}{2}$  oder 2 Stunden wird angesehen, als ob es  $\frac{1}{4}$  Tag wäre, und erhält  $\frac{1}{2}$  Taglohn Abzug, und wenn dies binnen 14 Tagen zweimal geschieht, ein ganzes Taglohn.
- 4) Für  $\frac{1}{2}$  Tag Ausbleiben wird ein ganzer Tag abgezogen und für 1 Tag: 2 Tage. —
- 5) In den §. 2, 3, und 4 erwähnten Lohn-Abzügen ist die versäumte Zeit mit inbegriffen. — Das durch diese Lohn-Abzüge einkommende Geld, exclusive dessen für die wirklich versäumte Zeit, soll der Kranken-Kasse zufließen und so zum Vortheil der Kranken Arbeiter verwendet werden.
- 6) Wenn Jemand seiner Privat-Angelegenheiten halber ausbleiben muß, so hat er sich vorher dazu die Erlaubniß einzuholen.
- 7) Eine gegründete Entschuldigung entbindet von jeder der vorn erwähnten Strafen, jedoch muß diese Entschuldigung im ersten halben Tage, nachdem mit der Arbeit wieder angefangen ist, in geziemender Weise vorgebracht werden.
- 8) Es wird strenge verlangt, daß Niemand anders als in durchaus nüchtern, d. h. nicht trunkenem Zustande zur Arbeit kommt und während der Arbeit niemals Branntwein getrunken wird, es sei denn, daß bei besonderen Fällen ausnahmsweise hierzu die Erlaubniß erteilt wäre. Zuwiderhandlungen werden mit augenblicklicher Entlassung aus der Arbeit oder bedeutendem Abzug an Lohn bestraft.
- 9) Da es sich erwiesen, wie zweckmäßig das Bestehen einer Kranken-Kasse ist, und die Einzahlung zu derselben so unbedeutend, daß sie Keinen hindert beizutreten, so soll von jetzt an der Ordnung halber ein Jeder ohne Ausnahme dazu gehalten sein.
- 10) Jeder Kranke, — der dies nicht durch eigenes Verschulden, durch Trunkenheit, Schlägerei oder dergleichen geworden — der sich krank gemeldet und den die Deputirten der Kranken-Kasse nach den deshalb bestehenden besonderen Gesetzen als solchen anerkannt haben, erhält von jetzt an wöchentlich  $1\frac{1}{2}$  Thaler, dagegen bleibt die Einlage pro Woche einstweilen noch nur 1 Sgr., bis daß die Nothwendigkeit eine Erhöhung dieses Betrages vranlassen sollte. Eben so kann auch die Auszahlung von  $1\frac{1}{2}$  Thaler steigen und dies zwar künftighin im Allgemeinen sowohl als jetzt schon in besonderen Fällen, wo es sich nöthig zeigt, und von den zeitigen Deputirten als nöthig und angemessen anerkannt wird.

Ein jeder Arbeiter erhält hiervon ein Exemplar. —

Gussstahlfabrik bei Essen den 7. August 1841.

**Friedrich Krupp.**





und leiten. Zum zweitenmal trat an Alfred der Gedanke der Teilhaberschaft an einem fremden Unternehmen heran, und fast ohne Besinnen schlug er ein. Bewog ihn nur die Aussicht auf ein glänzendes Liefergeschäft, einen Teil seiner künftigen Freiheit zu opfern? Hatten die Erfolge der letzten Zeit ihn in den Kaufzustand versetzt, der jede jugendliche Faustnatur einmal erfasst: alles leisten zu können, weil einiges über Erwarten geglückt ist? Seine Briefe an Henniger lauten sieghaft und freudig. Allerdings denkt er nicht daran, sich seinem eigenen Geschäft — England und Rußland stehen zunächst auf der Liste seiner Pläne — zu entziehen, aber er wird die schlesische Gründung in allen Einzelheiten überwachen und ihr die zuverlässigsten Leute, die er an der Hand hat, überlassen. Der eine war Adalbert Ascherfeld, für die kaufmännische Leitung will er einen andern, seinen „ältesten Freund“, verpflichten, „ich habe keinen zweiten, dem ich so vertrauen würde“. Wen er dabei im Auge gehabt hat, ist mir nicht bekannt. Die Zuverlässigkeit seiner beiden Brüder werde es ihm möglich machen, sich später mit ganzer Kraft der gemeinschaftlichen Gründung zu widmen. „Ein Geschäft, in dem ich arbeiten sollte, könnte mir nicht leicht ausgedehnt genug sein. . .“ — „Daß der erste Entschluß, schreibt er aus Essen, mir schwer wurde, brauche ich wohl nicht zu erklären. Die Fabrik hier betrachte ich immer wie ein Kind und zwar wie ein gut Gezogenes, das durch seine Aufführung einem Freude macht und wer möchte sich nicht wohl darum so viel wie möglich beschäftigen?“

Hennigers Plan kam nicht zur Ausführung. Er verkaufte die Wasserkraft in Neuwalbau, wohin tatsächlich Krupp'sche Lieferungen gingen, an einen Dritten und entschädigte Krupp in den folgenden Jahren durch gute Aufträge für sein Berliner und Warschauer Haus. Bedeutungsvoll für Krupp's Entwicklung bleibt trotzdem der in Berlin gefaßte Entschluß; eine in der Neuzeit vielfach durchgeführte Gründungsmethode erscheint hier in früher Zeit. Der Gedanke blieb auch in Krupp lebendig und wurde in den nächsten Jahren auf ganz ähnliche Art zur Ausbeutung der Löffelwalze verwirklicht. Es war ein zu verlockender Gedanke, auf dem Wege der eignen Beteiligung erweiterten Umsatz anzustreben, es war freilich ein Weg, der nicht frei von Gefahren ist und den nur sicher begründete Unternehmungen gehen sollten. Krupp hat es, ebenso wie Werner Siemens, nach den ersten Versuchen stets abgelehnt, ihn wieder zu beschreiten. „Wir sind Fabrikanten, keine Kaufleute“, pflegte Siemens zu sagen, der seine starke Neigung für jede Art von schaffender Tätigkeit sonst nie verleugnete.

Gleich nach der Aufstellung der Vollgold'schen Maschinen hat Krupp Berlin verlassen. Wäre er einige Monate später dort gewesen, so hätte er Zeuge sein können, wie in der Vörsig'schen Fabrik die erste deutsche Lokomotive sich regte, hätte gehört, wie ihr Schöpfer, staunend und freudig über das gelungene Werk,



seinen sieghaften Schrei über den Hof dröhnen ließ: „Sie geht!“ Es war ein Sieg und ein Markstein deutschen Schaffens auf rechtzeitig erkanntem Gebiet. Krupp arbeitete auf spröderem Boden und ihm sollte es weniger wohl in diesem Jahre werden als dem berühmten Berliner „Zimmermann“.

Als er im Februar 1841 in Essen eintraf, sah er die Maschinen der ersten Wiener Bestellung, die vertragsmäßig jetzt aufgestellt werden sollten, noch weit zurück. Eilige Arbeit an den Walzen für Berlin und Barmen hatte hemmend gewirkt, im Winter kamen allerlei Gebrechen an der Betriebsmaschine hinzu und endlich erlag der längst brüchige Kessel, um dessen Erneuerung Alfred schon oft gemahnt hatte, einer Explosion von schweren Folgen. Das Unglück machte auf Krupp einen tiefen Eindruck und führte zu Vorsichtsmaßregeln, die eine Wiederholung viele Jahre verhütet haben. Die ältesten Fabrikarbeiter haben erzählt, daß Alfred und seine Brüder oft in den sonntäglichen Betriebspausen in den ersten Kesseln herumgetrochen seien, um den Kesselstein zu beseitigen und scharfe Kontrolle zu üben.

So sieht Alfred die Lage beim Eintreffen in der Fabrik. Er weiß, was auf dem Spiele steht, wenn er auch dem Entgegenkommen der Münzdirection traut. Er beschleunigt mit dem Aufgebot aller Kräfte die letzten Arbeiten, leitet den Transport mit Dampfbooten und Eilfuhrn auf dem schnellsten Wege nach Wien und macht sich, kaum vier Wochen daheim, im eigenen Reisewagen wieder auf den Weg.

Die Zeit bis zum Eintreffen der Maschinen in Wien will er zum Besuch der alten Kundschaft im „Oberland“ benutzen. Er hat das Bedürfnis, mit seinen dortigen Kunden, vor allem den Lahnfabrikanten, wieder auf einen besseren Fuß zu kommen. Er muß etwas verkaufen, die täglichen Geschäfte gehen schlecht, und die großen Aufträge laufen auf weite Sicht. Aber wie anders tritt er den Leuten jetzt gegenüber, die er vor sechs Jahren zuerst zu seinen Kunden warb. Aus dem vertrauenden Jüngling ist ein Mann geworden, manche bittere Lehre haben die Jahre mit sich gebracht. Am tiefsten hat er die Erfahrung empfunden, daß es nicht allein, nicht einmal vorwiegend die Dinge sind, die er auf seinem Wege zu meistern hat, sondern die Menschen. Nun prüft er sie auf Herz und Nieren, hier die Kaufleute wie zu Hause die Arbeiter, von denen der eine sich treu wie Gold erwies, der andere ihn verraten hat.

Jetzt fährt er neuen, merkwürdigeren Erfahrungen entgegen.

Von dem verspäteten Eintreffen der Walzwerke in Wien ist zunächst nicht viel die Rede. Fast gleichzeitig mit Krupp trifft Bethan, der Monteur, ein, und die Arbeit wird so beschleunigt, daß die Justierwalzen Ende April zur Abnahme bereit sind. Aber man scheint in der Münze keine Eile zu haben; man prüft sie kaum, man behandelt ihn kühl, von der freundlichen Aufnahme

beim ersten Besuch ist jetzt nichts zu spüren. Bald erheben sich Schwierigkeiten, anfangs versteckt. Er erfährt, daß in der Zeit seiner Abwesenheit die „Leistung“ der dortigen Werke erheblich erhöht worden sei und daß man vertragsmäßig auch von ihm die gleiche Überschreitung des Vorausgesetzten erwartete. Mit den alten Maschinen hat man das leicht, sie sind ohnedies fürs alte Eisen bestimmt. Man erhöht die Geschwindigkeit und jagt die Zaine unbekümmert durch die Strecke, mögen die Walzen heiß werden oder nicht. Krupp sieht den Unfug auf den ersten Blick, aber was kann er weiter tun, als neue Antriebsräder zu bestellen und darauf hinzuweisen, daß die Walzen bei diesem Gebrauch in kurzer Zeit überanstrengt werden würden? Die inzwischen eingetroffenen Streckwerke kann er nicht aufstellen, weil man ihm den Platz dafür weigert, bis die ersten Maschinen ausprobiert sind. Er begreift nicht, grübelt, weiß kaum, wie ihm geschieht.

Jetzt entwickelte sich eine unerhörte Folge von geschickt bemäntelten Feindseligkeiten. Krupps Monteur hatte seine liebe Not, mit den Arbeitern, die ihm beigegeben wurden, überhaupt etwas zu leisten. Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit, bald alle kleinen Mittel der Böswilligkeit im heimlichen Stören und Zerstören sah er gegen sich und seinen Herrn im Werke. Man hat das Kennwort der Sabotage für diese Dinge viel später erfunden, was es mit der Sache auf sich hat, mußte Alfred Krupp damals fürchterlich erfahren.

Was war inzwischen vorgegangen, um die gute Meinung von ihm, die er bei seinem ersten Besuch wahrzunehmen glaubte, ins Gegenteil zu verkehren? Es ist nie zur vollen Aufklärung gekommen, aber da die Maschinen, mit denen er gerade in Österreich den Ruf der Fabrik begründen wollte, gut waren und bei strenger Untersuchung auch gut befunden waren, so blieben nur persönliche Gründe übrig. Seinen gefährlichsten Feind erkannte er schnell in dem Warden, der ihn mit glatter Freundlichkeit in den verhängnisvollen Vertrag hineingelockt hatte. Alfred war nach kurzer Zeit überzeugt, daß der Mann ihm mit dem verderblichen Justierparagraphen eine berechnete Schlinge gelegt hatte. Aber welche Gründe leiteten ihn? Wodurch hatte sich Krupp den Warden zum Feinde gemacht? Er selbst scheint darüber nicht lange im Zweifel geblieben zu sein, wenn ihm auch die Vorsicht verbot, sich deutlich auszusprechen. Die einfachste Erklärung ist wohl, daß zwischen der Bestellung und Lieferung unlautere Konkurrenzmanöver die Leiter der Münze beeinflusst hatten und daß man absichtlich Mängel an der Kruppschen Anlage suchte, um ihn noch in letzter Stunde zum Weichen zu bringen.

Wer das glaubte, der kannte allerdings nicht Krupps Widerstandskraft. Er besaß Tatkraft, aber er besaß auch Geduld. Wenn die Arbeiter seine besten Walzen durch Überdruck oder heiße Zaine verdarben, sandte er sie zum Nachschleifen nach Essen, wenn man zweimal hintereinander die alten Werke durch neue Trieb-



räder zum Schnellerlaufen zwang, machte er mit seinen Werken das gleiche und selbst noch mehr. Wenn man jedes Ersuchen um Abnahme seiner Lieferung und um Zahlung mit erneuten Einwänden gegen seine Maschinen beantwortete, so widerlegte er in endlosen Schriftsätzen Punkt um Punkt, zeigte, wie man bei gutem Willen alles Verlangte leisten könne, und räumte nur den einen Mangel ein, daß das absolute Juststrecken der Scheidemünze nicht erreicht war, eben weil es wegen der natürlichen Ungleichheit der Silber- und Kupferzaine überhaupt nicht erreichbar war.

Mit solchen Kämpfen, die man in ihrer bürokratischen Kleinlichkeit und giftigen Gehässigkeit nur andeuten, nicht schildern kann, brachte Krupp das ganze Jahr 1841 in Wien zu. Gewiß war er oft am Rande seiner Kräfte, sein Vetter Aschersfeld hatte Wien bald nach Alfreds Eintreffen verlassen, die beste Stütze fand er an seinem treuen Monteur, der immer auf der Wacht für die Ehre seines Herrn stand und den fiskalischen Arbeitern doch hier und da das Geständnis begangener oder befohlener Niederträchtigkeiten entlockte. Krupp verlor nicht den Mut, aber er mußte einsehen, daß die Zeit gegen ihn arbeitete, er verzehrte Kräfte, Geld und Jahre seines Lebens auf einem verlorenen Posten. In solcher Stimmung, verbittert und erschreckt über die zunehmenden Klagen, die aus der Heimat über den schlechten Geschäftsgang eintrafen, kam er noch einmal auf den Plan zurück, den schon sein Vater in ähnlich verzweifelter Lage erwogen hatte, die Anlegung einer Filiale oder die Übersiedlung der ganzen Fabrik nach Rußland, wo die fremde Unternehmungslust und das technische Geschick in den vierziger Jahren stark gefördert wurden. Durch den Agenten des russischen Finanzministers in Berlin, Herrn von Hagemeister, war er auf die Möglichkeit einer Niederlassung in Rußland aufmerksam gemacht worden. Er beantwortete das Schreiben von Wien aus im Oktober 1841 und gestand frei, daß er eine Zweiganlage und selbst eine Verlegung der ganzen Fabrik nach Rußland nicht völlig ablehnen würde. „Die Königl. Preuß. Regierung hat nichts für mich gethan; was meine Fabrik jetzt ist, ist sie aus schwachen Mitteln durch Fleiß und Beharrlichkeit und durch die sich selbst empfehlende Güte ihrer Fabrikate. Ich glaube daher auch keinen Undank zu begehen, wenn ich mein Vaterland verlassend mich in einem Reiche niederlasse, dessen weise Regierung es sich zum Hauptziele gestellt hat, die Industrie, wo sie nur kann, thätig und fördernd zu unterstützen.“ — Allerdings müsse er die Sicherheit haben, von Rußland ausgiebig unterstützt zu werden, er selbst könne keine weiteren Opfer bringen, um eine solche Übersiedlung ins Werk zu setzen, „viel weniger noch eine zweite Fabrik unter Beibehaltung der hiesigen zu errichten“. Krupp hätte mit einem solchen Schritt nichts anderes getan als viele deutsche Unternehmungen, die in Warschau, Petersburg oder Moskau Filialen errichteten, oder ihr Hauptgeschäft dorthin verlegten, um den unbegrenzten Bedarf des weiten

russischen Reiches dem deutschen Kapital und Unternehmungsgeist zu erschließen. An eine Kruppsche Waffenschmiede dachte damals kein Mensch, und nachdem der deutsche Markt für Goldwalzen befriedigt schien und deutschem Gußstahl durch das ungehemmte Einstürmen englischen Erzeugnisses der Absatz verschlossen blieb, war es nur folgerichtig, dem Bedarf nachzugehen, wo er noch bestand. Es ist trotz dem sicher, daß Alfred Krupp der Verlockung auszuwandern nur in einem Augenblick ungewöhnlicher Verlegenheiten und Niedergeschlagenheit würde nachgegeben haben. Es kam nicht dazu, sei es, daß Krupps Forderungen abgelehnt wurden, sei es, daß er selbst bald wieder von dem Gedanken zurückkam.

Das Jahr verrann. Es kam der Frühling, der Sommer 1842, und Krupp saß immer noch in Wien. Er machte hin und wieder kleine Reisen in Niederösterreich oder Ungarn, um Aufträge zu erlangen, aber es gab wenig zu gewinnen und er wagte auch kaum, sich länger von Wien zu entfernen. Geld war nicht zu erhalten, ein Vermögen an Arbeitslohn und Rohstoff, an Reisepesen und Zeitverlust verlorengegangen, und die Nachrichten aus der Heimat wurden bedrohlich. Die großen Aufträge waren erledigt, neue Bestellungen knapp, obwohl Hermann, Becker und auch schon Friedrich sich auf Geschäftsreisen um die Wette bemühten. Man hatte in der hoffnungsvollen Stimmung des Jahres 1840 Maschinen und Werkzeuge angeschafft, Werkstätten und Bauten begonnen, die über die verfügbaren Mittel hinausgingen. Jetzt drückte das auf die Bilanz, ohne sich zu verzinsen. Immer dringender wurde der Bedarf an flüssigen Mitteln. Alfred hatte längst das zuletzt bestellte schwere Streckwerk in der Münze aufgestellt, auch dafür weigerte man die vereinbarte Zahlung. Eine Beschwerde an den Fürsten Lobkowitz, die doch schon erkennen läßt, wie tief das Scheitern aller seiner Hoffnungen Krupp niederdrückte, blieb erfolglos. Im Sommer wurde endlich die Einsetzung einer Untersuchungskommission, die er längst verlangt hatte, von der Hofkammer befohlen. Es war der erste Schritt zur Aufklärung. Noch einmal sammelte er jetzt alle Kraft zu einem entscheidenden Schlage. Er wandte sich in einer Audienz an den Präsidenten der Hofkammer, den Freiherrn Rübeck von Rubau und deutete das gegen ihn gerichtete Ränkespiel an. Er richtete gleichzeitig an die Kommission einen Aufruf, ihm zu seinem schmählich unterdrückten Rechte zu verhelfen, den er mit den Worten schloß: „Ich erwarte von dem Resultat dieser Prüfung . . . alle erforderliche Unterstützung bei der hohen Hofkammer für meine gerechten Ansprüche auf Entschädigung und, nachdem ohnehin der bisherige Betrieb meiner Werke die Tüchtigkeit der Bestandtheile derselben genugsam erwiesen, die unter gegenwärtigen Verhältnissen nothwendige Auflösung jeder weiteren Verbindung mit dem Haupt-Münz-Amte.“ Er faßte endlich alle seine Beschwerden nochmals in einer großen Eingabe an die Hofkammer zusammen, in der er sein übervolles Herz erleichterte und zum erstenmal deutlich auf die



Urheber seiner Unterdrückung hinwies. Er spricht darin von Begünstigten, deren Namen und schädliche Mittel er sich erbieht dem Kammerpräsidenten beweiskräftig vorzulegen, er brandmarkt das Vorgehen des Wardeins beim Abschluß des Vertrages als „eine zum beliebigen Gebrauch nach Maßgabe von Privatinteressen“ ihm gelegte Schlinge, und man scheint ihm das kaum übelgenommen zu haben. Man darf nicht vergessen, in welchem Rufe in jenen Jahren der dunkelsten Reaktion der österreichische Beamtenkörper, aufgezogen im Geiste des „Metternichschen Systems“, in ganz Europa stand.

Diese offene Sprache, für einen Ausländer in Österreich unerhört, leitete in der Behandlung Krupps eine Wendung ein. Krupp erklärte sein Vorgehen für „eine heilige Pflicht zum Schutze seines Rechts und seiner Familie“, er legte sehr offen seine durch das Ausbleiben der größten Zahlungen bedrohte Lage dar und scheute sich nicht, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, die ihn seinen eigenen Worten nach „an den Rand des Verderbens“ gebracht hatten. Hat er in den offiziellen Schriftstücken die Ausdrücke vielleicht gemildert, so wird er doch mit dem Hofkammerpräsidenten, der sich in dem großen bürokratischen Sumpf der Wiener Verwaltung als ein rechtlicher und aufrechter Charakter bewies, ganz unumwunden gesprochen haben. Hier erfuhr er zum ersten Male die Wirkung eines offenen männlichen Wortes an rechter Stelle, und sein langes Leben gab ihm noch oft Gelegenheit, diese Erfahrungen zu nutzen.

Diese Dinge geschehen im Mittsommer 1842, jetzt entwickelt sich der Streit um die Walzwerke in dramatischen Schlägen. Krupps Energie ist durch die Not zu einer verzweifelten Kampflust gesteigert worden. In der Essener Fabrik standen die Dinge auf der Schneide des Messers. Am 2. August schreibt Alfred in seinem Notizbuch den Entwurf einer neuen Mitteilung für den Präsidenten nieder, die die Lage wie ein Blitzlicht erhellt. Eine eben erhaltene Nachricht seines Geschäftes melde ihm, daß das durch die Wiener Münze verursachte Defizit 60 000 Gulden übersteige und unvermeidlich den Untergang der Fabrik im Gefolge haben müsse, wenn er nicht bei Empfang der Nachricht schon über die Gelder aus dem Münzvertrage, mindestens über den Betrag der einen Lieferung verfüge. „Eine blühende Fabrik, die es zu einer reichen jährlichen Ausbeute gebracht hatte, wäre rettungslos jetzt verloren, wenn die Bitte, daß doch der Betrag des Einen Vertrages vom 23. Dezember 1840, der in allen Beziehungen erfüllt ist, mir sogleich ausgezahlt werden möchte, nicht erhört wird . . . Ohne diese, selbst bei späterer Willfährung aller meiner vorgetragenen Wünsche, würde mir nicht mehr zu helfen sein. In diesem Augenblick stehe ich am äußersten Rande des Abgrundes; nur augenblickliche Hülfe kann mich noch retten.“

Was war in Essen vorgegangen, das diese Alarmanmeldung veranlaßte? Wahrscheinlich war nur eine seit langem schwankende Lage durch vergebliches Hoffen

und Zuwarten auf den kritischen Punkt gelangt, wo sie von selbst zusammenbrechen mußte. Seit Jahren beruhte das Geschäft nicht mehr auf den kleinen sichern Einnahmen der älteren Zeit, sondern auf wenigen, gleich Glücksfällen erhaschten großen Aufträgen. Dabei war alles zu gewinnen — oder zu verlieren. Die bestellten Walzen überstiegen an Gewicht alle früher gelieferten. Alfred selbst war nicht einmal beim Härten zugegen. Das Mißraten einzelner bedeutete eine Katastrophe, es war dennoch vorgekommen, man hatte Fertiges zum Teil nicht absenden können, zum Teil mußte man Ersatz geben. In dem Vertrauen, auf Wien 20 000 bis 30 000 Gulden in kurzer Zeit ziehen zu können, war das Wagnis der Lieferung, waren auch Anschaffungen und Bauten über die verfügbaren Mittel unternommen. Herstatt war noch immer der Hauptbankier der Firma, seine Fähigkeit im Geldgeben ist früher erwähnt worden. Das wahrscheinlichste ist, daß Hermann den Kredit bei ihm so lange überschritten hatte, bis die Bank sich weigerte, Zahlung zu leisten und zugleich kategorisch Deckung für die aufgelaufenen Schulden verlangte. Karl Schulz wurde durch seine eigenen Bergwerksunternehmungen voll in Anspruch genommen, und der Vetter Karl Friedrich von Müller scheint damals bereits mehr für Krupp getan zu haben, als er seiner Familie gegenüber verantworten konnte. In hohem Alter hat Krupp die Bemerkung gemacht: „Fritz von Müller hat einmal seinen Besitz Metternich risikiert zu meinem Schutze.“ Das scheint in dieser Zeit geschehen zu sein. Die Firma hatte zur Deckung notwendigster Ausgaben noch einmal 6000 Taler von Herstatt erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß Müller seinen gesamten Besitz dafür zur Hypothek verpfändete. Diese Schuld, durch die eine verwandte und stets hilfsbereite Familie in den drohenden Abgrund der Kruppschen Verpflichtungen hineingerissen werden konnte, lastete auf Alfred und seiner Mutter wohl schwerer als alle übrigen. Machte Herstatt Ernst, so stand in der Tat der Zusammenbruch, d. h. der Verkauf der Fabrik, vor der Thür.

So kämpfte Alfred wirklich um das Teuerste, was er auf der Erde besaß, denn er hatte nicht zuviel gesagt, wenn er die Fabrik als sein Kind bezeichnete. Sein Schrei nach Rettung blieb diesmal nicht ungehört. Einer abermaligen mündlichen Vorstellung bei dem Freiherrn von Rübeck folgte eine zweite Eingabe in vorsichtigeren Ausdrücken und dieser ein Erlaß der Hofkammer, der die Zahlung von 12 500 Gulden verfügte. Die Leitung der Münze zeigte ihm den Erlaß mit spizen Worten an. Das Äußerste war damit abgewendet, und nun gelang auch eine Vereinbarung mit Herstatt, der dem Unternehmen einen erweiterten Kredit bis zu 15 000 Talern einräumte und dafür eine Hypothek in gleicher Höhe auf die Fabrik eintragen ließ. Da letztere auf bereits verpfändetem Boden stand, war das ein Entgegenkommen, welches gewiß nicht ohne Schwierigkeiten erreicht worden war. Gleichviel, es half der Firma über einen Punkt äußerster Spannung



hinweg, Alfred sah sich gerettet, wochenlang hatte er das Gefühl eines Verurteilten gehabt. Mehr als je sehnte er sich aus Wien fort. An den Freiherrn von Rübeck richtete er ein kurzes, tiefempfundenes Dankschreiben, offen bekennend, daß ihn der Erlass der Hofkammer vom Untergange gerettet habe. Seine fernere Auseinandersetzung mit dem Münzamt lege er voll Vertrauen in Rübecks Hand.

Es waren für Krupp furchtbare Monate gewesen, die er in Wien verlebt hatte. Ärger, Sorgen, tief verletzter Stolz, heimliche Angst um sein Lebenswerk hatten ihn zu keiner Stunde ruhigen Genießens kommen lassen. Die schöne Umgebung von Wien hatten ihm, dem stets begeisterten Naturschwärmer, Angst und Sorgen vergällt. Jetzt atmete er endlich auf. Wenige Tage vor seiner Abreise, als die Hauptentscheidung bereits gefallen war, gab er sich auf einem Ausfluge mit einem befreundeten Geschäfts- und Landsmann aus Iserlohn und dessen Schwester mit vollem Herzen den Reizen der Natur hin. Eine Landpartie nach dem Tulpinger Rogel am rechten Donauufer verewigte er in dem nach Sitte der gefühlvollen Zeit mitgeführten Album seiner Begleiterin durch eine eigenartige Gleichung zwischen den Eindrücken der Bergspitze und dem „Gemälde eines glücklichen Lebens“. „Möchte“ — beschloß er poetisch seine Huldigung —

„Möchte — für jede Stunde Ihres Lebens — die Wahrheit  
im Besten dieser Parallele nur schwach gezeichnet sein.  
Des Lebens Horizont in ungetrübter Klarheit  
umgeb' Sie hier wie in der Mark dem schönen Land am Rhein!“

Die schlichte Niederschrift schildert den Krupp jener Tage besser als viele Worte. Wie seine bei unbegrenzter Einfachheit des Gemütes tief vornehme Art von anderen empfunden wurde, zeigen die Erinnerungsverse, die ihm Fräulein Nibel zur Entgegnung in sein Stammbuch schrieb:

„Troh sich erheben, höher zu streben  
Schenk' dem Menschen den himmlischen Wert.  
Und in des Herzens heiligen Gründen  
jene Ruhe und Frieden zu finden,  
die keine Macht aller Welten zerstört —  
Dies ist der heilige Zweck dieses Lebens,  
ist das Ziel jedes menschlichen Strebens! —

In Ihrem Album finden diese sonst einfachen Zeilen ihrem Sinn nach die würdigste Stelle!“

Die Gewohnheit, befreundete Damen mit anspruchslosen Versen anzudichten, die ihm bis ins Greisenalter blieb, übte Krupp schon in diesen Jahren. Einige Wochen vor diesem Ausfluge — kurz nach jener befreienden Aussprache mit dem Präsidenten der Hofkammer — besuchte er in geschäftlichen Dingen den Fabrikanten Neufeld zu Weißenbach, von dessen Familie er sich, wie überall, wo ihm anspruchslose Naturen in harmloser Güte entgegenkamen, rasch angezogen fühlte. Der







Gattin Neufelds schrieb er folgende Worte ins Album, die gleichzeitig eine heitere Huldigung an seine eigenen Eltern bedeuten:

„Schon in der Jugend hat man mich gelehrt  
Die Achtung edler Frauen bestimme unsern Wert.  
Führwahr sie ist der höchste Tugendpreis —  
beglückt uns doch der kleinste Gunst Beweis. —  
Da nun der Frauen Eine, die Jedermann verehrt,  
der Herrschaft Macht durch Anspruchslosigkeit noch vermehrt,  
in ihrem Stammbuch mir ein Plätzchen will vergönnen,  
Wie möcht ich Dank und Stolz da wohl verbergen können? —  
Ein glücklich heitres Leben, wie Sie es verdienen  
An Ihres braven Gatten Seite wünsch ich Ihnen,  
und mir die Freude dann in spätern Jahren  
— wo ich auch sein mag — die Erfüllung zu erfahren.“

Inzwischen war der eingerostete Reisewagen instand gesetzt. Bald, vielleicht wenige Tage nach dem Septemberausflug zum Tulpinger Kogel, hat Krupp Wien verlassen, wo er achtzehn Monate, nur von kurzen Geschäftsreisen unterbrochen, zugebracht hatte. Nach Essen kehrte er auch jetzt noch nicht zurück. Bangte ihm nicht um seine vor anderthalb Jahren verlassene Fabrik? Scheute er sich, nach dem Mißerfolg der Wiener Reise den Seinen ohne neue Erfolge gegenüberzutreten? Wieder zog er hinaus, um neue Aufträge zu suchen. Er war im November in Berlin, Ende Dezember bis kurz nach Neujahr zum Besuch einer Filiale Hennigers in Warschau und dann endlich, mit einer ansehnlichen Bestellung in der Tasche, reiste er nach Hause. Hier scheint sein Aufenthalt nur ganz kurz gewesen zu sein und hauptsächlich den letzten Versuchen an der Löffelwalze gegolten zu haben, mit der die Brüder seit Jahren beschäftigt waren. Dann forderte die endgültige Abwicklung des Münzgeschäftes nochmals sein Eingreifen und der Ausgang des Winters fand ihn abermals in Wien, wo er bis zum Frühsommer 1843 geblieben ist.

Unendlich schwer sind ihm diese letzten Monate in der österreichischen Hauptstadt geworden. Hart und niedrig, schwer zu ertragen für seinen Stolz, blieb auch jetzt noch der Kampf um sein Recht und seine Ehre als Fabrikant. Sein Ansehen in Oesterreich, das er durch die Lieferungen für das Kaiserliche Münzamt auf immer hatte begründen wollen, sah er tief untergraben. Die Handlungsweise der Behörde gegen ihn blieb auch nach der erzwungenen Anerkennung und Bezahlung der zweiten Lieferung die alte. Man weigerte die Anerkennung der zuerst aufgestellten Maschinen und berief sich auf unerfüllbare Vertragsbedingungen, die praktisch für die betreffende Münzabteilung gar nicht in Frage kamen. Man räumte gezwungen die Überlegenheit seiner Walzwerke über die früheren ein, fand den Unterschied aber unbedeutend und erklärte, gern jetzt noch zu verzichten, falls Krupp seine Werke zurückziehen wolle. Man häufte Kränkungen und Verzögerungen



und feilschte, als endlich nach abermaligem Eingreifen der Hofkammer ein kaiserlicher Erlaß die Annahme der Lieferungen verfügte, noch monatelang um einen Preisnachlaß und Ersatz für die nicht geleistete Forderung des Justwalzens. Eine Tagebuchnotiz, die Krupp, anscheinend in den letzten Wochen vor seiner Abreise, als Ergebnis eigener Überlegung niederschrieb, verrät seine inneren Kämpfe und gleichzeitig kalte Überlegung bei unbeugsamem Trotz.

„Ich hegte die Hoffnung hier gleiche Anerkennung endlich zu finden, wie solche bisher überall meinen Walzwerken geworden war, und alsdann mit Lieferung ähnlicher Werke für alle österreichischen Münzplätze beauftragt zu werden; — deshalb berechnete ich bei dieser Lieferung weder Reisespesesen noch Aufstellungskosten. Ich übernahm dieselbe nicht eines directen Gewinns wegen; — mein Hauptbeweggrund zu der Übernahme der Lieferung... war die Hoffnung, auf dem kürzesten Wege das ganze Vertrauen des Fürsten Lobkowitz zu gewinnen, welche Absicht durch die kostspielige sorgfältige Ausführung auch bewiesen ist . . . Ich will meine Ansprüche auf eine Vergütung (für die verlorenen Zinsen und 7 nachgelieferte Walzen) fallen lassen, auch auf den Kaufpreis, unter der Bedingung, daß dies Anerbieten gleich angenommen werde, noch 1000 Gulden nachlassen, wenn ich damit die Hofkammer zufriedenstellen kann, — oder wäre ein Weg einzuschlagen, wo statt Verlust Ersatz zu erwarten stände? —

Auf den Beweis des hier Gesagten kann ich mich jetzt nicht mehr einlassen. Die alten unrichtigen Manipulationen zu verändern, neue einzuführen, jede zu kontrolliren, daß keine Hindernisse in den Weg gelegt würden, dies alles würde zu viel Zeit erfordern und die Anwesenheit einer großen Anzahl eigner Arbeiter. Ich muß darauf diesen Beweis selbst zu liefern verzichten, denn ich muß fort und mein Geld haben.

Keinenfalls kann ich das Werk, welches über 1 Jahr lang gebraucht ist, wieder zurücknehmen.“

Er opferte seinen Stolz dem Bestehen der Fabrik, was ihn aber dieser Entschluß, was ihn der dreijährige Kampf in Wien gekostet hat, bewies selbst sein äußeres Aussehen bei der Rückkehr aus Wien. Er war damals einunddreißig Jahre alt, und sein Haar begann schnell zu ergrauen. „Die Farbe meiner Haare habe ich in Wien gelassen“, sagte er manchmal in späteren Jahren.

Auch das zweite große Geschäft in Wien hatte den erwarteten Erfolg nicht gebracht. Der Auftraggeber erwies sich als gerissener Geschäftsmann, als schlechter Zahler und als das, was Krupp einen Schifaneur übelster Art nannte. Es stand nahe vor einem Prozeß, aber die Wiener Behörden, selbst die Gerichte, scheute Krupp jetzt, wie ein gebranntes Kind das Feuer scheut, und zog auch in diesem Fall Nachgiebigkeit vor, um sein Kapital zu retten und eine rasche Abwicklung zu erreichen. Hart geschädigt, in seinen Hoffnungen um Jahre zurückgeworfen,

mit schwerer Einbuße an Reisetkosten und Auslagen und das Unternehmen mit neuen Schulden belastet — so kehrt Krupp im Juni 1843 nach Hause zurück. Nie wird er diese Wiener Unternehmung vergessen, die ihn um Jahre gealtert, sein Vertrauen in menschliche Ehre und Redlichkeit unheilbar gebrochen und seine Firma an den Rand des Bankerotts gebracht hat.

## Die Löffelwalze

Werner Siemens erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß er bei seinen Unternehmungen häufig von Mißgeschick und Unglück verfolgt, aber fast ebensooft durch einen unerwarteten Glücksfall wieder gerettet worden sei. Sein Geschäftsführer und Jugendfreund Meyer pflegte dann zu sagen, Werner habe „Sau im Pech“. Alfred Krupp hätte dasselbe von sich erzählen können, wenn er nicht die Begriffe Glück und Unglück seiner Natur nach anders eingeschätzt hätte. Auch ihn verfolgte das Mißgeschick oft auf seinen Wegen und auch ihm bot sich fast ebensooft im letzten Augenblick eine rettende Hand. In Wirklichkeit ist solch Zusammenreffen kein Zufall, es kennzeichnet den Mann von entschlossenem und unbegsamem Charakter, der in verzweifelter Lage nicht den Mut verliert, sondern mit kaltsblütiger Ruhe um sich steht und die rettende Planke mit fester Hand ergreift. Friedrich der Große verstand diese Kunst als Meister und wußte genau, weshalb er Leute, die „kein Glück hatten“, mit Härte aus den Reihen seiner Gehilsen strich.

Auch bei seinem letzten Wiener Aufenthalt hatte Krupp „Sau im Pech“. Durch Inkasso- und Vertretungsgeschäfte war er mit dem dortigen Großkaufmann Schöller in Verbindung gekommen und dieser Mann sollte sein Helfer für die nächsten mageren Jahre werden. Alexander Schöller, gebürtig aus Düren im Rheinlande und somit Krupps Landsmann, Abkömmling einer begüterten Fabrikantenfamilie, arbeitete in Wien als Großhändler und gelegentlich auch in Geldgeschäften, wie ja die Banken der vierziger Jahre oft aus Speditions- oder Handlungshäusern sich entwickelten. Schöller wollte einen anderen Weg gehen. Er suchte, wie es scheint, Betätigung in der eben erwachten Industrie Niederösterreichs und gewann Krupps Vertrauen, der gerade in der Lage war, diese Sehnsucht zu befriedigen. Der von Henniger gepflanzte Keim eines auf Kruppsche Lieferungen gegründeten Gemeinschaftsunternehmens ging jetzt in Alfreds Seele auf. Er bot Schöller die Begründung einer großen, für den Export nach der Levante arbeitenden Neusilberfabrik an, in der die Kruppsche Löffelmaschine zur Massenfabrikation von Eßbestecken benutzt werden sollte.



Von allen Erfolgen Krupps ist die Löffelwalze am wenigsten seine eigenste Erfindung gewesen, wozu sie in älteren Biographien gestempelt worden ist, und er selbst wäre der letzte gewesen, diesen Anspruch zu erheben. Er hielt überhaupt nicht so überaus viel vom Erfinden, „es arbeiten sich viel mehr Erfinder aus der Belle Etage in die Dachkammer als umgekehrt“, sagte er im Alter. Und doch hat jene Maschine in seinem Leben Epoche gemacht und verdient in einer Schilderung, die den werdenden Krupp zeigt, ihren Platz.

Was war überhaupt die Löffelwalze? Eine Maschine, mit der man Löffel, aber auch Gabeln, Messerschalen und andere Gegenstände von gewölbten, oft auch verzierten Formen durch Walzen, Schneiden und Prägen im Massenwege herstellen kann. Also ein Mittel zur ungeahnten Verbilligung silberner, vor allem neu-silberner Bestecke, eine Erfindung, die ganz in der Linie jener vierziger Jahre lag, in denen auf allen Gebieten die Maschine die menschliche Hand zu ersetzen suchte. Die Löffelwalze ist das Mittel geworden, nach Aussehen und auch Gehalt wertvolles, dabei billiges Tafelbesteck in Millionen Häuser zu bringen, endlich hat sie aus geringwertigem Stoff gefertigte Massenware für den Export über die ganze Welt erzeugt.

Was war aber diese Maschine für Krupp? Zuerst eine willkommene Gelegenheit, die Unzerstörbarkeit seiner Stahlwalzen zu beweisen, ja seines Stahles überhaupt, der noch nie einer solchen Probe unterworfen war. Dann hat er an der Löffelwalze, deren technische Ausbildung mehr in der Hand seiner Brüder lag, zum ersten Male seine ganze Fähigkeit erprobt, eine Sache unter Widerständen bis zum Erfolg durchzukämpfen. An tausend anderen Dingen hat er sich als glänzender Techniker, an der Löffelwalze vor allem als beharrlicher Geschäftsmann bewiesen. In einer überaus bedrängten Lebenslage erzielte er mit dieser Erfindung zum ersten Male die Gründung eines großen Unternehmens auf der Grundlage seiner eigenen Erzeugnisse und eine Lebensstellung für einen seiner Brüder. Einige Jahre später hat die gleiche Erfindung sein Unternehmen in kritischer Lage wiederum gerettet, und im Jahre 1851 machte er damit in England das größte Geschäft, das ihm im Laufe von fünfundsiebenzig Jahren geglückt war. Auch dieser Gewinn fiel ihm nicht in den Schoß, sondern wurde durch jahrelange Ausdauer erreicht. Das Haus Elkington in Birmingham, daselbe, welchem Siemens den namhaften Erlös seiner ersten Erfindung in England verdankte, wurde der Käufer des englischen Patentes auf die Löffelwalze, und damit gewann Krupp die Mittel, seine vorzeichnete Bahn mit festeren Schritten zu verfolgen.

Die Anfänge der Erfindung fielen in die Zeit von Krupps erstem englischen Aufenthalt. Der Anlaß dazu wurde früher erzählt, übrigens waren Versuche in gleicher Richtung von verschiedenen Leuten gemacht worden, auch Patente waren schon angemeldet und Krupp wurde deshalb später mit seinem Ersuchen

um ein preussisches Patent abgewiesen. Hermann und Friedrich Krupp gingen der Sache mit Eifer nach, während Alfred, der die Tragweite einer solchen Maschine sofort begriff, schon auf der Rückreise von England Unterhandlungen wegen Ausnutzung der Erfindung in Belgien anknüpfte. Auch in den 1840 abgeschlossenen Bollgoldschen Auftrag suchte er die Lieferung einer Löffelwalze — vergeblich — hineinzubringen. Dem vorsichtigen Berliner schien die kritische Zeit für eine so neue Sache, die zudem noch stark entwicklungsbedürftig war, nicht tragfähig genug. Jetzt, während Krupps letztem Aufenthalt in Wien im Jahre 1843, hatte sich beides geändert. Die Erfindung war inzwischen um so stetiger entwickelt worden, als es zeitweilig an sonstigen Arbeiten fehlte, und für die Finanz- und Geschäftswelt waren die Zeiten doch wieder bessere geworden. So war auf dem Wiener Industriemarkt das Zusammentreffen von Angebot und Nachfrage glücklicher.

Wie Krupp in Schöller, so scheint auch dieser in Krupp volles Vertrauen gesetzt zu haben. Alfreds unglückliche Wiener Geschäfte beeinflussten jenen nicht, er kannte den dortigen Boden gut genug. Krupp lernte in ihm einen sicheren, bedächtigen Geschäftsmann kennen, dessen Mittel bedeutend und dessen gesunder Egoismus wenigstens nicht kleinlich war. Als Landsleute hatten beide ein weiteres Band, und nach kurzen Verhandlungen erklärte sich Schöller geneigt, mit Krupp gemeinschaftlich eine Besteckfabrik in Niederösterreich zu begründen.

Als Krupp im Juni 1843 Wien verließ, war das Abkommen zur Unterzeichnung reif, von seinem nahezu dreijährigen Aufenthalt in Österreich brachte er seiner Fabrik diesen Vertrag fast als einzige, aber wertvolle Frucht nach Hause. Schöller, an dessen Firma außer seinem in Wien lebenden Bruder Philipp zwei Verwandte in Düren teilhatten, reiste gleichzeitig mit Krupp in die Heimat und bat letzteren gleich nachher zu einem Besuche in Düren, um seinen dortigen Vettern die letzten Aufklärungen zu geben, „dann zweifle ich nicht, daß wir ehestens in Ordnung kommen werden“. In wenigen Tagen wurde das Geschäft erledigt und als Alfred von Düren zurückkehrte, konnte die Familie nach Jahren äußerster Anspannung aufatmen. Der Vertrag war für Krupp, in seiner gegenwärtigen Lage wenigstens, vorteilhaft. Die Firma Schöller streckte das gesamte Anlage- und Betriebskapital für die Gründung vor, eine vorläufige bedeutende Einzahlung an Herstatt befestigte Krupps sehr geschwächten Kredit und durch die Maschineneinrichtung der Löffelfabrik war für ein Jahr wenigstens lohnende Arbeit gesichert. In der technischen Leitung des Unternehmens war Krupp, in der kaufmännischen Schöller unbeschränkt. Das österreichische Patent auf die Löffelwalze brachte Krupp mit in das Geschäft ein. Besitzrechte sollte er nach Rückzahlung des halben Anlagekapitals erhalten.

Noch sind nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, die Geldflemme drückt trotz der Vorschüsse Schöllers nach wie vor. Es ist in der letzten Zeit manches gebaut, ein-



gerichtet, verändert worden, was Geld gekostet hat. Die Selbgießerei ist erweitert, die Härteeinrichtung verbessert worden, die Explosion des alten Dampfkessels hat schwere Kosten verursacht. Werkstätten für Schlosserei und Zusammenbau sind inzwischen vollendet, aber mit Schulden belastet. Aber nun wieder Arbeit in Sicht und die Gefahr des Zusammenbruchs beseitigt ist, findet sich auch der Mann, der in den Finanzen weiterhilft. Alles weist doch darauf hin, daß der Wirkungstreis der Firma, wie in den letzten Jahren so in Zukunft, auf größere Geschäfte eingerichtet wird und dazu ist eine breitere Grundlage notwendig. Alfred Krupps Jugendfreund Fritz Sölling ist der Mann dazu, die erforderlichen Mittel zu geben, und wenn sich Krupp eine Beteiligung und Einrede bei seinen Geschäften gefallen lassen muß, so von diesem am willigsten. Friedrich von Müller hat bis an die Grenze seiner Mittel geholfen, man möchte ihn entlasten, er selbst hat vielleicht den Wunsch, aus der aufregenden Gemeinschaft mit der schwer ringenden Fabrik befreit zu sein. Sölling ist infolge seines bedeutenden Vermögens ungebundener, er kennt Alfreds Wagemut, aber auch seine Kraft, und er ist gewiß, auf eine gute Karte zu setzen. Immerhin, das Einspruchsrecht gegen gewagte Schritte wird er sich vorbehalten — nach ihm hat es Krupp niemandem wieder eingeräumt.

Alfred ist sich ganz klar, daß seine Stellung Sölling gegenüber anders sein wird als zu Friedrich von Müller, der ihm vor zehn Jahren zum Bau der Dampfmaschine half. Heute ist es kein reiner Freundschaftsdienst, der ihm erwiesen wird. Dem aus dem Strudel tauchenden Schwimmer reicht Fritz Sölling die Hand, weil er an ihn glaubt, den Untergehenden würde er nicht gerettet haben. Gleichwohl, so ist es auch Krupp gerade recht, er will keine Gunst, sondern ein Geschäft, aber er macht es mit keinem lieber als mit seinem alten Freunde und Duzbruder Sölling, der Sentimentalitäten nicht liebt und mit dem man immer ein offenes Wort reden kann, weil er selbst kein Blatt vor den Mund nimmt. Krupp wird an ihm einen scharfen Kritiker haben, aber er wird nie um Sölling zu zittern brauchen, wie um seinen Vetter von Müller; sein neuer Teilhaber steht selbst für seine Rechte ein. Danach ist auch der Vertrag zugeschnitten, der nach mehreren vorläufigen Darlehen Söllings zustande kommt und ihn im August 1844 zum stillen Teilhaber der Fabrik für zehn Jahre macht. Gegen die Hergabe von 50 000 Talern opfert Krupp ein Viertel seines Reingewinns, die Verluste darf er allein tragen, dem Teilhaber bleibt immer eine bescheidene Verzinsung.

Vor dem Abschluß mit Sölling ist der Vertrag mit Friedrich von Müller gelöst worden, vom April 1844 an ist der Gutsheer von Metternich der lastenden Sorge um die Schicksale der Gußstahlfabrik entledigt. Nur als Freund und Verwandter ist er am Gedeihen Krupps noch interessiert und eine Zukunftsklausel, ihm von Krupp mehr aufgenötigt als begehrt, verheißt ihm für den Fall künftigen Gedeihens

einen Anteil am Gewinn. Die Klausel ist redlich erfüllt worden, darüber hinaus aber hat Krupp seinen Dank gegen den selbstlosesten Freund seiner Jugend an Kind und Kindeskind bewiesen.

Die dunkelste Wolke, die seit 1841 über dem Hause Krupp gehangen hat, ist endlich verschwunden. Nun folgt eine Zeit freudiger, gesegneter Arbeit! Für die österreichische Fabrik wird der Kruppsche Ingenieur Ahrens bestimmt, den Alfred in Berlin kennengelernt und inzwischen durch Aufstellung mehrerer Neusilberwalzwerke und durch Reisen in Holland und Belgien erprobt hat. Eine geeignete Wasserkraft ist mit Hilfe des Freundes Neufeld-Weissenbach in der Nähe von Wien bei Berndorf gefunden worden und die Konzession durch Schöllers energisches Betreiben in wenigen Wochen erlangt. Seit September wirken unter Ahrens' Leitung dreihundert Mann beim Ausschachten der Kanäle und im November ist das Hauptgebäude unter Dach. Man arbeitet von Anbeginn in großen Zügen, rechnet auf baldige Erweiterung des Betriebes, denkt sofort an Arbeiterwohnungen, und von seinem ersten Besuche in Berndorf schreibt Alfred befriedigt an Sölling: „Der Bau der Fabrik, die Anlage des Kanals, des Gefälles, Alles ist prächtig und solide. Es ist nichts gespart und nichts vergeudet.“

Mit Macht wird nun auch in Essen gearbeitet. Der lästigen Geldsorgen entledigt, schafft man mit doppelter Lust. Die Aufgaben sind groß und lochend. Nicht nur die eigentliche Löffelmaschine mit ihren Tugenden von gravierten Walzen, deren Anfertigung und Härtung ernste Schwierigkeiten macht — manche Fehlgeburt läuft mit unter und nöthigt zu höchster Wachsamkeit —, auch die großen Werke zum Strecken und Glätten der Bleche, die Hilfsmaschinen und Scheren, die Eriebwerke, die Glühöfen, alles ist in dieser Art zum ersten Male zu entwerfen. Daneben ist das Patent auf die Löffelwalze zu bearbeiten, das in Oesterreich anstandslos gewährt, in Preußen ebenso prompt abgelehnt wird. Die Maschine arbeitet jetzt tadellos und schon ist eine zweite in einfachster Ausführung fertig, die Krupp für Vullgold bestimmt und seit Monaten zur Absendung bereit hat. Aber der Berliner Freund beeilt sich mit der Abnahme nicht, er erwägt diesen Schritt ebenso bedächtig wie seinerzeit sein neues Walzwerk und endlich schiebt er das Geschäft bis in eine unbestimmte Zukunft auf, sehr zu Schöllers Beruhigung, der durch eine Anlage in Berlin schon sein eigenes Unternehmen bedroht sah. Krupp besänftigt ihn: freilich laufe die neue Maschine bereits unter Dampf: antrieb, man werde auch daran aufs beste die Arbeiter anlernen und alle Versuche mit den gravierten Walzen machen können, von den Berliner Verhandlungen sei aber für diesmal nichts weiter übriggeblieben als der Beifall, den Vullgold dem neuen Erzeugnis bewiesen.

Damit ist die erste Wolke des Mißtrauens verschenkt. Doch in kurzer Zeit tritt der Gedanke eines Unternehmens in Preußen wiederum an Krupp heran. Er hat



nie daran gedacht, der Berndorfer Gründung das Monopol für die ganze Welt zu übertragen, und als sich Aussicht bietet, auch im Rheinlande einen Teilhaber zur Gründung einer großen Fabrik zu finden, tritt er diesem Gedanken mit allem Ernst näher. Daß Schöller daraus einen Vorwurf erheben könne, kommt ihm gar nicht in den Sinn, und wie nun jener beim ersten Bekanntwerden mit dem neuen Plan empfindlich wird, begegnet er sogleich jener kühlen Ablehnung, mit der Alfred unberechtigten Ansprüchen, aller Freundschaft unbeschadet, entgegenzutreten pflegt.

„Mein A. Krupp hat Ihnen höchstens geäußert, nicht zur Errichtung einer zweiten Fabrik zu schreiten, bevor die dortige Fabrik einen Maßstab für den zu erwartenden Erfolg eines weiteren Unternehmens gebe. Jede derartige Äußerung geschah jedenfalls nur im eigenen Interesse der Vorsicht und kann von Ihnen nicht als ein in Ihrem Interesse gegebenes Versprechen angesehen sein, sonst hätte derselbe sich zu dessen Aufnahme im Vertrage wohl verstehen können. Es ist mir hingegen dem Vertrage gemäß alles Recht vorbehalten, nach eigenem Gutbefinden, wo es mir beliebt, außerhalb der österreichischen Grenzen jedes beliebige Etablissement dortiger Art zu errichten. Für das Gedeihen des Unternehmens habe ich bereits die mir selbst zur Bedingung gestellte Gewähr, und schreite zur Ausführung, um nicht Jahre verstreichen zu lassen, bis zur Ernte so gewisser Früchte.“ Das ist deutlich, ganz sicher und ohne jede bemäntelnde Phrase. Auf dieser Linie wird sich Krupp weiterentwickeln: jedem sein Recht, aber unhaltbaren Ansprüchen gegenüber kein Hinhalten, sondern ohne Umschweife ein deutliches Wort. Könnte er sich so bestimmt und energisch auch im persönlichen Umgang geben! Aber da geht seine Gutmütigkeit, seine Scheu zu verlegen, seine Abneigung gegen empfindliche Worte immer wieder mit ihm durch. Diese Schwäche, persönlich nicht oder nur in gereiztem Zustande verlegen zu können, bleibt ihm für sein Leben. Auch darin glich er dem großen Werner Siemens, der in seinen Lebenserinnerungen erzählt, es habe ihm kein Gegner einen größeren Gefallen tun können, als ihn in Wut zu bringen, erst dann war es ihm gegeben, seine Sache kernhaft und ohne Rücksicht zu verteidigen.

Schöllers Sorge war unbegründet, aus dem beabsichtigten Unternehmen wurde nichts. Aber die kurze Geschichte dieser geplanten Gründung darf in Krupps Leben nicht fehlen, sie erklärt manches in seinen späteren Fehlschlägen, sie erklärt auch einige Seiten seines Wesens.

Die Lieferung von Gußstahlblechen für Kûrassen hatte Krupp vor kurzem mit dem Fabrikanten Wilhelm Jäger in Elberfeld in Verbindung gebracht. Jäger hatte eine Fabrik von Britanniametall und lieferte gelegentlich stählerne Kûrassen für die preussische Armee. Er war in gewerblichen Kreisen und bei Behörden gut empfohlen und erwies sich im Umgange als ein geschickter, rühriger

Geschäftsmann. Für eine gemeinschaftliche Gründung hatte er noch einen zweiten Vorzug in die Wage zu werfen, ein gutes, auf verwandtschaftliche Beziehungen gegründetes Verhältnis zu dem großen Bankhause von der Heydt, Kersten und Söhne in Elberfeld, das schon zu den leitenden Banken des Rheinlandes gehörte. Das war eine Firma, auf deren Unterstützung sich ein solides Geschäft aufbauen ließ. Krupp trat mit Jäger Anfang 1844 in Verbindung, rasch folgte eine Vereinbarung über die dauernde Lieferung Kruppscher Stahlbleche für die Rüraßfabrikation und bald auch über eine gemeinschaftlich zu begründende Löffelfabrik. Aber fast ebenso schnell wie die Verbindung entstanden, kommt es zu Verstimmungen, zur Abkühlung und mit einer selbst bei Krupp ungewöhnlichen Schnelligkeit zum völligen Bruch. Wie geschah das und wer hatte die Schuld?

Den ersten Anlaß zur Entfremdung scheint die Gewerbeausstellung im Berliner Zeughause gegeben zu haben, das große Ereignis, das im Jahre 1844 im Mittelpunkt des Gewerbelebens der Vereinsländer stand. Trotz bürokratischer Bevormundung und wenig geschickter Organisation war die Ausstellung doch ein Erfolg, und was da gezeigt wurde, war der Erwähnung wert. Die ersten deutschen Ausstellungen, 1818 in München, 1824 in Dresden und 1827 in Berlin, waren nur ein schwaches Vorspiel dieser neuen Veranstaltung. Berlin hatte nie soviel Fremde und Ausländer in seinen Mauern gesehen, nachdenklich stand der Engländer, der Franzose vor den Erzeugnissen, die sich, im Mittelpunkt Vorsigs Lokomotive, aus allen Gegenden des Zollvereins zusammengefunden hatten. „Deutschland ist ans Werk gegangen“, sagte der Franzose Burat in seinem Bericht über die Ausstellung. Krupp trug auf dieser ersten großen Gewerbeschau seines Vaterlandes die Goldene Medaille und eine ehrenvolle Erwähnung im Ausstellungskatalog davon. Er hatte in erster Linie Gold- und Münzwalzen, dazu einige Lahnwalzen ausgestellt. Ein dreistimmiges Stahlgeläute aus zentnerschweren Stäben läutete täglich den Beginn und Schluß der Ausstellung ein. Gewalzte Stahlplatten, zum Beweis ihrer Zähigkeit kalt gebogen und zur Kennzeichnung der reinen Struktur geschliffen, zeigten den Fortschritt der Gußstahlfabrik in schweren Stücken. Endlich hatte Alfred sein neuestes Erzeugnis, einige hohlgeschmiedete Gewehrläufe, nach Berlin gesandt. Auch die Jägersche Fabrik war vertreten. Sie hatte kugelfeste Rüraße ausgestellt, ohne zu sagen, daß es der Kruppsche Stahl war, der ihre unerreichte Festigkeit ermöglicht hatte. Jäger stellte auch gewalzte Löffel und Gabeln aus Neusilber, die er soeben von Krupp als Beweis der Leistung seiner Löffelmaschine erhalten hatte, als eigenes Erzeugnis aus. Krupp erfuhr das von dritter Seite, jetzt wurde er stutzig und erwog die Gefahr, wenn er sich in dem Manne, an den er sich mit einem großen Geschäft binden wollte, geirrt haben sollte. Noch schwankte er in Zweifeln. Im Oktober schrieb er an Fritz Söling, der für die neue Gründung schon wegen der erhofften Beziehung zu



dem Hause von der Heydt große Wärme zeigte: „Ich glaube ihm [Jäger] nicht alles“ und überführte ihn mehrerer Widersprüche. Bald sah er sich gezwungen, gegen Jägers Übergriffe sein Recht persönlich und nachdrücklich geltend zu machen — im Kriegsministerium wegen der stählernen Kirsche, im Handelsministerium wegen der Erzeugnisse der Löffelwalze — und nun gab es für ihn keine Wahl. Wo Krupps Vertrauen wankte, war für ihn eine engere Gemeinschaft unmöglich, aber er war mit Jäger auch über die Einzelheiten der Gründung uneinig geworden und das erleichterte ihm den Rückzug. Krupp verlangte die unbedingte Kontrolle über den Betrieb und aus diesen und anderen Gründen die Niederlassung in Essen, sein Partner bestand auf der anfänglich gedachten Gründung in Elberfeld. Der Form nach setzte sich Krupp ins Unrecht, er hatte anfangs der Gründung in Elberfeld zugestimmt, und erst das weitere Verhalten Jägers stimmte ihn um. Er war sich darüber klar, daß sein nachträglicher Widerstand ihm von den Brüdern von der Heydt, die sich für Jäger eingesetzt hatten, verdacht werden würde. Er bot bei seiner letzten, langen Verhandlung in Elberfeld alle Beredsamkeit auf, um die Triftigkeit seiner Gründe zu beweisen und seine Ablehnung rein sachlich zu erklären, gab aber Sölling gegenüber zu, daß er nicht überzeugt hätte. „Ich hatte es Tage lang überlegt, daß ich . . . gewissenhaft nicht anders handeln konnte als ich nun gethan habe, — daß ich nunmehr bei Zustimmung zur dortigen Errichtung der Fabrik einen dummen Streich gemacht haben würde, und so mußte ich denn auf die schätzenswerthe Verbindung mit den Herren v. d. Heydt verzichten. Die Herren hielten meine Gründe für Vorwände. Ich habe ihnen nur die Wahrheit vorgetragen; nicht aber Alle. Wie konnte ich ihnen das äußern, was ich Dir hier schreibe. Herr Jaeger ist ihr Verwandter und steht bei ihnen gut angeschrieben. Sie mögen Grund dazu haben; ich habe aber den Grund in meiner Meinung zu beharren.“

Sölling hatte dringend geraten, sich mit der Bank nicht zu überwerfen, die Brüder von der Heydt nicht vor den Kopf zu stoßen, er kannte besser als Krupp die Macht des Geldes, die ihren Einfluß auf die Industrie schon sehr deutlich zu zeigen begann, er kannte auch den älteren Theilhaber der Firma, August von der Heydt, den späteren preussischen Handelsminister, als Mann von Energie und als guten Hasser, wo seine Eitelkeit verletzt wurde. Eben deshalb empfand Alfred Krupp, ein bei ihm seltener Fall, das Bedürfnis, nach schlecht verlaufenem Handel sich vor seinem Freunde zu rechtfertigen, und er tat das in einem der längsten Briefe, die der Vielbeschäftigte je geschrieben hat und der mit den Worten schloß: „Den heutigen Nachmittag wußte ich nicht besser zu benutzen als zu dieser ausführlichen Mittheilung, benutze sie zu ihrem Zwecke, bei vorkommender Gelegenheit.“ Das in vielen Punkten denkwürdige Schreiben (es ist vollständig enthalten in dem in Vorbereitung befindlichen Sammelwerk: „Alfred Krupp

in Briefen und Aufzeichnungen“) bringt auch über Krupps damalige Stellung zur Arbeiterfrage Äußerungen, wie er sie nie vorher so deutlich ausgesprochen hat. Zu dem Unterschiede der Arbeiter in der damals noch sehr ländlichen Essener Gegend und den völlig der Industrie verfallenen Städten Elberfeld und Barmen sagt er drastisch: „Wenn ich dem Arbeiter, den ich hier täglich für 10 Sgr. habe (und dafür habe ich jeden tüchtigen Arbeiter, der unter jeden Arm einen Weber nimmt und damit die Treppe hinauf läuft), dort 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr. pro Tag geben muß, so macht das auf den Lohn schon 3000 bis 4000 Thlr. Unterschied. Will man fragen, für welchen billigen Lohn man hier einen Menschen pro Tag haben kann, so bringe ich sie hier in Masse zu 7, 8 und 9 Sgr. p. Tag beisammen, wir geben aber allen Leuten 1 Sgr. mehr, um sie sicher zu behalten . . . Über diesen Punkt nun konnten wir uns in Elberfeld nicht einigen, gegen meine höchsten Löhne brachte man die dortigen geringsten auf, als wenn es sich um die Frage gehandelt hätte, zu welchem billigsten Preise man Gesindel haben kann? Die Frage aber ist: was muß ein Mann von gleichen Fähigkeiten dort verdienen, um so gut wie hier leben zu können, und was muß er verdienen, um gut leben zu können, um der Fabrik, die ihm seinen Unterhalt gibt, treu zu bleiben und nicht bei irgend einer Veranlassung zu Mehrgewinn gleich davon zu laufen. — So sind nun bei uns die Leute gestellt bei 10 Sgr., und es ist die Frage ob ich diese Garantie dort habe mit 14 bis 15 Sgr. p. Tag.“

Man muß den sozialen Standpunkt der Fabrikanten aus den goldenen Tagen der Bourgeoisie und der Fabrikengründung, aus den Tagen des Weberliedes und der ersten Proletariataufstände kennen, um zu verstehen, wie einsam sich Krupp mit solchen Ansichten auf weiter Flur befand. Er selbst wußte etwas davon und von dem Inhalt seiner derartigen Betrachtungen, er kannte auch seinen Jugendfreund Fritz Sölling, der mehr als mit einem Fuße im Lager des Kapitalismus stand, und er wußte, zu wem er sprach, wenn er mit großem Ernst fortfuhr: „Der Zweck dieser Aufstellung ist nicht zu verkennen; — er ist nicht, billige Leute zu haben, nein! sie sollen einen außergewöhnlichen guten Lohn im Vergleich gegen andere Arbeiter an demselben Orte verdienen, sie sollen dadurch, daß die Fabrik in der billigeren Gegend ist, mehr Genuß von ihrem Lohn haben und mehr an die Fabrik gekettet sein durch Neigung und Interesse. Die Fabrik bedarf der sich selbst herangezogenen Leute; aus Jungen werden Meister gebildet, jeder für sein Fach. Verdienen sie 1—2 Sgr. mehr wie ein anderer Tagelöhner, so verlassen sie die Fabrik nie, indem sie außer ihren hier erworbenen Kenntnissen, die speciell nur für diese Fabrikation Werth haben, nichts verstehen, was anderwärts ihnen Anspruch gäbe, über gewöhnlichen Tagelöhnerverdienst. — So haben wir es hier in unserer Fabrik, und daher existirt keine, wo so viele brave, ausgesuchte Leute nach Verhältniß der Gesamtzahl beisammen sind. — Wie kann man damit



die Klasse Arbeiter, die heute hier, morgen dort sind, die in Fabriken bei Mangel an Arbeit Entlassenen u. dergl. in Vergleich bringen."

In diesen Worten des zweiunddreißigjährigen steckt schon der sechzigjährige, steckt der siebenzigjährige Krupp; man kennt ihn sehr wenig, wenn man nicht neben dem Erfinder, dem Pionier des Stahles, dem großen Unternehmer und Gründer diese Seite seines Wesens kennt: den Arbeitgeber und Arbeitsschöpfer. Die schöpferische Kraft des Genies entwickelte sich erst allmählich und mit seinen wachsenden Aufgaben in Krupp, aber sein Schaffensdrang war der gleiche in den ersten Jahrzehnten wie später bei seinen großen Zielen. Er wäre er selbst geblieben auch auf jedem anderen Felde, denn was in ihm bei jeder Arbeit gleich stark blieb, war eben der faustische Drang des Schaffens für viele und durch viele: „daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände“, die tiefe Überzeugung von der segenspendenden Kraft der Arbeit an sich. So sehr ihm die Fabrik, der Gußstahl, die Erfindungen am Herzen liegen, Hauptsache, Zweck, Inhalt des Ganzen bleibt die Gemeinschaft der Beteiligten, die Arbeits-, die Werksgemeinschaft. Schon vor sieben Jahren hatte er eine Krankenkasse gegründet, anfänglich ohne Zwang des Beitritts, seit dem Bestehen der „neuen Arbeitsordnung“ von 1841 aber für alle Arbeiter verbindlich. Wo ihre Hilfe nicht ausreichte, setzte die der Familie ein, erst in äußersten Fällen wandte er sich, und dann ganz persönlich und ganz unbefangen, an die Behörden, so an den Bürgermeister von Essen zugunsten einer durch lange Krankheit verarmten Familie. Seines Wissens sei von den Arbeitern der Fabrik noch keiner der Stadt zur Last gefallen, „aber im gegenwärtigen Falle werden Ew. Wohlgeboren meine Verwendung wohl nicht mißbilligen, und wird hoffentlich die Stadt einem durch Armuth und Krankheit Bedrängten, die nothwendige Unterstützung nicht versagen, welche nirgend wo sonst beansprucht werden kann, und die in allen vorkommenden Fällen zu bieten ich alleine nicht im Stande bin.“

Innere Bedenken haben Krupp den Plan eines vielversprechenden Unternehmens aufgeben lassen. Sachliche Hindernisse innerhalb der geplanten Arbeitsgemeinschaft zu überwinden, wäre er stark genug gewesen. Aber der Mann, gegen den er nach kürzester Geschäftsverbindung unheilbares Mißtrauen gefaßt hatte, mußte aus seinem Wege heraus. „Sein Verfahren bestätigt sich immer mehr als Lug und Trug und vielleicht bin ich genöthigt ihn auf eine Weise zum Schweigen zu bringen, daß er das Maul nie mehr aufthut.“

Den Gedanken einer Betschfabrik in Essen hielt er trotzdem fest. Er kaufte sogar im Einverständnis mit Söling ein Grundstück, ließ mit der Bereitung der Ziegelfeine beginnen und an den Maschinen arbeiten. Aber die anfänglichen Erfahrungen mit dem Berndorfer Unternehmen drängten die Ausführung zurück. Die Berndorfer Fabrik leistete technisch unter der Leitung Hermann

Krupps, der nach Vollendung der Einrichtung dauernd dorthin übersiedelte, Vorzügliches. Trotzdem brachte die Gründung infolge der schwierigen Einführung der Fabrikware jahrelang nur Verluste. Später freilich entwickelte sie sich zu einem blühenden Unternehmen, in das Hermann an Stelle der Firma Fried. Krupp als Teilhaber eintrat und das heute noch in den Händen seiner Nachkommen ist. Die Firma Fried. Krupp hatte außer den einige Jahre andauernden starken Lieferungen nach Berndorf keinerlei Nutzen von dem Unternehmen, sondern mußte im Gegentheil erhebliche Zubeußen tragen. Unter diesen Umständen sah Alfred von einer zweiten Gründung gleicher Art ab, ohne die Hoffnung auf einen großen Gewinn aus der Erfindung aufzugeben. Auch die Unternehmung in Berndorf blieb nicht ohne Segen für ihn. Hier wurde die Löffelwalze zur Vollkommenheit entwickelt, hier fand Alfreds Bruder eine dauernde Lebensstellung und ein großes Wirkungsfeld und die geschäftlichen Beziehungen Krupps nach Österreich wurden mehr als einmal durch das persönliche Einvernehmen zwischen den Inhabern der beiden Firmen unterstützt. Umgekehrt war das Scheiden Hermanns aus Essen und aus der Firma ein ernster Verlust. Hermann besaß in kaufmännischen und technischen Dingen eine Ruhe und Zuverlässigkeit, die seinem jüngeren Bruder Friedrich abging, und doch mußte dieser bei dem immer noch bestehenden Mangel an selbständigen Beamten an seine Stelle treten. Bei der auch in den folgenden Jahren häufigen Abwesenheit Alfreds von Essen gereichte dieser Wechsel der Fabrik nicht zum Segen und führte schließlich zu einer neuen Katastrophe, die mit den Ereignissen von 1848 eng verknüpft war. Aber davon trennen uns noch einige bewegte Jahre.

## Neuland

Von einer beiläufigen Unternehmung im Leben Krupps spricht das vorige Kapitel mit mehr Breite, als sonst für Einzel Dinge hier noch am Platze ist. Aber es mußte von dem gesprochen werden, was ihn in einer sonst schwierigen Zeit der Tages Sorgen überhob und seine Gedanken für andere Dinge frei machte. Damit hat die Berndorfer Gründung ihren Zweck für ihn im wesentlichen erfüllt, sein Geist richtet sich jetzt auf ein weiteres Feld.

Ist es anders möglich? Ist nicht der, der im Sommer 1843 nach dreijährigem Fernsein die Heimat wieder sieht, selbst ein anderer geworden? Nicht in den Endzwecken, aber gewiß in der Wertung des Lebens, der Arbeit, der Menschen und Dinge. Wien, mit seinen hochfliegenden Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen, hat ihn im Persönlichen gereift, wie England im Sachlichen; er sieht tiefer in die Dinge hinein und weder ein Mensch noch eine Aussicht wird ihn fortan auf den



ersten Blick blenden. Er hat immer zwei Seelen in seiner Brust gehabt, optimistisch-forttreibende Kraft vom Vater und bedenklich-zögernde Vorsicht von der Mutter her, jetzt erlangt die Zurückhaltung das Übergewicht, in Alfred Krupps sieghaften Glauben an die Zukunft schleicht sich eine Ader des Mißtrauens gegen die Menschen ein, der Himmelsstürmer wird Pessimist aus schlechter Erfahrung und schießt damit, wie früher in der Gutgläubigkeit, über das Ziel. Ansätze dazu sind in seinem Wesen immer vorhanden gewesen, wenn er auch nur in halbem Scherz einmal schrieb, man müßte wohl einen zweiten Nachtwächter haben, um den ersten zu bewachen und einen dritten für den zweiten usw. — jetzt wird es seine Gewohnheit, über die Triebfedern des menschlichen Handelns zu grübeln und sein eigenes Tun auf Nützlichkeitsbetrachtungen einzustellen. Aber nach außen kommt das nur in Form ruhiger Zurückhaltung zur Geltung. Die gewonnene Erfahrung macht ihn vorsichtig im Urteil, die Reisen dieser und der nächsten Jahre reifen ihn schnell, der Horizont seines Lebens weitet sich, und der Verkehr mit Behörden, Kaufleuten, Industriellen macht den Fabrikanten zum Weltmann.

Auch die Fabrik findet er anders wieder, als er sie verlassen hat. Freilich ist die Arbeiterzahl kaum gewachsen, um hundert herum, bald mehr, bald weniger. Die Gutehoffnungshütte hat achthundert, Vörsig, der fünfundzwanzig Jahre nach Krupp angefangen hat, über tausend Leute, ein Zeichen, auf wie schwierigem Grunde die Krupps ihren Lebensbau errichtet haben. Aber die Räume, die Hilfsmittel sind gewachsen, gleichzeitig die Schulden und die Verantwortung, das vergrößerte Getriebe richtig zu bewegen. Jetzt wird er sich selbst wieder darum kümmern, aber mit Maß und Vorsicht, es war ein kurzer Traum, mit einem glücklichen Treffer aus dem Kleinen in den Großbetrieb zu gleiten, nun muß es langsamer geschehen. Das Bild der Fabrik, wie es Alfred bei der Rückkehr wieder sieht und wie es sich dann im gleichen und folgenden Jahre abrundet, legt Zeugnis ab, wessen er und die Brüder sich von der Zukunft versahen. Noch immer ist des Vaters großer Schmelzbau Mittelpunkt der Fabrik. Nach wie vor beherbergt er neben den Zementier- und Schmelzöfen die Dreherei und die Ziegelschmelze und dient allen Gelegenheitszwecken. Aber den alten Kern umgibt eine ganze Anzahl von neuen Gebäuden. Am Grenzrain des Scheewinkels, westlich der alten Halle, erheben die von Alfred gepflanzten schnellwachsenden Pappeln, zu Kistenholz für den Versand bestimmt, ihre Kronen schon über den First, im Osten ist das zweite Kesselhaus an der „Schleifgasse“ beinahe fertig. Die Schleiferei und die Schmiede sind gewachsen, eine Messinggießerei angelegt. In der Lücke zwischen dem Schmelzbau und dem alten Stammhause wachsen die Mauern eines Neubaus, der das Kontor und ein paar Wohn- und Schlafzimmer enthalten soll, denn im alten Häuschen ist es zu eng geworden, seit sich die drei Brüder zugleich darin regen, und für Besucher gibt es nicht den bescheidensten Platz, Alfred hat zeitweilig seine Kammer

mit Laune in den Schmelzbau verlegt. Das soll nun anders werden. Und weiter hinaus, an dem großen Teich, der einen Teil des Grundstücks ausfüllt und von den wechselnden Bauten nach Bedarf durch Aushub und Zuschüttung hin und her geschoben wird, erheben sich neue Dächer. Ein zweistöckiges Magazin, die schmucke „Bellevue“, in deren Türmchen ein Stabgeläute von Friedrichs Erfindung klingt, mit Räumen für Schlosser und Monteure und ein dreistöckiges Hauptgebäude, dessen Räume noch der Erfüllung warten. Ganz oben unterm Dach schleift der alte Bierhaus geheimnisvoll seine Walzen, die ehrlichste Haut, die je in den Manern der Gußstahlfabrik gearbeitet hat. Der gelegentlich, wenn Alfred ein gelungenes Stück mit einem Taler Zulage lohnen will, abwehrend den Kopf schüttelt: „Här, lot dat sien, et sitt nit dran!“

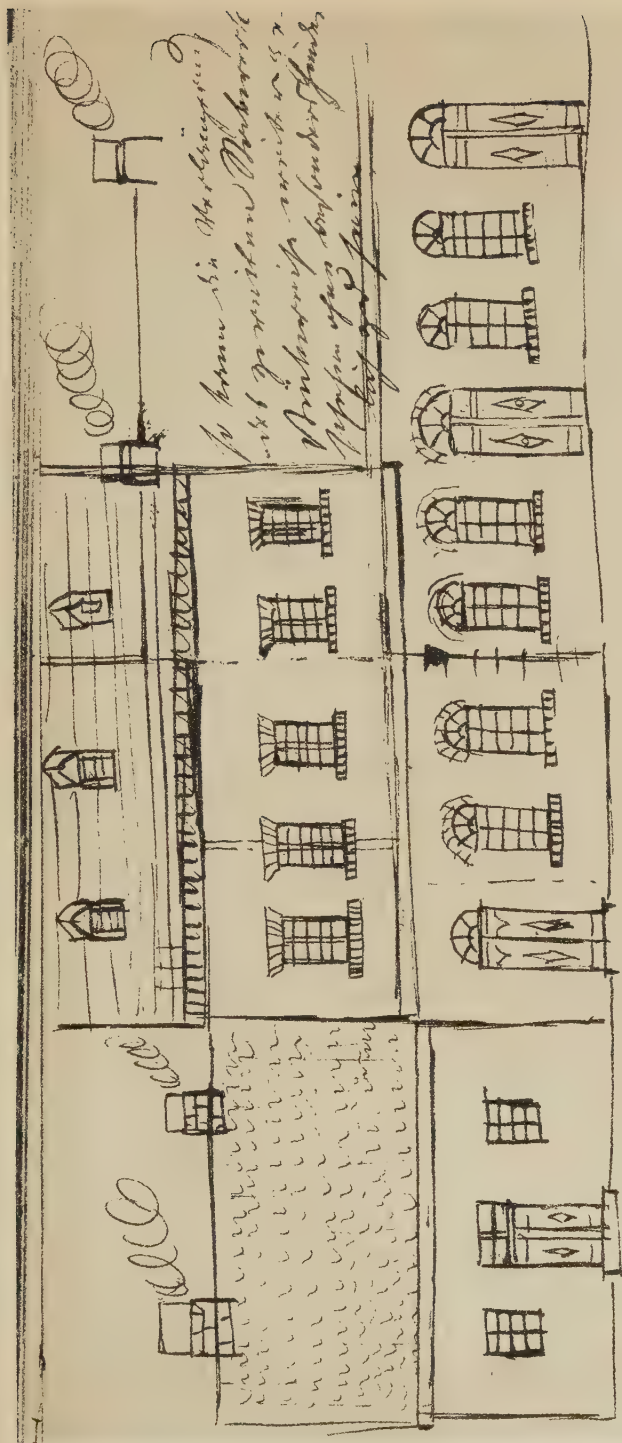
Aber entspricht dem statilichen Bilde der Verdienst? Beinahe hat Bierhaus recht, es sitzt wirklich nicht dran, generös zu sein! Wenn auch ein schönes Reitpferd im Stall steht und dem Hausherrn der tägliche Ritt mehr und mehr zum Lebensbedürfnis geworden ist. Die Brüder haben sich in Alfreds Abwesenheit redliche Mühe gegeben, ein neuer Agent in Paris hat den Verkauf dort wieder gehoben, vier Zehntel aller Geschäfte laufen durch seine Hand. Aber im ganzen will der Absatz nicht steigen. Hermann weilt in Paris, wo große Aussichten in der Münze sind, erreicht aber nichts. In der Fabrik waltet nun, wenn auch Alfred abwesend ist, Friedrich allein, der „junge Herr“ im Gegensatz zu seinem ernstern Bruder, dem „Alten“. Halb der Verzug, halb schon das Sorgenkind der Familie. An keinen hat man so viel gewandt, französische Privatstunden, Klavierspiel, eine gute Schule und eine kostspielige, tüchtige Lehre. Nun ist er so weit, daß er sich im Briefwechsel, in den Werkstätten und in der Gesellschaft betätigen kann, und er selbst nimmt sich recht wichtig, wenn er Verbesserungen probiert, alte Verfahren durch neue ersetzt oder Erfindungen macht, wie das wohlklingende Stabgeläut. Das Neue, Versprechende reizt ihn, wie einst den Vater, mit zwingender Gewalt, mit technischem Geschick und Ehrgeiz verbindet er oft eine glückliche Hand. Dennoch ist kein Verlaß auf ihn, in seinem Tun ist Unrast, Mangel an Stetigkeit und Ernst, an die Bücher ist er schwer zu bringen. Sein Bruder, der in Paris wichtige Notizen braucht, muß beinahe grob werden, um sie zu bekommen, und mit der Ausführung von Bestellungen ist es ähnlich.

Auch Hermann erlebt jetzt, wie vor Jahren Alfred an gleicher Stelle, den Ärger, daß zu Hause nicht alles so glatt geht und so wichtig genommen wird, wie er's an Ort und Stelle sieht. Das Geschäft mit der Münze rückt nicht vor und verläuft sich endlich im Sande. Probemaschinen sind verspätet oder gar nicht angekommen, andere beim Schiffstransport untergegangen und verrostet wieder aufgefischt. Ingrimmit wünscht Hermann, sie wären „im Abgrunde des Meeres“ geblieben. „Abgesehen davon wieviel uns daran gelegen sein muß große Geschäfte zu machen,



kann es wohl nie wichtiger sein den richtigen Zeitpunkt wahrzunehmen als jetzt hier mit diesem Geschäft . . . Mein ganzer Körper gerät in Aufregung, wenn ich daran denke und dazu noch daran, daß ich hierdurch verhindert werde, für unser Geschäft das zu wirken, was der Zweck meines Hierseins — der Zweck meines Lebens ist.“ Er bleibt indessen in Paris, um als künftiger Leiter der Verndorfer Fabrik die Plaque oder Plättierungskunst zu erlernen. Schon damals scheint es unter den Brüdern abgemachte Sache zu sein, daß Hermann sich dauernd dem österreichischen Unternehmen widmen soll, während Alfred die Fabrik in Essen leitet. Auch für Friedrich hat Hermann schon eine Verwendung im Auge, er möchte ihn als leitenden Mechaniker in der Pariser Münze unterbringen, wofür sich Friedrich bei seinem technischen Geschick vielleicht geeignet hätte. Alfred macht Einwendungen, er ist mißtrauisch geworden und fürchtet eine Zersplitterung der Kräfte ohne Gewinn.

Hermanns lange Reise blieb ziemlich ergebnislos und nicht allein das. Alfred war inzwischen in gleichen Hoffnungen nach Utrecht gefahren und erreichte ebenfalls nichts. Auch dort war ein Umbau der Münze notwendig geworden, und man hatte Krupp ersucht, mit dem Mechaniker Uhlhorn aus Grevenbroich und dem leitenden Techniker der holländischen Münze nach London zu reisen, um die dortigen Werke zu besichtigen. Uhlhorn, schon mit Krupps Vater bekannt, hatte ein neues Prägewerk erfunden, das bei den in- und ausländischen Münzen rasch Eingang fand. Er kam im Ausland weit herum und hatte den Brüdern Krupp hin und wieder einen nützlichen Wink gegeben. Eine engere Verbindung beider Firmen wäre vielleicht damals ausführbar und sicher erfolgreich gewesen, denn mit ihren Hauptlieferungen waren sie beinahe aufeinander angewiesen. Das leistungsfähigste Prägewerk und die dauerhaftesten Münzstempel, was hätte besser zusammen gepaßt? Als Uhlhorn 1836 seinen ersten Besuch in Essen ankündigte, drückte ihm Krupp offen seine Freude aus, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Aber um sich näherzukommen, waren beide zu selbständige Naturen, schätzten sich auch als Techniker zu hoch, um ganz mit offenen Karten zu spielen. Uhlhorns Besuche sah Krupp recht gern, aber hinter seine Ziegelmasse ließ er den Grevenbroicher nicht kommen. Zu Krupps Vertreter Kallé in Paris sagte Uhlhorn einmal offen, die Stellung der beiden Häuser weise eigentlich auf ein brüderliches Verhältnis hin, er möge auch Alfred wie Hermann gut leiden und würde ihnen gerne behilflich sein, man habe ihm nur keine rechte Veranlassung dazu gegeben. Aber bei dem ersten kleinen Mißverständnis bewies er, daß Vorsicht im Umgang mit ihm ratsam war, mit Mühe beschwichtigte Alfred den Empfindlichen durch rückhaltlose Offenheit. So verliefen ihre Wege, bei gelegentlichem Zusammenarbeiten, doch getrennt, Uhlhorn wurde zum Begründer der heute weltbekannten Maschinenfabrik Grevenbroich, und Krupp behielt seine Freiheit.



Stammhaus, neues Wohnhaus und Schmelzhaus nach einer Zeichnung Alfred Krupps (Anfang 1848er Jahre)





Auch nach Utrecht hatte man beide Männer zusammen berufen, um ihr Urtheil zu hören, denn wie die Franzosen standen auch die Holländer unter dem Eindruck, daß das technische Heil letzten Endes doch von England kommen müsse. Unschlüssig stehen die Besucher vor den riesigen englischen Werken. Mit dem Erzeugnis dieser Maschinen beherrscht die Bank von England den Weltmarkt. Können Krupp's zierliche Stahlwalzen mit diesen gewaltigen Hartgußkalibern Schritt halten? Alfred selbst bleibt unerschüttert. Dem ruhigen und sehr selbstbewußten Sir Jasper, dem leitenden Herrn in der Münze, sagt er lächelnd, in wenigen Jahren hoffe er, ihm im eigenen Hause Konkurrenz zu machen. Man lacht ihn einfach aus, aber das stört ihn nicht. Die Londoner Ausstellung von 1851 hat seinen Glauben gerechtfertigt und er brauchte gar nicht so lange zu warten, um sein Wort zu halten. Er benutzte die paar Tage des Londoner Aufenthaltes, um den preussischen Generalkonsul Hebeler, der Handelsgeschäfte vermittelte und die Schienen für die ersten deutschen Eisenbahnen aus England besorgte, für sich zu interessieren. Der Mann war allerdings zu beschäftigt, um viel für Krupp zu tun, aber die ersten Bestellungen nach England gelangen ihm doch, und gegen Ende des folgenden Jahres konnte Krupp seinem alten Gönner, dem Essener Bürgermeister Pfeiffer, schmunzelnd einen Brief Hebelers zur Ansicht senden, der wieder einmal bestätigte, daß der Prophet in der Ferne mehr gilt als im Vaterland. „Ich füge noch einen zugleich erhaltenen Brief von Berghauptmann v. Dechen in Bonn bei. Die letzten 3 Zeilen drücken Anerkennung aus, wie sie mir von unseren Behörden hier und da geäußert sind. Wenn nur die Geschäftsbücher die Früchte davon aufweisen wollten. Erinnern Sie sich gef. daran, was ich Ihnen nach Berlin schrieb. Die Münze in England fängt jetzt an von mir zu beziehen — setzt den vaterländischen Stolz bei Seite im Interesse ihrer Funktion. Die Münze in Berlin bezieht ihre Stempel oder den Gußstahl dazu von England und knickt mit mir um Preise. . .“ Und nach Mitteilung eines besonders krassen Beispiels weiter: „Was sagen Sie zu solcher Aufmunterung? . . . Muß da nicht der Eifer, die neuen Erfindungen und Fortschritte hier zum Besten des Vaterlandes zu cultiviren, erlahmen? Meinem eigenen Interesse würde es dienen, wenn ich dem Rufe folgte, der mir wiederholt kürzlich zukam, ins Ausland das überzusiedeln, was hier noch im Reime liegt.“

Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer, das holländische Geschäft zerschlägt sich wie das französische, die Umbauten werden aufgeschoben, und aus Paris schickt Hermann entmutigende Briefe. Die Franzosen sind lebenswürdig, aber schrecklich als Geschäftsleute. Sie handeln, sie zögern und schließlich gibt nicht die Güte, sondern die Eleganz den Ausschlag; das ist so wenig „Kruppsch“. Alles ist so verzettelt, so kopflos; selbst in der Münze, wo man Krupp bald kennen mußte, verwechseln sie hartnäckig „Krupp in Berlin und Uhlhorn in Muncie“, nachdem man



ihnen tausendmal gesagt, daß Essen und Grevenbroich die Wohnplätze sind. Und dann schaden jetzt die ungünstigen Verhältnisse. Man hat im Paris des Louis Philippe ein wenig zu stark „gegründet“ und bekommt es jetzt mit der Angst. Übergangszeiten mit einzelnen Lichtblitzen und dem breiten Schatten aller großen Veränderungen. Darunter hatten auch andere Leute zu leiden. „Die alte Zeit, sagt von diesen Jahren Gustav Freytag, ging zu Ende, aber man spürte noch nirgend den Segen der neuen.“

Die alte Zeit ging zu Ende — hatte Alfred Krupp das schon länger gefühlt? Gedanken, Pläne, Entwürfe gärten längst in seinem Geiste, und selten wieder werden wir ihn mit so vielen Dingen zu gleicher Zeit beschäftigt finden, wie in den Monaten nach seiner Rückkehr aus Wien. Mit dem alten Freunde Brüninghaus erörtert er in langen Briefen die Möglichkeit des Walzens (statt Ziehens) von Eisen und Stahldraht und baut selbst ein Walzwerk dazu. Auch mit der Aachener Nadelindustrie tauscht er über die Erfindung Briefe aus, will sich ein Patent darauf geben lassen, erfährt aber dann, wie es scheint, bei besser unterrichteten Leuten, daß er damit zu spät kommt.

Bessere Aussicht bietet die Verwendung des Tiegelstahls für Maschinenteile. Krupp hat dergleichen vielfach für seine eigenen Werkzeugmaschinen angefertigt und erfahren, daß die Dauer die Mehrkosten ausgleicht. Anderen Leuten das klarzumachen, ist schwieriger, nur wo die älteren Werkstoffe vor den steigenden Ansprüchen versagen, erinnert man sich seiner Empfehlungen. Für die Spillenburg liefert er schwere Drehstähle von ganz modernen Formen, für Uhlhorn stählerne Spindeln, Hebel und dergleichen, die Münzanstalten wissen ihn zu finden, wenn im verschärften Betriebe mit Dampfkraft die Kurbelzapfen brechen. Fordert er dann aber entsprechende Preise, so ist man entsetzt und sucht sich wieder zu behelfen. Erst lange Erfahrungen werden den Maschinenbau belehren, daß für hohe Ansprüche der teuerste Werkstoff der billigste ist.

Jetzt ist die Zeit, an diese älteren Versuche anzuknüpfen. Die Arbeiten für Bernsdorf, der von Sölling eröffnete Kredit geben die Ruhe und Sicherheit neuer Versuche. „Alles zeigt deutlich die Notwendigkeit, neue Erwerbsquellen zu suchen“, dieser Zuruf seines Bruders aus Paris ist für Alfred ein Sporn mehr, jeder Möglichkeit nachzugehen.

Seit dem Sommer 1843 schmiedete er zuweilen gußstählerne Gewehrläufe, mehr um die Unverwundlichkeit des Stoffes zu beweisen als in der Hoffnung auf große Geschäfte. Auch der Gutehoffnungshütte sandte er einen solchen Lauf: „Von solchem Gußstahl kann ich Ihnen alle Theile liefern, bei welchen größere Stärke und Widerstand gegen Abnutzung wünschenswert ist.“ Einstweilen erfolgte nicht viel auf dieses Angebot, auch in Oberhausen kam man mit den bisherigen Werkstoffen noch aus, mochte auch hier und da etwas brechen! Und doch tat

Krupp mit diesem Angebot einen Schuß ins Schwarze, er kam nur einige Jahre zu früh und das ist ihm fast mit allen seinen Erzeugnissen so ergangen. Er sah zu weit und bot der Gegenwart an, was die Zukunft von selbst fordern mußte. Der Gutehoffnungshütte empfahl er Kolbenstangen und Achsen, es ist als hätte er mitten in der damals sich entwickelnden Eisenbahnindustrie gestanden, gerade in diesen Teilen einer guten Lokomotive wurde ihm bald die Erde tributpflichtig.

Es blieb, wie gesagt, bei wenigen Bestellungen, bis die fortschreitende Technik durch Brüche und Versager dringlich an die Verwendung edleren Stoffes mahnte. Die Dampfschiffgesellschaften des Rheins und der Donau gehörten zu Krupps ersten Kunden. Aber inzwischen wurde manch anderer Weg betreten und hier und da führte doch einer einen Schritt aus der bisherigen Enge heraus. Ein solches Erzeugnis waren die Werkzeuge, mit denen der Bergmann das harte Gestein bearbeitet. Mit der Zeit hatte sich Krupps Ruf doch verbreitet und von Jahr zu Jahr sah er häufigere Besuche aus den Kreisen der Technik und der Behörden bei sich. Auch die Preussische Fabrikkommission ging bei ihren regelmäßigen Rundreisen selten an seinem Werk vorüber. 1844 kam der Bergdirektor Hülsmann aus Eschweiler und bald darauf der bekannte Oberberghauptmann von Dechen, der einige für Hülsmann in Arbeit befindliche stählerne Steinbohrer sah. Das Gespräch kam auf die voraussichtlich große Dauer gußstählerner Bergmannsgeräte, eine Bestellung folgte der andern und bald hatte die Fabrik den ständigen Besuch von Berggeschworenen, höheren Beamten, Steigern und Schmieden, die Neues sehen, Bestellungen übermitteln oder das Schweißen des Gußstahls erlernen wollten. Essen mit seinen zahlreichen Steinkohlengruben war ein günstiger Boden zum Anstellen von Proben und Vergleichen, und Anfang 1845 war Krupp schon im Besitz eines bergbehördlichen Zeugnisses, in dem die starke Überlegenheit gußstählerner Werkzeuge anerkannt wurde. Alfred wollte damals in Berlin, sein Bruder Fritz schrieb an Sölling, der sich lebhaft für alles interessierte, was die Fabrik anging: „Die Hauptcorrespondenz dreht sich um Steinbohre, Keilhauen und Stahl dazu. Die Probeaufträge sind nicht unbedeutend, es muß jetzt bald in Stahl dazu viel los werden . . . Ich habe Alfred geschrieben, er möge auszurichten suchen, daß wir für 5 oder 10 Jahre womöglich die Lieferung für den Preuß. Staat bekommen.“ Wirklich machte Alfred beim Oberbergamt in Berlin kräftige Anstrengungen in dieser Richtung und erreichte wenigstens, daß den preussischen Oberbergämtern die Einführung von Gußstahlgezáhen dringend empfohlen wurde. Graf Reust, damals Leiter des Oberbergamts in Berlin, war als selbstloser Förderer aller bergtechnischen Fortschritte bekannt, ihm hatte Matthias Stinnes, Mitbesitzer an dreißig Zechen, durch die Tausche des ersten Tieffschachtes „Graf Reust“ bei Essen eine dankbare Huldigung dargebracht.



Zwanzig Jahre nach dem Besuche bei Veust ging dieser Schacht als erste Kruppsche Kohlenzeche in den Betrieb der Gußstahlfabrik über.

Die Empfehlung des Grafen Veust würde für Krupp mehr Erfolg gehabt haben, wenn nicht seit kurzem, gerade rechtzeitig um die ersten Erfolge deutschen Gußstahls zu genießen, neben ihm andere Ziegelstahlfabriken entstanden wären, deren Wettbewerb schon fühlbar wurde. Die Bernersche Gußstahlfabrik Karlswerk ist früher schon erwähnt; sie lag Berlin am nächsten und hatte sich reger Teilnahme der Behörden zu erfreuen. Für Krupp gefährlicher drohte die neue Gußstahlfabrik des Schwaben Jakob Mayer in Bochum zu werden, die Wiege des heute weltbekannten „Bochumer Vereins“. Mayer war ein tätiger und geschickter Hüttenmann, der nach kurzen Versuchen (seit 1842) einen selbst von Krupp anerkannten Stahl fertigte und der Essener Fabrik seitdem hart auf den Fersen blieb. Die Aufträge der fiskalischen und privaten Gruben hätten an sich groß genug sein können, um beide und noch mehr Fabriken zu beschäftigen. Der Kohlenbergbau besaß seit Beginn der vierziger Jahre große Entwicklungsmöglichkeiten. In der Umgebung von Essen und Bochum wurden damals die ersten Tiefbohrungen durch die Mergelschicht gestossen, weitere folgten, und fast alle Zechen bezogen wenigstens zur Probe Kruppschen Werkzeugstahl, dessen Absatz sich in diesen Jahren verdreifachte. Aber auch die bergbauliche Entwicklung begann schon unter derselben Geldkrisis zu leiden, die auf das gesamte Wirtschaftsleben drückte. Die technischen Fortschritte, die Eisenbahnen, das Gesetz über die Aktiengesellschaften hatten die Gründung zu schnell gefördert und in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts legte sich ein kalter Rauhfrost auf die kaum erwachte Industrie.

Aber während diese Dinge sich abspielen, ist Alfred Krupp längst mit anderem beschäftigt. Wir müssen nochmals auf die ersten Monate nach seiner Rückkehr aus Wien, die Spätsommer- und Herbstmonate 1843, zurückkommen, um zu sehen, wie er den ersten Fuß auf das weite Feld der Wehr- und Waffentechnik setzt, die später — fast zwanzig Jahre soll es noch dauern — seinem ganzen Schaffen eine andere Richtung geben wird. Jetzt ist auch das für ihn Neuland, ein Versuchsfeld, auf dem vielleicht einst Früchte wachsen können. Andernfalls ist er bereit, auch diese Arbeit im Rahmen des Ganzen aufgehen zu lassen, dann wird sie ihm selbst und andern wenigstens den Beweis liefern, was man deutschem Gußstahl zumuten kann. Ein wenig hat er die ersten Waffenversuche immer unter diesem Gesichtspunkt gesehen, aber das hat ihn nicht gehindert, tatkräftig für das Bekanntwerden und die Ausnutzung des Erreichten zu wirken.

Der Landgerichtskammerpräsident Schorn, der mit Alfred Krupp über vierzig Jahre im Verkehr stand und diese Bekanntschaft zu den wertvollsten seines langen Lebens zählte, hat auch über die Erstlingsfrüchte der Kruppschen Waffentechnik einige Erinnerungen hinterlassen. Seine erste Berührung mit Krupp wurde durch

eine Kürassprobe vermittelt. „Die Panzer der Kürassiere hatten damals ein Gewicht von 22 Pfund; trotzdem durchschlug sie eine gewöhnliche Infanteriekugel auf 25 Schritt Entfernung. Demgegenüber hatte sich die Gussstahlfabrik von Krupp erbboten, Panzer zum halben Gewicht zu liefern und für deren Kugelfestigkeit bei nur 12 Schritt Entfernung Garantie zu übernehmen. Das Kriegsministerium hatte diese Offerte in Berücksichtigung gezogen und das Bataillon Essen beauftragt, Versuche damit anzustellen. Da ich zur Zeit der einzige in Essen wohnende Landwehr-Leutnant war, so erhielt ich den Auftrag, mit einem kleinen Kommando von Stammannschaften bei Krupp die Schießversuche zu machen. Sie fielen für die Fabrik äußerst glänzend aus, denn wie ich mich erinnere, machte erst die dritte, auf 12 Schritt und genau auf dieselbe Stelle abgefeuerte Kugel einen tiefen Eindruck und einen unbedeutenden Riß, während unsere zum Vergleich gelieferten alten Panzer, und zwar auf gleiche Entfernung, jede Kugel durchschlug.“

Es ist von diesen Kürassplatten schon weiter oben flüchtig gesprochen worden. Krupp lieferte sie zuerst für den Elberfelder Fabrikanten Jäger und bot sie, als er mit diesem rasch zerfiel, dem Kriegsministerium auf direktem Wege an. Die Aussicht auf ein großes Geschäft war nicht schlecht. Die damals in allen Staaten angestrebte Verbesserung der Handfeuerwaffen heischte auch einen besseren Schutz, den ein zäher Tiegelstahl am sichersten versprach. Krupp war als Erzeuger solcher Platten bekannt und wurde dafür in dem amtlichen Bericht der Berliner Gewerbeausstellung lobend erwähnt. Aus Berlin erfuhr er bald darauf, Kürasse aus seinem Stahl hätten nicht nur bei Vergleichsproben gut gehalten, sondern sogar die Aufmerksamkeit des Königs erregt. Aber sein anfänglicher Verbündeter und jetziger Konkurrent Jäger war bei den Behörden und Kürassierregimentern seit Jahren eingeführt, und der Kampf mit ihm war schwer und nicht einmal ertragreich. Was Krupp beim Kriegsministerium erreichte, war eine unparteiische Prüfung durch die Königliche Gewehr-Revisions-Kommission in Potsdam, die die glänzende Überlegenheit des Gussstahls unbefangen anerkannte. Ihr Bericht schloß mit dem Urteil, „daß es Ausgezeichneteres und Besseres anher noch nicht gegeben und daß eine Bewaffnung aus diesem Material eine dreifach längere Dauer verspricht.“ Aber dieser Anerkennung entsprachen nicht die Bestellungen. Die Lieferung unbearbeiteter Platten wurde mit Recht abgelehnt. Das Allgemeine Kriegsdepartement verlangte fertige Kürasse, und Krupp war gezwungen, sich auf deren Anfertigung in eigener Werkstatt einzurichten, das kostete Zeit und Geld, und das Ergebnis blieb doch gering. Was bei mehrjährigen ermüdenden Kämpfen mit einer rücksichtslosen Konkurrenz schließlich herauskam, war hauptsächlich eine nähere Bekanntschaft mit einigen Herren des Kriegsministeriums und des Allgemeinen Kriegsdepartements in Berlin, die später in der Angelegenheit der Gussstahl-



kanone wichtig werden konnten. „Beim Kriegsministerium, schrieb Alfred in dieser Zeit (Anfang 1846) an Sölling, habe ich den Chef des Allg. Departements besucht, General von Meyher, den Oberst von Ringer, und noch ein paar Majors und ein paar Hauptleute, mit denen ich früher verkehrte [der Oberst, vorher Capitän von Ringer war vormals Direktor der Gewehrfabrik in Saarn und hatte mit Krupp über dessen Vorschlag einer Gußstahlskanone verhandelt] und die alle zu sagen haben. Im Dekonomie-Departement war ich bei Oberstlieutenant von Doering, der uns Kürassmuster zur Probe gesandt hat. Es war sehr gut, daß ich mal hinkam. Ich habe manches gehört. Man hörte auch dagegen mit großem Beifall, daß die Kanone jetzt in Arbeit ist und eingesandt werden sollte. Es ist mir versichert, daß sie sofort versucht werden soll.“

Die Kanone — hier hören wir zuerst in einem Briefe Krupps etwas über jene große Erfindung, um deren Anerkennung er länger als um jede andere ringen sollte und die dann seinen Namen unvergänglich in die Geschichte Preußens und Deutschlands eingeschrieben hat. Was war es mit jener von den Offizieren des Kriegsministeriums mit Ungeduld erwarteten Kanone? Wir müssen noch einmal bis in die ersten Wochen nach Alfreds Rückkehr aus Wien zurückblättern, um den Entstehungsgedanken der Gußstahlskanone zu finden. Auch zu diesen Begebenheiten können die liebenswürdigen Erinnerungen Schorns als Eingang dienen, der aus der Mitte der vierziger Jahre berichtet: „Wir waren eines Nachmittags im geselligen Kreise mit anderen Herren im Fabrikhause bei Krupp, unter letzteren auch einige belgische Ingenieure, und diesen überreichte er zum Abschied geschenktweise Gewehrläufe in rohem Zustande für Jagdgewehre. Dieselben zirkulierten und erregten wegen ihrer Leichtigkeit allgemeine Bewunderung. Die beschenkten Ausländer, zur Abreise gerüstet, überlegten, in welcher Verpackung sie die Rohre mitnehmen konnten, worauf der Hausherr die Bedenken mit der Bemerkung unterbrach, er werde das Einpacken erleichtern, und er schickte die Läufe mit einem leisen Befehl in die Werkstätte. Nach geraumer Zeit brachte ein Arbeiter dieselben zu einem Halbkreis gebogen zurück. Wer beschreibt die verblüfften Gesichter der Belgier über diese erschreckliche Gewalttat! Der hohe Gebieter beschwichtigte aber den Entrüstungsturm mit der kategorischen Bemerkung, die Herren möchten die Rohre in ihrer Heimat von ihren Fabrikarbeitern nur wieder geradestrecken lassen, er garantiere für den Bruch; — sollte aber dennoch der Versuch mißlingen, so werde er neue senden. Damit war die Sache erledigt.“

Die Geschichte dieser merkwürdigen Rohre geht in die ersten Wochen nach der Heimkehr Krupps zurück. Am 15. Juli 1843 besuchte er, wahrscheinlich auf einem Ritt nach Oberhausen, wo er damals lebhaft um Einführung seiner gußstählernen Werkzeuge warb, und vielleicht zu dem gleichen Zweck, die staatliche Gewehrfabrik in Saarn bei Mülheim. Hier wurde damals eine rege Arbeit entfaltet, der

innerhalb der preussischen Armee lange herrschende Schlandrian war nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. einem freieren Luftzug gewichen und in den Artilleriewerkstätten, den Gewehrfabriken wurde der technische Fortschritt mit Aufmerksamkeit verfolgt. Wie in Oberhausen, war Krupp auch in Saarn wohlbekannt, auch hierher reichten die von seinem Vater zur Zeit der privaten Waffenfabrikation angeknüpften Verbindungen. So wird man bei diesem ersten Besuche Alfreds nach jahrelanger Abwesenheit nicht nur von Stahl und Werkzeugen, sondern auch von waffentechnischen Dingen gesprochen haben. Krupp erbot sich, der Werkstatt probeweise ein paar Gußstahlläufe zu senden und vermaß sich, aus diesem Stoffe, wenn es gewünscht würde, selbst eine Kanone zu schmieden. Ihm mag das durch den Kopf geblitzt sein, wie eben solche Gedanken kommen: als eine Möglichkeit, der Fabrik neuen, großartigen Absatz zu verschaffen, und als ein unwiderleglicher Beweis für die Unzerstörbarkeit des Gußstahls. Den Herren in der Gewehrfabrik muß der Gedanke an Kanonen aus einem Material, das man pfundweise bezahlte und bisher nur zu Feilen und Meißeln verarbeitete, ungeheuerlich erschienen sein, in technischer Hinsicht aber nahm sie das Neue doch gefangen und ein folgenreicher Briefwechsel schloß sich an.

Bei Krupp hatte der Gedanke tief eingeschlagen. Schon am folgenden Tag sendet er, sonst immer geneigt, eine neue Sache nach allen Seiten zu überlegen, der Fabrik einen massiv geschmiedeten Lauf und schreibt dem Leutnant von Donat, er rechne keineswegs darauf, daß der Staat um seiner Neuerung willen die Fabrikation der Gewehre ändern werde, und betrachte den Versuch der Gußstahlläufe „lediglich als einen Maßstab für die Tüchtigkeit dieses Materials zu Kanonen“, trotzdem werde er den Versuch machen, solche Läufe statt massiv demnächst hohlgeschmiedet herzustellen. Vielleicht werde das Ergebnis der Prüfung die Herren doch zu einer besseren Meinung über sein Projekt, Kanonen aus Gußstahl zu fertigen, veranlassen.

Mit diesem Schreiben vom 16. Juli 1843 (es ist vollständig in der Sammlung der Briefe Krupps enthalten) ist der Ursprung der Erfindung der Gußstahlkanone und Alfreds Krupps geistiges Eigentum an dieser Erfindung festgelegt. Die Anfertigung des ersten Rohres zog sich noch etliche Jahre hin, denn einmal fehlte es in der Gußstahlfabrik vorläufig an Zeit für die nicht leichte Arbeit und dann waren Krupps Erfahrungen mit seinen ersten waffentechnischen Erzeugnissen nicht so ermutigend, um ihn in dieser Richtung besonders anzutreiben.

Dem gußstählernen Gewehrlauf widmete er sich mit Feuereifer. Eigenhändig machte er sich an die Arbeit, die ersten Läufe in hohlem Zustande auszusmieden. Bei der Unvollkommenheit der damaligen Bohrmaschinen war das Ausbohren eines massiven Laufs ein wesentliches Hindernis für die Anwendung von Gußstahl. Durch die Lieferung hohler Läufe konnte Krupp die Einführung des Guß-



stahlgewehres vielleicht befördern und zugleich der Konkurrenz vorausbleiben, denn das Hohl Schmieden, das er an den Walzen gelernt und bei kurzen Stücken oft geübt hatte, war eine Kunst, die andere nicht kannten. — Die ersten Läufe stellte er mit eigener Hand im geheimen her: er wußte, wie schnell neue Fortschritte weitergetragen wurden und wie liebevoll man sich für seine Erfindungen interessierte. Man merkte trotzdem etwas: alte Arbeiter haben aus der Erinnerung ihrer Väter erzählt, daß die Brüder Krupp zuweilen mit geheimen Arbeiten in die Sprengersche Schlosserei in der zweiten Weberstraße gegangen sind, als ob sie sich in ihrer eigenen Fabrik nicht sicher fühlten. Sprenger war ein verschwiegener Mann und hatte schon für Krupps Vater gearbeitet. Seine Tochter aber erinnerte sich, daß Säcke mit geheimnisvollem Inhalt aus ihres Vaters Werkstatt in die Saarner Gewehrfabrik getragen worden seien, und so mögen denn wohl unter romantischen Umständen jene ersten hohlen Läufe entstanden sein, deren sich Alfred Krupp in hohem Alter noch erinnerte: „Vor 35 Jahren habe ich nach meiner Methode zuerst Flintenläufe hohl geschmiedet. Die Läufe wurden aus einem Stück Stahl gelocht und dann über einen kalten Dorn etwa 12 Zoll lang geschmiedet. Es wurde dann der vorgeschmiedete Lauf mit einem Stück Eingußstahl ausgefüllt, mit demselben geschmiedet und der Kern warm herausgerissen und danach wurde der Lauf erst wieder über einen glatten kalten Dorn fertig geschmiedet. Es war eine interessante Arbeit und die Läufe erhielten aus dem weichsten Stahl eine ganz bedeutende Zähigkeit und ganz gewiß ist es, daß, wenn man einmal ganz ausgezeichnete Läufe machen wollte, man sie so machen mußte.“

In den letzten Worten dieses Berichtes ist eigentlich der Verlauf der Sache enthalten: Krupps Hoffnungen blieben unerfüllt. Wohl hat er den Anstoß zur Einführung des Gußstahls in die Gewehrindustrie gegeben, aber die Früchte hat er nicht geerntet. Er machte die verschiedensten Versuche, in Preußen, England, Frankreich den Ersatz der eisernen durch seine hohlgeschmiedeten Stahlläufe zu bewirken, vorläufig scheiterte das an der Kostenfrage. Er legte solche Läufe auch, zuweilen in der gewaltsamsten Weise gebogen, als drastischen Beweis der Zähigkeit seines Stahles zahlreichen Fachleuten vor, verschenkte sie an Freunde und Besucher, an die Offiziere seiner Bekanntschaft, er sandte sie auch an die Gutehoffnungshütte und andere Fabriken, beschickte damit die Berliner Gewerbeausstellung usw., aber die Hauptsache blieb doch, sie unmittelbar in die Armee einzuführen und diese Hoffnung schlug fehl. Er hatte die ersten Proben der Saarner Gewehrfabrik übergeben und sich damit gewissermaßen die Hände gebunden. Natürlich wollte man dort erst fertige Waffen daraus machen und diese erproben, und ebenso natürlich dauerte das — bei preussischer Gründlichkeit — sehr lange. Inzwischen kam, vermutlich durch Hermann, der sich damals in Paris befand und die Gewandtheit des dortigen Vertreters kannte, die Unregung, auch an das französische Kriegs-

ministerium, damals unter Leitung des greisen Feldmarschalls Soult, ein paar Läufe zu schicken, um sie auf ihre Stärke prüfen zu lassen. — Warum nicht? Frankreich hatte Krupp unterstützt und sein Unternehmen am Leben erhalten, als er in Preußen beinahe nichts gegen die englische Konkurrenz absetzte. Die Pariser Münzbeamten hatten an ihn geglaubt und ihm jede Unterstützung geliehen, als die Münzen Preußens ihm zögernd kleine Aufträge gaben. Patriotische Bedenken? — Aber Krupp verkaufte 40 Prozent seiner Erzeugnisse nach Frankreich, als ihn Preußen beinahe schnitt! Zudem, das offizielle Frankreich befand sich mit Preußen auf dem besten Fuße, die aufgeklärten Geister diesseits und jenseits des Rheins standen in so lebhaftem Verkehr wie in den Tagen Friedrichs, und niemand regte sich auf, wenn der alte Alexander von Humboldt, der Kammerherr des preussischen Königs, den größten Teil seiner Zeit in Paris zubrachte. Im Rheinland dachte man über Frankreich noch unbefangener, und Moons tiefe Verachtung, Bismarcks heillosige Abneigung gegen den „rheinisch-französischen Liberalismus der Heydt und Mevissen“ wurde noch von wenigen geteilt. Endlich stand die französische Armee damals in dem Rufe der besten technischen Ausrüstung und Marschall Soult in dem einer Autorität, auf deren Urteil man auch in Preußen etwas geben würde. Die in Frankreich seit Jahren fortgesetzten Versuche mit gezogenen Vorderladergewehren ließen eine baldige Neubewaffnung der Infanterie erwarten, bei der vielleicht der Gußstahllauf eine Rolle spielen konnte. So sandte Alfred im Dezember 1843 zwei Läufe an seinen Vertreter Kallé, der bereits vom Kriegsministerium die Zustimmung zu ihrer freien Einfuhr erhalten hatte. Die Läufe wurden in der Pariser Gewehrfabrik von Bernard fertiggemacht und von dem Artilleriekomitee durch normalen Gebrauch und endlich durch Gewaltversuche erprobt. Das Ergebnis setzte die Herren des Komitees in Erstaunen. Die Einführung von acht Kugeln hintereinander mit fünffacher Ladung konnte den Lauf nur aufstreifen, aber nicht zerstören. In dem Versuchsbericht wurde zugegeben, daß „die durch Fr. Krupp geschmiedeten Gußstahlläufe mit einer sehr befriedigenden Geschmeidigkeit gegen die Beanspruchungen des Schusses eine Widerstandsfähigkeit besitzen, die alle Erwartungen übertrifft und eine ernstliche Beachtung verdient“. Trotzdem ist es zu keiner nennenswerten Bestellung aus Frankreich gekommen, der hohe Preis stand wohl auch dort im Wege, und dies Hindernis konnte erst gebrochen werden, als gesteigerte Anforderungen den eisernen Lauf überhaupt zum Verschwinden brachten. Krupp hat in Frankreich niemals mehr als einige Duzend Gewehrläufe verkauft und diese meist an private Kunden. Das glänzende Zeugnis aus dem französischen Kriegsministerium dagegen hat ihm die besten Dienste geleistet, denn was das Ausland, und an so anerkannter Stelle lobte, das hatte auch in der Heimat Anspruch auf Beachtung! — Die Versuche in Saarn waren inzwischen beendet,



ein dritter Lauf war in der Artilleriewerkstatt Deuz erprobt worden, wo Krupp ebenfalls Freunde besaß. Die Ergebnisse bestätigten seine Erwartungen vollauf, und er sandte nunmehr, am 1. März 1844, zwei erprobte Läufe an den Preussischen Kriegsminister von Boyen mit der Bitte um weitere Prüfung und Entscheidung.

Er habe die gedachten Flintenläufe aus einem massiven Stück Stahl geschmiedet und würde aus gleichem Stoff und auf gleichem Wege sogar Kanonenrohre schmieden können, „doch würde dies noch einer Anlage bedürfen, welcher die Gewißheit der Zweckmäßigkeit solcher Geschütze vorausgehen müßte“. Er teilte die wesentlichen Versuchsergebnisse der Saarer und Deuzer Werkstätten mit und wies auf die bedeutende Gewichtsverminderung von Geschützen hin, die aus einem Material von dieser Stärke gefertigt würden.

„Ew. Erzellenz werden aus diesen Resultaten ermessen, ob mein Objekt Beachtung verdient. Ich hielt mich schuldig, Gegenwärtiges zur Kenntniß Ew. Erzellenz zu bringen und verbinde damit die Versicherung meiner Bereitwilligkeit zu weiteren Versuchsarbeiten oder Probelieferungen im Fall Hochdieselben solche verlangen möchten.“

Krupp machte in diesem für die Geschichte der preussischen Feldwaffen wichtigen Schreiben zwei Vorschläge, er empfiehlt den bis dahin weiteren Kreisen kaum bekannten Gußstahl als erprobtes Material der künftigen Gewehrläufe und er bringt ihn versuchsweise als Geschützmaterial in Vorschlag. Er fügte auch den ungefähren Preis solcher Rohre mit 14 bis 15 Silbergroschen für das Pfund hinzu. Der Kriegsminister überwies diesen Teil der Kruppschen Vorschläge dem Allgemeinen Kriegsdepartement zur Erledigung, auf das Angebot gußstählerner Flintenläufe dagegen gab er eine unmittelbare, und zwar ablehnende, Antwort.

Der unter gleichzeitiger Rücksendung der Rohre — also ohne weitere Prüfung — erteilte Bescheid lautete:

„Auf das in Ihrem unterm 1. d. Mts. an mich gerichteten Schreiben enthaltene Anerbieten wird Ihnen eröffnet, daß von demselben in Bezug auf die Herstellung von Gewehrläufen kein Gebrauch gemacht werden kann, da die gegenwärtige Art der Fabrikation derselben, und die Beschaffenheit der dadurch producirten Läufe, bei einem nicht unerheblich geringeren Kostenpreise, allen billigen Anforderungen entspricht und kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Inwiefern es dagegen zweckmäßig sein möchte, auf die Darstellung von Geschützröhren aus Gußstahl Bedacht zu nehmen, muß zuvor näher erwogen werden, und wird Ihnen zu seiner Zeit das Weitere darüber durch das Allgemeine Kriegsdepartement zugehen.“

Es war eine unumwundene, aber deutliche und sachlich gerechtfertigte Antwort. Die preussische Infanteriewaffe, das glatte Vorderladergewehr, stellte an die Dauer und Stärke der Rohre wirklich keine größeren Ansprüche, als die bisherigen Roh-

stoffe befriedigt hatten. Die ausgezeichneten Eigenschaften des Gußstahls, selbst seine unvergleichlich längere Dauer, die der Kriegsminister keineswegs bestritt, konnten dabei kaum zur Geltung kommen und so lag eigentlich kein Grund zu einer Änderung vor — wenn man nicht in die Zukunft sah.

Alfred Krupp aber hatte etwas anderes erwartet und zum ersten Male geriet er, an den Ton kühler Ablehnung bei preussischen Behörden sattfam gewöhnt, aus der Fassung. Durch seinen Umgang mit den Saarer Offizieren im Bilde der damaligen Gewehrfabrikation, wußte er allerdings, daß der Bescheid des Kriegsministers in gewissem Sinne richtig war, — „billigen Ansprüchen“ an die gegenwärtige Waffe mochten die geschweißten eisernen Rohre entsprechen, nur daß diese Waffe selbst „billigen Anforderungen“ längst nicht mehr genügte und seit Jahren eine Reform der Infanteriewaffe angebahnt war, für die jedes bessere Material erwünscht sein mußte. Schon 1841 war in Preußen das Dreyfessche Zündnadelgewehr, eine gezogene Hinterladungswaffe, zur Einführung beschlossen, und der Erfinder hatte nicht nur eine große Bestellung, sondern auch Staatsmittel zur Errichtung seiner Gewehrfabrik in Sömmerda erhalten. Das gezogene Gewehr machte ein Wetttrüsten anderer Staaten, wie Frankreich, unvermeidlich, und damit mußte sich die Leistung dauernd steigern. Der Zeitpunkt, wo die alten Läufe aus Eisen versagen mußten, war vorauszusehen, ja er stand vor der Tür, und eine weitblickende Behörde hätte die Möglichkeit der Verbesserung freudig anerkannt.

So mag Krupps Gedankengang, kühner noch mögen seine Hoffnungen gewesen sein, in die nun der dienstlich-kühle Bescheid wie ein kalter Wasserstrahl hinein fährt. Vielleicht zu einer unglücklichen Stunde, vielleicht, nachdem er gerade die warme Anerkennung der französischen Untersuchungskommission erfahren hat. Seine Galle läuft über, er zerreißt den Bescheid des Kriegsministers und vernichtet ihn, „weil ich nicht wollte, daß ein die Kurzsichtigkeit damaliger maßgebender Kreise in Preußen so bloßstellendes Aktenstück einmal in die Öffentlichkeit käme“.

So hat er es, eine Tat des Affekts in überlegtes Handeln umdeutend, später erzählt, und diese zornige Erregung gegen den ersten Bescheid des Kriegsministers hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Er konnte sich später nicht — in ruhiger Stunde — den Wortlaut der Entscheidung zurückerufen, weil er den Brief nur in der Aufregung gelesen und sofort vernichtet hatte, sonst hätte er nicht aus dem Gedächtnis eine Darstellung des Vorganges gegeben, die der Wirklichkeit doch nur unvollkommen entsprach. Es war im Jahre 1873 während eines schweren Konflikts mit den Militärbehörden über Krupps Eigentumsrechte an Geschützkonstruktionen, als er seiner Prokura zur Kennzeichnung kehördlicher Eigenart u. a. schrieb: „Im Jahre 1841—1843 gelang es mir, mit eigener Hand hohle Gußstahlläufe zu schmieden. Ich sandte das erste Paar dem preussischen Kriegsministerium. Minister General von Boyen sandte sie unangesehen zurück mit dem Bemerken:



die preußische Waffe ist so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung bedarf.“ So wird er den Vorfall schon früher erzählt haben, denn dieselben Worte gebrauchte er nochmals fünf Jahre später: „Der Minister von Boyen sandte meine ersten eigenhändig vollendeten Gußstahl-Gewehrläufe unangesehen zurück mit dem Bemerken: die preußische Waffe (das alte Gewehr mit Steinschloß) sei so vollkommen, daß es keiner Verbesserung bedürfe.“ Der Minister aber hatte in seinem Briefe, dessen Wortlaut der Firma später vom Königlichem Kriegsministerium abschriftlich wieder zur Verfügung gestellt wurde, nur gesagt, daß die bisherigen Läufe allen billigen Anforderungen entsprächen. Nichts spiegelt die Erregung, in die Krupp durch den ablehnenden Bescheid versetzt wurde, so deutlich wider wie jener aus dem Zorn und der Aufregung geborene Gedächtnisfehler. Ja das ganze Bild jener Gewehrsgeschichte wurde ihm durch diese Erregung verwischt, denn er berichtet, offenbar im festen Glauben, daß es so hergegangen sei, weiter: „Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ging nach Paris, wo ich überhaupt durch die Lieferung von Gußstahlwalzen für Goldarbeiter zuerst die Existenz der Fabrik fundamementirt habe, zu einer Zeit, wo überhaupt mein Verkehr mit Preußen fast Null war. Ich offerirte (durch den Vertreter Kallé) dem Marschall Soult persönlich eine Probe mit meinen Gußstahlläufen. Derselbe verfügte, die Prüfung war brillant und das Zeugniß von dort sandte ich dann nach Berlin.“

Nicht nach der Berliner Ablehnung, sondern schon vorher hatte er, veranlaßt durch den langsamen Fortschritt der Prüfungen in Saarn, dem französischen Kriegsminister die Läufe angeboten, und nur das Zeugnis konnte er nachträglich dem Minister von Boyen senden, der an dieser in Paris vorgenommenen Probe durchaus keinen Anstand nahm. Es scheinen sogar auf Grund der französischen auch in Spandau Versuche mit Kruppschen Gewehrrohren gemacht worden zu sein, die dann, bei gesteigerter Anforderung an die Waffe, wirklich zur allgemeinen Einführung des Gußstahls führten. Als in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre die Abnahmebedingungen für die Zündnadelgewehre verschärft wurden, zeigte sich sofort die Unzulänglichkeit der schweißeisernen Läufe, der Auschuß wurde zu groß, und Dreyse wandte sich selbst an Krupp, um ein besseres Material zu erlangen. Er bezog aber keine hohlen Läufe, sondern massive Stangen, die ausgebohrt wurden, und diese konnten auch andere Fabriken liefern. Nach Krupps eigenen Erinnerungen war auch Eifersucht im Spiel, Furcht, es möchte durch private Fortschritte dem Ruf der staatlichen Werke Eintrag geschehen. Von dem Dezernenten in der Artillerieabteilung des Allgemeinen Kriegsdepartements, Hauptmann von Kunowski, sagte er: „Er wollte nichts von der Fabrik, die Spandau in seiner Bedeutung verkürzte, er wollte aber die Fabrikation [der Gewehrläufe] nach Spandau hinüberführen und kam gegen 1844/45 nach Essen zur Prüfung der Läufe, sehr befriedigt indessen ohne weitere Folgen, als der Absicht, wiederz-

zukommen und mehr von der Gußstahlfabrikation zu sehen. Ich habe ihm dann sagen lassen, daß er sich nicht bemühen möge . . .“

Proben und einzelne Läufe hat Krupp an zahlreiche Gewehrfabriken, u. a. nach Bayern geliefert, aber die Früchte im großen hat er wirklich nicht geerntet und die Mißstimmung darüber klingt noch deutlich aus späten Äußerungen nach: „Ein Engländer, dem ich von meiner Erfindung [Gewehrläufe aus Gußstahl hohl zu schmieden] Mittheilung machte, nahm mir in England das Patent vor der Nase weg. Von der Erfindung habe ich nichts gehabt, denn statt der Lieferung solcher Läufe an die preussische Armee, haben die anderen Fabriken den Vorzug genossen, Bochum und Witten. Hier ist ein Fall, wo bereits Bochum und Konkurrenzfabriken die Frucht meiner Saat allein unter sich getheilt haben — hier war ein Fall, wo ich mich hätte beschweren können. — Ich habe es nicht gethan.“

Erfolglos an sich, sind jene ersten hohlgeschmiedeten Gewehrläufe, die Alfred Krupp mit eigener Hand anfertigte, doch von unvergänglicher Bedeutung geworden als Ausgangspunkt seiner größten Erfindung, des Gußstahlgeschützes.

## Das erste Geschütz

Wer sich die Entstehung der ersten Gußstahlkanoane als eine rasch in sich abgeschlossene zusammenhängende That vorstellt, ist im Irrthum. Viele, sicher die meisten großen Geschehnisse, Werke, Erfindungen, in Geschichte und Volksglaube als Thaten eines Geistes und einer großen Stunde geboren, in Wirklichkeit sind sie doch Kinder eines zufälligen Gedankens — auch der „Zufall“ arbeitet zwangsläufig —, der je nach Gunst oder Hemmung der Umstände verfolgt, fallengelassen, wieder aufgenommen und langsam zur Vollendung gefördert wurde. Bei der Geburt der Gußstahlkanoane läßt sich der Verlauf, wie er hundertfältig und beinahe regellos in den Gang der täglichen Geschäfte eingewoben war, in Treue wiedergeben, und so mag es einmal, als Beispiel einer werdenden Erfindung, geschehen.

Alfred Krupp hatte die Idee des Gußstahlgeschützes dem Vermuten nach blickartig im Lauf der Unterhaltung mit Offizieren der Gewehrfabrik in Saarn erfaßt und anfänglich nur ablehnendes Erstaunen damit geweckt. Die Meinung änderte sich, als die ersten Gewehrläufe erprobt und von ungeahnter Zähigkeit befunden wurden. Mit seiner Sendung der geprüften Läufe an den preussischen Kriegsminister verband Krupp gleichzeitig den Vorschlag, den Gußstahl auch für Geschützrohre zu versuchen, und das Allgemeine Kriegsdepartement, dem der Minister den Vorschlag überwies, erklärte sich mit einem solchen Versuche einverstanden. Das war im Frühjahr 1844, drei Vierteljahre nach dem ersten Aussprechen des



Gedankens. Im April erhielt Krupp die Zeichnung eines gußeisernen Sechspfünders preussischer Bauart und die Aufforderung, danach ein Stahlrohr zu „gießen“, es dürfe aber kein geringeres Gewicht als das eiserne haben. Diese Bedingung bezweckte nur eine ausreichende Schwere des Geschützes zur Sicherheit gegen den Rückstoß beim Feuern, sie widersprach aber gerade dem ausdrücklich betonten Vorzug des Stahlrohres, erhöhte Festigkeit bei viel geringerem Gewicht zu leisten. Die leichte Beweglichkeit der Feldgeschütze wurde damals noch nicht hoch eingeschätzt. Für Krupp, den gerade vorher der ablehnende Bescheid des Kriegsministers in der Gewehrfrage tief verletzt hatte, war das Entgegenkommen des Allgemeinen Kriegsdepartements ein schlechter Trost. Ja, es setzte ihn in Verlegenheit. Ein gußstählerner Sechspfünder vom Gewichte des bisherigen eisernen konnte durch keine Ladung jemals ausgenutzt werden, er mußte überdies so teuer werden, daß keine Behörde ihn bezahlt hätte. Und mehr als das, Krupp hatte damals vierzehn Öfen, von denen jeder einen Tiegel faßte, er war gar nicht in der Lage, daraus den erforderlichen Guß von mindestens 2000 Pfund herzustellen. Eine neue Ofenanlage war Voraussetzung solcher Güsse, und hätte er diese eingerichtet, so könnte er den Guß mit seinen Hämmern nicht schmieden. Es war nicht leicht, die Artilleriebehörden von der Tristigkeit dieser Gründe zu überzeugen. Man brachte Krupp allen guten Willen entgegen, aber die Techniker im Kriegsministerium waren zu sehr an die Kanonengießerei aus Eisen oder Bronze gewöhnt, um sich die Notwendigkeit des Durchschmiedens der Güsse recht vorzustellen. In einem langen Briefe setzt ihnen Krupp auseinander, daß er zum Guß eines solchen Rohres nicht nur eine Neuanlage von sechsunddreißig bis vierzig Schmelzöfen, sondern auch einen schweren Hammer bauen müßte, während das gewünschte Ergebnis sich durch einen Versuch mit einem Rohre von der halben Größe auch wohl ermitteln ließe. Weit entfernt zu drängen, läßt das Schreiben zwischen den Zeilen lesen, daß es ihm mit der Lieferung gar nicht eilt, und wirklich war er in jenen Tagen, während des Abschlusses mit Söling, der Arbeiten für Berndorf, der Versuche mit Gewehrläufen und Kürassen, der noch teilweise unvollendeten Bauten, zu beschäftigt, um eine so neue und schwierige Sache gern in Angriff zu nehmen. Den gewünschten Aufschub erlangte er, ohne zu ahnen, daß auch auf diesem Felde die Konkurrenz bereits am Werke war. Schon im Juni hatte sich die kaum fertige Bochumer Gußstahlfabrik mit einem ähnlichen Antrage an das Kriegsministerium gewandt, um die bevorstehende Vollendung ihrer Anlage mitzuteilen und sich gleichzeitig zur Einrichtung einer „Kanonengießerei aus Gußstahl“, natürlich mit Staatshilfe, zu erbieten. Hier werden nun die „gegossenen Kanonen“, die die Artillerie unter Krupps Angebot verstanden hatte, wirklich und mit größter Leichtigkeit versprochen, halb so schwer wie die bronzenen und von mindestens der „zwanzigfachen Brauchbarkeit für Feuer und Kugeln . . . Solch eine

Kanone würde nie aufreißen oder springen, weil unser Material, das trotz außerordentlicher Härte doch von aller Sprödigkeit fern ist und eine Zähigkeit besitzt wie kein anderes Metall mit gleicher Härte vereint haben kann." Wie Mayer, der damals in der Geschützfrage keinerlei praktische Erfahrung hatte und noch zwei Jahre später Staatsunterstützung zur Vollendung seiner Fabrik verlangte, zu seinem der ganzen Fassung nach übereilten Angebot gekommen ist, bleibt unklar. Daß der Gedanke „in der Luft lag“, kann man nicht sagen, er kam jedem Fachmann überraschend und den meisten ungeheuerlich vor, Krupp selbst hatte der natürlichen Entwicklung um zehn Jahre vorgegriffen, denn er bot viel mehr an, als man von einer guten Kanone verlangte. Unmittelbare Übertragung des Gedankens ist wohl das nächstliegende. Die Arbeiterschaft Krupps wechselte in jenen Jahren zwischen 90 und 140 Köpfen auf und ab, die neu entstehenden Gußstahlfabriken konnten ihren Arbeiterbedarf nicht besser decken als durch die aus Essen kommenden Leute, so mußten auch Neuigkeiten, Erfindungen, Kunstgriffe fast mit Notwendigkeit herüber und hinüber gehen.

Das Kriegsministerium ging auf die Anfrage aus Bochum gar nicht ein. Über die technischen Einzelheiten inzwischen durch Krupp belehrt und über den damaligen Stand der Bochumer Fabrik durch die ständigen Berichte der Fabrikkommission zweifellos unterrichtet, hatte das Allgemeine Kriegsdepartement keinen Anlaß, sich noch in weitere Unkosten mit ungewissem Ausgang zu stürzen. Die Sache ruhte bis zu Krupps nächstem Besuche in Berlin, bei dem er im Handelsministerium und der Kommission der Gewerbeausstellung seine Priorität wegen der Löffelwalze und im Kriegsministerium die Herkunft der guten Jägerschen Rürasse festlegte. Er machte die Beobachtung, daß sein Ruf durch die Ausstellung gewonnen hatte und daß er im Kriegsministerium mit Achtung empfangen und mit Aufmerksamkeit gehört wurde. So viel hatten seine ersten Vorschläge doch bewirkt. Auch über die Kanone unterhielt man sich. Man könne solche Rohre, erklärte Krupp, allerdings durch Gießen in der Form herstellen (vielleicht hatte man ihn in Berlin auf den Vorschlag der Bochumer Gußstahlfabrik aufmerksam gemacht), das möge zur Not ein brauchbares Rohr liefern, „jedoch fehlen demselben die Vortheile des geschmiedeten Gußstahls, die Dichtigkeit, Zähigkeit und Elastizität“. Man könne es in einem Stück gießen und dann schmieden, was aber neue Anlagen erfordere, abgesehen von der Materialverschwendung, und man könne es endlich, um die gewünschte Schwere zu erreichen, zusammensetzen aus einem dünnen, genügend haltbaren Seelenrohr aus Gußstahl mit einem Mantel aus Bronze oder Gußeisen, an dem die Schildzapfen sich befänden. Dieser sonderbare Kompromißvorschlag mag ihm beim Gedankenaustausch mit den Artilleristen gekommen sein, und gerade er sollte zur Wirklichkeit werden, auch die erste Gußstahlkanone ist aus Unzulänglichkeiten geboren. Einstweilen bestellte die Artillerie-Prüfungs-



Kommission zwei einpfündige Falconettrohre oder Doppelhaken, als Hinterlader ausgeführt, an diesen sollte dann die Güte des Stahles erprobt werden. Die Bestellung war ein Entgegenkommen, da Krupp das verlangte schwere Rohr nicht machen konnte, er war aber auch nicht gesonnen, die Entscheidung auf diese leichten Waffen zu stellen. Er hatte schon im vorigen Jahre ein Geschützrohr von der halben Schwere des bestellten, also einen Dreipfünder, angeboten und hielt mit der Zähigkeit, die er beim Verfolgen seiner Gedanken immer bewiesen hat, an dieser Absicht fest. Vorerst schob er die Anfertigung wieder hinaus. An Sölling, der sich von der Sache etwas versprach, schon weil sie dauernde Verbindung mit den Kriegsbehörden in Aussicht stellte, und der lebhaft zur Lieferung trieb, antwortet er gelassen: „Bestellungen laufen ziemlich ein. Das stört die Ausfuhrung der Kanone vor der Hand, und so sehr ich nach dem Resultat verlange, geht das Bestellte, was den nervus rerum bringen muß, vor. — Kommt Zeit, kommt Rath. —“ Die Wahrheit ist vermutlich, daß Krupp damals über die Anfertigung mit sich selber noch nicht im reinen war. Andere Dinge beschäftigen ihn, und die Geschichte der ersten Kanone verschwindet auf geraume Zeit unter den Sorgen des Tages, von denen ich hier einiges berichten muß.

Man schreibt das Jahr 1845. Eine Zeit ungewisser Spannungen in Wirtschaft und Politik, eine Zeit zitternder Unruhe — der aufkommenden Stände, ob der Weg weiter und zum Ziel führt, der sinkenden Schichten, ob es noch eine Rettung gibt — eine Zeit quälender Fragen, auf die niemand eine Antwort weiß. Die Kurve des preussischen Gewerbelebens, die seit Gründung des Zollvereins zweimal aufwärts zeigte, senkt sich steil nach unten, kurze Zeit noch und das politische Barometer wird Sturm künden, den der Instinkt des Handels schon lange wittert. Alfred Krupp, ein Marshall Vorwärts im Reich der Arbeit, hat diesen Instinkt gar nicht, desto stärker sein Freund Sölling, der seit Jahresfrist der kaufmännische — und manchmal unbequeme — Berater der Firma ist und Rücksicht verlangt. Auch sonst hat sich in Leitung und Organisation manches geändert. Hermann Krupp hat endgültig die Heimat verlassen, das Berndorfer Geschäft nimmt seine ganze Arbeitskraft auf und in einigen Jahren wird er Österreicher, wird er der Gußstahlfabrik ein Fremder geworden sein. Für die Zukunft mag das gut sein, gegenwärtig ist sein Ausscheiden ein schwerer — und nicht der einzige — Verlust. Noch vor der Überfiedlung Hermanns nach Berndorf ist Kallé, der neue Vertreter in Paris, ganz plötzlich gestorben, gerade während er mit dem französischen Kriegsminister über die Prüfung der Kruppschen Kùrassé verhandelt hat. Hermann, der auf die Nachricht sofort nach Paris gefahren ist, berichtet von dort, der treue Mensch hätte sich noch im Fieber aus dem Bette erhoben, wäre ins Ministerium gefahren, habe dort nur noch in Verwirrung von der Angelegenheit Krupps gesprochen und sei alsbald wieder nach seinem Haus gebracht worden, um auf sein Sterbes-



Adalbert Wscherfeld





lager zu sinken. Er starb wie Thies in den Sielen und war sicher einer der treuesten Diener, die Krupp in der Frühzeit besaß. — Thies für das russische Geschäft verloren, Kallé für das französische, das er mit schwerer Arbeit in die Höhe gebracht, nun auch noch Hermann für die Heimat, das sind größere Lücken, als Alfreds verdoppelte Arbeitskraft, Friedrichs flackerndes Genie, die Hilfe des Buchhalters und Söllings kritisches Dreinreden ersetzen kann.

Zum ersten Male seit dem Bestehen der Firma vollzieht sich eine Art von Neuorganisation in der Leitung. Seinen Vetter Adalbert Mscherfeld, den Alfred vor Jahren als Leiter der mit Henniger geplanten Fabrik in Aussicht genommen hatte, stellt er jetzt an die Spitze seiner eigenen Werkstätten, nur ihm und Friedrich verantwortlich. Mscherfeld trat im Januar 1845 ein, und der Brief, mit dem ihn Alfred begrüßt, zeichnet in lebensstreuen Zügen beide Männer. „Nimm, heißt es nach den ersten Zeilen, lieber Adalbert, noch einige Worte von mir an. Ich gebe sie Dir als Freund und Vetter, der Dein Bestes wünscht, und zugleich als Chef der Fabrik, dessen erste Pflicht ist, zum Besten der Fabrik alles aufzubieten. — Beide Interessen vereinigen sich, wenn Du Deine Kräfte u. Fähigkeiten von jetzt an ausschließlich zuerst dem Erlernen und dann der Anwendung der erlernten Kenntnisse für die Fabrikgeschäfte ernstlich und zwar in dem Grade widmen willst, daß Du alle nicht zu diesem Ziel mitwirkenden Beschäftigungen und Unterhaltungen aufgiebst . . . Wir haben keine Zeit für Lektüre, Politik u. dergl. Dein bisheriges Geschäft nahm Deinen Geist nicht in Anspruch und so hast Du Dir durch Aneignung von vielem, was gewöhnlichen Leuten fremd bleibt, eine angenehme Unterhaltung verschafft und zugleich einen Standpunkt in geistiger Beziehung erworben, der für das ganze Leben genutz und wertvoll ist . . . Du verlierst im Vergleich gegen Deine bisherige angenehmere Geistesbeschäftigung; es ist aber ein dringendes unvermeidliches Opfer, daß Du jene mit den trockenen, oft eintönigen, lästigen geschäftlichen Verrichtungen der Fabrik vertauschest, daß Deine ganze Geistesrichtung nur dahin zielt. Arbeit und Mühe wirfst Du hier mehr finden als irgendwo.“ Mscherfeld nahm auf diese Bedingungen seinen Dienst auf und Alfred Krupp hat sich nicht in ihm getäuscht. Mit Alfred in gleichem Alter und neben ihm aufgewachsen, sein Spielgefährte und seiner Mutter Schwestersohn, ist Adalbert ein Mann, auf den man sich unbedingt verlassen kann. Gelernter Goldschmied, ist er ohne Kenntnisse von den Einzelheiten der Fabrikation, aber von schneller Auffassung, glühendem Eifer und eine Bärennatur von unerschütterlicher Kraft, wie die Arbeiter jener Zeit sie brauchten. Im Kontor kein beliebter Besuch, denn er haßt die „Schreiberseelen“ und macht daraus kein Hehl, ist er in der Werkstatt voll am Platz, da entgeht ihm nicht leicht etwas, und wehe dem Manne, den er — selbst der erste und letzte — unpünktlich oder am falschen Plage trifft. In langen Wanderjahren, in Wien, Mailand,



Paris zu einer gewissen Bildung gelangt, lernbegierig, aber selbstgefällig und prahlerisch, ist er persönlich kein bequemer Umgang, aber seine Treue und Verehrung für Alfred, an dessen Genie er glaubt, sind echt und dauernd. Die Leute fürchten und lieben ihn, er wird jederzeit ihre Belange vertreten, wenn er auch in kritischen Stunden mit dem Knüttel regiert. Bei den jährlichen Arbeiterfesten, die meist im Oktober stattfinden und zu denen die Firma den Branntwein, ein Schwein, die Musik oder dergleichen stiftet, und bei sonstigen feierlichen Anlässen hält er die kleinen Ansprachen, denen sich Alfred gern entzieht, auch Reisen werden ihm übertragen. Zahllose Geschichten über ihn gehen im Munde der Arbeiter und Angestellten um, und in den Wirtshäusern der Stadt weiß man von seinen selbst ausgeschmückten Heldentaten zu erzählen. Alfred Krupp aber läßt ihn seine Wege gehen, wenn er ihm auch zuweilen auf die Nerven fällt, denn er weiß, daß er, solange Ascherfeld da ist, über die Ordnung in den Betrieben beruhigt sein kann.

Auch in dem Manne, den er zur Leitung des neu eingerichteten Kontors gewonnen hat, bewährt sich seine glückliche Hand. Carl Gantesweiler, Anfang 1845 als Buchhalter und Reisender angestellt, wird binnen kurzem Vorstand des kleinen Kontors, später Prokurist der Firma Fried. Krupp. Auch Gantesweiler ist ein Arbeitstalent ersten Ranges, zu Hause hat er die Bücher, den Briefwechsel und vor allem die Aufstellung der Bilanzen, die nach dem Eintritt Söllings erhöhte Bedeutung gewinnen, aber seine Haupttätigkeit sind die Reisen. Wie vor Jahren Thies, soll er den Norden und Osten aufs neue für Krupp erschließen. Nur wenige Monate hält sich Gantesweiler über den Büchern auf, dann reist er über Dänemark und Schweden nach Rußland, wo seit fünf Jahren kein Kruppscher Vertreter mehr gearbeitet hat. Anfänglich erreicht er gar nichts, was Alfred mit Ruhe aufnimmt: er habe sich selbst nichts versprochen und nur erfahren wollen, was überhaupt davon zu halten, tröstet er den ängstlichen Sölling, der um die Spesen besorgt ist. Erst in Petersburg beginnt Gantesweilers „trüber Reisehorizont sich aufzuklären“, trotz der langen Pause findet er die Spuren seines Vorgängers wieder und knüpft sogar mit der Kaiserlichen Münze an. Hätte er nur die Maschinen am Plage, die unverkäuflich auf dem Hamburger Lager stehen! Der Russe ist kein Freund von langem Warten, er kauft am liebsten frisch aus der Hand, was er sehen und greifen kann. Auf dem schnellsten Wege läßt sich Gantesweiler die Bestände des Hamburger Lagers nach Petersburg schicken und übergibt, was er nicht mehr absetzen kann, einem Agenten, der ihm durch den allbekannten Hofbankier Stieglitz empfohlen ist. Bei späteren Reisen nimmt er ein paar Frachtwagen voll Maschinen und Stahl mit über die Grenze und reist damit so treu und lange auf schrecklichen Wegen in Rußland herum, bis er sich vor Rheumatismus nicht mehr rühren kann, auch er ein unerreichtes Beispiel der Hingebung in dem Kreise Kruppscher Veteranen.

Verwaltung und Vertretung — auch für Kallé in Paris ist Ersatz gefunden — stehen wieder auf festen Füßen, zu Alfreds Beruhigung, der in diesem Jahre wenig vom heimischen Herde zu sehen bekommt. Seit Jahresbeginn weilt er in Berlin, geht im Handelsministerium, im Kriegsministerium ein und aus, und erreicht er auch nicht alles, was er wünscht, so bleibt er doch in Erinnerung und im Umgang mit Leuten von Einfluß. Eile und Drängen vermeidet er, sein Auftreten, seine Lebensführung wandeln sich mit einem Stich ins Vornehm-Lässige, was ihn anziehend macht. Er wohnt jetzt im Hotel de Russie und behält dies Haus viele Jahre zum Absteigequartier. Die Gewohnheit des täglichen Ritts nimmt er auch auf die Reise mit und im Umgang legt er sich Zurückhaltung auf. Dem Verein zur Beförderung des Gewerbflusses, dem er manche Empfehlungen verdankt, tritt er am 14. April als Mitglied bei. In der Münze ist er ein häufiger Gast und wahrscheinlich hat er auch Vorsig aufgesucht, dessen Stern rasch und glänzend emporsteigt. Vorsig und Maffei, die beiden ersten Lokomotivfabriken Deutschlands, was könnten sie ihm zu verdienen geben, wenn sie die Eigenschaften edlen Stahls im Maschinenbau richtig einschätzten! Aber hinter Vorsigs Eisensirn wohnt auch ein eiserner Widerstand; Deuths Schüler, ist er noch ganz auf englische Rohstoffe eingestellt — leicht ist er nicht zu überreden und ein Geschäft kommt vorläufig nicht zustande.

Vorsig und Krupp — ein halbdutzendmal mögen sie einander im Leben gegenseitig übergestanden sein, hätte nur einer von ihnen die Erinnerung ihrer Begegnungen festgehalten! Zwei Führernaturen von gleicher Kraft und doch so ganz ohne Vergleich im Tiefsten des Wesens. Verschieden wie die fesselnden Köpfe — Vorsigs breit und wuchtig wie das Eisen seiner Ofen und Maschinen, Krupps straff und zusammengefaßt wie sehniger Stahl — so verschieden die Männer nach Wesen, Wirken, nach Ursprung und Aufstieg. Es muß nicht leicht für einen Mann von Krupps Selbstbewußtsein gewesen sein, mit Vorsig zu verhandeln, der ihm groß, wuchtig und auf der vollen Höhe seines Erfolgs entgegentrat. Was kann er ihm bieten? — Zeugnisse und Garantien. — Vorsigs Lokomotiven aber sind gut, auch ohne den Kruppschen Stahl. Nein, ein Geschäft kommt diesmal nicht zustande, aber Krupp wird wiederkehren.

Auch sonst sind die Berliner Abschlüsse alles andre als glänzend und Sölling, der seinen Freund lieber bei den Hämmern und Schmelztiegeln sieht, äußert über den langen Aufenthalt an der Spree starke Unzufriedenheit: „Du klebst fest, wo Du einmal bist“ — schreibt er ihm einmal in unwirschem Ton, und bei andrer Gelegenheit noch deutlicher: „Es ist eine eigentümliche Sache bei Deinen Reisen, daß man Dich nicht wieder zu Hause kriegen kann, wenn Du einmal weg bist, aus 14 Tagen werden gewöhnlich 4—8 Wochen und darüber.“



Der gute Sölling muß sich diesmal und noch oft gedulden. Alfred, der von Berlin zu seinem Bruder in Wien reisen wollte, wird eilig nach Paris gerufen, um das im vorigen Jahre abgebrochene Geschäft mit der Münze zu fördern, und sieht Essen nur ein paar Tage. Mit Empfehlungen an Herrn von Rothschild, Alexander von Humboldt und andere Personen von Einfluß versehen, trifft er im April in Paris ein. Aber über dem Münzgeschäft schwebt kein günstiger Stern. Man ist ganz für ihn gestimmt, aber Kammerverhandlungen, Deputiertenkniffe, der Tod eines Direktors, die Wahl eines neuen, Besuche, Verhandlungen, jedes denkbare Hindernis zögert die Entscheidung hinaus. Der bleibende Gewinn dieser peinlichen Monate ist die Bekanntschaft mit dem alten Humboldt, die damals zumal in Paris, wo ihn Hunderte belagerten, nur noch wenige erreichten. Alexander von Humboldt war längst eine europäische Verühmtheit, in den vierziger Jahren wurde vielleicht in der Welt kein Name mit soviel Achtung genannt wie der seine. Er „wusste alles, sprach alle Sprachen, war überall zu Hause“, aber er war viel mehr als ein Universalgeist. In einer Zeit tiefsten politischen Verfalls, der Reaktion, des Muckertums, der Zensur in Preußen verkörperte er den Fortschritt, die Freiheit, die Wissenschaft und das Recht. Zu den Intimen zweier preussischer Könige zählend, war er gleichzeitig der Freund Louis Philipps und anderer Monarchen und blieb immer der zuverlässige Hort der Verfolgten und Strebenden. Am Wendepunkt zweier Epochen vereinigte er auf sich noch einmal alle Strahlen des Goethischen Zeitalters und ragte doch nach Wissen und Einfluß weit in die Neuzeit hinein. In Paris, gleichviel ob in Deputiertentreisen oder in der Finanz- und Industriewelt, konnte neben dem Baron von Rothschild, dem allmächtigen Drehpunkt der Finanzwelt, kein Name wirksamer sein als der seine.

Fast ein Vierteljahr wurde Krupp in Paris hingehalten, bis endlich die Bestellung — freilich nicht im erhofften Umfange — doch zustande kam. Aufatmend fuhr er mit der schnellsten Gelegenheit nach Holland, wo ebenfalls die Erneuerung der Staatsmünze spruchreif war, und erreichte in Utrecht binnen drei Tagen, wozu es in Paris monatelanger Verhandlungen bedurfte.

Auch aus Utrecht brachte Krupp nur eine Teilbestellung mit, aber doch hinreichend Arbeit, um die Fabrik damit und mit den französischen Walzwerken einige Monate zu beschäftigen. Einmal unterwegs, machte er noch einen kurzen Abstecher nach England, um Hebelers mäßigen Eifer für die Belange der Fabrik zu beleben. Bisher waren es kaum mehr als Gelegenheitsgeschäfte gewesen, die der Konsul ihm vermittelt hatte, und auch der nunmehr versuchte Ersatz durch einen anderen brachte nicht viel. Dennoch trieb es Krupp immer wieder instinktiv nach England hinüber, als fühlte er, daß gerade dort einmal die Stunde für ihn schlagen müsse. „Ich verspreche mir etwas von England, umso mehr da im all-

gemeinen die Zölle vermindert werden und Hebeler sogar verkauft hat bis zu 50% der Preiserhöhung für England, welches über 100% über unsere Fabrikpreise ausmacht.“

Nicht ganz unzufrieden trifft er endlich im Juli wieder in Essen ein, das er über ein halbes Jahr, mit Ausnahme eines oder zweier Tage im April, nicht gesehen hat, zum ernststen Mißfallen Söllings, den Alfreds lange Abwesenheit ebenso verdrießt wie die Belastung des Geschäfts mit unlohnenden Spesen. Bei der nächsten Bilanz gibt er seinen Gefühlen mit gewohnter Deutlichkeit Ausdruck, und Krupp muß — nicht zum ersten Male — erfahren, daß er nicht mehr allein Herr im Hause ist. Er behält die Ruhe, aber es ärgert ihn doch und im Lauf der Jahre wird dieser Unmut über endloses Dreinreden sich gefährlich steigern. Vorerst gießt er freundschaftlich Öl auf die Wogen: „Mein Aufenthalt in Berlin während 3 Monat des Herumtreibens zwischen Spandau, Potsdam und Ministern; das war nicht für den vorigjährigen Umschlag, das waren Operations-Spesen, ein Gleiches war die Reise mit Salzmann nach England; in Paris wo wir 3 Monate waren machten wir das Ableben eines Direktors, das Zurücktreten des Anderen und den endlichen Antritt der Stelle durch einen dritten, den jetzigen Direktor der Münze durch; das waren auch keine gewöhnlichen Handlungsspesen; das waren Münz-Direktors Wechsels- und Sterbespesen; Dänemark, Schweden, und Norwegen haben viel Zeit und Reisespesen gekostet; wir mußten die Länder einmal selbst bereisen lassen, das waren wieder keine Handlungsspesen; das waren Handlungsvertilgungs-Spesen denn sie waren größer als die verkauften Beträge und können sich höchstens mal durch die Schwedischen Münzen künftig rentiren.“

Nun lebt er einige Monate still und tätig in Essen hin, die Rückkehr Gantes weilers aus Rußland erwartend, die vorliegenden Arbeiten ohne sonderliche Eile forttreibend, mit allerlei Plänen und Erfindungen aufs glücklichste beschäftigt und voll Hoffnung, daß von den vielen eingeleiteten Dingen doch eins oder das andere sich als Treffer erweisen wird. Die Kanone, nach der sich Sölling, die Freunde in Saarn und das Kriegsministerium abwechselnd und mit Teilnahme erkundigen, ruht still im Schoß der Zukunft. Fritz Krupp, der gern eigene Wege geht und unlängst in die Bellevue mit schöner Aussicht auf den großen gartenumschulten Teich übergesiedelt ist, um ganz ungestört seinen Arbeiten zu leben, läßt sich auch diese Erfindung durch den Kopf gehen, ohne sie vorerst zu lösen. Später, in seinen Altersjahren, hat er mit starker Übertreibung behauptet, er sei es gewesen, der die erste Kanone geschmiedet habe. Ida führt mit der Wirtschafterin umsichtig das Haus, die Mutter weilt längere Zeit auf der Insel Nonnenwerth zu ihrer Erholung und im bescheidenen Genuß der besseren Lage, wenn auch in stiller Sehnsucht nach den Thren und dem gewohnten Tun. Ein Brief von ihr



aus diesen Tagen wirft sprechende Lichter auf das Kruppsche Hauswesen jener Zeit und auf ihn selbst:

„Auf ein paar Zeilen von Deiner Hand zu warten könnte man wohl ganz grau werden mein lieber Alfred. Ida hatte ich geschriben Dier letzteres zu sagen und F. auch bei seinem Hiersein gesagt, wenn Du auch von je her andere Briefe als die das Geschäft betreffen ungerne schriebest, könntest Du Dich doch dann und wann eine viertelstunde genieren und mir einige Zeilen schreiben, und ich bin überzeugt, das Du es thun würdest wenn Du wüßtest was für eine große Freude mich dieses macht. Du bist doch einigermaßen von Deiner Reise zufrieden wenn auch nicht ganz zurückgekehrt, das Glück sucht uns nun einmal nicht und wier finden unsere Hoffnungen durchschnittlich wohl nur halb erfüllt namentlich in Hinsichts unseres Gescheftes. Du wird es nun zu Hause wohl alles nach Deinem Sinn haben, Deine Zimmer wo Dich niemand hindert wenn Du nicht willst, dann hast Du auch noch den guten treuen Adelbert an der Seite, der seine Zufriedenheit darin findet das seine umgebung mit sein Wirken und sein thun und lassen zufriden ist . . .“

Wirklich ist Alfred Krupp, solange es nicht um Dinge der Gußstahlfabrik ging, meist ein schlechter Brieffschreiber gewesen, er überließ dies Geschäft gern seiner Schwester Ida, wie später die Familienkorrespondenz seiner Frau. In geschäftliche Briefe kurze persönliche und selbst humorvolle Gedanken einzuflechten, wenn er mit dem Adressaten in gutem Verhältnis stand, das gefiel ihm und wurde sogar zur Gewohnheit. Seine Briefe an Söling enthalten mancherlei dieser Art und unter anderm ein schlichtes und kurzes Bild seines häuslichen Lebens in diesen Jahren. Die Räume des Hauses hatten sich seit kurzem erweitert. Aus dem engen Stammhause ging man unmittelbar in das anstoßende Kontor, dessen erster Stock ein paar Zimmer und einen kleinen Saal für Feste und Besuche enthielt. Die Tischgesellschaft hatte sich erweitert, unverheiratete Angestellte wurden oft an die Kruppsche Tafel gezogen und mancher Besucher der Fabrik saß, wie es Schorn geschildert hat, mit in fröhlicher Runde. Das alte Essen besaß manche gute und solide Weinschenke, aber kaum einen Gasthof, den man anspruchsvollen Besuchern empfehlen konnte, so bürgerte sich früh der Brauch ein, geringesehene Kunden auch als Gäste des Hauses zu betrachten.

Aber auch diese Besuche und die Aussprache mit Freunden und Fremden sind selten. Krupp ist viel und gern allein, mit seinen Gedanken und Plänen beschäftigt, ganz einer, der sich vor der Welt ohne Haß verschließt, aber Störendes von der Schwelle zu bannen weiß. Söling, der am liebsten jeden Tag etwas Neues aus der Fabrik hörte, erhält den Bescheid, daß oft Wochen dahingehen, ohne daß Wichtiges vorfällt, „wenn auch fast jeder Tag etwas bietet, was technisch interessant ist und uns viel und angenehm beschäftigen kann, ohne bei der weit-

läufigsten Beschreibung für Dich klar oder von Interesse zu sein.“ Das Technische „und was meine Sache ist“ werde er gelegentlich berichten. „Wenn ich mal ans Schreiben komme, kann ich nicht gut aufhören [das blieb ihm wie die Ausdehnung seiner Reisen lebenslänglich] nur das Drankommen dauert zuweilen ein bißchen. — Oft vergehen ganze Tage, wo man simulirt, um irgend etwas heraus zu tiffeln, da meidet man Alles was stört, hat das Ansehen nichts zu thun, wenn auch beim Thee wie auf dem Spazierritt man nur mit seinem Objecte beschäftigt ist . . . Vor meiner förmlichen Abreise habe ich nicht Lust, auf einen Tag von Hause zu gehen, deshalb hatte auch der Carneval nicht so viel Anziehungskraft. Ich bin immer und am liebsten bis gegen Abend in meiner Stube, dann wird ein Ritt gemacht und die Stadt besucht. Dies Pfahlbürgerleben gefällt mir jetzt ganz gut.“ Es ist ein Brief von unbefangenster Ruhe in einer Zeit schwerster geschäftlicher Wolken für die deutsche Industrie. Sah und hörte Krupp nichts? Unmöglich, mit einem Sölling an der Seite, der alle Größen der rheinischen Industrie und Handelswelt, die Mevissen, Camphausen, Oppenheim, von der Heydt und wie sie hießen, persönlich kannte, war man nicht ahnungslos. Auch Krupp war es nicht; er spricht in dem gleichen Briefe ausdrücklich von den kommenden politischen Verwickelungen, von der Möglichkeit, daß das Kriegsministerium durch einen Krieg oder nur durch Verschiebungen an der polnischen Grenze beschäftigt und von der Erprobung seiner Kanone abgezogen werden könnte — an der er noch nicht einmal arbeitete —, aber eine Besorgnis wegen der Zukunft läßt der Brief nicht erkennen.

Schon im Frühjahr 1846 weilt Krupp wieder in Berlin, er ist überhaupt in diesem und dem nächsten Jahre wenig zu Hause gewesen. Den lange verschobenen Besuch in Wien und Berndorf hat er endlich ausgeführt, den Bruder gesehen, in der Fabrik das Technische zur Zufriedenheit gefunden, wenn auch der Absatz noch schwach ist, und die Rückreise über Berlin gemacht. Man hat ihm Hoffnungen auf Küraßlieferungen gegeben und mit Teilnahme von der Kanone gesprochen, aber auf Söllings ungeduldige Frage: „Wann fertigt ihr sie?“ antwortet er mit Seelenruhe: „Kommt Zeit, kommt Rat.“ Der düster verhangene Horizont, die schwachen Aufträge, die Zurückhaltung der Banken, das scheinen ihm Gegenwartschwierigkeiten, gut genug überwunden zu werden, aber ohne tiefere Bedeutung. Die Hauptsache ist Aufträge zu bekommen und dazu ist er ja dauernd unterwegs. Inzwischen heißt es eben durchhalten, und sein Glaube an die Geldleute, mögen sie Schölller oder Sölling heißen, ist unerschütterlich.

Der ganze Sommer vergeht unter Reisen, nach Paris und Utrecht, um die vollendeten Münzwalzwerke aufzustellen, nach London, wieder nach Berlin und so unter unsichern Hoffnungen, mit mäßiger Beschäftigung, schwachem Gewinn verfließt das ganze Jahr. Diese ewige Jagd hinter großen Aufträgen gibt der



Entwicklung des Unternehmers einen Charakter des Unsicheren, Sprunghaften, der Sölling erschreckt. An der Kanone ist, soviel erkennbar, noch immer nicht gearbeitet, wohl aber entsteht ein neuer Schmelzbau, der wenigstens Güsse von der erforderlichen Schwere erlaubt. Ein sichtbarer Schritt in der Geschützfrage erfolgt erst gegen Ende des Jahres. Den älteren Auftrag auf die leichten Hakenbüchsen übergehend, stellt Krupp den Antrag, man möge ihm erlauben, eine dreipfündige Kanone, wie er sie früher beschrieben, aus einem dünnwandigen Seelenrohr und einem Gußeisenmantel bestehend, auf Kosten des Allgemeinen Departements anzufertigen, die dann von der Artillerie-Prüfungscommission bis zur Zerstörung erprobt werden soll. Die Genehmigung erfolgt umgehend, als habe man auf das Anerbieten gewartet, die Herstellung aber läßt nochmals auf sich warten. Alfred wird von der Jagd nach Aufträgen aber und abermals in die Weite getrieben, sein Bruder Friedrich und Wscherfeld mühen sich zu Hause mit Verbesserungen an den Öfen, Ziegeln und Maschinen ab, die brotlose Zeit kann nicht besser als mit Versuchen und inneren Fortschritten ausgefüllt werden. Von dem schweren Ringen dieser Jahre berichtet das nächste Kapitel.

Dann endlich, nach Alfreds Rückkehr aus England, im Juli und August des Jahres 1847, ist das erste Geschütz entstanden. Krupp hat nicht, wie bei den hohlgeschmiedeten Gewehrläufen, eine Erinnerung seiner Herstellung hinterlassen, er hat nur später erzählt, daß er seinem Grundsatz, wichtige Versuche im kleinen zu beginnen, auch bei dem ersten Rohr treu geblieben sei. „Meine ersten Bandagen gingen in einen Handschuh, die erste Kanone war einen Fuß lang.“ Versuche im kleinen sind also jedenfalls vorausgegangen. Das Durchschmieden und wahrscheinlich auch das Ausbohren des Rohres ist aber wohl in den Werkstätten der Gutehoffnungshütte erfolgt. Der Berliner Professor Schubarth, der als Mitglied der Technischen Deputation damals das Rheinland besuchte, hat das Rohr gesehen. Man weigerte ihm den Eintritt in die wichtigsten Arbeitsräume, zeigte ihm aber die Hauptzeugnisse. „Auffallend waren die an 10 Zentner schweren Güsse von Gußstahl. Ein aus Stahl gefertigtes dreipfündiges Kanonenrohr, welches nach Berlin abgehen sollte, wurde gezeigt, Gewicht 237 Pfd. Ferner legte Krupp mir gewalzte Sabeln und Löffel vor, von denen je 3 Stück in der Minute gefertigt werden sollen, und zeigte Zeichnungen vor. Er beabsichtigt, sein früheres Gesuch um ein Patent zu erneuern, ebenso auf das Geschützrohr sich ein Patent zu erbitten. . .“

Aus einer erhaltenen Zeichnung geht die Bauart dieses ersten Gußstahlgeschützes hervor. Das Seelenrohr war 6,5 Zentimeter weit und wurde erst in Spandau in einen kurzen Mantel aus Sanner Gußeisen eingesetzt, der die Schildzapfen trug. Die Schwierigkeit, die Schildzapfen unmittelbar an das Gußstahlrohr anzuschmieden, war einer der Gründe, die Krupp zu seiner zusammengesetzten

Gasel Nonnenwerth 4 1/2 Uhr August 45

[illegible][illegible]





Bauart bewogen hatten. Diese Bauart wurde auch in der Patentanmeldung als Kennzeichen der Erfindung betont. Als wesentlichen Nutzen seiner Erfindung bezeichnete die Patentschrift nicht die Festigkeit des Stahls gegen das Zerspringen, sondern „die innere Ausdauer gegen die Reibung der Kugel“. Das stimmte ganz mit den Ansichten der Fachwelt überein. Gegen den Pulverdruck wußte man sich bei der damaligen geringen Beanspruchung der Rohre ganz gesichert, aber der innere Verschleiß bei den Bronzerohren war lästig.

Vor der Absendung des Rohres nach Berlin hatte sich Alfred Krupp noch einmal der Zustimmung des Kriegsministeriums vergewissert, die Fertigstellung und Prüfung in kurzer Zeit vorzunehmen. Er kannte die Neigung der Behörden, eigenes Eingreifen auf die lange Bank zu schieben, und schwankte ernstlich zwischen der Absendung nach Berlin und der Absicht, das französische Kriegsministerium für den Versuch zu interessieren. Nicht um dem Vaterlande das Erzeugnis zu entziehen, sondern im Gegenteil, um durch rasche Probe und den Ausspruch einer anerkannten Autorität den Stein auch in Preußen schneller ins Rollen zu bringen; er hatte seine Erfahrungen mit den Gewehrläufen noch nicht vergessen. Aber aus dem Kriegsministerium, jetzt unter Leitung des Ministers von Rohr, erhielt er die gewünschte Zusicherung und so ging die Kanone im September ab. Dann freilich trat genau das ein, was Krupp gefürchtet hatte: das Rohr blieb über Jahr und Tag unprobiert, vielleicht unvollendet in den Spandauer Artilleriewerkstätten liegen. Der Winter, in dem die Zusammensetzung und Fertigstellung zu einem kleinen Feldgeschütz erfolgen sollte, scheint ungenutzt verstrichen zu sein, dann kam das tolle Jahr, der Märzsturm brauste über die Berliner Regierung hinweg, nur langsam fanden sich die Ressorts zu ihrer unterbrochenen Tätigkeit zurück — und Krupps erste Kanone verstaubte in einem Winkel der Spandauer „Büchsenmacherei“, bis er selbst durch einen energischen Anstoß die eingeschlafene Angelegenheit wieder zum Leben erweckte. Aber das gehört einer anderen Epoche an und mag zu seiner Zeit geschildert werden.

## Krupp und Sölling

Eine anregende, mehr noch aufregende Zeit ist es im Hause Krupp gewesen, die Jahre von 1846 bis 1848, aus denen das vorige Kapitel nur einen Ausschnitt wiedergibt. Bei abnehmender Beschäftigung und sinkender Arbeiterzahl wurde doch vieles versucht, begonnen und erfahren, und abgesehen von dem natürlichen Fortschritt der Dinge in einer gärenden Zeit brachte auch Söllings Mitarbeit, sein unbekümmertes Dreinreden, sein Drängen und Poltern einen frischen Zug



in die Dinge hinein. Am Geschäft erst seit zwei Jahren beteiligt, hatte er sich seither recht eingehend um die Einzelheiten gekümmert und machte kein Hehl daraus, daß der Erfolg seinen Erwartungen gar nicht entsprach. Trotzdem man loben, gewiß nicht ohne Rücksicht auf ihn, aus einer anderthalbjährigen Bilanz noch einen bescheidenen Gewinn errechnet hatte, zeigte er sich wenig befriedigt. Er schalt über Verschwendung in den Anlagen und Vorräten, über die Geschäftsspesen, über Alfreds lange Reisen und versuchte alles, um neuen Zug ins Geschäft zu bringen.

Alfred Krupp ist weit entfernt, solche Auseinandersetzungen tragisch zu nehmen. Söllings Vorwürfen begegnet er Jahre hindurch mit unverwundlicher Ruhe. Ein bequemer Teilhaber, das hat er bald erfahren, ist der Freund nicht, aber oft ein Helfer in der Not, und ein nützlicher Beobachter und Warner stets. Eigentlich ist er, nach Hermanns Entfernung, gerade der Mann, den Alfred an seiner Seite braucht, um über seinem Glauben an die Arbeit und den Fortschritt nicht zu vergessen, daß schließlich doch andere Mächte und Dinge oft den Ausschlag geben und daß mit Menschen und menschlichen Schwächen zu rechnen ist. Krupp, trotz allen schweren Erfahrungen, ist immer noch bereit, den Himmel zu stürmen, Sölling hält ihn mit nüchternen Banden an der Erde fest. Über Ausichten und Hoffnungen gießt er gern die Lauge des Spotts, aber den Möglichkeiten des Gewinnes spürt keiner eifriger nach als er, und Krupps Unnachgiebigkeit in Preisfragen hat in Sölling ihren schärfsten Gegner. „Wichtiger als Geld sind Aufträge . . . sey dehnbar wie Stahl, aber nicht so zäh.“ Die stolze Empfindlichkeit des Freundes, die in diesen Jahren bedenklich zunimmt und ihn manchmal zu unüberlegten Schritten treibt, findet bei Sölling gar keine Bewunderung, er liebt den Zweck und hat für Zurückhaltung beim Geschäft kein Verständnis. Krupps Zusammenstoß mit August von der Heydt versteht er vollkommen, aber nachdem der große Bankier 1848 zum preussischen Handelsminister ernannt worden, rät er zu unbedingter Unterwerfung. „Beim Minister v. d. Heydt gehe den untersten Weg und suche ihn wieder zu gewinnen. Es ist dies doch viel, viel besser, als ihn zum Feinde zu halten . . . Lege daher alle Riemen an und kleide Dich in vollkommene Demuth, wenigstens äußerlich *faire bonne mine à mauvais jeu* muß man auch können.“ Sehr schön und klug, aber welches Gesicht mag Alfred Krupp gemacht haben, als er es las? Nützt dergleichen dann nicht, so dient Sölling gern mit schwerstem Geschütz und von niemand hat sich Krupp soviel Grobheiten sagen lassen wie von seinem Freunde, der ihn doch mit ehrlicher Bewunderung schätzte.

Ist Alfred abwesend, so kümmert sich Sölling um alle Einzelheiten des Geschäfts, als ob es das seine wäre, sogar in das Technische mischt er sich ein. Er kennt jeden Auftrag von Belang, mahnt unermüdlich zur pünktlichen Lieferung — ein schwacher

Punkt in der Kruppschen Fabrik — und sitzt den Beamten wie der Teufel im Sack. In die Geschäftsführer richtet er in Krupps Abwesenheit unzählige Briefe, will alles wissen, sieht in die Bücher, findet die kleinste Nachlässigkeit und rügt viel lieber, als daß er lobt. Aber alles als wahrer Freund und in Krupps Interesse so gut wie im eigenen. Sich selbst zu vergessen, ist er freilich nicht gesonnen. Hohe Abschreibungen liebt er nicht, sie schmälern die Gegenwart für die Zukunft und Sölling, ein echter Sohn des Rheinlandes, liebt das Heute mehr als das Morgen. „Wäre Herr Krupp verheiratet und hätte er Kinder, die mal die Früchte seines Fleißes und seiner Arbeit genössen, so würde ich über die angesetzten 8% kein Wort verlieren, da er es aber nicht ist und sich auch schlecht dazu anläßt, so finde ich nicht die geringste Veranlassung, die Differenz seinen lachenden Erben in den Hals zu jagen.“ Krupps Junggesellentum ist ihm ein Dorn im Auge — besonders seit er selbst verheiratet ist — im stillen hofft er, daß eine reiche Braut der Fabrik die so dringend benötigten weiteren Mittel zubringt, und zuweilen treibt ihn die Ungeduld, dieser Hoffnung in derben Worten Ausdruck zu leihen.

So geht das Verhältnis jahrelang in zuweilen lebhaften, doch stets freundschaftlichen Formen hin und her. Krupp hat in diesen Jahren wenig Verkehr, kaum einen Freund, gegen Sölling kann er sich gehen lassen, ihm manches anvertrauen, er ist der Anteilnahme und Treue gewiß. Zu bestimmten Auseinandersetzungen führt es zuerst, als er im März 1846 über die ursprüngliche Einlage Söllings hinaus weitere Mittel verlangt. Die erwarteten Zahlungen aus Paris und Utrecht sind wegen verspäteter Aufstellung der Walzwerke ausgeblieben und die Lage wird ernst. Alfred und seine Mutter haben jeden erübrigten Taler in das Geschäft gegeben, nun erwartet er auch von dem Freunde erneutes Einspringen. Die Bank dringt auf Anschaffungen, Rohstoffe müssen gekauft werden, man wird auf Vorrat arbeiten müssen, um nicht tüchtige Leute zu entlassen, ein neuer Zementierofen ist längst nötig, kurz er hat hundert Gründe, aber Sölling weigert sich. Zum erstenmal seit dem Abschluß ihres Vertrages sagt er nein. Man solle sich einschränken, die Zeit ist nicht danach angetan, weitere Mittel in ein unlohnendes Geschäft zu stecken. Es sei auch nicht genug gearbeitet, die Münzwalzwerke müßten längst laufen, statt dessen sind sie noch nicht aus der Werkstattheraus. So kann es nicht weitergehen. Auch mit der Bilanz ist er unzufrieden, der Gewinn ist zu klein, die Spesen zu groß, die Anschaffungen gehen über das erforderliche Maß hinaus.

Alfred Krupp bewahrt die Geduld und widerlegt Satz für Satz. Die gemachten Anlagen sind schon für die augenblickliche Lage erforderlich, ein paar große Bestellungen und sie werden unzulänglich sein. Vorräte müsse man haben, an Eisen, Zementstahl und Ziegeln sogar mehr als gegenwärtig. Ein paar kleine Ausgaben wären gemacht, ohne Sölling zu fragen, „weil Du es mir doch überlassen haben



würdest“, den neuen Schmelzbau (der seit März in Tätigkeit war) braucht man unumgänglich und macht schon Ersparnisse damit, der Zementierofen, der das Doppelte des alten fassen wird, müsse aber gebaut werden. Daß die Bilanz durch Anschaffungen, verspätete Lieferungen und große Reisespesen gelitten, gebe er zu, das sei nun nicht zu ändern. „Angenommen, das Projekt der Löffelfabrik wäre nach früherem Plane ausgeführt, so hätten wir außer den 20 m. Thlr. noch bis jetzt 10—15 m. für Löffelwalzen; angenommen ferner, die Münzwalzenwerke wären bis Februar bezahlt, worauf wir im December noch rechneten, so schwämmen wir im Gelde, ebenso als wir für den Moment auf dem trockenen sitzen.“ Angenommen aber auch, alle Erwartungen wären in Erfüllung gegangen, so reichten wahrscheinlich jetzt schon die Werkzeuge und Räume nicht aus. Sei dem nun, wie es wolle, das Geschäft darf weder eingeschränkt werden noch leiden, das verlangte Geld muß hinein, und zwar ohne Zaudern. „Herstatts Conto ist über 23 000 gewachsen. Brüningshaus werden wir in ein paar Tagen seine 4000 Thlr. übermachen müssen. Aus Herstatts Brief kennst Du seinen Willen. Complimente macht er nicht. Es drängt. In zwei mal 24 Stunden kann ich kein reiches Mädchen heiraten — was nun darum auch wohl nicht geschehen würde . . . Hast Du Bedenkllichkeit, so steht Dir jederzeit die Verschreibung unseres ganzen Vermögens zu Dienste; da geniere Dich nur gar nicht. Hast Du sonst irgend etwas auf dem Herzen, was Dir nicht scheint, dann nur frei damit heraus. Dein Interesse ist mir so heilig wie das Unsere; ich kenne nur Ein Gemeinsames.“

Sölling hat freilich Bedenkllichkeiten, und recht schwere. Der erzielte Gewinn genügt ihm nicht und von seinen Obligationen trennt er sich schwer. Aber was hilft sein Sträuben, Krupp läuft unentwegt Sturm gegen Furcht und Bedenken: „Daß Dir augenblicklich es nicht angenehm ist mit Geld heraus zu rücken glaube ich auch, wenn man es anderwärts haben könnte würde mir auch recht sein; aber Stockung und Störung des Geschäftsganges darf nicht eintreten.“ Das ist es, was immer wiederkehrt und ihm die Kraft zu seinen Forderungen gibt: das Geschäft darf nicht leiden. Mag die Gegenwart Sorgen, Verluste, Schmälerung bringen, die Zukunft wird alles ersetzen, das Geschäft muß und wird blühen, daran hängt ja das Wohl aller, die damit verbunden sind! „Wenn Du mit Deinem Gelde auch anderwärts mehr machen kannst . . . so ist das nicht Alles was in Anschlag zu bringen ist; sondern die Betheiligung an dem was damit gewonnen, auch durch dessen Circulation anderwärts erspart wird. Wir könnten ja ein Gleiches, wir könnten bald so agiren, daß wir nach Contractsbestimmung Geld aus dem Geschäfte nähmen für Privat-Verwendung; dagegen werden wir aber, was wir beitreiben können in den Geschäftsfonds stecken; denn fruchtbarer kann es nicht angelegt werden. Einer wie großen Ausdehnung ist nicht eine einzelne

Branche unserer Fabrikation fähig; — Alles liegt ja noch in der Kindheit und tritt jetzt erst eigentlich in der Welt auf.“ Fritz Söling schüttelt den Kopf, das alles überzeugt ihn nicht. Er verlangt mündliche Rücksprache, aber Krupp lebt seit Tagen im Zimmer eingeschlossen, weil er durch Husten und Erkältung die Stimme verloren hat. Dagegen schreibt er, Tag für Tag: „Du wirst denken, ich hätte den Teufel im Leibe, daß ich schon wieder schreibe; — das ist aber auch der Fall, denn ich habe Herstatt noch nicht geantwortet und der will mehr als eine freundliche Antwort. Was brauchen wir Obligationen oder Wünschelruthchen; — gib Du mir auf einen oder ein paar Banquiers so viel Du willst, ich will schon ohne Wünschelruthchen haar Geld daraus machen.“

Und endlich, als der Kölner sich immer noch dreht und wendet, das schwere Geschütz der kategorischen Forderung, das Bestehen auf dem Vertrage. Den letzten Brief schickt er durch Gantesweiler, da er selbst mit dem Beschießen von Kürassen beschäftigt sei.

„Ich muß auf diese 25 m/Zhhr. stets rechnen können wenn das Geschäft sie gebraucht; jetzt ist der Moment wenn auch früher als wir dachten. Was Dir dieses Capital für 6 Monate lang bis wohin Deine Obligationen eingelöst sein können an Zinsen mehr als  $4\frac{1}{2}\%$  kostet kann das Geschäft Dir ersetzen; so daß Du also keinen Schaden haben sollst aber das Geld muß ins Geschäft. Es genügt bei Weitem nicht auf die nächste Dauer bei solchem Fortschreiten der Fabrik wie es bis heute der Fall war. Das Geschäft hat kleine Capitalien die es verzinsen muß und die abgetragen werden müssen, es muß mit den Banquiers auf einen freien Fuß kommen; deshalb und in der Gewißheit der Vermehrung der Geschäfte lassen wir Alles was wir haben darin und werden Alles vom Privatvermögen meiner Mutter wenn es auch nur 10,000 Zhhr. sind zu versilbern suchen und dies hineinbringen. Über die 40,000 Einlagen Capital haben wir jetzt noch 37,000 Zhhr. in dem Geschäft und Du hast Dich doch bereit erklärt, daß unsere nachträgliche Einlage bis zu 25 m/Zhhr. gleich sein soll.“

Gegen solchen Dränger half keine Notwehr. Söling muß sich der Flut von Beweisen, die auf ihn niederhageln, endlich fügen, er hat es noch oft, unter Protesten, Seufzen und Klagen, getan, denn Krupps Ansprüche waren unersättlich, konnten nicht anders sein, weil er stets für die erträumte Zukunft und weit über den Bedarf des Tages dachte und schuf.

Für diesmal beseitigt der Freund die schwersten Sorgen und Alfred kann beruhigt die Reise nach Paris und Utrecht antreten, die über das Oster- und Pfingstfest dauert und von der er erst nach beendeter Aufstellung der Werke und mit gefüllter Briefftasche zurückkehrt. Das Jahr 1846, den meisten Unternehmungen schon recht verhängnisvoll, bringt bei einem Umsatz von 75 000 Talern noch



einmal einen leidlichen Gewinn, den letzten vorläufig, denn jetzt ist der Niedergang unaufhaltsam geworden und auch für Krupp naht sich mit raschen Schritten der Sturm. Ohne Söling wäre er vielleicht in diesen Jahren, wo zu den eigenen Verlusten noch die der Berndorfer Fabrik kamen, verloren gewesen. An staatliche Hilfe war nicht zu denken, denn die Not wurde allgemein. Die Ernte war unzulänglich, der Zollverein hatte eine Korneinfuhr, die an Menge die gewohnte Ausfuhr übertraf, aber Transport und Verteilung versagten. Hungerkrawalle waren an der Tagesordnung, im schlesischen Webergelände längst eine gewohnte Erscheinung. — In Essen sucht man mit Söllings Hilfe durch Kornankäufe den Arbeitern über das Schlimmste wegzuhelfen, aber im allgemeinen sind Arbeiterentlassungen, Betriebseinschränkung, Zusammenbrüche von Banken und Fabriken das Tagesgespräch. Manche suchen sich durch Umstellung auf Aktienunternehmungen zu halten, um der persönlichen Sorge enthoben zu werden, andere bestürmen den Staat um Hilfe. Krupps gefährlichste Konkurrenz, die Bochumer Gußstahlfabrik, geht den gleichen Weg. Eduard Kühne, seit kurzem Mayers Gesellschafter, versucht es in Berlin an allen Türen, vergeblich, auch ein Darlehen bei der Seehandlung wird trotz hoher Fürsprache abgeschlagen, Rother behauptet, keine Mittel mehr festlegen zu können. Der Finanzminister hat das Bochumer Gesuch sogar mit der merkwürdigen Begründung empfohlen, es sei in früheren Zeiten der Not auch für Krupp Erhebliches aus Staatsmitteln geschehen. Mit der Zeit wurde das zur Legende, die alle Welt glaubte. Krupp versuchte es gar nicht, den mehrfach vergeblich beschrittenen Weg noch einmal zu gehen; was er suchte, war Arbeit, und die hoffte er einmal durch die neu eingeführte Waffenfabrikation, zum andern durch die Löffelwalze zu erlangen. Vielleicht hätte ihm die Eisenbahn damals Aufträge schaffen können, aber es ist merkwürdig, wie spät Krupp, wie spät überhaupt die deutsche Industrie aus dieser großen Umwälzung Nutzen gezogen hat. In Berlin fand Borsig mit seinen Lokomotiven, in Bayern ein rasch aufblühender Wagenbau den Anschluß an den Eisenbahnbedarf, Krupp blieb noch lange seinem ersten lohnenden Sondergebiet, den Walzen, treu, die noch bis 1848 seine Fabrik überwiegend beschäftigten. Im Westen hatte die Eisenbahn überhaupt ziemlich spät Eingang gefunden, erst 1847 drang sie mit der Linie Duisburg-Hamm in das Herz des Industriegebiets ein, Dortmund berührte sie, aber Mülheim und Essen ließ sie einstweilen seitwärts liegen und um Bochum fuhr sie im großen Bogen herum. Überdies wurde in den ersten Jahren der ganze Eisenbahnbedarf mit einer gewissen Selbstverständlichkeit aus England bezogen, die Eiseneinfuhr der deutschen Staaten stieg auf das Fünf- bis Sechsfache. Dann entstand an der Enneperstraße unter Führung von Hartfort und Funcke eine Industrie für den eisenbahntechnischen Kleinbedarf. Hartfort begann die Federnfabrikation, auch die englischen geschweißten Bündelachsen ahmte man mit

Erfolg in Deutschland nach. Gußstahl anzuwenden schien vorderhand unnötig und des Preises wegen undenkbar. Erst als sich die Federbrüche mehrten, begann Krupp mit Versuchen, anfangs selbst unschlüssig, ob man Gußstahlfedern des Preises wegen werde durchsetzen können. Die erste von Friedrich angefertigte Probefeder ging an Sölling, der mit den leitenden Herren der Köln-Mindener Bahn auf gutem Fuße stand und die Erprobung veranlaßte. Bestellungen kamen vorläufig nicht, Alfred war in Frankreich und auf dem Wege nach England. Was ihn 1832 und 1834, dann wieder 1838 und 1840 für Monate, Jahre aus Essen fortgetrieben hatte, das hegte ihn jetzt von neuem nach Frankreich und über das Meer: die Jagd nach Aufträgen, der Schornstein muß rauchen. Mehr als je strengte er alle Kräfte an, um in der Verwertung der Löffelwalze einen entscheidenden Schritt vorwärtszukommen. Sein Aufenthalt in England seit November 1846 galt fast ausschließlich der Gründung einer Löffelfabrik. Ein einziger großer Abschluß in Birmingham, von wo die halbe Welt mit Löffeln und Gabeln versorgt wurde, hätte ihm über das tote Jahr 1847 hinweggeholfen. Zweimal glaubte er sich nahe am Ziel, das er mit einiger Nachgiebigkeit vielleicht erreicht hätte. Indessen blieb er seinem Grundsatz treu, nichts von der Zukunft für die Gegenwart zu opfern. Schon im Dezember schien eine große englische Fabrik mit Gewinnbeteiligung und bedeutenden Aufträgen in Walzen in naher Aussicht, aber Krupps Forderungen, besonders die benötigte bare Auszahlung, vereitelten das Geschäft, augenblickliche große Opfer wollte niemand tragen. Woods, der Agent Hebelers, der jetzt Krupps Geschäfte nebenher besorgte, brachte andere Interessenten, aber nicht den richtigen Mann. Alfred Krupp macht eine interessante Bekanntschaft an dem damals in England weilenden Wilhelm Siemens, der die Erfahrungen seines Bruders Werner zu versilbern sucht. Er findet in ihm einen geschäftsgewandten, energischen und sicheren Agenten und hofft einen Augenblick, durch ihn oder mit ihm ans Ziel zu kommen, aber auch diese Pläne zerschlagen sich. Krupp, seiner Sache sicher, handelt ohne Übereilung. Er sieht in den Höfen der englischen Fabriken die Haufen zerbrochener Walzen, die während der Arbeit verunglückten, und weiß, daß er das Geheimnis und die Überlegenheit besitzt — eines Tages wird man ihn brauchen. Die Zeit des Wartens kürzt er sich durch intensives Arbeiten an den Patenten, die er in allen Hauptstaaten für die Löffelwalze beantragt und für die er Tag und Nacht Entwürfe, Zeichnungen, Übersetzungen macht oder durchsieht. „Seit Neujahr — schreibt er im März — habe ich nichts anderes als diesen Gegenstand Tag und Nacht gearbeitet.“ Der Überlegenheit seiner Konstruktion ist er gewiß, die Mitteilung fremder ähnlicher Erfindungen belächelt er; die Führung bei Thonnelier oder Uhlhorn habe mit der seinen so viel Ähnlichkeit „wie eine Lokomotive mit einem Strohwagen“, sie seien beide beweglich. Ein leiser Zug von



Überheblichkeit bricht hier und da durch sein bescheidenes Wesen, der sich mit den Erfolgen verstärken wird und ihm später geschadet hat. Aber noch gleichen Mißtrauen und Vorsicht das wieder aus. Dauernd schwebt er in Sorgen, ob die Agenten nichts versehen oder verzögern, es ist ein aufregender Gedanke, daß in Paris jemand durch den Übersetzer oder die englische Patentschrift die Konstruktion erführe und veröffentlichte, bevor die Anmeldung erfolgt ist, das wäre die Katastrophe. Indessen erhält er alles, was er wünscht, mit Ausnahme des Patents in Preußen, das die Technische Deputation wegen Neuheitsmangels ablehnt.

So gehen Monate dahin, der große Erfolg will nicht kommen. Im April noch schreibt Krupp an Sölling, der zur Rückkehr mahnt, die Sachen wegen der Löffelfabrik ständen viel zu gut, „um jetzt vor dem Treffen das Feld zu räumen“. Glaubt er wirklich, nach sechs Monaten vergeblicher Arbeit, noch an einen Erfolg? Er tut es gewiß, wenn auch angesichts der steigenden Schwierigkeiten in der Heimat und der wachsenden Krisis in London nur noch mit dem verzweifeltsten Mute der letzten Hoffnung, der Arbeit, auch ohne Erfolg, dem Untergange vorzieht. In London liegt jedes Geschäft darnieder, der Diskont steht auf dem unerhörten Fuß von 18 Prozent, und aus Paris schreiben Richter & Hagdorn, das Patent hätte in keine schlechtere Zeit fallen können. Trotzdem zögert Krupp, teils hält ihn noch ein letzter Hoffnungsschimmer, teils noch ein anderes, stärkeres Band als diese Löffelfabrik, die nicht zustande kommen will. Aus Paris, wo sich Alfred Krupp auf der Rückkehr von England im Juni einige Tage aufhielt, stammt folgender nach London gerichteter Brief:

„Liebste Adelaide!

Ich erhielt gestern Deine lieben Zeilen. Heute mußte ich an Herrn Nied schreiben und begleite dieses für Dich. Ich hoffe in Essen (p. Alfred Krupp Essen Rhenish Prussia via Ostende) ein Briefchen von Dir zu erhalten mit Bestätigung des Fortschrittes Deiner Genesung und daß Du recht vergnügt bist. Ich mache heute mein Paquet.

Ich besuchte Margarete Murray am Montag und war sehr freundlich von ihren Schwestern aufgenommen; ich habe zugleich da Abschied genommen. Da ich aber noch ein paar Tage lang hier geblieben bin, so werde ich wohl heute noch eben hingehen müssen. Ich bin nicht ganz unzufrieden mit der Folge meines Hierseins, vielleicht wird hier noch am Ersten die Sache zu stande kommen. Ich habe heute noch vollauf zu thun und muß schließen. Mit ganzem Herzen und von ganzer Seele bin und bleibe ich Dein Dein! mit wärmster Liebe Alfred. Meine besten Grüße an Mama und Papa. Ich kann ihnen jetzt noch nicht schreiben.“



Friedrich Söling

Nach einer Photographie im Besitze der Frau Alexander Söling in Rolandsdorf a. Rh.





Wieder einmal hatte Alfred Krupps leichtentflammtes, auf Reisen doppelt empfängliches Herz ihn hingerissen und diesmal bis zu dem Grade, daß er entschlossen war Ernst zu machen. Adele Jungblut, seine „Adelaide“, war die Tochter eines Arztes aus Köln. Bei einem seiner Londoner Freunde oder in der Gesellschaft mag sie Krupp kennengelernt haben; die erste Begegnung reichte schon in den Winter zurück und anfänglich wußte er seine Empfindungen von jeder gefährlichen Temperatur frei. In Adels Stammbuch trägt er sehr freundschaftliche Zeilen ein, sich selbst und die Liebe ein wenig verspottend: „Das Dichten hab' ich lang nicht mehr getrieben — die leere Prosa ist mir nur geblieben. Dies ist der einzige Reim, den ich zustande bringe, und es wird auch wohl mein letzter sein. Lassen Sie mich daher die eigentliche Sprache der Wahrheit und Freundschaft, die ungeschmückte Prosa, gebrauchen und Dichtung — obwohl so feierlich im Klange, jedoch der Täuschung so feil, Verliebten und denen die sich was weis machen wollen, überlassen . . .“

Alfred Krupp hat das „Dichten“ nicht aufgegeben und zu den verspotteten Verliebten gesellte er sich bald aufs neue. Er verlobte sich alles Ernstes und in aller Heimlichkeit mit Adele Jungblut und seine Absicht, sofort um sie anzuhalten, wurde nur durch die unglückliche Lage seiner Geschäfte vereitelt, er nahm sicher Anstand als Bewerber vor ihren Vater zu treten, während er sich gerade in einer Krisis befand, die jeder Brief aus der Heimat ihm bedrohlicher schilderte. „Mit der Zerschlagung der Unterhandlungen mit Adams, hatte ihm eben sein Bruder aus Essen geschrieben, ist meine letzte Hoffnung — die einzige Hoffnung, weil von keiner Seite her Arbeit kommt — geschwunden.“ Er müsse einen Haufen Maschinenarbeiter gehen lassen, wenn Alfred keine Kommissionen sende. Das ist der Grund, der letzteren in bezug auf Adels Eltern nur lakonisch sagen läßt: ich kann ihnen jetzt noch nicht schreiben. Diese Wolke aber verfolgte ihn von London über Paris bis nach Hause und sie wich auch während des folgenden Jahres nicht.

In Paris sind seine Vertreter inzwischen für ihn tätig gewesen, aber nur mit dem Ergebnis, daß höchstens zwei oder drei dortige Häuser für seine Gründung in Betracht kommen und daß gegenwärtig auch diese keine Mittel besitzen. Er selbst bleibt wählerisch. „Angenommen daß Denière eine Million aufstreiben könnte, so stößt doch seine Vergangenheit und seine jetzige Stellung wenig Vertrauen ein . . . Er ist unbestritten ein tüchtiger Fabrikant, aber wahrscheinlich kein Geschäftsmann, kein Haushalter. — Er macht ein großes Haus und wer weiß wie selbst der größte Gewinn zersplittert werden möchte.“

Zuletzt scheitert doch alles. Krupp geht über Brüssel, wie er geschrieben, nach Hause zurück, und auf dieser letzten Station seiner langen Reise gelingt es ihm schließlich noch, einen kleinen, aber tüchtigen und zuverlässigen Fabrikanten, mit



dem er seit fünfzehn Jahren in guten Beziehungen steht, zu einem Versuch mit der Löffelwalze zu bewegen. Herr Bonnevie folgt ihm beinahe auf dem Fuße nach Essen und dort wird unter Bedingungen, die Krupp bei jedem seiner Vertreter scharf verurteilt haben würde, ein kleines Geschäft abgeschlossen, das für den belgischen Markt beinahe jede weitere Aussicht sperrt und nicht mehr als eine Lappalie im Vergleich zu den erträumten Gewinnen abwirft. Ein Spanier, der fast gleichzeitig mit Bonnevie in Essen ist, hat Lust zu der Sache, aber leider nicht Mittel genug. Der Belgier bekommt eine der älteren in Essen fertigstehenden Maschinen und beginnt auf eigene Faust im kleinen, was im großen vorläufig nicht glücken will.

Das sind also die Früchte einer achtmonatigen Abwesenheit: dauernde, bei Alfreds auf Reisen gesteigerten Lebensansprüchen nicht unbeträchtliche Kosten, Bestellungen in kaum nennenswerthem Umfang, dazu die Gewißheit, daß ein großes Geschäft vorläufig unmöglich ist, und endlich Kopf und Herz voll von einer Neigung, die vielleicht keine Leidenschaft war, aber bei dem tiefen Ernst seiner Lebensrichtung ihn doch stark bewegen mußte. Seiner Mutter und Schwester teilt er sich mit und beide begrüßen seinen Entschluß mit Freuden, seine Gesundheit und seine Seelenruhe, das empfinden sie längst, fordern die sichere Grundlage einer glücklichen Ehe. Nur für den Augenblick kann er nicht daran denken, als Brautwerber vor Adelsens Eltern zu treten. Wer, was ist er in dieser Stunde? Geschäftsführer — nicht einmal Inhaber — eines Hauses, das, kaum über die Anfänge hinweg, neuen drohenden Stürmen entgegengeht, das sich ohne Söllings Beistand vielleicht nicht über die nächsten Monate helfen kann. Seine Mutter, seine Geschwister haben Ansprüche an ihn, seit des Vaters Tode ist er ihr Leiter, ihre Stütze gewesen, selbstübernommene Verantwortung lastet schwerer als auferlegte. In Werner Siemens' Selbstbekenntnissen, der sich in ähnlicher Lage befand, kann man darüber treffende Gedanken lesen. So bleibt der Liebesbund einstweilen, auch den Eltern Adelsens gegenüber, geheim. Andere Sorgen und andere Ereignisse drängen die Herzenswünsche zurück und Krupp kann mit Recht sagen: Ich hatte zum Heiraten keine Zeit.

Fast gleichzeitig mit ihm war sein treuer Geschäftsführer Gantesweiler von seiner zweiten Rußlandreise zurückgekehrt, zu der er im vorigen Spätherbst, mit Krupp zu gleicher Zeit, ausgezogen war. Die Wintermonate hindurch hatte der Unermüdliche im Schlitten die russischen Landwege durchmessen, wie gewöhnlich mit einer Last gangbarer Maschinen hinter sich, die auf jeden Fall abgesetzt werden sollten. In Ostpreußen waren die Geschäfte spottschlecht, in Petersburg, wo er um die Weihnachtstage ankam, um nichts besser. Hier schon fühlte er die Wirkung von Kälte und Strapazen, im Februar lag er gichtkrank in Moskau. Die ganze Reise wurde zu einer großen Enttäuschung, in Rußland gelang fast keine größere

Kommission, und ebenso trübselig verlief die Rückreise, „man mag seine Bemühungen verdoppeln oder nicht, alles bleibt vergeblich“. In Warschau, in Wien, in Ungarn das gleiche Bild, „die Bedürfnisse des Hungers wollen vor denen des Luxus befriedigt werden“, selbst die größten Fabriken können nur noch ihre besten Arbeiter beschäftigen. Die Welle der großen Depression hat den Erdteil von Westen bis Osten erschüttert. Man beschließt, Rußland vorläufig vom Programm zu streichen, ohne zu ahnen, daß aus eben diesem Rußland, bevor ein Jahr vergeht, Rettung in äußerster Not kommen soll.

Weder Krupp noch Ganteßweiler sind gesund von ihrer Reise zurückgekehrt. Letzterer ist genötigt, das Reisen ganz einzustellen, als gewiegter Kaufmann, Kontorvorstand, zuletzt als erster Prokurist der Firma bleibt er weiter unentbehrlich und in Treue und Umsicht vorbildlich. Auch Alfred Krupp leidet. Ihn greift jede Reise an, diese mit ihren Sorgen und Enttäuschungen, mit dem monatelangen Arbeiten im Zimmer und einem langen Winter im Londoner Nebel, hat es vielleicht noch mehr als gewöhnlich getan. Zu Hause erwartet ihn der abschlägige Bescheid der preussischen Behörde wegen seines Patents auf die Löffelmaschine und so kommt eines zum andern, um ihn nach der Rückkehr nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Mit Richter & Hagdorn, den Pariser Agenten, verhandelt er weiter über die Gründungsfrage und wegen des Gußstahlgeschüßes, auf dessen Erfindung er ein französisches Patent nehmen will. Der Entwurf stammt schon aus der Londoner Zeit. „Ihre Übersetzung der Canone habe ich durchgelesen und durchdrungen von der Meisterschaft sende ich Ihnen solche wieder zurück zum Zwecke des Antrages des Patents.“ Einige Tage später schildert ihn ein Brief aus Metternich frank und auf der Flucht vor der Arbeit und der Fabrik. Die Mutter, die Verwandten in Metternich und Sölling selbst werden ihn mit Gewalt zur Reise gezwungen haben. In Metternich holt man den Arzt, der ihn nach Homburg schickt. Am 15. August schreibt er von dort: „Zuvörderst denke ich jetzt an meine Gesundheit und würde es vorziehen in Homburg bis Ende des Monats bleiben zu können“, er befand sich dort aber noch am 7. September mit der Absicht, weitere vierzehn Tage zu bleiben. Pariser Besucher in der Löffelangelegenheit möge man bis zu seiner Rückkehr hinzuhalten suchen. Man soll inzwischen keinem Fremden die Maschinen und die Arbeit zeigen. Es ist nämlich ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen, indem ein Russe, der Leiter des großen Établissement galvanoplastique zu Petersburg, in Paris von der Sache gehört hat und sich stark dafür interessiert. Indessen erfolgt vorläufig weiter nichts; Alfred kann sich der Kur, der ersten, seit er vor zwanzig Jahren die Geschäfte übernommen hat, ohne Bedenken überlassen. Selbst der Besuch seines Bruders aus Wien, der, jung und glücklich verheiratet, auf der Reise nach Paris einen kurzen Abstecher nach Essen macht, kann ihn nicht zur Rückkehr veranlassen.



„Einer wie großen Ausdehnung, hat er vor Jahresfrist dem ängstlichen Sölling gesagt, ist nicht ein einzelner Zweig unserer Fabrikation fähig!“ — das Jahr hat recht wenig getan, um seine Erwartungen zu rechtfertigen. Die erste Kanone ist abgesandt und die Kürassfabrikation hat man begonnen, das ist ungefähr alles. Aber verzagt wird er nicht. Der Aufenthalt in Homburg hat ihm schnell die alte Spannkraft wiedergegeben, ein launiges Billet an den Postmeister Kröning in Essen zeigt ihn wieder im Vollbesitz seines alten Humors:

„Wohlgeborener Herr Dntel! — Ich habe eine Kiste mit Kürassen pr. Post ans Kriegsministerium nach Berlin zu befördern und möchte dieselbe wegen abgelaufener Frist mit der ersten Gelegenheit verschwinden sehen. Ob das nun pr. Eisenbahn oder pr. Wagen geht und welcher Weg der geschwindeste ist, weiß ich nicht und erlaube mir daher hiermit die Mittagsschlaffstörendunterthänigste Anfrage, wie viel Zeit der Wohlgeborne Dntel mir geben um mehrbesagter Kiste noch zum nächsten Abgang der Post den Abschiedssegens geben zu können. Mein Motto wäre auch hier „Je länger je lieber“.

Jhr Unterthänigster Krupp.“

Nicht nur nach Berlin, auch nach Wien sind Kürasse abgegangen, Hermann will versuchen, die zuständigen Behörden dafür zu interessieren. Alfred selbst sucht persönliche Fühlung mit dem neuen Kriegsminister von Mohr, in der gegenwärtigen Lage, wo fast alle Friedensserzeugnisse versagen, wären Aufträge in Waffen um so erwünschter. Er kennt jetzt die Berliner Behörden genug, um auf einen Kampf mit allem, was alt ist, mit fiskalischer Engherzigkeit und bürokratischer Schwerfälligkeit gefaßt zu sein, aber er fühlt wieder die Kraft, Kämpfe zu bestehen und ist nie einem solchen für die Gußstahlfabrik ausgewichen. Mit der alten Arbeitsfreude ist er nach den Erholungswochen seiner Schöpfung wiedergegeben und wenn es einen Augenblick der Sorge und des Zauderns gegeben hat, so ist er überwunden. Zum vollen Wohlbefinden fehlt ihm nur noch das gewohnte Reitpferd, und einen der ersten Sonntage benutzt er zu einer Rundreise durchs Münsterland, um eins zu kaufen.

Dann ruft ihn wirklich die Pflicht nach Berlin. Man hat ihn bei den Kürassproben schändlich behandelt und er will für sein Recht kämpfen. Wohl ist ihm dabei nicht, er weiß, daß er Intrigen gegenüber meist den kürzeren zieht und hat Wien noch in übler Erinnerung. „Glauben Sie daß ich sollte nach Berlin kommen? schreibt er an einen dortigen Vermittler. Es ist mir übel ich kann nicht schmeicheln und speichellecken wie . . . und fürchte daß ein wenig davon nothwendig ist . . . Wenn Gerechtigkeit entscheidet und nicht Gunst oder Bestechung, dann muß ich noch reussiren.“ Aber gern oder nicht, jetzt zwingt ihn nicht mehr die

Fabrik allein zum Handeln, sondern auch die Liebe, er muß wieder auf eigenen Füßen stehen, muß Erfolge haben, um sein Wort einzulösen. Zum Weihnachtsfeste hofft er zurück zu sein, seine Schwester schreibt es an Adele Jungblut, die sich unter Alfreds Schweigen bedrückt fühlt, und ladet sie in der Hoffnung, daß bis dahin die Verlobung erfolgt ist, zum Christfest ein. — Nichts geht in Erfüllung, die Geschäfte in Berlin rücken nicht vor, der Werbebrief nach Köln wird nicht geschrieben und Alfred kehrt zum Feste nicht zurück; das Schicksal ist gegen ihn — oder einfach die Zeit. Er hat die wärmste Empfehlung Bodelschwings an den Kriegsminister, der Ministerialdirektor Eichmann, mit Krupp und seiner Fabrik bekannt und seit kurzem Oberpräsident in Koblenz, nennt ihn einen der intelligentesten und tätigsten Industriellen seiner Provinz. Für den Augenblick nützt ihm das wenig. Die Schiebung bei den Küraßproben weist er nach und man sagt ihm eine neue, unparteiische Probe zu, aber im Handelsministerium bleibt man zäh, das Löffelpatent bekommt er nicht und mit leeren Händen kehrt er zurück.

### Achtzehnhundertachtundvierzig

Auf schwankendem Boden tritt die Gußstahlfabrik in das Jahr der Märzrevolution, das zweiundzwanzigste, seit Alfred Krupp die Leitung übernommen hat. Es ist in der letzten schweren Zeit abwärts gegangen, sechsundsiebzig Arbeiter — von einhundertundvierzig — sind noch vorhanden, es werden zeitweilig noch weniger, aber die Treuen und Gutwilligen hält Krupp mit kräftigem Zügel fest. Das französische Geschäft, das zehn Jahre die Grundlage der Einnahmen war, ist beinahe zum Stillstand gekommen, selbst die Pariser Münze wird schwierig unter einem neuen, nach anderer Seite neigenden Leiter. Man rechnet der Firma Nachlässe vor, die sie späteren Käufern gewährt hat, und zieht tadelnde Vergleiche. In solchen Fällen wird Krupp gereizt. Er will alles Entgegenkommen beweisen, um die Herren zu Kunden zu behalten, „aber auf Chifane lasse ich mich garnicht ein. . . Wenn er honnet handelt, soll er die Erwiderung finden, will er aber Chifane machen, so ist unsere Verbindung doch für immer aus und dann geben wir garnichts nach“. Auch der Vertrag mit Richter & Hagdorn kommt zur Kündigung. Die Trennung erfolgt in freundschaftlicher Weise, aber mit Entschiedenheit, eine unfruchtbare Vertretung kann die Firma in dieser Zeit nicht tragen. „Ein gutes Geschäft je eher desto lieber möchte wohl am schnellsten uns wieder zusammenbringen“, das zielt deutlich auf vermehrte Anstrengungen in Sachen der Löffelfabrik. Das erhoffte große Geschäft blieb aus, die Zeit der Ernte für Krupp war in Frankreich abermals vorbei.



Was blieb nun sonst noch, um ein Unternehmen wie das seine, mit hundert Ansätzen, aber schmaler Grundlage, über die kommende schwere Zeit zu tragen? Die Reisen nach Rußland sind eingestellt, mit dem „Etablissement galvanoplastique“ in Petersburg gehen die Verhandlungen noch weiter, aber vorläufig ohne Erfolg. Die Geschäfte in der Schweiz beruhten immer auf dem Gedeihen der Gold- und Schmuckindustrie, die selbst arbeitslos war, und die deutschen Staaten gaben seit langem fast nichts zu tun. Es scheint, als behielte Sölling mit seinen Warnungen recht; die angewachsenen Eisens- und Stahlbestände werden unbequem, einer Anfrage aus Brüninghausen muß Krupp erwidern, daß man schon zu reichlich versorgt ist und ältere Bestände zu billigem Stahl zweiter Güte verarbeitet. Auch sonst sind der Kreditoren viele, die Außenstände gering und schwer beizutreiben. An Richter & Hagdorn, die das Pariser Lager um jeden anständigen Preis versilbern sollen, geht die Anweisung, was nur an Kassa vorhanden, schleunigst auf Köln zu überweisen. „Das Geld ist hier sehr rar, kein Brief, keine Kommission, kein Geld — das ist die tägliche Erscheinung seit längerer Zeit und Gott weiß für wie lange.“

Die Lage spitzt sich rasch zu. Die Banken sperren den Kredit, viele geraten in Schwierigkeiten, Krupps Umsatz mit Herstatt sinkt auf den vor zehn Jahren verzeichneten Betrag. Die Bilanz des vorigen Dezembers, für zweiundzwanzig Monate aufgestellt, ergibt ein klägliches Bild. Für die Arbeit, die Opfer und Sorgen zweier Jahre ein Barverlust von 21000 Talern, und Krupp allein hat ihn zu tragen; seinen Freund schützt der Vertrag gegen jeden Verlust, er glaubt sich schon großmütig, wenn er die Zinsen seiner Einlage im Geschäft beläßt. An weitere Hilfe denkt er nicht, kann es vielleicht nicht, jedenfalls sieht er, der einzige, der Anlaß zum Eingreifen hätte, der Entwicklung der Dinge mit gekreuzten Armen zu. Man hat seinen Rat nicht gehört, als es Zeit war, nun mag man sehen!

Ist also von ihm keine Hilfe in der gegenwärtigen Lage zu erwarten, so macht ihn die fortschreitende Krisis im Gegenteil ängstlich um das Seine. Offen dringt er auf die Verminderung seiner Verpflichtungen und macht kein Hehl daraus, daß er am liebsten ganz ausschiede. Frig Sölling ist ein Freund klarer Verhältnisse, hier aber beunruhigt und ängstigt ihn alles, die wirtschaftliche Krisis, die drohende politische Lage, die sich jeden Augenblick zur Revolution zuspitzen kann, die Verpflichtungen der Firma, die bei mangelnder Beschäftigung nach allen Seiten wachsen, und endlich, nicht am wenigsten, fürchtet er die persönlichen Bindungen, denen Alfred noch immer unterworfen ist. Alfred hat als technisches Genie seine volle Bewunderung, aber was ist er? Der Geschäftsführer seiner alternden, fast immer kränklichen Mutter. Noch ist Therese Krupp Alleininhaberin der Fabrik, ihre sämtlichen Kinder haben gleichen Anspruch auf das Erbe und den

Gewinn. Auf Alfred sieht Sölling die ganze Last ruhen, er sieht ihn gleichzeitig nach allen Seiten gebunden und gehemmt. Da ist die Berndorfer Fabrik mit der Firma Krupp als Teilhaberin. Verfügungsberechtigt ist Schöller allein, Krupp soll erst aus den Gewinnen seinen Geschäftsanteil decken, bevor er rechtlich Mitinhaber wird. Die Verluste dagegen, die ein junges Unternehmen immer gewärtigen muß, hat er zur Hälfte zu tragen. Kann das nicht eine Schraube ohne Ende, kann es nicht eines Tages die Katastrophe werden? Sölling jedenfalls sieht die Löffelfabrik wie ein Bleigewicht an der Essener Firma hängen — los von Berndorf! lautet seine erste Forderung, wenn er weiterhin mitmachen soll. Da ist ferner der jüngste Bruder Friedrich, der immer noch mit den Ansprüchen eines Prokuristen, wenn nicht gar des Juniorchefs, in der Fabrik umhergeht, anordnet, korrespondiert und auf eigene Faust und Verantwortung Versuche unternimmt, deren Zweck kein Mensch einsieht, außer daß sie das Unternehmen belasten. Er ist mit den Jahren immer seltsamer geworden. In der Bellevue wohnt und experimentiert er ganz für sich. Mißtrauisch, kurzsichtig, bebrillt und von der langen Pfeife unzertrennlich, salopp im Anzug und Auftreten, geht er durch die Werkstätten und hindert mehr als er nützt. Alfred weiß das, ist aber schwach aus Furcht vor Szenen und mit Rücksicht gegen die Mutter, für die jede Aufregung Gift ist. Schon im Vorjahre, während Alfreds langer Abwesenheit, hat dies Unwesen begonnen, es ist schon damals zwischen Friedrich und Sölling zu Auseinandersetzungen gekommen. „Als ich 1847 — berichtet Alfred aus der Erinnerung — in England war, führte mein Bruder als Prokurist das damals so kleine Geschäft, wo bloß Walzen gemacht wurden. . . Mein Bruder, der früher ganz fleißig und treu gearbeitet hatte, ließ sich verführen sich zu überheben, nahm wenig Notiz von mir, hielt sich für ein Wundertier. . . es war kein Segen mehr in dem Geschäft. . . Friedrich hat einige Zeit gearbeitet, dann aber toll experimentirt und dann dem dolce far niente sich ergeben, Lustfahrten, selbstlaufende Wagen ergrübelt und daran arbeiten lassen, und gute sichere Methoden der Fabrikation verlassen, um gleich im großen Experimentieren große Summen durch unfehlbares Verunglücken mit einem Schlage zu opfern.“

Daß Alfred die Gefahr nicht übertrieben hat, beweist ein Brief Idas aus dieser Zeit, der die Charaktere der Geschwister so deutlich spiegelt, daß er hier nicht fehlen darf. „Was Dein Verhältniß zu Fritz betrifft, so wundere ich mich sehr darüber, daß er jetzt wieder die Briefe erbricht und Briefe schreibt, ohne vorher mit Dir zu sprechen. Ich müßte mich sehr irren, wenn dies vor unserer Abreise der Fall gewesen wäre. Vielleicht hat er es, seit dem Du in Berlin warst, wieder eingeführt und ist vielleicht anfangs ohne Arg geschehen. Dies ist eine Sache, die Du ihm vorstellen mußt und hierin garnicht bis auf Mutters Zurückkunft warten mußt. Je weniger diese zu ordnen vorfindet, je besser für sie, namentlich Sachen, die so



aufgeregter Art sind. . . Ich bitte Dich besprich es doch mit ihm und zögere nicht damit; das ist leider eine Schwäche bei Dir, daß Du eine derartige unangenehme Sache aufschiebst. Du schadest Dir dadurch doppelt. Wenn Du früh das nöthige rügst, so sieht er 1) daß Du Dich nicht vor ihm genierst und 2) wird er es auch mehr respectieren, als wenn Du mondelang zu einer Sache schweigst und es dann endlich aussprichst. . . . Daß dies eine Schwäche bei Dir ist, die von Deiner Herzengüte herrührt, weiß ich sehr gut, weiß aber auch, daß Du Dich hierin oft getäuscht hast und namentlich beim Comptoir/Personal. Nimm es Dir doch fest vor, es ihm immer gleich zu sagen, was Du nur irgend unrichtig findest, glaube, daß das nicht allein für jetzt, sondern auch künftig von großem Nutzen für Dich ist; es wird auch zu meinem Glücke und zu meiner Ruhe viel beitragen, wenn ich sehe, daß allmählich die alten Scharfen in Eurer Stellung ausgeweht werden, daß dies für Dich noch manches Opfer kosten wird, davon bin ich überzeugt.“

So klar, so nüchtern und mit so viel liebender Fürsorge durchtränkt — der Brief einer Kruppschen Frau. Auch die Mutter, wenn sie nicht schon krank gewesen wäre und in Friedrich immer den Jüngsten ein wenig gehegt hätte, könnte ihn geschrieben haben, die einen ihrer Briefe an Alfred mit dem „viel in sich fassenden Wort“ schloß: „in allem was Du tust bedenke das Ende!“ und die ähnliche Aussprüche hausbackener, doch tiefer Wahrheit öfter von sich gab. — Jedenfalls, gewußt haben sie alle um Verhältnisse in der Fabrik, die langsam unhaltbar wurden und die auch Hermann von Wien aus zu der Warnung veranlaßten, es scheine der alte Geist nicht mehr in den Betrieben zu sein.

Das alles ist Sölling bekannt und seine zweite Bedingung lautet folgerichtig: Los von Friedrich! Los überhaupt von allen mitbestimmenden Einflüssen in der Gußstahlfabrik außer dem Alfreds — und natürlich seinem eigenen.

So also standen die Dinge um die Wende zu 1848, als Krupp aus Berlin mit unbestimmten Hoffnungen, aber ohne sichere Ergebnisse zurückkam in die halb geräumte, durch keinen lohnenden Auftrag mehr belebte Fabrik. Alles um ihn war ungewiß, dunkel, von Wolken verhangen. Im Befinden der Mutter, die trotz ihres Alters immer noch der Mittelpunkt des Hauses, von allen gleichmäßig verehrt war, seit Weihnachten keine Besserung. In Ida's Begleitung weilte sie nun seit Wochen in Bonn zur besseren ärztlichen Pflege; Ida möchte mit ihr weiter nach Süden, am liebsten nach Wien in den heiteren Kreis Hermanns und seiner jungen Familie, die Mutter ist dazu nicht zu bewegen. Sie müsse ehestens nach Hause, um gegen das Frühjahr die Bestimmungen über den Garten zu treffen. Die Fabrik war noch von einem breiten Streifen bebauten Landes umgeben und Frau Krupp hatte, wie es im Herkommen der Familie lag, immer ein wenig Landwirtschaft getrieben, um die Lebensführung zu erleichtern. Aber sie fühlte auch wohl, daß in den kommenden schweren Tagen ihr Platz dort war, wo Alfred um das

Bestehen seines Werkes rang. Sie schrieb in diesen Bonner Tagen ihr Testament und gab es dem Neffen in Metternich zu lesen. Auch Onkel Schulz in Essen solle noch seinen Rat dazu geben.

Onkel Schulz! In all den Nöten und Wirrnissen dieser harten Zeit endlich etwas wie ein erlösendes Wort. Alfred Krupp, so selbständig und eigenwillig ihn die Jahre gemacht hatten, er fand noch immer und häufig den Weg von der Gußstahlfabrik zum Hause des Oheims, an dem er wie an keinem zweiten älteren Freunde mit Verehrung hing. fand ihn gewiß in diesen Tagen öfter als sonst, und öfter als seit Jahren hat wohl sein Pferd vor dem Tore gestanden, während drinnen Ohm und Nefte verständigen Rat tauschten und draußen von den Zechen, von den Fabriken, aus den Schenken, wo sich die arbeitslosen Haufen drängten, schon ein leises Grollen wie eine Vorahnung kommender Dinge in die stillen Gassen der Landstadt Essen drang.

Mit eigener Hand konnte auch Schulz nicht helfen, auch auf ihm lag mehr, als er vorausgesehen hatte. Wenn er in seinem kurzen Lebenslauf es dem Schutze Gottes dankte, daß er bei vielen und bisweilen gewagten Unternehmungen nie gestrauchelt und nicht unglücklich geworden sei, so hat er dabei gewiß auch an diese Zeit des allgemeinen Zusammenbruchs gedacht. Er hatte viel von seinem Vermögen in den Bergbau gesteckt, der nach seinem ersten großen Aufschwung nun in einer schweren Krisis stand; sein eigenes Geschäft, von den Söhnen weitergeführt und ausgebreitet, forderte bedeutende Mittel, seine Verpflichtungen reichten weit, laufende Einkünfte waren ausgeschlossen und der Kredit aufs äußerste angespannt. Aber Carl Schulz behielt für den Neffen, was in solcher Zeit das Wichtigste war, die Theilnahme eines redlichen Freundes und den klaren Überblick, der schnell das Richtige traf. Er riet zu einer deutlichen Scheidung zwischen Geschäft und Familie, zur Übertragung der Firma mit allen Aktiven und Passiven an Alfred, und zur Abfindung der Geschwister durch ein Verfahren, das den vollen Gegenwert in die treuen mütterlichen Hände legte. Nicht durch Erbgang, sondern durch Kauf der Fabrik nach ihrem gegenwärtigen Werte sollte Alfred Alleininhaber werden, ihm blieb es dann überlassen, sie aus ihrer gegenwärtigen Lage noch einmal zu neuer Blüte zu erwecken.

An alle Beteiligten hat dieser Entschluß schwere Anforderungen gestellt. An Alfred, der das in harter Lebensarbeit Errungene jetzt noch einmal erwerben, es unter unsichersten Verhältnissen aufs neue mit schweren Schulden beladen sollte. Zur Hälfte war die Fabrik, sozusagen, Söllings Eigentum, den Rest mußte er voll belasten — würde ihm dann noch ein Ziegelstein seiner Schöpfung gehören? Trotzdem schlug er ein, der Glaube an sein Werk half ihm zu raschem Entschluß. An die Mutter, der unter schweren körperlichen Leiden eine neue Verantwortung aufgebürdet ward. Das Einverständnis Idas, die Zustimmung von Müllers



und das Vertrauen auf den Schwager Schulz erleichterten Therese Krupp einen Entschluß, der ihr im Hinblick auf ihren jüngsten Sohn nicht leicht geworden sein kann. Hermann wird seine Zustimmung ohne Schwierigkeiten gegeben haben, er hatte seine ganze Zukunft auf die Berndorfer Fabrik gestellt und war wie Sölling überzeugt, daß in Essen nur eine starke Hand unter Ausschaltung Friedrichs das Geschäft wieder aufrichten könne. Am schwersten fand sich Friedrich mit der Veränderung ab, die seinem Selbstvertrauen einen starken Stoß gab. Anzufechten war der Beschluß der Mutter nicht, die Mitarbeit unter Alfreds Leitung wurde ihm weiter freigestellt, trotzdem grollte er und bereitete seiner Mutter schwere Tage, bevor er sich dem Zwang der Umstände fügte, die er mitgeschaffen, ohne sie anzuerkennen.

In wenigen Tagen war der Verkauf der Fabrik an Alfred beraten, erwogen und zum Entschluß gereift. Therese Krupp kehrte in Eile aus Bonn zurück und am 24. Februar wurde der notarielle Vertrag vollzogen, der den Verkauf mit allen Rechten und Pflichten, Mobilien und Immobilien „mit alleiniger Ausnahme der Kleidungsstücke, der Leibwäsche, der Präciosen und der Bergwerksanteile“ für eine auf zehn Jahre gestundete Kaufsumme von 40 000 Talern bestimmte. Alfred übernahm alle Schulden der Firma, die Verpflichtungen gegen Sölling, Friedrich von Müller und die Berndorfer Metallwarenfabrik und trat den Besitz unter der alten Firma an. Wenige Tage später setzte Therese Krupp endgültig ihren letzten Willen auf, „um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen“. Daß die Stimmung im Hause noch stark erregt war, beweist ein Friedrich betreffender Zusatz, der ihn auf das Pflichtteil beschränkt, falls er „wider Erwarten die Geschäftsgeheimnisse Anderen mitteilen, oder selbst ein ähnliches Geschäft für alleinige Rechnung oder in Gemeinschaft mit anderen beginnen“ würde. Erst ein Kodizill aus dem November des folgenden Jahres setzt diese mit blutendem Herzen geschriebene Bestimmung „im vollen Vertrauen auf die gute edle Gesinnung meines Sohnes Friedrich“ wieder außer Kraft.

Über die Höhe des Kaufpreises mag Schulz mit Sölling beraten haben, nach Alfreds ganzer Veranlagung hat er zu diesem Punkte wohl nur ja und amen gesagt und hätte auch jeder anderen Schätzung von unbefangener Seite zugestimmt. Alle Möglichkeiten des Unternehmens lagen — zu jener Stunde — in der Zukunft, und daß an den Früchten, wie er sie hoffte, seine Geschwister Anteil hatten, verstand sich für ihn ohne Worte. Beim Verkauf an einen Fremden wäre jener Erlös sicher nicht erzielt worden. Industrielle Anlagen standen tief im Wert; auf 58 000 Taler bezifferte die letzte Bilanz den Anteil Krupps an der Fabrik, etwas höher die Einlage Söllings, Grund und Boden waren mit Hypotheken belastet, darunter immer noch jene Sicherheitshypothek für die Kölner Bank aus dem Jahre 1842, die laufenden Verpflichtungen waren bedeutend, die Gefahr eines

balbigen Verlustes aus der Berndorfer Fabrik größer als die Aussicht auf einen Gewinn, denn auch in Wien lag jedes Geschäft danieder.

Seit dem 24. Februar 1848 ist Alfred Krupp Besitzer der Fabrik, die seines Geistes, man könnte fast sagen seiner Hände Werk ist. Zum erstenmal durchschreitet er die Räume, die ihm sein Vater leer und stumm hinterlassen, die sein Sorgen und Schaffen gefüllt und erweitert, als eigener Herr. Länger als Jakob um Rachel hat er um die Gußstahlfabrik gedient, die er schon vor Jahren „als ein Kind betrachtet hat und zwar als ein gut geratenes, das einem Freude macht“. Jetzt ist sie das wirklich, jetzt erst ganz, mehr noch sind es die Angehörigen seines Werks, als deren Treuhänder und Verwalter — mehr und mehr gelangt diese Anschauung in ihm zur zwingenden Kraft — er eigentlich das väterliche Erbe übernommen hat. Die nächsten Tage sollen ihm Gelegenheit geben, sich auf diesem Boden zu beweisen.

Der gleiche 24. Februar, der Alfred Krupp zu Rechten in sein Vätererbe setzt, steht in Paris die politische und aus ihr erwachsend die soziale Revolution. Er selbst hat am fünfunddreißigsten Jahrestage seiner Geschäftsübernahme des merkwürdigen Zusammentreffens in der knappen Plastik seiner Alterssprache gedacht: „Am 24. Februar 1848, an demselben Tage des Ausbruchs der franz. Revolution, wurde mir von meiner Mutter auf Veranlassung des Onkels Schulz das Brack der Fabrik übergeben.“ Kann man deutlicher ausdrücken, daß er es nicht mit ungeteilter Freude übernahm?

Krupp erhielt die Nachricht von den Pariser Ereignissen auf brieflichem Wege durch seine Vertreter, und seine Antwort läßt erkennen, daß man auch in Essen schon auf Unruhen gefaßt war und von den Folgen sprach. Er bat, das Pariser Lager, besonders die Walzmaschinen, gegen Gewaltakte zu versichern oder, wenn das nicht mehr möglich sei, wenigstens „die wertvollsten Gegenstände bei sicheren Freunden unterzubringen. Man nimmt die Möglichkeit an, daß die arbeitende Classe zur Vernichtung von Maschinen schreiten werde und dann wird man vorzugsweise über alles Ausländische herfallen.“ Die im Pariser Atelier stehende Schleifmaschine machte ihm Sorge. „Ich möchte die Maschine nicht gern zur Kenntniß solcher Mechaniker kommen lassen, die einmal davon profitieren möchten und uns gefährlich als Konkurrenten dadurch werden würden.“ Die Sorge war unnötig, das Lager stand im März und April noch ungefährdet — und unverkäuflich — da. Aber andere Sorgen brachte der März. Schneller als in Berlin schritten die Ereignisse am Rhein fort, wo schon die Nachricht, der König habe den Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber der rheinländischen Truppen ernannt, lebhaft Aufregung verursachte. Die Einflüsse von Paris waren bei den Rheinländern immer stärker als bei den Altpreußen; die Freiheit, von den Vätern ersehnt, jetzt schien sie auf dem Marsche, und der Eifer, sie zu erringen, war bei den



meisten größer als die Überzeugung, daß sie einen Inhalt haben muß, um zum Segen zu werden. Berauscht von dem französischen Vorbilde eilten nicht nur die Politiker, sondern auch zahlreiche Führer des rheinischen Unternehmertums nach Berlin, um den König zu bestürmen und die Verfassung zu fördern, anstatt sich um die Beschäftigung und Beruhigung ihrer Arbeiter zu kümmern. Die Schließung von Bergwerken und Fabriken warf Massen aufgeregter und beschäftigungsloser Leute auf die Straße, und aus der liberalen Bewegung, wie die Führenden sie sich dachten, erwuchs über Nacht die Herrschaft des Schreiertums und der Aufruhr der Gasse. Wenige begriffen, daß es in diesem Augenblick notwendiger war, die Arbeiter zu lenken als den König, und Krupps Vorgehen, der sich ganz von der Politik fernhielt und nur der Wohlfahrt seines engeren Verbandes widmete, erregte Aufsehen. „Unter Berücksichtigung der Verhältnisse, sagte der Jahresbericht der Essener Handelskammer, hatte die bei Essen gelegene Gußstahlfabrik unter den industriellen Anlagen wohl den schwierigsten Stand, und es kann deshalb nicht unerwähnt bleiben, daß die Arbeiten in derselben in gleicher Ausdehnung fortgeführt wurden.“

Die Arbeiten! — Hätte Krupp nur welche zu erledigen gehabt! In Wirklichkeit verlief der Märzaufrstand für die Gußstahlfabrik in der nüchternsten Form. Krupp, ein Todfeind jeder theatralischen „Aufmachung“, wußte sich für den Unterhalt seiner Leute so selbstverständlich verantwortlich, wie er bei ihnen ein gleiches Zusammengehörigkeitsgefühl erwartete. Wenn Worte gewechselt wurden, so war es nur durch das Verhalten weniger notwendig geworden, die ihn enttäuschten. Alte Arbeiter und Meister, die es noch erlebt oder von ihren Vätern gehört haben, haben die Vorfälle mit schmutzlosen Worten berichtet, ihnen kann man wohl glauben. „Im Jahre 48, erzählt der Arbeiter Vogelwiesche, als die Revolution ausbrach, ließ Krupp seine Arbeiter zusammenkommen und sagte ihnen, sie sollten sich an den Unruhen nicht beteiligen; denn wenn sie das täten, hielten sie nicht zu ihm, wenn sie aber zu ihm hielten, würde er sein Möglichstes tun, um sie zu befriedigen.“ Nach Aussage Derdingens hat sich wirklich kein Kruppscher Arbeiter bei den Straßenaufläufen beteiligt. „Herr Krupp hatte ihnen die Weisung gegeben, wenn auch keine Arbeit vorläge, sollten sie zur Fabrik kommen, damit sie von den Straßen wegfämen. Sie empfingen ihren Tagelohn für die Anwesenheit in der Fabrik weiter, als wenn sie gearbeitet hätten.“ Und waren, kann man ruhig sagen, in diesem fast angestammten Zusammengehörigkeitsverhältnis glücklicher als die, die sie aufzuheben suchten, und an denen es auch in Essen nicht fehlte. Da waren vor allem die Arbeiter der jüngeren Zechen und der zahlreichen neuen Schachtbauten, Leute von nah und fern, für die zutreffend war, was Krupp vor Jahren seinem Freunde Sölling vorgehalten hatte: Wie kann man mit unsern Arbeitern Leute vergleichen, die heute hier, morgen da sind, bei Arbeitsmangel in den Fabriken

Entlassene und dergleichen? Die Menge der Gründungen in den letzten Jahren hatte eine strenge Auswahl verboten und vielfach kam der Mangel an persönlicher Leitung erschwerend hinzu. Bis in die letzten Monate hatte sich noch die Tätigkeit der neuen Gründer erstreckt und so Jahre hindurch, seit 1842 Matthias Stinnes den ersten Tieffschacht auf Helene und Amalie begonnen und bald darauf der Bürgermeister Heinrich Huyssen auf der Sälzer und Neuadischen Zeche den ersten Spatenstich zum neuen Huyssenschachte tat. Dann erst hatte sich das Kölner Gründerkapital auf das Kohlenrevier gestürzt und neue Verhältnisse, neue Formen der Finanzierung und Erschließung kamen auf. Die Namen Oppenheim und Mevissen bekamen Klang und es entwickelte sich eine Tätigkeit, die von der Geschäftswelt in Söllings Kreisen mit Bewunderung, von Krupp mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet wurde. Schon unter den deutlichen Anzeichen des Niederganges ließ Mevissen noch im Jahre 1847 seinen ersten Schacht durch die Ruhrkohle stoßen, und über den letzten Zuckungen der verpufften Revolution entstand der Kölner Bergwerksverein.

Diese Neuschöpfungen, Zechen und Bohrungen, hatten den Arbeiterüberschuß aufgenommen, der zur Krisenzeit aus den Fabriken entlassen werden mußte. Unregelmäßige Beschäftigung, steigende Löhne und größere Freiheit hatten sie unruhig und anspruchsvoll gemacht, die Zuverlässigen hielt man gern in den alten Unternehmungen fest. Die Söhne des alten Schürmann, der Krupps ältester Freund und Getreuer unter den Arbeitern war, konnten sich der Zeit und der Menschen noch erinnern. Für Krupp, sagten sie, gingen seine Leute durchs Feuer; die zu Zeiten murrten, waren Fremde, die sich in die straffe Ordnung der Fabrik nicht finden konnten oder denen die Arbeit zu hart, der Tagelohn zu niedrig war. In den neuen Zechen verdienten sie mehr und es kam auf eine halbe Stunde so genau nicht an. Wenn sie dann in der Frühe nach ihrem Schacht schlenderten und am Segeroth den Trupp der Kruppschen Arbeiter kreuzten, so riefen sie ihnen spöttisch zu: *Lopt, et lütt!* (Laufst, es läutet!). Diese waren es, vor denen in den Märztagen die Tore der Stadt früher und strenger als sonst geschlossen wurden, man fürchtete ihre Gewalttaten und mehr noch ihr aufhegendes Wesen in den Schenken. Für Ascherfeld aber brachen große Tage an, ihm lag es, die Lage dramatisch zu nehmen, und lange hat man noch davon erzählt, wie er Abends mit wehrhaft geschultertem Knüttel an der Spitze der Kruppschen Schar von der Fabrik nach der Stadt marschierte und sich das Limbecker Tor öffnen ließ. Er war der Mann, mit allen Aufrührern fertig zu werden!

Einen schlichten Bericht von den Geschehnissen dieser Tage verdanken wir Ida Krupp, die unterm 19. März an die Freundin in Köln (Udele Jungblut) schrieb: „Bis heute erwartete ich einen Brief von Dir, da dieser aber sich nicht eingefunden, so vermuthe ich, daß Du mich heute erwartetest und deshalb nicht schreibst.



Es war auch früher mein Plan, bei gutem Wetter heute herüber zu kommen, allein das unbeständige Wetter hat mich theilweise zurückgehalten, dann auch die Unruhen, die sich jetzt in allen Orten zeigen, so daß man auch befürchten muß, daß in Essen solche ausbrechen. Doch hoffe ich zu Gott, daß wir davon verschont bleiben und auch unsere Arbeiter eher zur Ruhe als zum Unfug in Essen, falls sich böswillige Menschen zeigen sollten, beitragen werden. Alfred hat gestern Abend alle Arbeiter versammelt und sie auf die bewegte Zeit aufmerksam gemacht, ihnen gesagt, daß er von ihnen erwarte, daß sich Keiner, falls in Essen Unruhe ausbricht, daran beteilige, sondern sie im Gegenteil, wenn in den Wirtshäusern Rede davon wäre, statt dessen das Ihrige dazu beitragen, daß Alles in Ruhe und Ordnung bleibe. Ich glaube, daß dies einen guten Eindruck auf sie gemacht hat. — Matthias Stinnes, Besitzer von großen Kohlenzechen, hat nicht allein die Zahlungen eingestellt, wo Wechsel auf ihn für über 700 000 Thaler ausgestellt sind, sondern in Ermangelung von Absatz viele Vergleute verabschiedet, sowohl in Essen als in Mülheim, die nun brotlos. Diese sind am meisten zu fürchten und sind gestern und vorgestern schon Unruhen ausgebrochen, so daß gestern Abend noch Militär dorthin gesandt ist. In meinem letzten Brief schrieb ich Dir, daß Friedrich dem Geschäfte keine Dienste mehr leistet, er arbeitet für sich auf seinem Zimmer und kommt nur zum Essen ins Haus. Was er arbeitet, wissen wir nicht werden es aber hoffentlich bald erfahren. Wir hoffen, daß er lange nicht mehr hier bleiben wird und irgend Etwas für seine künftige Existenz ergreift. Alfred, der Dich in Gedanken zehntausendmal küßt und grüßt, hat mir gestern aufgetragen, Dir zu schreiben, daß, sobald alles ruhig ist und Friedrich uns verlassen hat, was Dich in etwa bei Tische genießen könnte, ich herüber kommen soll, um Dich auf eine Zeitlang hierher zu holen. Doch versteht sich, muß die Braut incognito hier sein. Du wirst dann dafür, daß Du jetzt so selten Briefe von ihm erhältst, Dich entschädigen. Wir alle freuen uns sehr auf diese Zeit und hoffen, daß sie recht bald eintreten werde. Nun lebe wohl, meine Beste, Mutter und ich grüßen Dich herzlich . . .“

Noch einmal taucht in diesem Erinnerungsblatte der Name Abele Jungbluts auf, zum letzten Male, soweit die erhaltenen Quellen reichen. Ob Alfreds „Braut in incognito“ den Besuch in Essen damals ausgeführt hat, ob es vielleicht der letzte war, ob die Wogen des Märzaufstandes auch diese Hoffnung in Krupps Leben gebrochen haben, ist mir nicht bekannt. Daß bis zu dieser Zeit kein Jawort ihrer Eltern, auch wahrscheinlich noch kein förmlicher Antrag Krupps stattgefunden hatte, läßt Jdas Brief erraten. Nach der Erinnerung einer überlebenden Schwester Adelsens hat Krupp um sie geworben, aber von ihrem Vater, der Alfreds schwankende Gesundheit fürchtete und sein Kind keiner ungewissen Zukunft aussetzen wollte, einen ablehnenden Bescheid erhalten. Es wäre nur ein begreiflicher Aus-

druck väterlicher Sorge gewesen: Krupps überschlanke Gestalt mit den abfallenden Schultern, der schmalen Brust konnte Fernerstehenden den Eindruck fester Gesundheit nicht erwecken. Sein häufiges, auf Reisen fast regelmäßiges Kränkeln, seine periodischen Erkältungsanfälle, die blasser Farbe und der oft leidend gespannte Ausdruck des schmalen Gesichts, alles war angetan Bedenken zu erwecken. Idas Brief verschwieg, daß er auch in diesen Tagen wieder kränkelte, ein Schreiben an Peter Brüninghaus aber bestätigte es, und daß „Unwohlsein“ ihn hindere zu verreisen. „Hungerkünstler, Gedankenstich, Peitschenstoß“ spottet er zuweilen seiner selbst, und auch den Zeichenstift braucht er zur Wiedergabe seiner unwahrscheinlichen Schlankheit. Welche feurige Kraft und zähe Ausdauer diesen zarten Körper erfüllten, wußten nur wenige. So mag die Ablehnung seiner Werbung begreiflich gewesen sein, bei seiner Empfindlichkeit im Persönlichen bedeutete sie gleichwohl das Ende, er wird den Versuch nicht wiederholt haben, der Traum zwischen ihm und seiner „englischen“ Braut war aus. — Alfred Krupp war trotz seiner starken gesellschaftlichen Zurückhaltung von großer Empfänglichkeit für weibliche Schönheit und Güte. Er hat in den nächsten Jahren noch mehrere Male nahe vor der Wahl einer Gattin gestanden und sich wieder besonnen, bis er in Bertha Eichhoff endlich „die Richtige“ fand. Auch der Ingenieur Rudolf Hengstenberg erzählt in seinen Erinnerungen, daß Krupp zu seiner Mutter, die eine der Töchter von Carl Schulz war, eine tiefe Neigung gehabt, aber aus praktischen Gründen an eine Werbung nicht habe denken können. So heiratete Alfreds „Lieblingstusine“ den Pfarrer Hengstenberg, Rudolfs Vater. Krupp aber blieb beiden Zeit seines Lebens in treuer Erinnerung verbunden, und der Sohn seiner Jugendfreundin legte in der Gußstahlfabrik den Grund zu seinem vielseitigen technischen Können.

Auch im gegenwärtigen Falle wird Alfred Krupp rasch vergessen haben. Andere Dinge — es muß immer wieder gesagt werden — andere Sorgen und Arbeiten rissen ihn im Strudel dieser wilden Jahre über persönliche Erlebnisse und Enttäuschungen fort. Nicht ohne Bedenken hatte er sich nach Übernahme des „Bracks der Fabrik“ wieder ans Steuer gestellt. Nach wenigen Wochen schon erfolgte von Wien her ein neuer Schlag. Ein erträglicher Abschluß der Berndorfer Metallwarenfabrik hätte auch Krupp etwas Luft verschafft, statt dessen wurden Söllings schwärzeste Befürchtungen übertroffen. Die Bilanz ergab einen Verlust von 31 000 Gulden, die Hälfte davon hatte Alfred zu tragen. Sölling zog die Folgerung mit gewohnter Offenherzigkeit. Der Vertrag von 1844 wurde auf sein Verlangen durch einen neuen ersetzt, in dem Sölling „jeder Haft für den Verlauf des eingeschossenen Betrages, sowie jeder sonstigen etwaigen Verbindlichkeit überhaupt entlassen“ wurde. Zur Sicherung seiner Einlage ließ er sich außerdem die Maschinen, Werkzeuge und Waren käuflich überschreiben, Krupp behielt nur das Benutzungs-



recht. Er fügte sich der Forderung um so williger, als er dem Freunde ja schon vor Jahren den ganzen Besitz der Familie als Pfand angeboten hatte. Aber tatsächlich gehörte ihm doch jetzt kein Ziegel auf dem Dache seiner Fabrik mehr, und Berndorf gegenüber war er mit schweren Schulden beladen. Sölling fühlte vielleicht die Härte seines Vorgehens: „es war ja auch nur die Absicht, mich für außerordentliche Fälle einigermaßen zu sichern — nebenbei war mir auch daran gelegen, keine weiteren unangenehmen Erfahrungen mit Berndorf mehr zu haben“, so und ähnlich heißt es mehrfach in den Briefen der folgenden Jahre. Nach Besserung der Verhältnisse ließ Sölling denn auch ausdrücklich feststellen, daß „die Aufhebung des Sozietätskontraktes nie zur Geltung gekommen und als nie vollzogen angesehen worden sei“ — sie hatte ihren Zweck erfüllt.

Alfreds Mutter handelte unter diesen Umständen in den Traditionen Kruppscher Frauen, wenn sie in einem Kodizill ihres Testaments den Kaufpreis der Fabrik von 40 000 auf 25 000 Taler herabsetzte. Es war eine Beeinträchtigung ihrer Kinder, aber die Fabrik mußte leben, der einzelne trat zurück. Die Ereignisse der Revolution und die Verluste an der Berndorfer Fabrik werden als Anlaß dieses Schrittes genannt, der die Billigung aller Beteiligten fand und hinter eine Reihe von sorgenvollen Wochen einen Schlußpunkt setzte. Unversöhnlich blieb allein Bruder Friedrich. Er verließ die Fabrik und kehrte erst am Ende des folgenden Jahres nach Essen zurück.

In diesen Tagen mag Krupp zuweilen in die Vergangenheit zurückgedacht haben, und was sie an Mühe und Erfolgen gebracht. Als er mit vierzehn Jahren die Leitung antrat, hatte er für sieben Arbeiter zu sorgen. Bestellungen gab es nicht mehr, der Besitz waren Schulden. Nun zählt er sechsunddreißig Jahre, die Zahl der Leute beträgt siebzig, die Schulden übersteigen wieder beinahe den Besitz, wieder mangelt es an Arbeit, an Betriebskapital, an allem. Er ist jetzt Herr seiner Schöpfung, aber was gehört ihm unbestritten? Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten. Wer machte unter den herrschenden Umständen noch eine Bestellung? Ein paar Stempelaufträge der Berliner Münze, ein paar billige Walzen, die erste Bestellung in Wagenfedern nach langer Bemühung, hier und da eine tropfende Hoffnung, sonst das tägliche Bild, wie die Berichte nach Paris es schildern: kein Brief, kein Geld, keine Kommissionen . . . Nur für Versuche, Veränderungen, Fortschritte bleibt mehr Zeit als erwünscht. Man erfindet eine neue Art, die Stempel ganz sauber unter einer Presse zu schmieden. An der Verbilligung des Stahls wird gearbeitet, überall regen sich in jener Zeit neue Versuche zur Stahlzeugung. Ascherfeld müht sich bei gutem Willen und schwachem Verständnis mit allerlei Ziegelbeschickungen ab und trägt wütende Bemerkungen in seine Notizbücher ein, wenn die Kinder seiner empirischen Laune jämmerlich mißraten:

„Schlechter Schund, voller Dreck!“ oder wenn er die Ziegel aus Sparsamkeit mit den Abfällen des Federstahls gefüllt hatte: „Ist gestiegen wie Bienenbrot oder Puffert.“ Dennoch kann gesagt werden, daß seine Versuche zum Erfolg der nächsten Jahre beitrugen. Nur die Gleichmäßigkeit der Eigenschaften des Stahles litt, seit keiner der Brüder mehr dauernd die Kontrolle übte. Hermann, der zuweilen Stahl bezieht, äußert Besorgnisse: er zweifle an der Sicherheit dessen, der die Stahlfabrikation besorgt. „Es gefällt mir schon nicht, daß Hagewiesche in der dunklen Kammer beschickt.“ — An den militärischen Erfindungen wird weiter gearbeitet, obwohl der Erfolg nicht ermutigend ist, besonders die Brustpanzer sucht man zu verbessern. Krupp — oder ist es noch sein Bruder in einer letzten Erfinderlaune gewesen? — stellt sogar einen kugelfesten Helm für Kavalleriepferde her und schickt ihn mit dem Modell eines Pferdekopfes nach Berlin. Man erkennt seine guten Absichten an, befürchtet aber mehr Nach- als Vorteile, indem die unter dem Helm sich entwickelnde Wärme „die edleren Teile des Kopfes, z. B. das Gehirn, angreifen und den Dummkoller erzeugen möchte“. Damit war es also auch nichts. Sehnsüchtig mag Krupp in diesen Tagen noch das eine und andere Mal nach Berlin geschaut haben, ob dort nicht Hilfe für ihn sei, aber die Traditionen Friedrichs des Großen galten nicht mehr und keinem bedrängten Industriellen Preußens wurde es so gut, wie Richard Hartmann in Chemnitz, dem seine Regierung in eben diesem Jahre 30 000 Taler zur Einrichtung seiner Lokomotivwerkstätten gab.

Es kommen wieder die schrecklichen Lohntage, an denen völlige Ebbe in der Kruppschen Kasse ist. Ascherfeld hat erzählt, daß er zu mehreren Malen nach Düsseldorf gefahren sei, um Silberzeug der Familie zu verpfänden. Einige Male gaben die „Bettern“ Redelmann, aus der Wilhelmschen Nachkommenschaft, ein paar hundert Taler gegen Wechsel her, dann wurden sie auch wohl ängstlich. Es scheint, als habe Sölling auch die kleinste Hilfeleistung abgelehnt, sonst wäre es vielleicht nicht nötig geworden, was eine oft bezweifelte und doch wahre Überlieferung erzählt, daß Krupp endlich die letzten bescheidenen Silberreste des Haushaltes opferte und, in Warren geschmolzen, in die Düsseldorfer Münze lieferte, um mit dem Erlös die fälligen Löhne zu zahlen. Fünfzig Jahre, nachdem er die Leitung der Fabrik übernommen, erinnerte er daran in einem Aufruf an die Arbeiter seiner Firma: „So wie ich seither gedacht und gehandelt habe, wird es auch ferner geschehen. Die alten Mitarbeiter wissen noch, wie ich 1848 mein letztes Silber einschmelzen ließ, um nur keine Arbeiter entlassen zu müssen.“ „Geld — fügte er in einem erläuternden Briefe an die Firma hinzu — war für Wechsel nicht zu haben und da habe ich Löffel, Kannen, Sporen, Medaillen einschmelzen lassen und wie ein Wunder geschah es, daß wir von dem Tage vollauf Arbeit und Geld zur Disposition hatten.“



In der Erinnerung der alten Arbeiter hat wirklich das Ereignis viele Jahrzehnte fortgelebt. In dem dreistöckigen Hause neben dem neuen Schmelzbau, wo der Härtemeister Borgmann seine Werkstatt hatte, wurde das Silber geschmolzen, und lange Jahre danach trug der Raum noch den Namen der Silberkammer, dessen Ursprung wenige kannten. Alfred Krupps Geburtstage waren für ihn oder sein Unternehmen oft kritische Tage gewesen, auch in diesem Jahre war es am 26. April, als Ascherfeld die geschmolzenen Barren zur Einlösung trug. Es war das letztemal, daß ein solcher Schritt nötig war. Krupps eigene Erzählung deutet ja an, daß von dieser Zeit an das über ihm hängende Geschick endlich beschworen schien: „von dem Tage an hatten wir Arbeit vollauf.“

Wie vollzog sich das Wunder?

Es ist wenig Wunderbares dabei gewesen, so wenig wie an dem ganzen Verlauf der Kruppschen Geschichte, die sich wesentlich aus Mühe und Arbeit mit vielen Fehlschlägen und manchen mit Zähigkeit erkämpften Treffern zusammensetzt. In diesem Falle gaben zuerst ein paar Aufträge der Berliner und Utrechter Münze, die nach der großen Geschäftsflaute wieder mit der Arbeit begannen, etwas Beschäftigung, „wir haben hier für Münzen einiges gearbeitet und dadurch die Fabrik im Gange erhalten“, sagt ein Brief nach Paris und ein späterer: „Wer leidet wohl nicht unter den jetzigen Verhältnissen? Man muß nur den Kopf oben behalten [man muß die Ohren steif halten, sagte in schlimmen Lagen der alte Fritz] — mein Bruder in Wien macht statt Löffeln — jetzt Waffen.“ Das hätte auch Alfred gern getan, aber die Aufforderung blieb aus, nie stand die Waffe in Preußen tiefer im Ansehen als in jenen Tagen zwischen dem Berliner März- aufstande und dem Gang nach Olmütz. Selbst die für den Sommer bestimmt versprochene und erhoffte Prüfung der ersten Gußstahlkanone wurde unter der Aufregung der Revolutionstage begraben, was Krupp so verdroß, daß er ernstlich daran dachte, das Geschütz zurückzuziehen, um die Probe anderwärts machen zu lassen. Dazu kam es nun diesmal nicht, die ersehnte Arbeit fand sich auf anderem Wege. Rußland, die Rettung so vieler deutscher Fabrikanten, bot auch Krupp die Hand und hat es noch oft in schwierigen Lagen getan.

„Vor acht Tagen, meldet ein Brief an Hagdorn vom 10. Juni, war ein Bevollmächtigter aus Petersburg hier, der eine Löffelfabrik bestellt hat.“ Das also war das „Wunder“, war die Rettung in zwölfter Stunde, ein Auftrag dieser Art gab der Fabrik Arbeit auf Monate bei gutem Gewinn, er gab auch Sölling das Vertrauen wieder, dessen Hilfe Krupp mehr als je benötigte. Es hat sich noch häufig ereignet, daß der Gußstahlfabrik in fast verzweifeltsten Lagen ein einzelner großer Auftrag Luft verschaffte und gleichzeitig den Anfang einer dauernden Besserung anzeigte, aber nie sind solche Ereignisse vom Himmel gefallen, immer waren sie die späte Frucht langer Vorbereitungen und harter Arbeit. Der Keim der

Petersburger Bestellung lag ein Jahr oder weiter zurück. Sie ging von dem schon genannten „Établissement galvanoplastique“ in Petersburg aus, dessen anonymen Besitzer der an industriellen Gründungen mehrfach beteiligte Herzog von Leuchtenberg war, ein Adoptivnkel Napoleons und Schwiegersohn des russischen Zaren. Lange und vielfach war über das Projekt verhandelt worden, zu dem der Agent des Herzogs die erste Anregung in Paris erhalten hatte; mehrfach waren Beauftragte in Essen und mit Alfred in Brüssel gewesen, wo eine kleine Löffelfabrik seit Jahren arbeitete. Alfred hätte bei größerem Entgegenkommen das Geschäft vielleicht schon früher abschließen können, hatte es aber vorgezogen, die Sache ausreifen zu lassen. Es war seit Berndorf das erste große Ergebnis der Erfindung, auf die er in den letzten mageren Jahren so starke Hoffnungen gesetzt hatte. Besonders nach Paris hatte er in den schlechtesten Tagen immer wieder ermunternde Briefe gerichtet: „Wäre Frankreich nur ruhig und wieder Verkehr — ein brillantes Geschäft würde dann bald gebildet u. zwar jetzt mehr als je zuvor, weil gewiß unendlich viel eingeschmolzene Couverts dann wieder zu ersetzen sein werden. Man muß geduldig abwarten, je schlechter es jetzt noch wird, desto besser wird's nachher.“

So wird das fast schon sinkende Schiff der Kruppschen Unternehmung noch einmal wieder flott. Es klingt und dröhnt in allen Werkstätten, in den Geheimkammern sind wieder Borgmann und Bierhaus an der ängstlich gehüteten Arbeit, und der geschickteste aller Graveure, Gustav Bremme aus Unna, sticht kunstvolle Löffelmuster in die russischen Walzen. Der Dampfhammer reißt wieder fleißig mehrfache Güsse und im neuen Schmelzbau stehen alle Öfen unter Glut. Und nicht nur hier, allenthalben regt sich nach der drückenden Stille zweier Jahre wieder frisches Leben, wie so oft zeigt sich auch diesmal, daß viel mehr die Furcht vor drohenden Ereignissen als die Ereignisse selbst Tätigkeit und Wagemut gelähmt hatten. Noch geht in der Politik alles drüber und drunter, der König schwankt, die Minister wechseln, die wenigen Entschlossenen sind kaltgestellt oder haben sich, wie Bismarck, grollend zurückgezogen, aber auch die Sieger sind unschlüssig, Camphausen tritt nach drei Monaten zurück, Oppositionsmänner wie Vincke ziehen der Tat die Kritik, dem Ministersessel die Bank des Abgeordneten vor, auch Hartort weigert sich und so schaufelt sich die demokratische Bewegung selbst ihr Grab. Während preussische Soldaten die Aufstände in Sachsen und Baden niederwerfen, gerät die heimische Politik, nach Bismarcks Urteil „mit einer Mischung von Leichtfertigkeit und Knauserie geleitet“, immer tiefer in den Sumpf der Abhängigkeit von Österreich und Rußland hinein, Tage der Bitterkeit und Schmach ziehen für jeden Vaterlandsfreund herauf — aber die Geschäfte blühen. Der Verkehr, die Fabriken, der Telegraph breiten sich aus, der Wohlstand steigt. Auch in Berndorf bildet die schlechte achtundvierziger Bilanz den Abschluß der verlustreichen Probe:



jahre, und für Krupp, der dem vormärzlichen Preußen vergeblich seine Waffen angeboten hat, erwächst aus dem erneuten Aufschwung nach den Märztagen ein Arbeitsgebiet, an das er bisher nur flüchtig gedacht hat, die Eisenbahn.

Schon die Jahre 1845 bis 1847 haben mit ihrem regen Austausch der Geister auch die Eisenbahn in den deutschen Landen volkstümlich gemacht, man reist viel und allgemein, man denkt eifrig an neue Linien und benützt die lückenhaften Anfänge eines zukünftigen Netzes für Geschäftszwecke, zum Vergnügen, zur Hochzeitsreise, ja man kommt meilenweit her, um die neuen Dampfwagen zu sehen. Menzels berühmtes Bild der Potsdamer Eisenbahn (1847) zeigt, daß sie schon Künstler begeisterte, und Friedrich Wilhelm IV. gehörte zu den Propheten des rollenden Flügelrads: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf!“ Über den königlichen Empfangsräumen des Potsdamer Bahnhofes aber, wo der König oft im Biererzug vorgefahren kam, wohnte — seltsamer Zufall — als Inspektor der neuen Eisenbahn der Königlich Preussische Hauptmann Balduin Meesen, der wie kein zweiter dazu beigetragen hat, den Kruppschen Gußstahl bei den Eisenbahnen zu empfehlen.

Auch Krupp schickt seine Münzstempel jetzt mit der Eisenbahn nach Berlin und empfängt die ersten Sendungen auf gleichem Wege aus Paris, wenn ihn auch die Frachtkosten erschrecken. Schwerer und schneller werden die Züge und eintretende Unfälle geben zu bedenken, ob wohl hier und da ein besseres Material als das Eisen am Plage sei. Die Zahl der Lokomotivfabriken vermehrt sich, zu Vorsig in Berlin und Reßler in Karlsruhe kommen Maffei in München und Hartmann in Chemnitz, die größeren Eisenbahnverwaltungen entwerfen und bauen in eigenen Werkstätten, und rasch entwickelt sich eine ungeahnte Selbstständigkeit gegen die englischen Vorbilder. Mit den meisten in Betracht kommenden Stellen hat Krupp schon früher durch den Verkauf von Werkzeugstahl angeknüpft. Manche sind zu Kunden geworden, andere halten noch zurück, aber zu vielen hat sich doch langsam ein Verhältnis des Vertrauens entwickelt, das jetzt Früchte trägt. Im Juli werden für die Bonn-Kölner Eisenbahn die ersten Lokomotiv-Kolbenstangen aus Gußstahl geschmiedet, andere gehen nach Nürnberg und noch im gleichen Jahre tritt die Köln-Mindener Bahn, die größte in Deutschland und von Söling, der alle Größen der Verwaltung kennt, fleißig bearbeitet, mit einem Auftrag in Wagenachsen an Krupp heran. Damit erwächst für ihn eine glänzende Verbindung und ein Arbeitsgebiet, das weit über alle früheren hinausreicht. Achsen und Federn für die Eisenbahn werden in den nächsten zehn Jahren sein, was in der Vergangenheit die Gußstahlwalzen gewesen sind.

Das Jahr der Märzrevolution geht zu Ende. Es hat auf Krupps Scheitel manches noch blonde Haar gebleicht, aber es scheidet freundlicher, als es begonnen. Herr der Fabrik ist er geworden — um den Preis neuer Kämpfe und Sorgen.

Der jüngste Bruder hat sich grollend entfernt, er wird zurückkehren, wenn seine ersten selbstbewußten Pläne gescheitert sind. Eine Braut hat Alfred verloren, aber einen Freund hat er gewonnen, dessen Zuneigung ihm lebenslänglich bleibt, Gustav Fürst in Berlin. Die erste Anknüpfung ist in diesem wie in vielen Fällen geschäftlicher Art gewesen. Schon 1847, als Verhandlungen über eine Löffelfabrik in Warschau schwebten, wollte der „junge Fürst aus Berlin, Associé der Firma Henniger u. Co. in Warschau“, nach Essen kommen, um sich das Walzen anzusehen. Er kam aber nicht. Im folgenden Jahr wollte Krupp der Firma Fürst u. Co. in Berlin, die aus der alten Firma Henniger u. Co. hervorgegangen war und mit Henniger an der Spitze der Berliner Neusilberindustrie stand, ein Löffelwalzwerk verkaufen. Die Verhandlungen standen aussichtsvoll und scheiterten nur infolge des Eintritts der Märzunruhen. Als sie Fürst im Sommer wieder aufnahm, hatte sich Krupp für Deutschland nach anderer Seite gebunden und konnte für den Augenblick nichts zusagen. „Wären Sie nur früher, als ich Ihnen liefern konnte und wollte, nicht so ängstlich gewesen!“ Schon dieser Brief aus dem August 1848 schließt mit der Bitte, ihm wegen dieser erzwungenen Absage seine Freundschaft nicht zu entziehen. Es war eine wirkliche, rasch entstandene Neigung, die die beiden Männer verknüpfte, wie sich Krupp in der Regel schnell, oft auf den ersten Blick, für oder gegen einen Menschen entschied. In der Familie Fürsts, vor allem von dem betagten Vater Gustavs, dem Senior der Firma, war er bei seinem ersten Besuche so herzlich wie einst bei Henniger aufgenommen worden, als er um die Weihnachtszeit des vorigen Jahres in unerquicklichen Geschäften in Berlin weilte, und solche auf seinen Reisen erfahrene Freundlichkeiten vergaß er nicht leicht.

Das erwähnte Geschäft kam vor Ablauf des Jahres doch noch zustande und brachte ernente, willkommene Arbeit ins Haus. Freilich, es ist Qualitäts-, nicht Massenarbeit, die Fabrik geht mit nicht mehr Arbeitern aus dem verhängnisvollen Jahre, als sie bei seinem Beginn zählte, immerhin sind die zuverlässigen und tüchtigen dem Werk erhalten. Im ganzen ist es doch bis ans Ende dieses Jahres und dieses ganzen Geschäftsabschnittes Krupps eigenste Erfindung, sind es die Gußstahlwalzen gewesen, die ihm und seiner kleinen Gemeinde das Durchkommen ermöglicht haben. Gegen 570000 Taler hat Krupp in den zweiundzwanzig Jahren seiner Tätigkeit in harter Arbeit umgesetzt, fast drei Viertel davon auf jenem Sondergebiet, das er sich geschaffen hatte und ganz beherrschte. Das Vaterland hat ihm wenig zu verdienen gegeben, weit über die Hälfte seiner Erzeugnisse sind über die Grenzen der Vereinsländer gegangen. Er hatte wohl recht, wenn er sagte, die Existenz seiner Fabrik habe er im Auslande gründen müssen, der preussische Staat habe nichts für ihn getan. In der Stunde drohenden Zusammenbruchs aber hielt er diesem Staat und seinem König die Treue.



Krupp und 1848! Es liegt doch etwas wie der Auftakt eines großen Kampfes in dieser Gegenüberstellung. War nicht, was in diesem Jahre in Essen geschah, wie ein Programm, wie die Lösung zu einem vierzigjährigen Ringen zwischen dem tiefen Ernst des wahren sozialen Gedankens und den leichten Phrasen verantwortungsloser Menschheitsbeglückung?

1848! Von London dringt aus dem Marxschen Manifest die aufpeitschende Fanfare des Klassenkampfes herüber: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! In Paris reißen Arbeiter und Studenten Schulter an Schulter die Stützen eines morschen Thrones nieder; in Berlin reichen sich Bildung und Proletariat die Hände zu einem mißverstandenen Bunde, den keins von beiden halten kann — und in der kleinen Landstadt Essen tritt der Mann, dessen Lebenswerk vierzig Jahre hindurch der Aufbau eines Blocks gegen den Umsturzgedanken ist, als Eigner an die Spitze seiner Fabrik. In Preußen, im Rheinland reißt das Feuer des Freiheitsgedankens die besten Köpfe mit sich fort, die Camphausen, die Vincke, Mevissen und ihre Freunde treten an die Spitze einer Bewegung, deren Ausmaß und Ende niemand absehen kann. In Dresden verteilt Richard Wagner, der Künstler, die roten Plakate der Revolution, aus Berlin ruft Werner Siemens, der Offizier, seinem Londoner Bruder den „ersten Gruß aus freiem Lande“ zu: „Gott! welche Änderung in zwei Tagen!“ Von Krupp in Essen ist kein ähnliches Wort bekannt.

Ging ihn die ganze Bewegung nichts an? War er ganz und gar unpolitisch, wie er — gleich Bismarck — ganz unkünstlerisch war? Hätte er Goethes schönes Epigramm gegen den Umsturz gekannt, er hätte wahrscheinlich mit ihm gesagt: „Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:

Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.

Willst du viele befreien, so wag es, vielen zu dienen!“

Da er es jedenfalls nicht kannte, drückte er sich in einfacheren Worten aus. Er sagte von den Freiheitsaposteln zu seinen Leuten: „Sie können gut reden, aber seht einmal nach, wie es bei solchen Leuten in der Familie aussieht.“ Er, besser als Marx, Engels und Lassalle, kannte die Arbeiter und wußte, daß der Weg zu ihrem Aufstieg über Arbeit und Erziehung, nicht über „Freiheit und Gleichheit“ geht, im Umsturz der Ordnung und Autorität aber sah er den gewissen Untergang. Fortschritt bedeutete ihm Ausbreitung und Vertiefung der Arbeit, Segen der Arbeit das gemeine Wohl, Fortschritt als Parteiprogramm war ihm in der Seele zuwider. Und so ging er am Tage der Revolution ruhig und still den Weg, den er bis zu seinem Tode unbeirrt weitergegangen ist, den Weg der Fürsorge für die „Gutgesinnten“, den Weg rücksichtsloser Ausschaltung gegen die Heßer und ihre Blindgläubigen. — Beim Ausbruch der Revolution arbeitet für die Gußstahlfabrik noch ein einziger von jenen Sieben, mit denen Alfred Krupp beim Tode seines

Vaters in Reih und Glied am Feuer stand, der Schmied Marre, ein kleiner, eigensinniger, jetzt schon betagter Mann, der zuletzt, wie es scheint, in seiner eigenen Werkstatt Schmiedearbeiten für die Fabrik anzufertigen pflegte. Gerade er gehörte zu den wenigen, die bei den ersten Anzeichen der Unruhe zu Auffässigkeit und Forderungen neigten. Solch Tun nahm Krupp persönlich, nahm er als Treubruch, aber auch als Gefahr, und ohne Besinnen gab er dem Alten den Laufpaß. In einem nüchternen Erlaß vom 12. März erhielt Marre mit dem Lohn für zwei Wochen die fristlose Entlassung. Auch der Schlosser Hülsmann, ein geschickter Arbeiter und fähiger Kopf, mußte gehen, frist- und bedingungslos. Über Marre bestimmte Krupp: „In keinem Falle wird ihm künftig unter irgend einer anderen Bedingung wieder Arbeit gegeben, als wenn er sich dazu verstehen wird, Lohgerberwerkzeuge in Stücklohn (nicht in Tagelohn) zu schmieden.“ So schied sich Krupp von dem letzten der alten Freunde, die seine Knabentage noch gesehen hatten, so aber richtete er auch ein sichtbares Zeichen zwischen sich und denen auf, die ihm auf seinem Wege nicht folgen wollten oder konnten.



### III. Der Herr

1849 bis 1859

#### Morgenröte

„Je schlechter es jetzt noch wird, desto besser wird es nachher“, im Grunde hat dieses Wort, mit dem Alfred Krupp in trüber Zeit sich selbst vielleicht noch mehr als andere zu trösten suchte, für ihn lebenslänglich die Bedeutung eines Wahlspruchs gehabt. Es war ja ganz im Sinn jenes andern Sinnspruchs, der an sichtbarer Stelle im Kontor seiner Fabrik lange gehangen hat: „Geld verloren, wenig verloren, Ehre verloren, viel verloren, Mut verloren, alles verloren.“ Jergendwann haben ja alle jene Führernaturen des Eisens und der Kohle, die den Gang der deutschen Wirtschaft seit 1850 bestimmten, mit zusammengebißnen Zähnen vor unübersteigbaren Schranken gestanden und sich in ihrem Herzen eine Devise geformt, die der obigen mehr oder weniger glich — oder derjenigen Kirdorfs: Ich komme durch, durch komm' ich doch!

Krupp hat sich mit seinem Wahlspruch selten, im vorliegenden Falle ganz gewiß nicht getäuscht. Den Jahren der Not folgten wirklich Jahre der Ernte, und der Aufschwung von 1849, nach denen von 1834 und 1841 der dritte und stärkste in der Entwicklung der Fabrik, leitete eine ganze Reihe von Erfolgen ein. Was war es, was Krupp, den Sölling oft des blindgläubigen Optimismus zieh und der wirklich für nahende Krisen des Blicks ermangelte, diesen sicheren Instinkt der besseren Zukunft gab? Ohne Zweifel besaß er, wenn irgendeiner, alle fortreisenden Eigenschaften jenes großen Gründergeschlechts, das die zweite Hälfte des Jahrhunderts der Arbeit erfüllte und mit seinem fortreisenden Schwung zuerst den fünfziger, dann den siebziger und endlich den neunziger Jahren ihre Prägung gab. Den klaren Blick für den Zusammenhang der wirtschaftlichen Dinge, den Reichtum rasch geweckter Gedankenketten, die nervöse Reizsamkeit, die auf geistige Eindrücke mit dem Zwange der ausgelösten Tat antwortet, die Begeisterung für ein fernes Ziel, die mit der Stoßkraft mächtigen Willens maßhaltende Besinnung eint — gewiß, er hatte das alles und teilte es mit vielen seiner Berufsgenossen. Aber er hatte doch mehr als die meisten. Seine Kraft und Zähigkeit des Durchhaltens, wenn die vielen sich beugten, des Alleinstehens, wenn die Masse sich sammendrängte, entsprang wesentlich wohl



Bertha Eichhoff, spätere Frau Alfred Krupp, gez. 1852 von Henry Nitter  
gelegentlich ihres Besuches bei seiner Familie in Seeligenthal a. d. Sieg





der Lauterkeit seines Wollens, das für sich selbst das wenigste begehrte. Seine Zuversicht aber, das Ziel zu erreichen, ruhte vor allem auf den Grundmauern einer ungewöhnlich praktischen Natur. Wie in diesem Mann, der seiner Lebensarbeit weltweite Ziele steckte und doch im Privatleben eigentlich Philister war, die Pole immer dicht aneinanderlagen, so stieg auch sein Glaube an sich und seinen Stern aus der Tiefe nüchternster Lebenserfahrungen empor. Er war Arbeiter unter Arbeitern gewesen, er war es noch, wenn es not tat, er trat nur schrittweise und langsam aus der Enge kleinbürgerlicher Existenz in die breitere Lebensführung hinaus, die sein Stand forderte, und er hatte nichts aus der Vergangenheit vergessen. Er hatte, wie Friedrich der Große, wie Napoleon und Wellington die Gabe, die größten Dinge auf die kleinste Formel zu bringen, und wenn er mitten in den Revolutionstagen an das eingeschmolzene Tischgerät ängstlicher Bürger und das den Münzen zufließende Silber denkt, das bald sein Stahl wieder walzen und prägen wird, so bohrt sich auch später sein durchdringender Blick noch oft bei großen Ereignissen tief ins Menschlich-Jrdische hinein. Denn diesem Gräbler, der Menschentum und Menschengedanken in sich formt und verarbeitet, wie seine Ziegel und Werkzeuge den Stahl, ihm wird alles Erleben geistige Nahrung, wie ihm jeder Erfolg Keimzelle weiteren Wollens wird.

Eins hat er nach seiner Besitzübernahme noch zu tun, um das Werk als sein eigen zu betrachten. Er will es mit seinem Geiste, mit dem Geiste der Arbeit, der Ordnung, der Treue erfüllen. Die erste gedruckte Arbeitsordnung der Gußstahlfabrik stammt aus dem Jahre 1841, als Krupp noch allein Leiter und Ordner war. Auf den Pfeilern der Meisterschaft und der Verantwortung errichtet er nunmehr eine neue Fabrikordnung. Schmelzbau, Herd- und Hammer-schmiede, Drechselei und Schlosserei sind die Hauptbetriebe der Fabrik, die bewährtesten Arbeiter sollen von nun an als Meister walten. Unter Ascherfelds Leitung sollen sie für Ordnung, Fleiß, Leistung verantwortlich sein. Conrad Neh an den Dampfhämmern und Stründ in der Herdschmiede, Hagewiesche der Jüngere in der Bellevue, wo die Schlosser arbeiten, und Schürmann in der Drechselei, der ehrliche Bierhaus endlich in der Walzenschleiferei sind Alfred Krupps erste namentlich genannte Meister; im Schmelzbau waltet Ascherfeld selbst. „Kein Bankarbeiter verläßt seine Arbeit, um im Hammer oder sonst wo was aufzugeben. Conrad und Stründ geben Niemandem Stahl als was die Meister bestellen. Das Herumlaufen aus der Bellevue und Drechselei hört gänzlich auf . . . wer mit diesen Bestimmungen nicht zufrieden ist, kann sich entfernen.“

Krupps Glaube an die Zukunft wird rasch bestätigt, seit langer Zeit sind nicht so eilig Münz- und Lahnwalzen, Werkzeuge und Stempel verlangt. Die Berliner Münze gibt Bestellungen von erstaunlichem Umfang, vor zehn Jahren hätte ihn das glücklich gemacht, jetzt geht es unter anderem hin. Aus Paris, London,



Brüssel, Warschau kommen Aufträge, die Königlich Bayerische Gewehrfabrik in Amberg bestellt ein paar hundert Kürasse. Aber das alles war schon früher da, wichtiger sind ihm die beginnenden Aufträge der Eisenbahn, hier tagt das Morgenrot einer größeren Zukunft. Die Köln-Mindener Bahn macht den Anfang, auch Privatfirmen wie Reiffert in Bockenheim, Wöhlert und Pflug in Berlin geben Aufträge in Wagenachsen und Federn, nicht groß, aber verheißungsvoll. Schon wagt man es hier und da, Gußstahl für die Laufachsen zu nehmen, da die Haltbarkeit der eisernen nicht mehr genügt. Frohlockend berichtet Sölling einem einflußreichen Freunde: „Hr. Vorsig in Berlin hat kürzlich auch eine Anzahl Locomotiv-Axen von Gußstahl bei Krupp beordert, ebenso bekommt jetzt die Köln-Mindener Bahn wieder eine neue Parthie für Waggons und Locomotife. Auch liefert er jetzt den Federstahl für diese Bahn und hat man den englischen wie es scheint ganz beseitigt.“

Der ewig Ängstliche ist wirklich einmal gutes Mutes. Er sieht den allgemeinen Aufstieg, er kennt die in Eisenbahnkreisen erwachende Stimmung für den Gußstahl und für Krupp, die mit jedem Bruch älterer Werkstoffe sich verstärkt, und er sieht die Aufträge in greifbarer Nähe. Jetzt drängt er nur noch, sich der Beteiligung an der Berndorfer Fabrik zu entschlagen, wozu die Gelegenheit günstig ist, solange auch dort die Geschäfte blühen. Alfred Krupp fügt sich und bietet seinem Bruder Hermann an, die Beteiligung der Firma an der Metallwarenfabrik auf seine eigene Person zu übernehmen.

Inzwischen ist Krupp — im Mai und Juni 1849 — in Berlin tätig. Das preussische Patent auf die Gußstahlkanone, Besuche im Kriegsministerium, bei den Eisenbahnverwaltungen, bei Vorsig, Wöhlert, Hoppe geben ihm Arbeit in Fülle. Vor allem hatte er sich vorgenommen, endlich die Prüfung der vor zwei Jahren abgelieferten Kanone jetzt durchzusetzen. Das Rohr war in Spandau fertiggestellt worden, dann aber liegengeblieben. Krupp hatte das so verdrossen, daß er schon im Herbst 1848 in unwirscher Stimmung an das Allgemeine Kriegsdepartement schrieb: „Übrigens beabsichtige ich nicht ferner zudringlich zu sein, da die wieder erlangte volle Beschäftigung meiner Fabrik keine Veranlassung bietet, jetzt um Bestellungen mich zu bewerben, die keinen Gewinn versprechen.“ Man nahm ihm das ebensowenig übel, wie man auf seine früheren Bitten um Beschäftigung reagiert hatte. Man teilte ihm auf seine erneuten Vorstellungen die Fertigstellung der Kanone für den Versuch mit und forderte ihn sogar zur Teilnahme an dem Probeschießen auf. Das wollte an sich nicht viel sagen, Krupp lernte erst nach und nach die ganze Stufenleiter behördlicher Ausdrucksmittel kennen. Von einem der Unterzeichner jener Einladung sagte er später: „Der Hauptmann von Kunowski [Dezernent in der Artillerie-Abteilung des Allgemeinen Kriegsdepartements] hat eigentlich mit dem freundlichsten Hohn mich

immer empfangen und die Treppe hinunter cajolirt.“ Das war kein persönliches Übelwollen, es galt dem lästigen Außenseiter überhaupt, der sich in Dinge mischte, die ihn „gar nichts angingen“. Jedenfalls erreichte Krupp diesmal, was er erreichen wollte. Das in einen Gußeisenmantel mit Schildzapfen eingelassene Rohr wurde nach dem Tegeler Schießplatz gebracht und in eine Feldblafette behelfsmäßig eingelegt. Es hatte nur die halbe Wandstärke eines normalen Bronzerohres. Der Schießversuch begann am 2. Juni. Normales, dann andauerndes Schnellfeuer bewirkte keine merkbare Veränderung der Seele. Man stellte den Versuch ein in der Absicht, die Fortsetzung und den Sprengversuch vorzunehmen, wenn ein zweites von der Bochumer Gußstahlfabrik in Aussicht gestelltes Feldgeschütz eingetroffen wäre. Dagegen erhob Krupp in mündlicher Vorstellung entschieden Einspruch. Er bedürfe endlich Klarheit über den Ausgang der Versuche und Gewißheit über die Eignung des Metalls und bitte um rascheste Beendigung der Probe. Dem wurde entsprochen und schon in den nächsten Tagen der Versuch fortgesetzt, zum Glück für die Abwicklung der Sache, denn die Lieferung der ersten Bochumer Kanone zog sich noch sehr lange hin.

Das Kruppsche Rohr bewies sich auch am zweiten Versuchstage für die stärksten Proben unverwundbar, Ladungen mit beliebig vielen Kugeln und Kartätschen hinterließen keine meßbaren Eindrücke in der Seele. Krupp selbst hat über den gewaltsamen Abschluß der Probe keine Äußerung hinterlassen, ihr vielleicht gar nicht beigemohnt, um so lebendiger schildert der Bericht des damals zur Artillerie-Prüfungskommission kommandierten Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen die gewaltsame Zerstörung der ersten Kruppschen Kanone. „... Mich interessierte — schreibt Hohenlohe in seinen Lebenserinnerungen — von allem, was ich in den wenigen Monaten [bei der Artillerie-Prüfungskommission] erlebte, nur Eins, und an diesem Einen entstand das Interesse doch erst später. Ich führte den ersten Versuch mit einem aus Gußstahl gefertigten, von dem damals noch recht unbekannten Krupp gelieferten zpfündigen Rohre aus, welcher Versuch die Grundlage der Konstruktion unserer gezogenen Geschütze bildete. Nachdem das Rohr die nöthige Haltbarkeit gezeigt hatte, sollte es gesprengt werden, damit man sehen konnte, wie sich das neuerfundene Material beim Sprengen verhielt. Bei diesem Sprengversuch fehlte wenig, daß wir ums Leben gekommen wären. Mit jedem Schuß wurde die Pulverladung vermehrt. Zur Sicherung wurde das Rohr in eine Grube gelegt und, nachdem alle Anwesenden in einen bombenfesten Schutzraum getreten waren, der Schuß mittelst eines langsamen Leitfeuers abgeschossen. Schon hatte das Rohr einen Schuß ausgehalten, bei dem das Pulver fast bis zur Mündung reichte. Das Rohr war durch den Rückstoß aus der Grube heraus rückwärts bis zwanzig Schritt weit in den Wald geschleudert.



Die Gelehrten waren der Meinung, nun könne das Rohr nicht gesprengt werden, denn ein Mehr von Pulver würde eher herausgeschossen, als es in Brand gerathe, könne also die Gewalt des Schusses nicht vermehren. Dennoch wurde auch dieser letzte Schuß abgefeuert, um dem vorher für den Versuch aufgestellten Schema zu genügen. Wir traten in den Sicherheitsstand, die Explosion erfolgte und wir traten wieder heraus, sicher, keine Veränderung zu finden, denn der Knall unterschied sich in nichts von dem Vorhergehenden. Wir kamen an die Sprenggrube, aber unser Kanonenrohr war spurlos verschwunden. Auch rückwärts lag es nicht, wo es vorher gelegen hatte. Mit einem Male hörten wir ein Geräusch in der Luft. Der Major Leichert faßte mich krampfhaft am Arm und sagte: „Hörchen Sie.“ Ich sagte: „Das sind wilde Enten.“ — „Bewahre!“ sagte er. Das Säusen wurde stärker und bald fiel ein Regen von Eisenstücken um uns herum aus der Luft herab. Ein Stück von dreißig bis vierzig Pfund Schwere fuhr zwei Schritt von Major Leichert und mir zwei bis drei Fuß tief in die Erde. Von den Kanonieren und Offizieren wurde aber wunderbarer Weise Niemand verletzt. Das Geschützrohr war gesprungen. Es hatte vierhundertfünzig Pfund gewogen. Die wiedergefundenen Stücke wogen aber zusammen nicht viel über hundertfünzig Pfund. — Später hat es mir viel Spaß gemacht, sagen zu können, daß ich das erste Gußstahlrohr von Krupp probirt und gesprengt habe . . .“

In der Prüfungskommission erregte dieser Versuch trotz ihrer damals notorischen Rückständigkeit (Hohenlohe nannte sie die verlachteste Behörde ihrer Zeit) Aufsehen, und auch in die Berliner Presse fand das Ereignis schnell und auf geheimnisvolle Weise den Weg. Die Vossische Zeitung, die den ersten Bericht darüber brachte, ließ die Vorzüge des Gußstahls im ganzen gelten, hob aber, augenscheinlich von einem Anhänger der bronzenen Geschützrohre beeinflusst, über Gebühr den Materialwert abgenutzter Bronzekanonen hervor, während ein Gußstahlrohr nach seinem Verbrauch sozusagen wertlos sei. Krupp erhielt das Referat durch Fürst und beauftragte den Freund mit der sofortigen Einrückung einer geharnischten Entgegnung in der Berliner Presse, „nicht am Ende unter den Annoncen, sondern lassen Sie dieselbe vorne erster Klasse fahren!“ Neben dem Arger über die vorzeitige Veröffentlichung — er hatte noch nicht einmal das preussische Patent — und den absprechenden Unterton des Berichts gewann bald sein Humor die Oberhand. „Die Rücksicht und das Gewicht, welche der übelwollende Referent darauf legt, daß ein bronzenes Geschütz nach geschehener, wenn auch baldiger Ausnutzung, mehr Werth haben soll und wirklich wohl hat als die meinigen von Gußstahl, ist bei einem sicher so großen Unterschiede in der Ausdauer sehr spaßig. Der Mensch kann nicht sehr intelligent sein, sonst würde er es an sich selbst abnehmen, daß Er lebend und wirkend mehr werth ist als 1000 Cadaver, daß der Werth alles Edleren in seinem Wirken und Schaffen besteht, daß man bei

einer Maschine nicht fragt „was ist sie werth wenn sie kaputt ist, sondern was und wie viel und wie gut und wie lange schafft sie?“ Das müßte ihm einfallen, die Canone ist eine Maschine. Der Mensch muß ein Mehger sein, der natürlich seine ganze Erndte in dem Cadaver sucht.“

Erst ein Vierteljahr nach der Probe erhielt er endlich das Versuchsprotokoll, in dem unumwunden zugegeben wurde, die Ergebnisse hätten „in dem Gußstahl des geprüften Rohres ein Material erkennen lassen, welches durch Zähigkeit und Härte jedes andere bisher bekannte und in Geschützrohren versuchte oder legirte Metall übertrifft“. Dagegen wurden die Kosten der Gußstahlkanone für ein unübersteigbares Hindernis ihrer Einführung erklärt, um so mehr, als „das Bedürfnis einer Verbesserung unserer leichten Geschütze und namentlich unserer Feldgeschütze, fast gar nicht vorhanden ist und nur schweren Rohren von Bronze eine längere Dauer, den eisernen aber eine zuverlässigere Haltbarkeit zu wünschen sein möchte“. Unter diesen Umständen, schloß der Bericht, könne die sonst so nützliche Darstellung und Verarbeitung des Gußstahls für die Artillerie vorläufig nur „ein Gegenstand allgemeinen Interesses“ bleiben. Das Allgemeine Kriegsdepartement schloß sich diesem Standpunkt an: „Wir können Sie daher nicht aufmuntern, die Versuche fortzusetzen [Krupp hatte ein Sechspfünderrohr für den zweiten Versuch angeboten] wenn Sie nicht im Voraus absehen, daß es Ihnen gelingen wird, das aus der großen Kostbarkeit entspringende Hindernis für die Einführung derartiger Rohre zu beseitigen . . . Außerdem können keine Kosten auf Versuche verwendet werden, die voraussichtlich für die Praxis keinen Erfolg haben.“ Das wurde geschrieben, als die Frage der Leistungssteigerung und die Versuche mit gezogenen Rohren vor der Thür standen. So drückten eingefeischter Fiskalismus und die schwere Faust des Finanzministers in Preußen die Fortschritte selbst im Waffenwesen nieder, und das blieb der preussischen Verwaltung noch lange. Immer wieder beugten sich selbst die weiter denkenden Minister, beugte sich der König der Engherzigkeit des Finanzministers, vergeblich rief 1852 der Geheimrat Gähler dem Ministerpräsidenten von Manteuffel zu, er möge unter allen Umständen den Verkauf der Nordseeflotte an Oesterreich verhindern: „Ich beschwöre Sie, Excellenz, hier einmal schnell und ohne den Finanzminister zu handeln. Es ist Gefahr im Verzuge!“ Und doch wurde die Flotte durch Hannibal Fischer verkauft. Was war es weiter als die von Bismarck gerügte „Mischung von Knauserei und Leichtfertigkeit“? Von diesem Fiskalismus, dieser engherzigen Beurteilung hoher Dinge nach Pfennigen konnte Alfred Krupp ein Lied singen. Er war auch auf diese Ablehnung gefaßt. Er wußte, daß dem Ziegelstahl auf allen Gebieten nur die gesteigerte Leistung, die Unmöglichkeit mit den älteren Mitteln auszukommen die Tore geöffnet hatten. Das mußte in der Artillerie eines Tages kommen, wie es im Eisen:



bahnwesen, im Maschinenbau, bei den Walzen gekommen war. Aber diesmal war er nicht gesonnen, so lange zu warten; wenn die artilleristischen Instanzen auf ihn und auf die Ergebnisse des Versuchs nichts gaben, so hoffte er sie von höherer Stelle aus zu überzeugen. Sein nächstes Geschütz sollte dem König von Preußen gewidmet werden.

Den, wie üblich leidend, aus Berlin Zurückkehrenden erwarteten angenehmere Nachrichten, als er sie nach längerer Abwesenheit gewohnt war. Die Verhandlungen mit der Berndorfer Metallwarenfabrik nahmen den erwünschten Verlauf. Hermann Krupp, durch seine Heirat mit Maria Baum in den Stand gesetzt, sich an der Gründung finanziell zu beteiligen, trat durch einen Vertrag in die Rechte der Firma gegenüber der Berndorfer Fabrik ein. Es war ein gewisser Ausgleich für Alfreds Übernahme der Gußstahlfabrik, und Hermanns Stellung in Berndorf entwickelte sich rasch und glänzend, während sein Bruder noch viele Jahre mit Sorgen und Schwierigkeiten rang.

Die zweite angenehme Nachricht, die Alfred bei der Rückkehr von Berlin erwartete, war eine namhafte Bestellung von großen Walzen aus Philadelphia, von seinem früheren Pariser Vertreter Hagdorn vermittelt. Es waren ungewöhnlich schwere Güsse aus dreizehn Tiegeln erforderlich, die zum Durchschmieden wieder, zu Krupps Kummer und Verdruß, an die Dampfhämmer der Gutehoffnungshütte gefahren werden mußten, ein teures und zeitraubendes Geschäft. Bei Arbeiten von besonderer Bedeutung ritt Krupp selbst mit hinüber, stets mußte Conrad Reh dabei sein, sein bester Hammerschmied aus jener Zeit, unter dessen Augen die späteren Meister in ihre Kunst hineingewachsen sind. Für Krupp muß es immer ein bitteres Gefühl gewesen sein, die damals gewaltigen Hämmer von Jacobi, Haniel und Hunsen an der Arbeit zu sehen und zu denken, wie glücklich ihn ein einziger davon machen würde, den ihm Söllings Engherzigkeit noch immer versagte. Drei große Dampfhämmer arbeiteten auf der Gutehoffnungshütte Tag und Nacht, abwechselnd geführt von einem englischen Meister und einem der besten westfälischen Hammerschmiede, dessen Sohn später Krupps großes Hammerwerk geleitet hat. Auch hier war die neue Zeit bemerkbar, nach mageren Jahren hatte der Weltverkehr auch hier eine Zeit reicher Ernte gebracht. Geschweißte „Bündelachsen“ für Schiffe und Lokomotiven, schwere Lagerböcke und Kurbeln wurden ununterbrochen geschmiedet, man hatte Mühe, das Tagewerk zu bewältigen. Trotzdem wurde Krupp nicht mehr scheel und mitleidig angesehen, seine Aufträge waren zuzeiten bedeutend und die Leiter der Gutehoffnungshütte, besonders Lueg, wußten sein technisches Genie zu würdigen. Wenn auf eisernen Karren, von dampfenden Säulen gezogen und sorgsam in Asche verpackt, seine dunkelglühenden Gußstahlblöcke in die Oberhausener Schmiede rollten, brachte man sie rasch in den bereitstehenden Ofen oder in ein vorher auf dem Boden entfachtes

Feuer und Conrad Reh wachte mit Aufmerksamkeit über die richtige kirschrote Glut. Nur die Schmiede hatten Krupps Stahlgüsse ungern unter den Hämmern. Sie kannten ihre Härte und hatten Respekt vor dem Ziegelstahl, froh, wenn sie mit unversehrten Hammersätteln die Arbeit bezwangen.

Bei Krupp geht inzwischen die Federnfabrikation in kleinem, das Küraschmieden in größerem Umfange fort, nachdem auf die bayrische Bestellung eine preussische gefolgt ist. Er kann mit dem Ergebnis des Jahres zufrieden sein. Es hat ihm wieder den festen Boden unter den Füßen gegeben, der ihm zu entgleiten drohte, es hat die Zahl der Arbeiter wieder auf den Stand der besten Zeit gehoben, es hat ihm endlich sein erstes preussisches Patent gebracht, den sechs-jährigen Schutz der Gußstahlskanone. Den Hauptumschwung aber brachte die Eisenbahn.

Seit ihren Anfängen auf deutschem Boden hatte sie noch keine Zeit solcher Umwälzung gehabt wie gegenwärtig. Der Ausbau nahm stürmisches Tempo an, die Herstellung von Wagen und Lokomotiven konnte dem Bedarf kaum folgen, der wachsende Betrieb stellte harte Ansprüche an das Material und jeder Unfall setzte Fachwelt und Öffentlichkeit in Bewegung. Das ist die Atmosphäre, die Fortschritte weckt. Auf den ersten Eisenbahntongressen in Berlin und Wien wurden die technischen Fragen eifriger als die der Verwaltung erörtert. Die besten Ingenieure sannan der Verbesserung des Verkehrs nach, die Eisenbahnschienen wurden in raschen Schlägen entwickelt und 1849 erfand Daalen, einer der glänzendsten Köpfe der westfälischen Industrie, durch seine geschweißten Achsen schon allen Eisenbahnverwaltungen bekannt, eine Radreifenwalzmaschine, um zähere Reifen oder Bandagen zu schweißen. Das war ein wesentlicher Fortschritt der Herstellung, freilich blieb das Material das alte, das unter den wachsenden Lasten immer häufiger brach. Nächst den Reifen und Schienen forderten die Achsen und Federn die Kritik heraus. Noch lagen unter den meisten Wagen die langen englischen Bogenfedern, aus der Zeit des Kutschwagens entlehnt, deutsche Fabriken machten den Engländern starken Wettbewerb und eroberten sich rasch einen beträchtlichen Markt. Am häufigsten waren die Achsbrüche. Das beste waren immer noch die aus Paketen geschweißten Bündelachsen, wegen ihrer Dauer beliebt, aber schwer von Gewicht. Die Frage der Gußstahlabachsen, ihre Form und Stärke, ob sie gehärtet oder ungehärtet dauerhafter sind, bewegte die Technik und fand in den Fabriken, bei den Eisenbahnern, den Sachverständigen des Handelsministeriums und der Patentkommission verschiedene Beurteilung. Als 1850 die Versammlung deutscher Eisenbahntechniker ihre ersten technischen Grundzüge ausarbeitete, konnte sie nur die bereits veraltenden Bündelachsen empfehlen, über die Stahlabachsen „lägen noch keine Erfahrungen vor“. Aber schon arbeitete in Dortmund ein Einzelner, ein Mann von der ganzen Gründlichkeit der altpreussischen Beamten, niemals



müde, knorrig und grob, scharfsinnig und vorurteilsfrei, an den Grundlagen für die Technik der Eisenbahnachsen, die die Fachwelt vermißte. Dieser Mann, der in den folgenden Jahren, langsam und widerstrebend überzeugt, einer der treuesten Anhänger des Kruppschen Stahls werden sollte, war der Vorsteher in den Wagenerwerkstätten der Cöln-Mindener Eisenbahn, Balduin Reesen. In seiner früheren Stellung an der Potsdamer Bahn, die der König oft benutzte und die deshalb sorgfältigster Überwachung unterlag, hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, die Ursachen der Unfälle, besonders die Achsbrüche, zu untersuchen und zu registrieren. Seine Sammlung von Achsfenkelbrüchen, damals die häufigste und gefährlichste Art von Eisenbahnunfällen, machte ihn bald als Autorität bekannt. Dann berief ihn die „Cöln-Mindener“ in ihren viel größeren Betrieb und die Prüfung und Abnahme bei ihren großen Bestellungen brachte ihn mit allen Herstellern von Eisenbahnbedarf in Berührung; bei wichtigen Proben fehlte er selten. So lernte er Krupp kennen und verwandte Züge, offenes Wesen, sachliches Urtheil brachte beide Männer einander näher. Reesen hat als einer der ersten Fachleute die unbedingte Überlegenheit des Kruppschen Gußstahls öffentlich und mit dem Gewicht des Fachmanns anerkannt.

Der Wagenpark der Cöln-Mindener Eisenbahn war hinter dem plötzlichen Anwachsen des Verkehrs zurückgeblieben. Eine große Bestellung in Federn und Achsen stand im Herbst 1849 bevor. Sölling hatte Freunde in der Direktion, sein Schwager Heuser saß im Verwaltungsrate und beide taten das Mögliche für Krupp. Trotzdem fiel die Entscheidung, die erste von ausschlaggebender Bedeutung, nicht leicht. Die „Cöln-Mindener“ war von allen deutschen Bahnen nicht nur die wichtigste — ihre Lage bestimmte sie von Anfang an zur Pulsader zwischen dem Westen und den alten preussischen Provinzen —, sondern auch die kapitalstärkste und bestverwaltete. In ihrer Leitung saßen Männer von wirtschaftlicher Erfahrung und weitreichendem Blick. Man erprobte alles Gebotene, verglich scharf und ging dann in großen Zügen und für damalige Verhältnisse fast verzwegen vor.

Krupp glaubte des Erfolges sicher zu sein, Sölling urtheilte vorsichtiger. Krupps Achsen und Federn waren freilich bei der „Cöln-Mindener“ erprobt, ihre Überlegenheit stand außer Zweifel, aber seine Preise schreckten ab. Die Angebote der Konkurrenz waren groß und wesentlich billiger; für die Patentachsen von Daalen wurde fünf Jahre garantiert. In der Federnfabrikation hatte die Hagener Gußstahlfabrik von Friedr. Huth einen guten Ruf und alte Erfahrung.

Der entscheidende Tag war am 8. November, eilig und glücklich erstattete Sölling Bericht. Die Federn für fünfhundert neue Wagen sind Krupp zugewiesen, von den Achsen nur ein Drittel und die bedingungsweise; Hörde mit seinen billigen Preisen und ein unfairer Streich, der Krupp von seinen Berliner Rivalen



Etiquen Alfred Grupp's betr. das Verhältniss von Schienenföhrern (Anfang 1850er Jahre)





gespielt worden ist, haben doch einen und den andern bedenklich gemacht. Immerhin, es ist ein Auftrag, den die Fabrik noch nicht erlebt, die Federn geben Arbeit auf Monate, und selbst die Achsen werden 20 000 Taler ins Haus bringen, wo jetzt Haufen von unbezahltem Eisen liegen. Sölling atmet auf und Krupp schreibt seinem Freund Fürst, der ihn nach Berlin ruft, er denke an keine Reise, „ich habe soviel für die Fabrik zu thun, daß in 4 bis 6 Monaten kein Auftrag einzulaufen braucht. Diesen Winter denke ich 300 Mann zu beschäftigen.“

Das alles ist schön und verheißungsvoll — für die Zukunft, die Gegenwart belastete es mit neuen Sorgen. Krupp ist keineswegs darauf eingerichtet, Aufträge wie den vorliegenden rasch zu erledigen. Ihm fehlt das Walzwerk, der schwere Dampfhammer, den er längst gefordert und den Söllings Sparsamkeit ihm versagt hat, seine bisherigen Federnlieferungen sind fast mit Behelfsmitteln hergestellt. Natürlich werden diesem ersten großen Auftrag andere folgen und so kommt es, wie es beinahe bei allen großen Aufträgen kommt, anstatt Geld in die Kasse zu bringen, verlangen sie neue Mittel, führen aus der Gegenwart in die Zukunft hinaus. Das steht über dem Hause Krupp geschrieben wie ein Schicksalspruch: Erfolg und Sorgen. Auf Sölling ist unmittelbar nicht zu rechnen, allenfalls stärkt er Krupps Kredit durch seinen Namen, durch Gutschrift oder Bürgschaft, gegenwärtig ist er froh, durch die Vertragsänderung der unbequemen Bürde enthoben zu sein. Bei dem größten, für seine unbeschränkten Mittel und seine kalte Berechnung gleich bekannten Bankhause Kölns findet Krupp, was er braucht.

Schon im Mai 1849 war Krupp mit dem Bankhause Salomon Oppenheim jr. & Co. in lose Verbindung getreten. Sein Bedarf überstieg dauernd den von Herstatt gegebenen Kredit, der Aufschwung des geschäftlichen Lebens schien auch der richtige Zeitpunkt, sich mit einem moderner geleiteten Hause von größeren Mitteln in Verbindung zu setzen. Lieber hätte Krupp wahrscheinlich mit Schaaffhausen angeknüpft, aber das 1848 zusammengebrochene Haus befand sich noch mitten im Aufbau und entwickelte sich in der Hand Mevissens nur langsam im Sinne seiner neuen Aufgaben. Es war die Zeit der Gründungsbanken nach Art der Pereire und des Crédit mobilier. Salomon Oppenheim jr., mit dem jüngsten Sohn der Familie, Abraham Oppenheim, an der Spitze, war in Richtung auf diese neuen Ziele ganz auf der Höhe, durch seine engen Beziehungen zu Pariser und belgischen Häusern unbegrenzt in den Mitteln, der Chef von starkem Instinkt für jedes gute Geschäft. Krupp, der sich schon beim ersten Aufdämmern großer Eisenbahnlieferungen über die Notwendigkeit neuer Anlagen klar war, konnte bei Oppenheim Entgegenkommen erwarten, da Abrahams Bruder Dagobert im Verwaltungsrate der Köln-Mindener Bahn saß und dem Kruppschen Erzeugnis immer Vertrauen und Wohlwollen entgegengebracht hatte. Abraham selbst, wie ihn seine



Zeitgenossen schildern, „scharf und kaustisch, kalt und zäh, klug berechnend und rücksichtslos in Verfolgung seiner Ziele“, mag er persönlich damals noch nicht gekannt haben, er hat später oft bereut, sich mit ihm eingelassen zu haben und seine lebenslängliche Abneigung gegen Banken und Bankiers entstand zuerst aus dieser Verbindung. Vorläufig ging Oppenheim, durch Sölling vertraulich unterrichtet, auf Krupps Ansuchen leicht ein, und mit einem Kredit von 30 000 Talern konnte Krupp den Aufgaben des neuen Jahres getrost entgegen sehen.

So entstand in den ersten Monaten nach dem großen Auftrage die Federwerkstatt, in der schon bald nach Neujahr flott und zur Zufriedenheit Söllings, der diesmal nichts zu nörgeln hatte, gearbeitet wurde. Ein Walzwerk konnte so schnell nicht gebaut werden, lange Zeit wurde der Federstahl, zuweilen acht bis vierzehn Tage hintereinander, in Oberhausen gewalzt, wo Jacobi, Haniel und Hunssen in einer alten Olmühle der Grafen von Westerholt ein modernes Kaliberwalzwerk gebaut hatten. Alles übrige, das Schmieden, Schneiden, Biegen, Nichten und Härten, geschah in Krupps neuer Werkstatt, ständig brannten die Feuer und wenn es eilig ging und die Nacht hindurch gearbeitet wurde, so kam zuweilen der Herr um Mitternacht selbst in die Werkstätte und hieß die Arbeiter sich eine Stunde und länger zum Schlafen legen, während er selbst am Feuer stehen blieb und die Federn glühte. Erst wenn die Arbeit wieder im Gange war und die Wälze gingen, kehrte er ins Haus zurück.

Eine Aufgabe ist damit gelöst, aber eine zweite ist ihm inzwischen erwachsen. Die Cöln-Mindener Bahn hatte ihre Achsenbestellung an Bedingungen geknüpft, und diese Bedingungen hatten eine lästige, für Krupps Stolz empfindliche Geschichte. Bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin war er mit dem jungen Gruson in Berührung gekommen, dessen Stern damals noch nicht, wie der Krupps und Vorsigs, aufgegangen war. Gruson war damals Maschinenmeister an der Berlin-Hamburger Eisenbahn und hatte von Krupp Probeachsen bezogen. Als Krupp sich nach ihrem Verhalten erkundigte, hörte er mit Überraschung und Unwillen, daß Gruson eine davon zu Vergleichsversuchen in das Karlswerk bei Eberswalde geschickt hatte. Für Krupp war das ein Schlag ins Gesicht. Gerade das Karlswerk, jetzt in den Händen Werners, war seine älteste, unheilvollste, von den Berliner Behörden noch immer — Zufall oder Tradition — offen begünstigte Konkurrenz. Er brauste auf, mit Gruson kam es sofort zum Bruch und Werner, der damals den Eisenbahnen gehärtete Achsen, technisch ein Unding, empfahl, verbreitete Berichte von sehr einseitiger Färbung über den Ausgang seiner Versuche. Die Empörung Krupps und seiner Freunde — selbst in der Verwaltung der Cöln-Mindener Eisenbahn fand man scharfe Worte gegen Werner und Gruson — blieb für den Augenblick wirkungslos. Den Versuchsbericht Werners

hatte Krupp in einer Gegenschrift gekennzeichnet, scharf angegriffen und zugleich öffentlich vor den gehärteten Eisenbahnsachsen gewarnt. Er forderte gleichzeitig eine neue, unparteiische Prüfung, einen Wettkampf gewissermaßen in voller Öffentlichkeit und im Beisein aller Fachleute. Im Bewußtsein seiner Überlegenheit schlug er die Fabrik Vorsigs, der ihm keineswegs gewogen war, als Prüffeld vor und erbot sich selbst, die Kosten der Versuche zu tragen. Er kam damit einem Verlangen in der Direktion der Köln-Mindener Bahn entgegen, die ihn dringend zu einer neuen unparteiischen Prüfung aufgefordert hatte und erst dann ihren großen Auftrag bestätigen wollte. Vorsig legte den Proben in seiner Fabrik kein Hindernis in den Weg, blieb aber gegen Krupp ablehnend. Er kannte dessen selbstbewußte Art von früheren Anlässen her, er kannte auch die traditionelle Vorliebe der preussischen Behörden für das einheimische Karlswerk.

Gegen Ende des Winters soll der große Wettbewerb, der die ganze Fachwelt beschäftigt, stattfinden, inzwischen arbeitet Krupp mit Anspannung aller Kräfte. Wegen neuer Eisenquellen fährt er ins Siegerland, die Zeit des Osemunds geht zu Ende und neue Ziegeleinsätze bereiten sich vor.

Gleichzeitig beschäftigt ihn die mechanische Verbesserung der Federn, er kann kein neues Erzeugnis aus seinen Händen gehen lassen, ohne sein konstruktives Talent daran zu erproben, und mit der praktischen Erfahrung Reesens an seiner Seite bringt er in kurzem die Kruppsche Rippenfeder auf den Markt. Sölling drängt unablässig auf Aussprachen, Besuche, Beratungen. Er hat neues Vertrauen gewonnen und gedenkt sich wieder fester in den Sattel zu setzen, dem er im vorigen Jahr etwas entglitten war. Er erwartet Krupp im Dezember, am Weihnachtsfest, acht Tage nach Neujahr und so von Woche zu Woche. „Wann können wir Dich nunmehr erwarten? am nächsten Samstag? Du sollst dann mal den ganzen Sonntag Nachmittag bequem im Sessel sitzen und Dich pflegen.“ Krupp hat an anderes zu denken als an Pflege, Theilhaberschaft und Aussprachen. Er rüstet zum Kampf und zur erneuten Reise nach Berlin, und in den Werkstätten klopft und dröhnt es wie nie zuvor. Neue Löffelwalzen für Berndorf, für Jürist und nach Brüssel, schwere Münzwalzen für Chile, Probeachsen für diese und jene Bahn, dazwischen Tag und Nacht Arbeit an dem großen Federnauftrag. Sölling wird von dem fieberhaften Eifer angesteckt und will sogar mit nach Berlin gehen, „damit wir mit vereinten Kräften zu leisten suchen, was eben möglich ist — Du durch die Axen — ich durch meine Freunde“. Die Nähe des großen Wettbewerbs bei Vorsig packt ihn mit sportlichem Reiz, nur möchte er des Sieges vorher sicher sein. „Das sage ich Dir, Sorge für solche Axen, die siegen müssen, damit man gehörigen Respect vor den Kruppschen Stahlaben bekommt, sonst sind wir blamirt — aber das darf auf keinen Fall sein, sonst blieben wir lieber weg, das wird aber Dein Genie nicht leiden, davon bin ich überzeugt . . .“



Inzwischen ist der so kräftig Belobte in Begleitung Reesens schon wieder auf dem Wege nach Hannover, Bremen, Leipzig, überall, wo Wagenbestellungen in Aussicht stehen. Im Februar 1850 „bei sibirischer Kälte“ trifft er in Berlin ein — ohne Sölling, der ihm ein wenig verdrießlich schreibt, er sei „wie der ewige Jude — immer am wandern“. Auch in Berlin gilt es, Eisenbahnverwaltungen, besonders die der Ostbahn zu bearbeiten; ein großer Auftrag kann für Monate Beschäftigung geben und die Schornsteine dürfen jetzt nicht mehr erkalten, immer wieder drängt das Erreichte von selbst auf eine größere Zukunft hin.

Am meisten konzentriert sich doch alles Interesse, der Beteiligten wie der Fachwelt, auf die Ende Februar angesehten Versuche bei Vorsig. Der Verein deutscher Eisenbahntechniker, der gerade in Berlin tagt, hat Vorsig selbst, Gruson, Hartwich, den Ministerialdirektor Brix und andere zu den Proben bestimmt. Söllings Schwager Heuser will den Minister von der Heydt bearbeiten, sich die Prüfung anzusehen. Auch Krupp wird von Sölling dringend gebeten, sich dem Minister zu nähern. „Warst Du bei Herrn von der Heydt, Excellenz — versäume nicht, das letzte Prädicat sehr häufig zu appliciren, wenn Du zu ihm kommst.“ Das war die allgemeine, sogar vom König geteilte Meinung über den Handelsminister, der ebenso tatkräftig und eigenwillig wie empfindlich und eitel war. Krupp scheute den Weg nicht und fand den Minister teilnehmend und aufmerksam, ohne etwas zu erreichen, er nahm den Eindruck mit, daß die persönliche Ansicht von der Heydts die alte, durch den früheren Zwist bestimmte blieb.

Die Versuche bei Vorsig haben inzwischen begonnen, sie werden gründlich betrieben; da sich Krupp erboten hat, die Kosten zu tragen, schenkt man ihm keinen Tag. Die Räte aus der Handels- und Verkehrsabteilung, vor allem der alte Brix, stehen ihm mit ablehnender Kritik gegenüber. Gruson ist sein offener Gegner, Vorsig bevorzugt an sich das Eisen, soll es aber Stahl sein, so begünstigt er aus natürlichen Gründen den märkischen Gußstahl des Karlswerks, den ja auch der Minister empfohlen hat. Selbst Reesen, der bisher an den deutschen Bündelachsen aus Hörde festgehalten hat, ist etwas in Verlegenheit. Die Ergebnisse der Versuche sind klar — für Krupp, den anderen erscheinen sie widerspruchsvoll. Die gehärteten Achsen zerbrechen unter dem Fallhammer wie Glas, aber bei Torsionsversuchen leisten sie guten Widerstand. Die geschweißten Achsen sind zäher, aber Krupps Siegelstahl beweist seine ganze Unverwundlichkeit. Die Schläge biegen ihn hin und her, nur äußerster Gewalt kann ihn zerstören. Noch in hohem Alter hat Krupp ein Bild dieser Kämpfe gezeichnet. „Vor 35 Jahren heßte Gruson bei Achsenproben alle Eisenbahndirigenten bei Vorsig — 40 bis 50 an der Zahl — gegen mich auf. Werner-Carlswerk machte gehärtete Achsen, ich lieferte ungehärtete. G. verhöhnte mein Material und nannte es Lederzeug wegen seiner erstaunlichen Zähigkeit. . . Ich erklärte das „Warum“ und die unvermeidlichen Herzbrüche

in den gehärteten Achsen, die beim Härten nicht immer gleich sich bemerkbar machen . . . Vorsig, ebenfalls mein Gegner, stand auf G's Seite und natürlich die ganze Masse gegen den Einzelnen, Fremden von unbekannter Gegend." Freilich, in Berlin gegen den neuen Mann aus dem Westen! So oder ähnlich wird es verlaufen sein, Vorsig benutzte seine Autorität, Krupp beherrschte sich mühsam, persönliche Reibungen trübten den Gang der Versuche. Heuser, der es mit Krupp gut meinte, riet ihm, auf Vorsig und Brix durch Neesen einzuwirken, von dem würden sie sich eher etwas sagen lassen. Im ganzen blieb es ein unerfreuliches Zusammenarbeiten, und Krupp behielt trotz seinem sachlichen Erfolge das Gefühl, daß alles Altpreußische gegen ihn, den Rheinländer, stand.

Auch sonst ging in Berlin nicht alles nach Wunsch. Die Absicht, das in Arbeit befindliche zweite Geschütz dem König als Beweis der erlangten Fortschritte anzubieten, schlug fehl. Das Hofmarschallamt übermittelte, offenbar im Einvernehmen mit dem Kriegsministerium, den Bescheid, der König freue sich der erreichten Fortschritte, wünsche aber nicht, daß sich Krupp in so große Unkosten stürze und lasse für die gute Absicht danken. Ähnliche Wendungen hatte er bei seiner Sondierung im Allgemeinen Kriegsdepartement gehört, er fühlte den Wunsch hindurch, einen lästigen Neuerer noch einmal auf gute Art loszuwerden. Man kannte die Zähigkeit seines Willens noch nicht.

Über den Besuchen, Proben, Audienzen, der Festsetzung des Protokolls war es April geworden, Sölling verlangte Alfreds Heimkehr mit entrüsteten Worten, „das ist ja keine Reise mehr . . . Du klebst fest, wo Du bist!“

Endlich, nach einem kurzen Abstecher nach London, kehrte Krupp zurück; die Werkstätten, den Schmelzbau fand er in vollem Betriebe. Die „Cöln-Mindener“ hatte doch einen hübschen Auftrag gegeben, monatelang wurden Achsengüsse zu Hunderten gemacht, Ascherfeld war in seinem Element. Von den Berliner Verwaltungen kamen jetzt doch einzelne Aufträge, die Versuche bei Vorsig hatten manchen überzeugt, der es offen nicht sagen wollte. Auch törichte Wünsche kamen, einzelne Betriebe verlangten wirklich gehärtete Wagenachsen. Krupp lieferte mit Widerstreben, unter Ablehnung jeder Verantwortung. Er sah voraus, was kommen würde. Man konnte die harten Achsen dünner und deshalb billiger machen, die hohe Materialspannung täuschte eine Festigkeit vor, die sie nicht besaßen. Bei einem harten Stoß aber mußten sie brechen. Vergeblich, der billigere Preis bestach und Werner hatte die Begriffe verwirrt, erst üble Erfahrungen brachten Aufklärung.

Einige Monate bringt Krupp nun zu Hause bei intensiver Arbeit zu. Das ist ihm die liebste, zusagendste Lebensweise. Sölling will ihn zu einem Erholungsausflug nach Ostende, sein Vetter von Müller, der nach Berlin zum Landtag reist,



zur Begleitung dorthin überreden, er geht kaum aus der Fabrik und freut sich ihres Wachstums. Er baut neue Drehbänke für Eisenbahnradsen und weiß dann nicht, wo er sie aufstellen soll. Man drückt sich damit in engen Räumen herum, schließlich wird die „Schleifgasse“ im ältesten Teil der Fabrik mit Glas überdacht, eine Aushilfe für den Sommer, aber was soll man tun? Wenn man von neuen Werkstätten spricht, wird Söling gereizt. Eine Schmelzhalle mit vierfachen Öfen hat ihm Krupp noch abgerungen, aber von weiterem will er nichts hören, wo bliebe denn der Betriebsfonds? „Festina lente, d. h. eile mit Weile — wer höher fliegt als ihm die Flügel gewachsen sind, der plumpst auf einmal herunter und bleibt liegen. . .“

Krupp hat keine Zeit für Ärger und Auseinandersetzungen. Jetzt beschäftigt ihn vor allem die Reform des Schmelzverfahrens. Für die kommende Massenerzeugung ist das Öfemundeisen zu teuer. Die dreihundert Öfen für Neesen sind die letzten, die aus diesem kostbaren Stoff gemacht worden sind. Mit Bedauern sieht Krupp das alte zuverlässige Verfahren, mit dem er aufgewachsen, scheiden, aber er weiß, daß andere Gußstahlfabriken Rohstahl schmelzen und muß Schritt halten. Dazu sind neue Rohstoffquellen, Erfahrungen, Versuche erforderlich. Neben Bränninghaus, mit dem die Verbindung weitergeht, liefert das fiskalische Hüttenwerk Lohe große Posten Siegerer Rohstahl. Die Verarbeitung ist schwer, jahrelang gehen die Versuche fort. Wscherfeld, der es bereits liebt, daß man ihn Herr Direktor nennt, eitel und grob, aber der erste und letzte in der Werkstatt, ist Krupps ausführende Hand. Seine Geheimbücher verzeichnen jeden Versuch und Erfolg, die Mißerfolge begleitet er mit kernigen Flüchen. Rohstahl, Spiegeleisen und merkwürdige Zusätze verschwinden in den Tiegeln; „Hagewiesche beschickte, erzählten die alten Arbeiter, aber Wscherfeld wog seine Pulverchen immer selbst ab und schüttelte sie in den Tiegel“. Wehe denen, die dem Öfen falsche Hitze geben oder nicht rechtzeitig ausnehmen. Grimmerfüllt stellt er fest, daß „das letzte Sauzeug von den beiden Spitzbuben alles infam gestiegen“, und vermerkt neue Versuche, „der Spitzbuben Schund nutzbar zu machen“. Selbst der gewissenhafte alte Hagewiesche bekommt seinen Rüssel, weil „der alte asinus“ die Probetiegel hat durcheinanderkommen lassen. Auch sonst geht keineswegs alles nach Wscherfelds Wunsch, es hat sich doch seit der Revolution die alte Zucht gelockert und an manchen Tagen trägt er statt der üblichen Schichten bissige Bemerkungen in sein Buch: „Politischer Feiertag“ oder „demokratische Faulheit“.

Die Köffelwalze scheint im Herbst noch einmal eine Reihe von Abschlüssen zu versprechen. In Paris hat Loonen, der neue Vertreter, nach langem Suchen den Mann gefunden, der die Gründung einer Fabrik wagen will. In England hat Alfred Krupp vor einigen Monaten mit der Weltfirma Elkington, Mason

& Co. in Birmingham angeknüpft, wie es scheint auf Anraten von Wilhelm Siemens, den er bei einem seiner Besuche in England kennengelernt hat. Ein Brief Wilhelms an Werner Siemens (Dez. 1846) sagt: „Krupp hat sich hier jetzt 6 Monate vor Anker gelegt, um seine Löffel-Walzen einzuführen, ich bin hier sehr bekannt mit ihm geworden, wir wohnten 3 Tage zusammen.“ Damals sind die Versuche fruchtlos geblieben; die Verbindung mit Elkington ist erst später angeknüpft, aber die Verhandlungen sind nicht wieder abgebrochen; die Güte der Kruppschen Ziegelstahlwalzen ist jetzt auch in England bekannt. Die Berndorfer Fabrik macht sich schon auf dem Markte bemerkbar und Elkington, derselbe, der vor kurzem Siemens' Vergoldungspatent für hohen Preis gekauft hat, steht nahe vor dem Entschluß, auch die Erfindung Krupps zu erwerben. Es sind Probewalzen bestellt, von deren Leistung der Ausgang abhängen soll. — Endlich winken gute Aussichten in Berlin. Fürst will seine Anlage vergrößern, sein Schwager und Teilhaber Luckfield in Warschau beabsichtigt, dort ebenfalls eine Löffelfabrik zu errichten, beide drängen seit Monaten zu einer Zusammenkunft, für die sich niemals Zeit gefunden hat.

Jetzt, nach dem Abschluß des Pariser Geschäfts, will Alfred selbst nach Berlin, Fürst zum Entschluß drängen und sich um eine bevorstehende große Federbestellung der Ostbahn bemühen. Es wird Zeit, daß wieder große Aufträge eingehen, teils um der Fabrik willen, teils um Sölling zu beschwichtigen, der angesichts der politischen Unsicherheit schon wieder Anfälle von Mutlosigkeit bekommt und Krupp die paar Wochen zwischen der Rückkehr von Paris und der Abreise nach Berlin mit Ahnungen, Vorschlägen, Sorge und Mißtrauen verdirbt. Jetzt soll er sich schnellstens verloben, eine oder zwei Bräute, „in jeder Hinsicht zu empfehlen“, hält ihm Fritz Sölling immer auf Lager: „zu Neujahr mußt Du eine in Sicherheit haben“. Dann soll er mit dem Löffelgeschäft in Berlin schnelligst zum Abschluß kommen, bevor die politische Spannung noch größer wird und den Herren wieder, wie 1848, die Lust vergeht.

In einer Hinsicht hat Sölling recht. Die politische Lage, durch die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich bestimmt, hatte wirklich die Banken ängstlich und die Geschäftsleute nervös gemacht. Seit dem Erfurter Parlament war diese Spannung gewachsen, Oesterreichs Ton drohend geworden, Berlin schwankend zwischen Trost und Furcht. Mit der Proklamation des alten Bundes schritt Wien im September über die Erfurter Beschlüsse hinweg und häufte in Böhmen Truppen von unbekannter Stärke, Preußen hatte die seinigen nicht einmal im Lande, sondern schuf Ordnung bei den südlichen Nachbarn. Der König, die Minister ratlos, das Land nach dem Zusammenbruch der Kaiseridee ohne Ziel, ohne Mut, ohne Einheit. Über der Politik von Berlin, wo ein Mann wie Bismarck



in jenen Tagen „nichts Großes als persönliche Ehrsucht, nichts Großes als Mißtrauen, nichts Großes als Parteihaß“ fand, erhebt sich dunkel und schwer der Schatten von Olmütz. Leitende Männer wechseln, Friedrich Wilhelms geistreicher Freund Radowicz macht dem General Manteuffel Platz, der ohne leitende Grundsätze vor jeder harten Folgerung zurückweicht, und das schwächlich geleitete Kriegsministerium übernimmt der sachkundige Stockhausen, der die Mobilmachung unterschreibt, aber vom Kriege nichts wissen will.

In diesen Tagen des Schwankens, der Unruhe, betritt Alfred Krupp wieder den Boden Berlins, in eben den Tagen, wo Bismarck als Landwehroffizier der Mobilmachungsorder folgt und sich vom Kriegsminister sagen lassen muß, daß der Krieg gegen Oesterreich unmöglich ist. Das Land will ihn nicht, die Armee kann ihn nicht führen. Dem muß auch der Prinz von Preußen, der als Offizier die Schande fürchtet, nach hartem Zusammenstoß sich beugen. Hätte der Prinz, hätte Bismarck, die beiden Männer, die Krupp später am tiefsten erkannt haben, in diesen Tagen um den Wert der Waffe gewußt, die er seinem Vaterlande auf beiden Händen anbot, vielleicht hätten sie einen Schimmer der Zuversicht und der Zukunft darin gesehen. Den neuen Kriegsminister zu sprechen, stand auf Krupps Reiseprogramm, im Ministerium hatte er ohnehin wegen seiner neuen Kanone vorzusprechen — man wird unter den geschilderten Umständen wenig Zeit für ihn gehabt haben. Dagegen kam das Unangenehme, wie gewöhnlich, von selbst.

Auf die Banken wirkte die preussische Mobilmachung wie ein Alarmschuß. Oppenheim und Herstatt streiften, Lohse machte Forderungen geltend, dem plötzlichen Ansturm stand Sölling allein gegenüber. Oft hatte er Krupp in ähnlichen Fällen gedeckt, diesmal verlor er selbst die Nerven, ein Brief mit bitteren Vorwürfen verlangte, Krupp solle umgehend einen beträchtlichen Teil der Deckung schaffen. Fürst sprang trotz dem noch nicht abgeschlossenen Geschäfte gefällig ein, war aber Geschäftsmann genug, durch eine gute Provision bei dem Warschauer Löffelgeschäft sich zu entschädigen, was Krupp mit ärgerlichem Lachen zugestand. In den tieferen Zusammenhängen des Geldmarktes immer noch ahnungslos, erschien ihm die ganze Aufregung unnötig, „wenn Sölling nicht zu ängstlich wäre, das fehlende Geld irgendwo zu nehmen“. An diesen selbst schreibt er ähnlich: „Ich verstehe wirklich die plötzliche Änderung nicht; zu Besorgnissen ist nie weniger Ursache gewesen wie jetzt. . . soviel Überblick habe ich, daß wir weder beim Banquier noch bei Dir in Verlegenheit zu kommen brauchen, wenn Du nur nicht unbegründet das Vertrauen verlieren willst.“ Auf Sölling macht das gar keinen Eindruck, er sendet bittere Klagen an Gantesweiler, der von Krupps großzügiger Art zu disponieren selbst nicht erbaut ist. Die Anschaffungen in Eisen „übersteigen alles Maß“, in Lohse 30 000 Taler, große Posten bei anderen, „und dabei bauen wir

immer noch drauf los". Er jedenfalls werde Lohse nicht decken, brauche selbst Geld, wolle hypothekarische Sicherheit. Unnötiges werde gemacht, Nötiges versäumt, und dabei sieht er den Krieg schon vor der Tür, sei doch die ganze preussische Armee schon mobil gemacht! — Ähnlich an Krupp: „Du schreibst mir, ich solle das Vertrauen nicht verlieren — geht es aber so fort wie es seit meiner Betheiligung gegangen, so danke ich für alle fernere Last und Sorge, denn dann habe ich durch aus kein Vertrauen mehr und wünsche Einem Andern die goldenen Berge zu gewinnen, die mir in der Phantasie und auf dem Papier gegönnt waren.“ Mit Entschiedenheit fordert er Verminderung seiner Verpflichtungen und für den Rest greifbare Sicherheit. Krupps Genie und seine Aussichten in allen Ehren, aber Fritz Sölling macht dies Kennen um die Zukunft nicht länger mit. „Hast Du mich nun lieber aus dem Geschäft heraus, so mag es darum sein, wenn es Dir von Nutzen ist, ist es aber Dein Wunsch, mich darin zu halten, so mußt Du mir schon den Gefallen thun, solche Maßnahmen zu treffen, wie ich sie Dir angegeben.“

So also dachten damals Leute, die Krupp am nächsten standen, über seine Zukunft, so und um kein Haar besser dachte Oppenheim, der zeitweilig ein gefährlicher Gläubiger war. Krupp verdroß das, aber es hemmte nicht seinen Schritt. Er selbst war in den kritischen Tagen nicht ohne Sorgen, seine Berliner Freunde waren wirklich schwer zum Entschluß zu bringen, und mit dem großen Auftrage der Ostbahn wurde es nichts. Den Berlinern lag England noch immer näher vor der Tür als Essen. Endlich glückte doch einiges, und während Sölling seine langen Klagebriefe schrieb, war Krupp schon mit Fürst nach Warschau unterwegs, schloß dort glücklich ab und reiste in „Privilegiumsangelegenheiten“, d. h. in Patentfragen der Löffelwalze und zur Rücksprache mit Hermann, über Wien zurück. Am Tage von Olmütz traf er mit seinem Freunde Fürst in Essen wieder ein. Preußen zog die Unterwerfung dem Kriege vor; die „Kölnische Zeitung“ schrieb mit großen Buchstaben: „Der Friede ist gesichert“, Bismarck, blutenden Herzens, deckte trotzdem in seiner großen Landtagsrede vom 3. Dezember den Rückzug seines Königs und mahnte zur Einigkeit und Stärke, die Geschäftswelt aber — atmete auf. In Essen schloß man riesige Münzwalzen für Philadelphia und Lima und schmiedete die neuen Löffelwalzen für die Warschauer Fabrik. Krupp feierte im engsten Freundeskreise — auch Fürst war dabei — die Heimkehr und den sichtbaren Aufschwung des Jahres, den Aufschwung aus der Kleinarbeit in das breite Feld der Massenerzeugung, als deren Wahrzeichen soeben der neue Schmelzbau mit seinem großen Schornstein emporstieg. Mochte die Gegenwart noch schwierig, der nächste Tag unsicher sein, er selbst glaubte tiefer in die Dinge hineinzusehen und die Morgenröte einer Zukunft zu spüren, die weit, weit über dem bisher Erreichten stand.



## Die erste Weltausstellung

Erst 1851 hat sich der Aufschwung des gewerblichen Lebens in den Zollvereinsländern voll ausgewirkt. Die Eisenbahnen können den wachsenden Verkehr kaum fassen, ihre immer noch dünn ausgestreuten Glieder drängen zu raschem Zusammenschluß. Der Dampfschiffsverkehr auf dem Rhein, der Donau, der Elbe blüht; Hütten, Werften und Fabriken haben reichliche Arbeit. Wo die wachsenden Aufgaben die Kraft der einzelnen übersteigen, bilden sich Vereine und Aktiengesellschaften, das Kapital quillt aus den neu geschaffenen Industriebanken in unerschöpflichem Strom. Man vermehrt die einheimische Eisenerzeugung, baut Puddelwerke und Hochofen, Deutschland erlebt seine erste Hochkonjunktur und England — die erste Weltausstellung.

Zufall? Der natürliche Druck wirtschaftlicher Geseze? Gewiß nicht, eher zielbewußtes, von angelsächsischem Machtinstitut getragenes Tun. Die zunehmende Blüte der französischen Gewerbe kann England neidlos sehen, sie berührt nicht sein Lebensmark. Jetzt spürt es zum ersten Male den industriellen Aufschwung im Zollverein, der ihm von Unbeginn ein Greuel war. Da errichtet man Puddelwerke, walzt Eisenbahnschienen, baut Lokomotiven. Englische Werkmeister richten deutsche Fabriken ein. Der Zollverein reißt innere Schranken nieder und baut Schutzmauern auf. Wirbt Osterreich schon um den Eintritt? Bereitet die Dresdner Zollkonferenz ein kontinentales Einverständnis vor? Man hört auch sonst, in den kleinen Staaten, in Frankfurt, in Wien, sonderbare Dinge über dieses ohnmächtige Preußen mit seinem gefügigen König und seinen unbequemen Diplomaten. Dieser neue Herr von Bismarck, der auf dem Bundestag die Leute brüskiert, dieser verschlossene Geheimrat von Delbrück, der immer Fäden im stillen knüpft, dieser demokratische Minister von der Heydt, der das Handelsministerium durcheinanderbringt — sie werden schließlich das alte Preußen aus dem Schlaf wecken und aus einem guten Kunden einen lästigen Konkurrenten machen. Man denkt auch an die Berliner Gewerbeausstellung. Schon damals rieb sich mancher Ausländer verwundert die Augen. Gut, England nimmt den Handschuh auf, man wird selbst eine Ausstellung machen, und eine Ausstellung, wie es noch keine gegeben hat. Und als gigantisches Zeichen dieses Willens wächst der Kristallpalast von Sydenham empor, das größte Wunder aus Glas und Eisen, das die Welt sah. Hier soll ein Wettbewerb allen Industrieländern zeigen, wer in Wirklichkeit der Meister ist. So ist die erste, die Londoner Weltausstellung von 1851 entstanden.

Der Zollverein tut was er kann, um die Industrie der Vereinsländer zur Teilnahme an dieser Schau zu bewegen. Für Krupp ist die Beteiligung von vornherein außer Zweifel. Auf den Kampf mit England freut er sich seit fünfzehn

Jahren und ist entschlossen, alles anzubieten. Er hat auch anderes, Wichtigeres in England zu tun. Die Probemaschinen für Elkington, Mason & Co. sind fertig und es muß sich entscheiden, ob der große Erfolg reif ist, auf den er Jahr um Jahr gewartet hat.

Ende März verläßt Krupp, von seinem Meister Hagewiesche begleitet, Essen auf dem Wege nach London. Am 3. April betreten sie zum erstenmal das neue Weltwunder, den Glaspalast. Der Meister staunt bloß: „Nein, ich glaube, so was lebt noch nicht!“ Hagewiesche ist jetzt zwölf Jahre bei Krupp, sein Vater viel länger. Auf beide kann man sich verlassen, Hagewiesche jun. aber ist ein mechanisches Genie, sein Auge ist in der Werkstatt so scharf wie das Ischerfelds im Schmelzbau. Ungern hat ihn Krupp der Fabrik entführt, aber in Birmingham sind die Walzen aufzustellen, und an so neuen Maschinen gibt es Zufälle, Unfälle, Zwischenfälle, der Teufel weiß, was noch. Die Sache muß klappen, und Hagewiesche allein ist jeder Lage gewachsen.

Der übliche Ärger folgt den Reisenden auf dem Fuße: zuerst die gewohnten Geldnöte. Bei der Loher Hütte hat Krupp unmäßige Stahlkäufe gemacht, jetzt will man das Geld und der Handelsminister stärkt den Leuten den Rücken. Sölling ist wütend über den Unfug, 60 000 Reichstaler in Eisen anzulegen, Krupp ist wütend auf von der Heydt und will Lohe ganz fallen lassen. „Über den Minister werde ich schon mich beklagen, sie sollen jetzt nur Vorräte anhäufen, darauf, daß wir sie nehmen. Jetzt soll Hambloch ganz unser Mann werden.“ — Dann gibt es „verfluchten Leichtsin“ beim Härten, Konfusion beim Versand und das „geehrte Collegium“ des Essener Kontors bekommt im ersten Brief aus London kalte Wasserstrahlen. Selbst Gantesweiler, der Unentbehrliche, kriegt etwas ab. Der Alte, von allen geplagt, von Geschäften erdrückt, rheumatisch bis auf die Knochen, ergeben und treu, kennt seinen Herrn und pariert mit einem gutmütigen Wig. — Aber alles regelt sich. Der Minister wird freundlicher, Krupps Aussichten in London sind ihm jedenfalls nicht unbekannt geblieben, ja er wird auf seiner nächsten Reise durch die Provinz die Gußstahlfabrik besuchen. Nun zeigt sich auch Lohe zugänglicher. In London, in Birmingham kommen die Erzeugnisse an, und Krupp eilt mit zunehmender Laune zwischen beiden Plätzen hin und her. Er sieht die Arbeiten in der Ausstellung, vergleicht, mißt, feilscht um die Plätze und ist rasch im Bilde. Seine Briefe atmen Siegerstimmung und werden jovialer: „Geehrtes Etablissement!“ „Geliebte Gußstahlfabrik!“ In jedem Schreiben bestellt er neue Dinge für die Ausstellung. Sein erster Schlag soll die sechspfündige Kanone sein, die neben einem Kriegszelt mit der preussischen Fahne stehen wird, polierte Kürasse werden sie umgeben. Auch eine Lokomotiv-Krummachse will er haben. „Glücklicherweise kamen ein Duzend tüchtige Bölnner Tischler an, ich legte Hand darauf und in 2 mal 12 Stunden, die wir ununterbrochen gearbeitet haben,



ist alles ausgepackt, nachgeschmirgelt und steht auf seinem Platz. Die größte Attraktionskraft hat die Kanone. Der Chef der Artillerie hat sich schon bei mir ankündigen lassen.“

Krupps Ausstellung in der Zollvereinshalle enthält Stahlwalzen, Proben und, um die Reinheit des Korns zu zeigen, Münzstempel, Federn, Achsen und ähnliches. Seine Paradestücke, die Kanone, die Kürasse, hochpolierte Gold- und Lahnwalzen stehen im Hauptausstellungsraum „vor der Stiege“, und hier ist es, wo die Besucher sich am meisten um sein Zelt drängen. Der letzte große Wurf aber soll ein riesiger Ziegelstahlblock werden, wie er noch nie und nirgend gegossen ist. Die Engländer, die sonst den Gußstahl nur in kleinen Stücken fertigten, haben Wind davon bekommen — durch Krupps eigene Schuld — und wollen ihn auf seinem Felde schlagen. Es wird ein Wettrennen geben. „In einer englischen Zeitung steht, daß Torton in Sheffield ein Stück Gußstahl von 27 Centner nach der Ausstellung schicken wollen. Ich habe das wahrscheinlich selbst hervorgerufen, ich habe in Berlin davon gesprochen, als er da war. Es ist daher aber um so mehr nöthig, daß wir den Guß von 98 Ziegeln hierher schicken und wenn wir auf die Form noch einen Aufsatz machen müßten.“

Wenn sich Alfred Krupps Voraussicht jemals bewährt hatte, so war es jetzt. Den ganzen Winter hindurch hat man gebaut, seit dem Februar hält Ascherfeld im Schmelzbau regelrechte Übungen ab, bei denen jede Bewegung nach Kommando wiederholt wird, bis sie sitzt. Erst nach Alfreds Abreise kann man mit den großen Güssen beginnen, aber er verläßt sich auf seine Leute. Er kann es, obwohl Friedrich, der seit dem Tode der Mutter wieder auf der Fabrik gewohnt und gearbeitet hat und dessen Erfahrung jetzt von Wert sein könnte, seit Monaten schwieriger und launischer geworden ist. Er hält sich für übervorteilt, für ausgenutzt und legt die kaum begonnene Arbeit nieder, um in Schweden neuen Zielen nachzujagen. Sölling nimmt an den Versuchen begeisterten Anteil. Am 3. April ist der erste Guß aus einunddreißig Ziegeln gelungen, 15 Zentner schwer. Es folgt ein Guß aus vierzig, dann aus sechzig Ziegeln, über den Gantesweiler nach London berichtet: „Heute wird ein Guß von 84 Ziegel (Stemmer & Co.) gemacht. Der letzte von 60 ist ausgezeichnet ausgefallen, so glatt und schön, wie ein einfacher, der heutige gelingt ohne Zweifel, die Kerle sind ordentlich veressen darauf, mehr wie ihre Schuldigkeit zu thun, es ist wie die alte Garde, sie stirbt, aber ergibt sich nicht . . . Eben kommt Herr Sölling nebst Vater, um den Guß der 84er zu sehen.“ Zwei solche Güsse sind zu großen Stahlwalzen für das Blechwalzwerk auf der Spillenburg bestimmt. Zu dem Ausstellungsguß sollen auch die Ofen des ältesten Schmelzbaus benutzt werden, man muß die Ziegel von dort über die Schleifgasse in den Neubau tragen. Der Transport, das Zusammengießen wird nicht leicht sein, aber Alfred zweifelt keinen Augen-

blick am Gelingen. Der Engländer soll geschlagen werden und wird geschlagen werden.

Ende April ist Krupp auf einige Tage in Essen, um das Dringendste zu ordnen; vielleicht auch, um bei den letzten großen Güssen anwesend zu sein. Eilig kehrt er über Paris nach England zurück. Dort erwartet er seinen Bruder aus Wien, auch Fürst, mit dem der Briefwechsel rege ist, wird zur Ausstellung nach London kommen, wo sich das industrielle Preußen ein Stelldichein gibt. Krupps Ausstellung im Kristallpalast ist fertig bis auf Kleinigkeiten, nur der große Guß wird noch erwartet. „Unsere Sachen stehen sehr schön und ziehen die Aufmerksamkeit bedeutend auf sich. Mit Schmerzen warte ich auf die übrigen Sachen. Ich hoffe, daß der reinste der beiden großen Güsse ohne Verzug am Gußtopf überschmiedet sein wird und hierher gesandt . . . Die Engländer haben einen Guß von 2400 Pf. hier liegen, worauf geschrieben steht „monsterpiece“ mit weitläufiger Beschreibung der Großartigkeit des Stückes und der Schwierigkeit der Darstellung, es ist nichts davon geschmiedet und noch nicht bewiesen, ob es nicht Gußeisen ist. Ich habe gesagt, so Stückchen machten wir alle Tage, ich wollte den Großpapa schicken . . .“

Tatsächlich traf der große Guß, 4300 Pfund schwer, Ende Mai in England ein und wurde rasch der angestaunte Mittelpunkt der berg- und hüttenmännischen Abteilung. Schon vorher hatte Krupp Anlaß, zufrieden zu sein. „Unsere Ausstellung wird fast am Meisten bewundert . . . Alle anwesenden Fürsten mit Einschluß der Königin von England und Don Miguel von Portugal haben sich an unserer Krämerbude ergötzt.“ Das preussische Kriegszelt und die Kanone taten ihre Wirkung, aber der Großpapaguß revoltierte die Welt der Technik. Die Veteranen des Stahls standen in stummer Andacht davor. Harfort, der vor 30 Jahren in England war und jetzt die Ausstellung besuchte, sah den deutschen Stahlblock mit leuchtenden Augen an. Er hatte immer etwas auf Krupp gehalten, für diese Leistung liebte er ihn. „Das kann uns kein Engländer nachmachen“ sagte er voll Stolz. Was war Preußen in England vor dreißig Jahren, und was war es jetzt? Alfred Krupps Briefe sagen genug. „Die ersten englischen Fabrikanten machen mir die Cour. Morgen bin ich von einem auf sein Landhaus eingeladen. Freunde sagen mir, daß selbst Engländer mir den ersten Preis zuerkennen wollen. Gestern habe ich für 3 Patente auf Kanone, Rippenfeder und Tyres die Beschreibung abgeliefert, an Erholung ist nicht zu denken, — müde wie ein Hund aber gesund.“ Noch immer geht dies und jenes schief, der „verfluchte Leichtsin“ ist nicht umzubringen, aber der Humor bleibt ihm treu: „Breil hat seinen Kopf dagegen gesetzt, die Lahnwalze wird solide eingepackt. Das Gestell ist ganz entzwei, ein Deckel gebrochen und ein Glück, wenn wir die Lahnwalze noch brauchen können. Sein Kopf gehört jetzt mir, lieber wäre mir aber die un-



beschädigte Walze.“ Er füllt ganze Briefe mit Anweisungen, Bitten und Drohungen, wenn ihm der Kopf auch brummt. „Die Platten werden hoffentlich excellent ausfallen, denn davon hängt ein Triumph ab. Adalbert!!!!“ Er braucht keine Aufträge zu suchen, man bringt sie ihm. Die Direktion der Braunschweiger, der Pariser, der spanischen Münze suchen ihn auf, seine Ausstellung gehört zu den Mittelpunkten des Glaspalastes. Und flüchtig geht ihm abends, zwischen Wachen und Schlaf, wohl noch einmal die Erinnerung jenes Besuches durch den Kopf, den er mit Uhlhorn vor sechs Jahren in der Londoner Münze machte. Damals hat er dem würdigen Sir Jasper prophezeit, er werde England im eigenen Lande mit seinen Walzen bekämpfen. Man hat gelächelt. Heute stehen seine Walzen, seine Stempel neben Uhlhorns Prägwerk auf der Londoner Weltausstellung, und kein Münzfachmann aus fremden Ländern geht daran vorbei. Und wuchtig, riesig, selbstverständlich und unerreicht liegt auf breitem Sockel der graue, angeschmiedete Block Kruppschen Stiegelstahls. Schen sehen die englischen Konkurrenten den Eindringling an. Man wird ihn auf seine Echtheit prüfen . . . Prüft nur! Krupp hat sein Versprechen gehalten. Seinem Better Ascherfeld aber widmet er folgenden kleinen Liebesbrief: „Statt aller Redensarten zum Beweise meiner Gesinnung schreibe ich Dir hiermit 30 Friedrichs d'or gut, worüber Du jederzeit verfügen kannst.“ Ascherfeld bemerkt darunter: „30 Fd'or für den Engländer.“

Noch bleibt in Birmingham das zweite, das Hauptgeschäft zu erledigen. Die Aussichten sind gut, nicht nur die Löffelmaschine, auch große Walzen für die Stahlfederfabrikation sind in Unterhandlung. Das englische Welthaus ist in den Mitteln unbeschränkt, Alfreds Geist sieht schon in die Weite. „Gehen diese Arbeiten fort und ist Abnahme sicher, dann fehlt uns der schwere Hammer, der die Gegenfüßler aus dem Schlafe wecken muß.“ Elkington, Mason & Co. sind zum Ankauf des Löffelwalzwerks nebst dem englischen Patent längst entschlossen, es muß ein Auftrag von ungeahntem Umfang werden, denn das Haus in Birmingham beherrscht den Weltmarkt. Aber der Engländer ist zäh und krittelig und Hagewiesche, der das meiste auszubaden hat, schreibt kuriose Briefe nach Hause. Man soll doch endlich besser nach seinen Mustern arbeiten, „weil die Engländer Teufelsländer sind“. Am schwersten wird ihm das tatenlose Zuwarten: „acht Tage ist hier für mich ohne Arbeit eine halbe Ewigkeit“. — „Ich bin's hier leid, heißt es ein andres Mal, denn ich habe hier einen Patröner, der sich nicht ein Auge aus der Tasche holt, sondern eine Lupe, findet er auf der Fläche oder auf der Kante etwas so schreit der Teufel wieder better en better! und das ist der alte Meeßen [Mason], übrigens wie ich von andren gehört habe gefällt es die Herren sehr gut aber sie lassen es sich nicht aus.“ Nein, wahrlich, sie lassen es sich nicht aus, sie mäkeln, sie feilschen und Krupp braucht Nerven und Geduld. „Das Treiben hilft nichts,

sie müssen von selbst den Wert einsehen“, erwidert er auf Söllings zum Abschluß drängenden Brief. Nie hat der Freund den Namen eines „stillen Teilhabers“ weniger verdient als in diesen Wochen. Er schon keinen Vorwurf und hat hundert Gründe, zum Abschluß und zur Rückkehr zu drängen. Die Fabrik braucht ihren Herrn, die Finanzen sind zerrüttet, der Besuch des Handelsministers steht vor der Tür, „wir müssen uns angreifen ihn zu honoriren, er legt Wert darauf“. Alfred soll unbedingt für den Besuch zur Hand sein. Der denkt nicht daran „sich anzugreifen“, je größer in Essen die Geldklemme ist, um so notwendiger ein guter Abschluß in England. „Wenn es mir nicht darauf ankäme, einzubüßen, wenn ich zeigte, daß ich Geld, nur Geld haben müßte, gewiß würde man das benutzen.“ Der Minister! Er mag in Gottes Namen kommen, man ist ihm wenig Dank schuldig. Immerhin muß alles in vollem Gange sein, nur keinen großen Guß, man kann nicht wissen, wer ihn begleitet, und darf sich nichts absehen lassen. — Anfang Juni stellt sich ein Anfall der gewohnten Reisekrankheit ein. Krupp verhandelt mit Birmingham schriftlich weiter, ohne die Ruhe zu verlieren. Den armen Gantesweiler, dem die Wellen der Geldnöte über dem Kopf zusammenschlagen, tröstet er mit einer königlichen Gebärde: „Herr Gantesweiler wird sich hoffentlich nicht bange machen lassen. Le bon Dieu ne vous abandonne pas“, um sehr nüchtern fortzufahren: „die Schlosser können wohl die zweite Justirmaschine mit vornehmen.“ Fürst und Hermann sind inzwischen in London angekommen und leisten ihm für die letzten Tage des englischen Aufenthalts Gesellschaft. Für sie ist es ein Vergnügungsaufenthalt, für ihn geht es um Sein und Nichtsein, er hat zuletzt alles auf eine Karte gesetzt. In Birmingham verlangt man ihn von Tag zu Tag zu sehen — er kennt die Absicht und rührt sich nicht vom Fleck. Zuletzt schreibt er den Herren am 13. Juni seinen letzten Brief, kurz, abschließend, unmißverständlich. Sein Angebot, seine Forderung und seinen Wunsch, nur nach eine Antwort zu hören: by „Yes“ or „No“! —

Und dann kommt der große Erfolg. Jahrelang hat Alfred Krupp auf ihn gewartet. Jahrelang seine größte, seine letzte Hoffnung auf die Röllwalze gesetzt. Er allein weiß, wieviel seelische Energie dieser Zug auf seinem Schachbrett verbraucht hat. Er weiß, daß er, technisch gesprochen, mit mehrfacher Sicherheit gerechnet hat, er hat in den Höfen englischer Fabriken die Berge von zerbrochenen Walzen gesehen und weiß, daß er sich durch Drängen und Ungeduld nur die Blöße gegeben hätte, auf die die Käufer warten. Er hat mit offener Karte gespielt, seine besten Maschinen und seinen besten Mann den Engländern ins Haus gestellt, jeden Vorteil, jeden Kunstgriff ihnen gezeigt, jetzt geht es um alles oder nichts. Krupp fordert 4000 Pfund Sterling für die Anlage, 4000 Pfund Sterling für das Patent, und endlich schlägt Mason ein. Am 17. Juni meldet Alfred den Abschluß nach Hause, morgen wird man ihm 8000 Pfund Sterling in



Wechseln auf den Tisch legen, und haben die Wechsel zum Theil auch lange Laufzeit, so können doch die unbequemsten Dränger befriedigt werden. Sölling, der immer Mörgelnde, wird endlich schweigen müssen, und Krupp fühlt sich wieder Herr in seinem Hause. Auf dem Wege über Paris verspricht er baldige Heimkehr.

Jetzt aber geschieht das Unerwartete, Sölling schweigt nicht. Er tritt weiter und tut es endlich in einem Ton, der Krupps Geduld erschöpft. Der Handelsminister ist auf seiner Reise wirklich in Essen gewesen, hat die ganze Fabrik durchwandert — Krupp selbst war abwesend, die Gelegenheit zu einer Aussprache ist verpaßt. Das hat Sölling geärgert. Alles mißfällt ihm, die Art des Abschlusses in Birmingham, das Umsetzen der Wechsel, am meisten das weitere Ausbleiben Alfreds, den er jetzt unbedingt und ohne Widerrede zurückbeordert. Vielleicht hat er recht, Krupp ist alles, nur kein Finanzgenie, vielleicht hätte Söllings Rat bessere Anlage ermöglicht, aber er vergißt, daß Alfred seinen hofmeisternden Ton zu lange schon ertragen hat, in peinlichen Lagen hat ertragen müssen, und daß augenblicklich sein Freund der Stärkere ist. Mit einem letzten kategorischen Schreiben vom 4. Juli hat Sölling den Bogen der Kruppschen Geduld überspannt und zerbrochen. In dem Augenblick, wo Alfred der Erfolg zu Füßen liegt, darf er so nicht mit sich sprechen lassen. Will er Herr im Hause bleiben, so muß er endlich zeigen, daß er es ist. Jahr und Tag hat er Sölling widerstanden, besänftigt, um der Firma willen geschwiegen. Jetzt hat er genug. Was ihm jetzt Sölling bietet, ist keine Theilhaberschaft mehr, das ist Diktatur. *A corsaire corsaire et demi!* Er schreibt ebenfalls einen Brief, einen übereilten, bitterbösen, groben und hochfahrenden Brief, in dem sich der Arger einer Reihe von Jahren mit einem Schlage entlädt und den er ohne den Rausch des Londoner Erfolges sicher nicht geschrieben hätte. Und Friedrich Sölling, in der Sache geschlagen, hat es nun leicht, den Getrübten zu spielen, wenn er auch die Hand schon zum Einschlagen öffnet: „. . . wenn Dein Brief von gestern mit Überlegung geschrieben ist, um alle Schätze der Welt möchte ich dann aber nicht so vor Dir stehen wie Du vor mir. Du hast zwar in England Dir einen Nimbus ums Haupt errungen, aber es ist darum doch nicht alles Gold was glänzt, und auch er wird erbleichen, ehe Du es glaubst, wenn Du auf dem betretenen Wege fortgehst — es ist noch nicht aller Tage Abend und siehe Dich wohl vor, daß Dich der Hochmuthsengel nicht zu sehr packt — Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Wie ein reinigender Wetterstrahl legt das rasche Zerwürfniß über die beiden alten Jugendfreunde hin. Auch Krupp kehrt in seine Grenzen zurück und eine besänftigende Aussprache entspannt die Lage. Das Verhältnis bleibt im Grunde das alte, die gegenseitige Wertschätzung auch, aber jeder von beiden kennt nun besser die Schranken seiner Macht, und man respektiert sie. Nach wie vor bleibt

Sölling der ratende, helfende, rettende Freund, nach wie vor tut er bei Krupps gewagten Schritten, bei den Neuanlagen, den Anschaffungen, der schroffen Behandlung alter Kunden kräftige Einsprache, warnend, beschwörend, Unheil prophezeiend, wenn man ihm nicht folgt. Man folgt ihm nicht, weil bei Krupp nicht Laune, sondern Notwendigkeiten den Fortschritt gebieten, aber man rechnet mit der alten Selbstverständlichkeit auf seine Zahlungen, seine Wechsel, seine Bürgschaften. Proteste sind vergeblich, er will weder den Freund noch die beträchtlichen Gewinne im Stich lassen, und so sehen wir ihn wider Willen und doch nicht ohne Anteilnahme, denn Krupps Genius reißt den Widerstrebenden immer wieder fort, auf der Woge dieser stürmischen Entwicklung schwimmen, die ihn mit sich trägt und manchmal zu verschlingen droht.

Die erste Weltausstellung ist zu Ende, und die Jury spricht Krupp als einzigem in dieser Klasse die höchste Auszeichnung, die bronzene Council-Medal, zu. Der Verein englischer Zivilingenieure schrieb 1887 in seinem Nachruf auf Krupp, der fast 30 Jahre sein Mitglied gewesen war, er habe dieses Stück Bronze Zeit seines Lebens höher geschätzt als alle Auszeichnungen, die ihm je verliehen wurden. — Die Industrie der Zollvereinsländer hat im allgemeinen gut abgeschnitten, und den Engländern mag es zweifelhaft sein, ob der Zweck ihrer ersten Weltausstellung erreicht ist. Auf dem Felde der Stahlerzeugung hat diese Ausstellung der Welt zwei große deutsche Erfindungen gezeigt, Krupps gewaltige Tiegelsstahlblöcke, von denen Sheffield nur ein schwächliches Ebenbild vortauschen kann, und die deutsche Kunst des Stahlpuddelns, von der England kaum Anfänge besitzt. Der deutsche Stahlformguß, die Erfindung Jakob Mayers, war auf der Ausstellung noch nicht vertreten, gehörte aber dem gleichen Jahre an und sollte bald sogar für Krupp gefährlich werden. Drei große Erfindungen in einem Jahre, sämtlich in dieser kleinen Provinz an der Ruhr geboren — hat der Brite zu lange auf seinen Lorbeeren geschlafen?

Überarbeitet kehrte Alfred Krupp aus England zurück, ohne daß es ein Ausruhen gab. Ein paar kurze Ausflüge nach Metternich zum Vetter von Müller, nach Bonn, um ein Reitpferd zu kaufen, mit dem sehnlichen Wunsch: möglichst zwei Tage nichts Geschäftliches! das war alles, was er sich an Erholung gönnte. Das Reiten war ihm aus einem körperlichen Bedürfnis allmählich ein unentbehrlicher Sport, die Vorliebe für edle Pferde eine Leidenschaft geworden. Mit Sölling noch eine kurze Reise nach Paris, wo es mit der bestellten Löffelfabrik nicht nach Wunsch ging, dann drängten die Geschäfte zu Hause und verboten jede weitere Zerstreuung. Erfreuliche Achsenbestellungen, darunter schwere Stücke für Lokomotiven, gaben reichlich Arbeit, Federn, Löffel und Münzwalzen für das Ausland und Übersee, die Jahreserzeugung überstieg zum ersten Male 1 Million Pfund Stahl, der Erlös 300 000 Taler. Aber im gleichen Maß war die Ar-



beiterzahl gestiegen, wuchs die Verantwortung und mit ihr das kategorische Gebot: Die Schöte müssen rauchen!

Gantesweiler, alt und schwer leidend, fehlte im Kontor, Krupp hatte ihn nach Birtscheid bei Aachen, in das Bad aller Rheumatiker, geschickt, die Last der Geschäfte lag ganz auf ihm selbst. Vergeblich drängte Söling ihn, auf ein paar Tage nach Köln zu kommen, nur eben um sich dem König vorstellen zu lassen, der gerade dort weilte. Nach seinem Erfolge in London werde das nicht schwer sein, am besten, er brächte gleich das Kanöchen mit, der König solle es doch einmal haben. Krupp blieb zu Hause und entfaltete eine große Werbetätigkeit. Noch lange nicht alle, die Gußstahl brauchen könnten, waren dafür gewonnen. Die Staatsbahnen blieben mit Aufträgen noch immer zurück und er ahnte den Grund. War der Handelsminister, den er einst beleidigt, immer noch unversöhnt? Krupp kannte den Einfluß und bewunderte rückhaltlos die starke Persönlichkeit von der Heydts, der sich mit hohem Geistes Schwung und schonungsloser Tatkraft eine Art Führerstellung in den Ministerien der vormärzlichen Zeit geschaffen hatte, trotz menschlicher Schwächen und wenig Beliebtheit. Krupp versuchte, ihn durch eine große Eingabe, Zweck und Ziele seiner Fabrik umfassend, zu gewinnen. Der Minister hatte doch die Fabrik besucht, durchwandert, in vollem Betriebe gesehen, vielleicht war ihm doch ein bleibender Eindruck geworden. Aber die Annäherung blieb umsonst. Der Minister brachte Krupps Angebote den Eisenbahnverwaltungen zur Kenntnis, fügte aber so ausdrücklich wie deutlich hinzu, daß „auf Grund sehr sorgfältig angestellter Versuche das Fabrikat von Werner in Karlswerk dem Kruppschen vollkommen gleich zu achten ist . . .“ Die Direktionen ließen sich das gesagt sein, und Krupps neuer Repräsentant von Ernsthausen, der im nächsten Jahr eine große Rundreise bei allen Verkehrsleitungen machte, hatte viel von „eingesleischten Wernerianern“ und „gehärteten Achsenleuten“ zu berichten. Krupp selbst verfolgte die unbelehrbaren Wernerfreunde mit drolligem Haß: „Maschinenmeister K. an der Stargard-Posener ist uns gewogen, aber Oberingenieur K. von der Berlin-Stettiner ist ein Hundekopf, der nichts will, als was von Werner ist, liegt mit ihm unter einer Decke, muß hinausgeprügelt werden!“

Was Krupp im Osten vergeblich suchte, fand er am Rhein. Bei der Kölner Dampfboot-Gesellschaft hat Söling den Beschluß durchgesetzt, die nächste schwere Radachse aus Gußstahl zu bestellen. Damit wurde zugleich die Notwendigkeit des schweren Hammers, die Krupp schon oft und aus London dringlichst angekündigt hatte, bewiesen. Ein neues Hammerwerk und die längst notwendige mechanische Werkstatt sollten die Früchte des großen englischen Abschlusses sein. Diesmal widersetzte sich auch Söling nicht, aber er hoffte damit den Bedarf für die nächsten fünf Jahre gedeckt und sah der endlichen Ernte entgegen, Krupp dachte

darüber anders, schwieg aber still. Nur gegen Reesen bemerkte er im Vertrauen, „für Söllings Fassung werden schon jetzt die Grenzen zu groß, während sie mir nur ein Anfang zu sein scheinen von dem, was werden wird. Ich gehe fort und hemme die Entwicklung nicht“. — Ich hemme die Entwicklung nicht — kann seine tiefe Überzeugung von der Naturnotwendigkeit des Geschehens deutlicher zum Ausdruck kommen?

Nun muß er rechnen, konstruieren, bestellen. Mit den Bauplänen macht er wenig Umstände. „Herr Krupp war sein eigener Baumeister“, erzählt ein Alter aus diesen Tagen, fast mit den Worten eines anderen aus derselben Zeit: „Herr Krupp war sein eigener Dreher; und Schlossermeister, er ging von Bank zu Bank.“ Auf Architektur gibt er nicht viel, sein Grundsatz bei Neubauten ist: Raum für die Zukunft! Das neue Hammerwerk legt er gleich auf 250 Fuß Länge an und bedarf dazu kaum einer Zeichnung. Südlich von den alten Werkstätten ist Platz, später kann es bis an die Altendorfer Straße wachsen, das Land ist schon gekauft. Weiter westlich, gegen Crone und Schemanns Mühle zu, gehört ihm auch noch ein gutes Stück, das will er noch schonen. Mit seinem Maurermeister geht er über den kahlen Platz, mißt mit großen Schritten eine beträchtliche Strecke ab, sieht sich um, schüttelt den Kopf und geht noch dreißig bis vierzig Schritte weiter. „So, bis hierher! Und nun mal ausgehoben!“

Der große Hammer — es war nicht der „Fris“, der kam viel später — macht Kopfschmerzen. Dem Rasmuthschen Dampfhammer mißtraut Krupp, erst seit wenigen Jahren ist er erprobt. In der Umgebung besitzen Sterkrade, Eschweiler und Hörde die größten von 60 bis 100 Zentner Fallgewicht, in Berlin Vorfis, der selbst Dampfhammer baute. Aber man schmiedet vorwiegend Eisen, Patentachsen, Kurbelwellen und dergleichen, das Gußstahlrecken wird als Überanstrengung gefürchtet. Krupp möchte eine unverwundliche, dem erprobten Stielhammer entlehnte Bauart haben. Auch bei den großen Stielhämmern gibt es Reparaturen, die dicken Hammerstiele aus Eichen- und Buchenholz halten bestenfalls einige Monate, dann werden sie rissig und brechen, aber das Auswechseln verursacht wenig Zeitverlust. So geht er noch einmal die alte gewohnte Bahn, dem Maschinenbauer hilft der Zimmermann, und aus Holz und Eisen entstehen jene drei vorzeitlichen Riesenhammer, die jahrzehntelang im alten Kruppschen Hammerwerk das Staunen des Besuchers gewesen sind. Baumlange Eichenstiele, die ein Mann nicht umspannen konnte, werden von großen Dampfzylindern hochgeschossen und schmettern ihren 100 Zentner schweren Eisenkloß mit wuchtigem Schlage auf den rotglühenden Stahl. Roh im Aufbau und Aussehen, die Formen vergangener Jahrhunderte mit der Antriebskraft der Neuzeit verbindend, haben diese Aufwerfhammer fünfzehn bis zwanzig Jahre ihren Dienst getan. Wahrscheinlich hätte der Rasmuthsche Dampfhammer in seiner anfänglichen Bauart und



beim Stand der damaligen Gießereitechnik dem Anprall der harten Gußstahlblöcke wirklich nicht standgehalten; die Stielhämmer hielten aus, so oft auch die Bänder brachen — ein echtes Erzeugnis urwüchsiger Kruppscher Erfindungskunst.

Die Ausführung machte Schwierigkeiten, besonders beim ersten Hundertzentnerhammer. Krupp besaß noch keine Gießerei, die Gutehoffnungshütte mußte den Hammerblock, den Amboß, die Stielhülse, den riesigen Dampfzylinder gießen und beeilte sich damit nicht. Vergeblich mahnte Krupp, vergeblich trieb Sölling zur Eile, der um die Vollendung der großen Achse für den Rheindampfer „Straßburg“ bangte. Davon hing vieles ab. „Warst Du mal wieder in Stertrade? sonst verwende dazu einen Nachmittag, damit es vorausgeht und der Hammer in der ersten Hälfte des Januar klopft, es ist bis dahin nur noch ein Monat. Die Achse für das Dampfboot muß im Laufe Februar fertig werden.“ Und drei Tage später: „Wie geht es in Stertrade voraus, Du warst ja am Samstag wieder da? Treibe was Du vermagst.“

Leider bleibt alles Treiben vorläufig umsonst. Steckt böser Wille dahinter? Sölling, von der unruhigen Betriebsamkeit der Leute, die nichts zu tun haben, macht sich allerlei Gedanken. In Wirklichkeit ist die Arbeit neu und schwer, man hat Stücke dieser Größe noch nicht gegossen, die erste Chabotte gerät nicht, die Mahnungen ziehen sich durch den ganzen Winter. Im Januar wird auch Krupp, der schon wieder in Berlin ist, ungeduldig und droht ärgerlich, er werde Lueg und Hunssen den Bart schon waschen. Im März ist es endlich so weit, daß man den größten Guß noch einmal wagen will. Krupp reitet selbst nach Stertrade, das Schauspiel anzusehen. 800 Zentner Eisen speien die Ofen in eine einzige Form und diesmal gelingt es, es ist aber auch die höchste Zeit. Die Kessel sind schon eingemauert, ein Wald von Stämmen ist in den Boden gerammt, um den Amboß zu tragen und die Wucht der Schläge aufzufangen, jetzt handelt sich's darum, die schwersten Teile nach Essen zu transportieren. Am Schloß Oberhausen hat man die Emscherbrücke gestützt und langsam bewegt sich die ungeheure Last über die ausgefahrenen Wege, die nur der Frost einigermaßen tragbar gemacht hat. An der Brücke werden die Pferde ausgespannt, Krupp hat die halbe Fabrik aufgeboten, an Seilen, von Hunderten Menschen gezogen, schwankt der ätzende Wagen zollweise über die erzitternde Brücke. Die Zeitungen berichten über das Ereignis, sie haben überhaupt von Jahr zu Jahr mehr über die Kruppsche Fabrik zu erzählen. Hier hat sich seitdem die Bewegung schwerster Lasten durch Menschenhände für lange Zeit eingebürgert, die größten Stahlgüße, später riesige Geschütze wurden auf diese Art bewegt. Von Schienen und Lokomotiven wollte Krupp nichts wissen, der vielbesprochene Anschluß der Essener Zechen an die Eisenbahn ließ ihn kalt. „Für das Geld baue ich mir lieber eine neue Werkstatt.“

Es dauerte aber doch noch Monate, bevor der Riesenhammer fertig war, und die ersten Schiffsfurbelwellen wurden mit starker Verspätung geliefert. Inzwischen häuften sich auch auf den Rheindampfern bei angespannter Leistung die Brüche der eisernen Wellen, und das war für Krupp von Bedeutung. Endlich, im Juni 1852, konnte man den ersten Stahlblock unter den neuen Hammer legen; Krupps Freunde, vor allem Reesen aus Dortmund, waren Augenzeugen des Ereignisses. Der Dampf zischt in allen Kesseln und langsam hebt sich das ungeheure Gewicht. Wird der Amboß stehen? wird der Eichenstiel brechen? entweicht rechtzeitig der Dampf? Endlich fällt aus sechs Fuß Höhe der erste Schlag, der Boden zittert und weithin spritzen die Schlacken. Alles hängt voll Spannung an dem zyklischen Gerät, nur Reesen steht ganz im Bann der Jüge Krupps, in denen die geladene Spannung des Augenblicks sich spiegelt. Der Hammer steigt, der Schlag dröhnt, und aus dem Auge Krupps bricht — Reesen hat es seinen Kindern oft erzählt und bis an sein Ende daran geglaubt — ein heller elektrischer Funke. So unterliegen selbst vertraute Freunde, die ihn oftmals sehen, seiner suggestiven Gewalt. Was dieser Schlag, der ihn von jahrzehntelanger Abhängigkeit befreite und ihn in die Reihe der Wenigen, der großen Erzeuger hob, was er für ihn bedeutete, das empfand vielleicht doch nur er allein. Gleichzeitig entstand schon sein Walzwerk, wurden schon die Grundmauern für die große mechanische Werkstatt gelegt — der Nimbus der Londoner Ausstellung, erst jetzt hat er sich im Rahmen der Kruppschen Lebensarbeit zu dauernder Form kristallisiert.

## Aufbau

Es ist nicht leicht, das Leben Krupps in diesen Jahren nach der Londoner Ausstellung zu schildern. Selten ist die Linie seines Aufstiegs so vielfach gekreuzt und überdeckt von Erlebnissen der widersprechendsten Art. Reisen, Bauten, Entwürfe und Gedanken, große Erfindungen und kleinliche Hemmungen, Erfolge und Mißerfolge drängen sich, und er selbst wird von den widersprechenden Erfahrungen seltsam hin und her geworfen.

Dennoch bleibt das Gesetz der Entwicklung, des Menschen wie der Schöpfung, erkennbar. Die erste Weltausstellung hat Krupp in die Reihe der großen Erfinder und Gründer gestellt, die folgenden Jahre sind durch diese Tatsache gestempelt. London ist ein Erfolg gewesen, aber auch ein Versprechen, die Folgezeit hat dieses Versprechen einzulösen. Mehr und mehr tritt dieses Einzelleben in die Öffentlichkeit, das Wachsen der Fabrik in den Kreislauf unentrinnbarer Notwendigkeiten.



Das Jahr nach der Londoner Ausstellung hat die Zahl der Kruppschen Arbeiter ungefähr verdoppelt. In erster Linie ist das eine Verdoppelung seiner Pflichten und Sorgen. „Es ist etwas Heiliges um ein großes Unternehmen, das Tausende von Familien ernährt. Betrachtet man die Kinder, die geboren werden, die jungen Arbeiter, die ein Heim gründen, betrachtet man die ganze produktive Organisation, die diese Dinge ermöglicht, dann wird die Fortführung dieser Unternehmung zu einer heiligen Pflicht. Es wird selbst zu etwas Größerem und Wichtigerem als das Individuum.“ (Henry Ford.) Diese heilige Pflicht, von Alfred Krupp hundert Jahre früher erkannt, wurde ihm dadurch erschwert, daß er bei raschem und stoßweisem Wachsen des Werks immer mit fremden Mitteln arbeiten mußte, die ganze Last der Verantwortung aber allein trug. Er hätte Helfer, Beteiligung finden können, und von den Tagen des beginnenden Aktienrausches an hörte Söling nicht auf, ihm diese Weisheit zu predigen, bald in überredendem, bald in beschwörendem Tone und mit der Prophezeiung seines sonst unvermeidlichen Verderbens. Krupp antwortete darauf kaum, er war sich zu gewiß, daß das Aufgeben seiner Selbständigkeit, vollends das Aufgehen in einer Aktiengesellschaft das Ende seiner sozialen Aufgabe bedeuten würde. Diese Anschauung ist im Hause Krupp traditionell geblieben und hat noch während des Weltkrieges und nachher seine Schritte vorwiegend beeinflusst. Krupps Unternehmen war damals, gemessen an den Vörsig, den Haniel und Hünssen, selbst Wöhlert und anderen, noch klein, aber die Reime zur größten Entwicklung waren gelegt und Bereitsein war nun alles. Bereitsein in seinem Sinne aber verlangte Selbständigkeit.

Was forderte die Zukunft augenblicklich? Werkzeuge, Schmelzöfen, Arbeitsstätten! Krupp sah den Sieg des Stahls mit visionärer Sicherheit kommen. Vom Gerbergerät, vom Münzstempel zur Schiffskurbel, es war ein langer Weg gewesen, aber ein Weg von beinahe zwangsläufiger Entwicklung. Wenn er durch Krisen mit der Sicherheit eines Nachtwandlers schritt, so führte ihn die Gewißheit, daß der Erfolg kommen mußte, weil er so naturgesetzlich ist wie der Fortschritt. Er war sich selbst gar keiner Kühnheit bewußt, wenn er den Gewinn von Birmingham reiflos wieder in die neuen Werkstätten steckte und noch Schulden über Schulden darauf häufte, das alles war einfach notwendig! „Ich gehe fort und hemme die Entwicklung nicht“, damit ist alles gesagt. Auf Arbeit und Kampf aber war er gefaßt, so viel hatte er aus der Vergangenheit gelernt.

Wieder wachsen die Werke im Sturmtempo. Die neue mechanische Werkstat, die erst Jahre füllen können, ein Hammerwerk, räumlich für die größte Zukunft angelegt, ein selbstgebautes Walzwerk, neue Schmelzöfen, Grundstückskäufe, wo sich die Gelegenheit bietet. Dazwischen Darlehen, wo er sie bekommen kann. Geben ihm seine Jugendfreunde Julius und Ernst Waldthausen 6000 Taler zu gutem Zinsfuß, schön; klappt das nicht, so leiht er in Posten von 900, 800, ja 250

Talern und gibt sie am nächsten Tage für ein paar Morgen Land neben der Fabrik wieder aus. Sölling ringt über diese Finanzgebarung die Hände und beschwört den Freund, wenn es einmal sein muß, dann doch wenigstens ein anständiges und langfristiges Bankdarlehen zu suchen. Noch wird es möglich sein, besonders wenn er verspricht mit dem Bauen aufzuhören, in einigen Monaten vielleicht nicht mehr, der Himmel der Großbanken scheint sich schon wieder zu verfinstern. Frankreich und England sind keine Freunde, und zwischen Österreich und Preußen stimmt es auch nicht recht. „In Paris ist der Teufel los! Gut, daß Nebel die 25 Mille noch bezahlt hat!“ — „Der Teufel“ war Napoleons Staatsstreich vom Dezember 1851, und der Deutschbrasilianer Rebel der Unternehmer der neuen französischen Löffelfabrik, der Krupps Hoffnungen häßlich enttäuschte.

Vorläufig sieht die Entwicklung noch ziemlich rosig aus und Alfreds Briefe aus Berlin, wo er die ersten Monate des Jahres 1852 verbringt, sind voll Hoffnung und Schwung. Es gibt Kampf und Wettbewerb und das ist, was er braucht. Große Eisenbahnlieferungen stehen bevor, der Gußstahl beginnt in Mode zu kommen, aber die Konkurrenz ist groß. Kleine Fabriken schießen wie Pilze aus der Erde, den bedeutendsten Federlieferanten, Huth in Hagen und Pflug in Berlin, bietet er seinen Stahl vergeblich an. Der Berliner kauft immer noch in England und Huth hat einen eigenen Gußstahlsofen angelegt. Bange macht ihn das nicht, seine Federn sehen nicht schön aus, sind aber nicht zu verwüsten, die großen Stücke macht ihm keiner nach und sein Erfolg in London hat doch gewirkt. Man kann den Mann, von dem die Engländer so viel Wesens gemacht haben, nicht mehr unbeachtet lassen. Im Verkehrsministerium behandelt man ihn freundlich, der Minister von der Heydt ladet ihn zu einem seiner großen Feste, von denen man im sparsamen Berlin mit Verwunderung spricht und über die der Prinz Hohenlohe mit leichtem Spott berichtet. Ein paar große Aufträge gelingen, die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn bestellt 400 Wagenachsen bei Krupp, leider nach Wernerscher Art, d. h. dünn und gehärtet. Das wird dem Ruf des Ziegelstahls schaden, denn Brüche sind mit Sicherheit zu erwarten. Krupp widerspricht, macht auf den technischen Fehler aufmerksam, natürlich erfolglos. Er wird liefern, wie es die Direktion wünscht, oder gar nicht, die Konkurrenz steht bereit. Also liefert man und sieht den Folgen entgegen, den bürokratischen Dünkel verwünschend. Auch in Federn kommen bedeutende Aufträge und an Adalbert Mächerfeld gehen strenge Anweisungen. „Hoffentlich sind schon Schmiede am Anrücken und entwickelt sich eine ernste gewaltige Thätigkeit, so daß ich über die Fortschritte bei meiner Retour gewaltig staunen muß, um gerecht zu sein.“ Um den 20. Januar herum ergießt sich eine Lawine von Briefen nach Hause, nie war Krupps Laune glänzender als in diesen Berliner Wintertagen. „Heute war ich in Potsdam — alle Menschen — sogar die Feinde, habe ich wieder als Freunde gewonnen. Gestern mit Gruson



Freundschaft gemacht [der inzwischen in raschem Anstieg Teilhaber bei Wöhlert geworden ist], heute bei Vorsig Besuch gemacht. Ministerium mit Drum und Dran, Alles für uns seiend.“ Mit den Behörden irrte sich Krupp, man war entgegenkommend, wo es nichts kostete und blieb im übrigen zugeknöpft. Aber mit Vorsig und Wöhlert, diesen beiden Größen des Berliner Maschinenbaues, schien es zu gelingen, beide gaben ihm schwere Krummachsen in Auftrag und davon konnte man sich große Folgen versprechen. Wieder durchwandert er die neuzeitlich eingerichteten Werkstätten der Berliner Fabriken und muß sich seufzend gestehen, daß er um ein Menschenalter zurück ist, nicht nur in den Maschinen, auch in der Arbeit. Die Kolbenstangen für Wöhlert sind „über alle Maßen schändlich gearbeitet“, er hat zugeben müssen, „daß es eine Sauarbeit ist; wenn auch der Hammer schlecht ging, so mußte doch nicht so schlecht gearbeitet werden“. Es sind die gleichen Einbrüche, die er vor Jahren in Paris erhalten hat, als er seine Walzengeßelle mit der dortigen Arbeit verglich. So kommt sich ein Dorffschuster vor, wenn er Pariser Maßarbeit sieht. Unverwundlich sind seine Sachen, aber schön sehen sie nicht aus. Krupp nimmt sich vor, ehestens ein paar Berliner Ingenieure nach Essen zu ziehen. Auch die Kurbelwellen hat er nur geschmiedet zu liefern, es soll die erste Arbeit seines neuen schweren Hammers sein. Konnte er ahnen, daß ihn diese erste Lieferung mit den beiden Matadoren des gewerblichen Berlins wieder entzweien wird?

Einstweilen freute er sich des Erreichten, verlebte schöne Tage mit Fürst und harrte mit Ungeduld auf die ersten nachtlosen Radreisen, die Frucht seiner neuesten Erfindung, von der ich weiter unten berichte. Die Reisen kamen an und erregten das gewünschte Aufsehen, „es sind schon viele Herren hier gewesen auf dem Ministerium, den Reisen zu besehen; die Räte kamen sofort nach der Einladung und man spricht davon, im Minister-Gebäude den Tyre aufzustellen“. Krupp wünschte ein preussisches Patent auf die Herstellung und versprach sich einen großen Umsatz.

Endlich ist das alles vorüber. Alfred Krupp hat nach dem üblichen Grippeanfall in Berlin die geplante Rundreise bei den Eisenbahndirektionen in Stettin, Bromberg, Dresden, Leipzig gemacht und sieht auf ein paar Monate wieder seine Fabrik, wo er niemals nötiger war. Eine von Sölling und anderen Freunden geplante kleine Feier für ihn und ein paar andere Löwen der Londoner Ausstellung scheint ins Wasser gefallen zu sein. Alfred Krupp läßt deutlich merken, daß ihm alles Feierliche gräßlich ist, am gräßlichsten aber, sich selber anfeiern zu lassen. Er hat wirklich an anderes zu denken als an Festdiners! Alles, in den Werkstätten, an den Schmelzöfen, den Hämmern, drängt auf Entwicklung, Vollendung, Erprobung. Der neue Hammer ist im Aufbau, in Oberhausen stehen die letzten Güsse bevor. Auf den Hammer warten die Schiffsachsen, warten die schweren Kurbelwellen der neugewonnenen Berliner Freunde. Im Schmelzbau braucht man



Carl Meyer



Heinrich Haas



Richard Eichhoff



Wilhelm Pelt

Kruppsche Vertreter und Betriebsführer in den 1850er Jahren





seine Hilfe ebenso dringend. Das neue Schmelzverfahren fordert immer noch Versuche; die besten Siegerer Hütten, Hambloch in Crombach und die Königliche Hütte am Loh, die schon in London Puddelstahl ausgestellt haben, Gustav Zapp in Runderoth, unermüdlich in Versuchen und zuverlässig in der Lieferung, waren die erfolgreichsten auf dem Wege des Stahlfrischens, von allen bezog Krupp Rohstoffe und Proben, mit allen stand er in regem Austausch der Gedanken, es war für den Hüttenmann eine fortreißende Zeit.

Anderes kam dazu. Die Deuzer Artilleriewerkstätten drängten energisch auf Abnahme der Prunklafette, die Krupp für das Londoner Geschütz bestellt hatte, es war ja, als das erste normale Feldgeschütz der Firma Krupp, dem König von Preußen bestimmt. Daß dieser es im vorigen Jahre abgelehnt, focht Krupp wenig an, er wußte, daß es nur einer Audienz, nur der Erklärung seiner Absichten bedurfte, um den leichtbegeisterten König umzustimmen. Sölling versorgte ihn dauernd mit Nachrichten über den Aufenthalt des beweglichen Hoflagers; war der König in Köln oder auf dem Schloß Stolzenfels, so kam sicher seine dringende Mahnung, hinzufahren und sein Heil zu versuchen. Krupp hatte es nicht eilig, und die Kanone war ja noch nicht einmal fertig, der Prinz von Preußen, der Ende Mai mit seinem Schwager, dem Weimarer Erbgroßherzog, die Deuzer Werkstätten besuchte, hatte sie ohne das Gußstahlrohr gesehen und nichtsdestoweniger bewundert, wie der stets unterrichtete Sölling erfuhr. „Nun, Oberst, hatte der Weimarer Prinz bei dem abendlichen Festmahl zu seinem Nachbarn gesagt, haben Sie die superbe Kanone des Herrn Krupp gesehen? So etwas ist noch nicht dagewesen, aber ich muß dieses Genie kennen lernen usw. — Was sagst Du nun?“ Krupp wird geschmunzelt haben, in der Pracklafette lag das Mantelrohr aus Bronze, das geschliffene und polierte Gußstahlrohr aber befand sich immer noch bei dem Graveur Bremme in Anna, der den preussischen Adler hineinstecken sollte und damit vor anderen wichtigen Arbeiten nicht fertig wurde. Auch er war unter die Hüttenleute gegangen und bemühte sich mit anderen Erfindern um ein Verfahren des Stahlpuddelns, zog dann auch Alfreds Bruder Friedrich, der gern frondierte, in seine Bahnen mit hinein und bot seine Erfindung später der Gußstahlfabrik zum Kaufe an.

Das Rohr wurde schließlich doch geliefert, und als das Königspaar von seiner Rheinfahrt heimkehrte, war auch das Galageschütz fertig und Alfred Krupp reiste Anfang Juli wieder nach Berlin. Dem in London so ehrenvoll Ausgezeichneten, von dem alle Blätter sprachen („die Zeitungsartikel fangen an mir edelhaft zu werden, sagte er, man soll uns doch ungeschoren lassen“), öffnete sich in diesem Sommer manche früher geschlossene Tür. Im Kriegsministerium, beim Hofmarschallamt, in Potsdam ging er aus und ein und Sölling, der ihm schon im Januar den ersten Orden prophezeit hatte, wurde fast neidisch: „Du mußt



ja jetzt einen förmlichen Hofgeruch an Dir haben, wie ist die Atmosphäre bekommen?"

Krupp hatte, wie es scheint, diesmal den Augenblick gut getroffen, man sprach viel von artilleristischen Dingen und hatte in hohen Kreisen Interesse dafür. Die Schmach von Olmütz, für die der Prinz von Preußen seinen Schwager Nikolaus verantwortlich machte, die Ohnmacht der preussischen Armee hatten auch dem Könige die Augen geöffnet. In eben diesen Tagen weilte der General von Roon zur Begrüßung des Präsidenten der Französischen Republik in Straßburg, und was als eine Artigkeit gegen den Prinzen Napoleon gedacht war, führte zu jenem merkwürdigen Gespräch auf dem Manöverfelde von Nancy, aus dem Roon die Gewißheit mitbrachte, daß der „Artillerist auf dem Thron“ alles daran setzen würde, sich rasch des besten Feldgeschützes der Welt zu versichern. Kannte Friedrich Wilhelm IV. diese Äußerungen schon oder erfuhr er sie bald darauf? Jedenfalls war um ihn in diesem Sommer eine andere Atmosphäre als vor zwei Jahren, da er Krupps Angebot der ersten Gußstahlganone huldreich ablehnte.

Der König war bei Krupps Eintreffen unsichtbar gewesen, er hatte Berlin schon wieder verlassen und wollte die Kanone erst nach seiner Rückkehr von Stettin besichtigen. Aber die Aufstellung — einstweilen im Marmorsaal des Potsdamer Stadtschlosses, wo sie der Kaiser von Rußland sehen sollte — wurde verfügt, und während Krupp mit sechs kommandierten Artilleristen in dem Schloß der Preußenkönige ein und aus ging, drückte er seine Fußspur zum ersten Male, leicht aber erkennbar, in den Weg der preussischen Geschichte ein. Der Juli verfloß doch beinahe, bevor er den König sah und sprach, der nun das prächtige Geschütz als Geschenk entgegennahm und es später dem Berliner Zeughaufe überwies. Befriedigt konnte Krupp Berlin verlassen. Im Fluge sah er Essen, sah den neuen Riesenhammer seinen ersten Schlag tun, beschwor seinen Ingenieur Fischer, den er vor kurzem von Wöhlert an sich gezogen, um eiligste Bearbeitung der Lokomotivachsen und war schon in Sachen der französischen Löffelfabrik unterwegs nach Paris. Nebel, der phantastische Gründer, hatte weder die Mittel noch die Gaben, zu einem lohnenden Betriebe zu kommen, die Affäre drohte wirklich, dem Namen ihres Urheberers Ehre zu machen und in blauen Dunst aufzugehen. Hagewiesche und der Walzengraveur Kesselrode schlugen in Paris kostbare Wochen tot, umsonst suchte man die Schuld in den Maschinen. „Was in Birmingham genügte, wird doch auch in Paris gut sein!“ Sölling, der Pessimist, sah gleich, daß die Sache schief gehen würde, und riet die ganze Maschinerie wieder einzupacken, wenn der Brasilianer nicht zahle. Ein paar Monate später kam es wirklich so. —

Den aus Paris Zurückkehrenden erwartet eine neue Hiobspost. Vorsig und Wöhlert haben ihre ersten Wellen erhalten und über alle Begriffe massiv und teuer befunden. Sie nehmen böse Absicht an und weigern sich entschieden, dieses enorme

Gewicht zu bezahlen. Mit Wöhlert wird sich reden lassen, aber mit Vorsig kommt es sofort zum glatten Bruch, er ist hochfahrend und unzugänglich, und Krupp wird um so steifnacktiger, je gröber die Vorwürfe kommen. Er läuft niemandem nach! Aber im Innern wurmt ihn der Vorfall um so mehr, als er sich nicht ganz frei von Schuld weiß. Die Arbeit am großen Hammer war noch neu, Erfahrung fehlte, und er hat aus Berlin darauf gedrungen, rasch, wenn auch mit reichlichen Zugaben zu schmieden, „bezahlen müssen die Herren den Stoff doch!“ Hatte ihn der Erfolg übermütig gemacht, wie Sölling es oft behauptet hat?

Er war wohl teilweise im Recht, irgendwie mußten die Ziegelstahlblöcke verrechnet werden, die Berliner Herren waren es aber auch; jedenfalls war in der Behandlung wertvoller Kunden ein Fehler gemacht, den Krupp früher vermieden hätte. Mit zunehmendem Alter wiederholte sich das öfter, seine Schroffheit in Preisfragen wurde bald der Schrecken seiner Vertreter, und wo er mit ebenso harten Köpfen zusammenstieß, gab es Zermürfnisse. Vorsig betreffend schrieb er noch im folgenden Jahr seinem Berliner Vertreter: „Mit Vorsig können Sie nichts aufstellen. Wir würden uns blamieren, ihn zu besuchen. Wenn er selbst mal einlenken wollte, und das ist nur zu erwarten wenn die Eisenbahnen Krummachsen von hier verlangen, dann und wenn er seine Arrogance aufgibt, soll es mir ganz recht sein, ihm bedeutende Lieferungen zu machen.“ Die unvereinbare Natur dieser beiden starken Menschen war es doch am letzten Ende, was sie nach jeder Annäherung wieder auseinandertrieb. August Vorsig, der Choleriker, erlag 1854 einem Schlaganfall, zu einem Ausgleich zwischen beiden ist es nicht mehr gekommen. — Ähnlich kam es mit Maffei in München, der für den süddeutschen Lokomotivbau die gleiche Rolle spielte wie Vorsig in Preußen. „Ich habe Ihnen nichts zu bestellen“, sagte Herr von Maffei einmal schneidend zu einem Kruppschen Vertreter. „Wenn ich das Unglück habe, Ihnen etwas bestellen zu müssen [d. h. wenn die Eisenbahnverwaltungen es verlangten], werde ich es Sie wissen lassen.“ Auch hier entsprang die Unstimmigkeit persönlichen Dissonanzen. Über die größte süddeutsche Waggonfabrik schrieb Krupp seinem Vertreter Meyer, er wisse sehr gut, daß man ihn dort schneide und nur bestelle, was die Eisenbahnen unbedingt vorzuschrieben. „Herr von Kr. wünscht wohl nur Lieferanten mit einem Ragenbuckel!“

Aus diesen und ähnlichen Vorfällen wurde ihm aber klar, daß er die Last der Geschäfte, die er zehn Jahre lang fast allein getragen hatte, endlich teilen müsse. Mächerfeld mit seinen paar Meistern, der kranke Gantesweiler, der einzige Ingenieur Fischer taten es allein nicht mehr. In den Betrieben fehlte das „Auge des Herrn“.

Was aber war zu tun? Immer noch rissen ihn die beiden Stimmen seines Innern hin und her, der faustische Drang des Schaffens ins Große und die Selbstbesinnung, die ihn zur Tagesfrohn verdammt. Jede Welle des Erfolges trieb ihn



von den heimischen Arbeitsstätten wieder in die Weite, um neue Aufträge, neue Verbindungen zu suchen. Daß inzwischen die Arbeit in der Fabrik litt, daß ihn selbst die Überlast des Schaffens und der Sorgen, der Leitung und der Reisen nervös und reizbar machte, mußte er sich endlich eingestehen. Es war also noch nicht genug getan, wenn er jeden verdienten Taler in Maschinen und Bauten steckte und darüber bis an die Grenzen des Tragbaren ließ, es mußte noch mehr geschehen. Jetzt wirbt er sich, Schlag um Schlag, Gehilfen, und sein im Menschlichen selten fehlender Blick irrt sich in wenigen. Zu Gantesweilers Entlastung kommt der Buchhalter und spätere Prokuraträger Theodor Topp, aus dem Bankfach und von den Walddhäusern empfohlen, ein behendes, unscheinbares Männchen, aber geschäftsgewandt bis in die Fingerspitzen, voraussehend, treu und in der oft unerquicklichen Stellung zwischen Sölling und Krupp von ruhigem Takt. Fast gleichzeitig beginnt Heinrich Haas, ein flotter Baumwoll- und Papierreisender, den Alfred unterwegs entdeckt und für sich festgehalten hat, seine Tätigkeit für die Gußstahlfabrik. Mit leichter Hand und der anziehenden Erscheinung eines „Beau's“ verblindet er Redegabe, raschen Entschluß und feuriges Draufgehen. Nach wenigen Jahren, in denen er die Ausstellungen in München und Paris für Krupp arrangiert, steigt er zu dem Posten des französischen Vertreters auf und führt noch einmal eine Glanzzeit Kruppscher Erfolge im Auslande herauf. Ihm ist an glücklicher Anlage und raschem Erfolg vielleicht nur Matthias von Ficzek ähnlich gewesen, der fast zur gleichen Zeit in Krupps Dienste trat und als sein Agent in Wien das österreichische Geschäft auf eine ungeahnte Höhe brachte. Wenn auch beiden die Umstände, besonders Krupps glänzende Ausstellungen in München 1854 und in Paris ein Jahr darauf, den Boden ebneten, so trug ihre Persönlichkeit doch viel zu ihren Erfolgen bei. Ficzek nun besaß jenes glückliche Gemisch von Bonhomie und geschäftlicher Verschlagenheit, für das es Hindernisse nicht gibt, weil es an unübersteigbaren Schranken sich nicht abmüht, das Erreichbare aber mit wunderbarem Spürsinn und instinktivem Geschick verfolgt. „Einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe“, kennzeichnet ihn die Erinnerung eines langjährigen Kruppianers. Ficzek hatte enge Beziehungen zu dem österreichischen Hause Rothschild, was ihm den Eingang bei den Eisenbahnen erleichterte, er war ein Freund guter Preise, aber keiner forcierten Geschäfte. Alfred Krupp legte ihm nahe, den Absatz in Oesterreich, sollte es auch unter gewissen Nachlässen sein, noch weiter auszudehnen. Ficzek schaute ihn gemüthlich an und erwiderte: „Was wollen Sie, Herr Krupp! Jede Lokomotive und jeder Tender in Oesterreich bekommt Ihre Bandagen, seien Sie damit zufrieden!“

Fast gleichzeitig mit dem Eintritt von Haas, Topp und Ficzek gewann Krupp auch für London eine wertvolle Kraft, darüber hinaus, was er nicht ahnen konnte, einen zuverlässigen Freund fürs ganze Leben. In England, wahrscheinlich während

der Londoner Ausstellung, war ihm der junge Ingenieur Alfred Longsdon aufgefallen, ein Mann von ruhiger Bestimmtheit im Wesen neben großem technischen Können und praktischem Geschick. Von den großen Auslandsstaaten hatte sich England gegen die Erzeugnisse Krupps am längsten gesträubt. Alle Versuche, zu einer tüchtigen Vertretung zu gelangen, waren fehlgeschlagen. Manchmal gelang ein Geschäft, zuweilen bligte ein Hoffnungsstrahl auf, um meist wieder zu erlöschen, was Alfred Krupp zu komischen Zornausbrüchen trieb. „Mit den englischen Walzen ist es wieder nichts, schreibt er einmal, die Dörsen!“ und ein andermal: „Mit der Münze in England ist es also nichts. — Schafsköpfe, die sich wegen Englands Größe so geniren, dieselbe durch eine Lieferung von Äußen in Zweifel gezogen zu sehen!“ Auf diesem Boden einen ergebeneu und zuverlässigen Mann zu haben, konnte von unabsehbaren Folgen werden, und Alfred Longsdon erkannte er nach kurzer Bekanntschaft als diesen Mann. Im November 1852 kam der Engländer zum erstenmal nach Essen und war einige Wochen Krupps Gast. Das Verhältniß blieb noch mehrere Jahre ein loses, Longsdon arbeitete als Zivilingenieur in London für Krupps Belange. Er machte ihn als ersten deutschen Hüttenmann auf Bessemers bahnbrechende Erfindung aufmerksam und führte die Verhandlungen zwischen beiden, brach den nahtlosen Radreisen in England und den Kolonien Bahn und trat endlich, durch Erfolge bewährt, als Londoner Vertreter Krupps in den Dienst der Firma, der er, als vertrauter Freund des Vaters und des Sohnes, über den Tod Krupps hinaus angehört hat.

Wenn einem, so gebührt endlich dem Berliner Vertreter Carl Meyer ein Platz in der Reihe dieser frühen und langjährigen Paladine Alfred Krupps. Meyer war klein, nervös und behende wie Lopp, Krupp wird ihn — den Buchhändler! — in Berlin kennengelernt haben, seine rasche Laufbahn bis zum Range des Kruppvertreters an der verantwortungsvollsten Stelle ist fast ohne Beispiel und spricht für Krupps rasche Entscheidungen. Er hatte sie auch diesmal nicht zu bereuen, in Meyers kleinem Körper wohnte ein starker und unabhängiger Geist, selbst gegen seinen Chef lehnte er sich oft mit abweichenden Meinungen auf, ohne Rücksicht darauf, daß Krupp in diesem Punkte von Jahr zu Jahr schwieriger wurde. Aber Meyers beste Eigenschaften, seine mit Takt vereinte Furchtlosigkeit, seine schlagfertige Überredungskraft, seine Treue selbst im herbsten Meinungsstreit, hatte er schnell erkannt und wußte sie in Berlin am Platz. Für sich selbst gewann er damit die Möglichkeit, in dem aufregenden Verkehr mit den dortigen Behörden, der oft die Natur eines stillen und zähen Kampfes annahm, persönlich zurückzutreten.

Von solchen Männern umgeben, konnte er sich den Aufgaben seiner Schöpfung freier und ohne Besorgnis hingeben. Sie waren ja zahlreich und wechselnd genug. Das Jahr der Londoner Weltausstellung war zugleich das Geburtsjahr jener



großen Erfindung, die schon früher flüchtig erwähnt worden ist, der Bandage oder des nahtlosen Radreifens aus Tiegelstahl. Nach den Achsen und Federn waren die Radreifen der dritte schwache Punkt der Eisenbahn, der bei zunehmender Geschwindigkeit und Belastung der Züge Anlaß zu Bedenken gab. Neuerdings belegte man die Räder mit geschweißten Bandagen aus Puddelstahl, die Dauer wurde damit erheblich vermehrt, die Bruchgefahr, zumal an der Schweißstelle, blieb bestehen. Für Krupp war die Aufgabe eines dauerhaften Reifens nicht unlösbar, er brauchte nur jene kleinen Stahlringe, die er zu Hunderten für Lahn- und Rietwalzen geschmiedet hatte, so groß herzustellen, daß sie für ein Eisenbahnrad paßten. Er hatte sie immer ohne Schweißnaht gemacht, sie mußten an Dauer und Bruchficherheit jedes andere Material übertreffen. Er hatte auch unter seinen alten Drehern und Schmieden Leute, die sich an Geschicklichkeit von niemandem übertreffen ließen und auf deren Verschwiegenheit er sich verlassen konnte.

Die Versuche waren dennoch schwierig und dauerten lange. Bochum, damals in der Entwicklung des Formgusses begriffen, verfolgte den gleichen Zweck und versuchte Radreifen zu gießen; Friedrich Krupp junior, der zwischen seinen Auslandsreisen hin und wieder einige Monate in der Gußstahlfabrik Zuflucht suchte, glaubte es auf gleichem Wege erreichen zu können, Alfred hielt nichts davon und blieb beim Schmieden. Die beteiligten Arbeiter haben später viel von der langen Mühsal dieser Versuche erzählt, Krupp selbst erinnerte sich gern der ersten Reifen, die er nach seiner Gewohnheit in verkleinertem Maßstab angefertigt und auf einer alten Löffelwalze rund gewalzt hatte, sie „gingen in einen Handschuh“, gaben aber eine deutliche Vorstellung der Erfindung und wurden zuweilen an Freunde und einflußreiche Gönner verschenkt. Sölling ließ sich öfter solche niedlichen geschliffenen und polierten Ringe für seine Freunde in den Kölner Verkehrsanstalten anfertigen. Im Januar 1852 wurden die ersten Reifen in natürlicher Größe geschmiedet, mühsam unter dem Hammer gerundet und auf einer abgesondert aufgestellten Drehbank (Sibirien nannten die Arbeiter den geheimnisvollen Verschlag) gedreht. Im Eilzuge gingen sie nach Berlin und wurden von Krupp der Verkehrsabteilung überwiesen. Es waren die obenerwähnten, vielbewunderten Reifen, die im Hofe des Ministeriums ausgestellt waren, bevor sie unter einem Güterwagen der Ostbahn, deren Maschinenmeister schon lange für Krupp schwärmte, erprobt wurden. Die fabrikmäßige Erzeugung auf einem dafür konstruierten, verwickelt gebauten Walzwerk zog sich noch ziemlich lange hinaus. Aber inzwischen war wenigstens der Patentschutz gewährt, leider nur auf sechs Jahre, die denkbar kürzeste Zeit und viel zu wenig, um Krupp für die bevorstehenden Anlagen zu entschädigen. Auch der Widerstand gegen das Neue mußte doch erst überwunden werden. „Es werden Jahre vergehen, bevor diese Neuerung zur Geltung kommt“, schrieb er dem Minister, den er für eine längere Schutzdauer zu gewinnen suchte.

Vorläufig also waren auch hier nur Kosten, nicht Ernte zu sehen. Wie denn die ganzen Jahre nach 1850, für so viele Unternehmer eine Zeit großartiger Gewinne, für Krupp wesentlich eine Periode des Aufbaus gewesen sind. Auch er hätte es leichter haben, sich aufs Verdienen legen können, wie es Sölling oft und dringend verlangte. Nur daß ihm Reichtum und Verdienst an sich nichts bedeuteten, daß für ihn Geld nur den Wert eines Werkzeugs für den Weiterbau seiner Schöpfung hatte, die sein Freund bereits auf der Höhe, er nur gerade am Anfang ihrer Entwicklung sah.

## Um Weib und Kind

1853 — Alfred Krupps Hochzeitsjahr! Endlich hat es den lange Wählenden, ewig Zaudernden doch gepackt. Seine Freunde haben ihn fast aufgegeben, mit all seiner Frauenverehrung wird er ein Hagestolz bleiben. Dem Papa Fürst hat er vor zwei Jahren scherzweise ein hohes Ehrenwort gegeben, binnen Jahresfrist wolle er beweibt sein oder er sei ein . . ., und er hat's doch nicht gehalten.

An ihm liegt es nicht, seine Sehnsucht nach Liebe, Ehe, Familienglück ist mit zunehmendem Alter nur gewachsen. Reichtum, Vermögen ist ihm gleichgültig; „ich suche eine Frau um mit ihr glücklich zu leben, nicht um aus ihrem Vermögen Vortheil zu ziehen“. Um so mehr sucht er die Eigenschaften, die ihm das Glück zu verbürgen scheinen, Schönheit, Sanftmut, ein reines Herz. Im Herbst 1852, bei einem kurzen Besuche Hamburgs, glaubt er, nicht zum ersten Male, die Richtige gefunden zu haben, abends im Theater sitzt neben ihm eine junge Dame, an Aussehen und Stimme so, wie er sein Ideal sich vorstellt. „Ich habe mich am nämlichen Abend verliebt. Wo ich glaubte ein Stück Gußstahl sitzen zu haben ist ein Herz.“ Sie ist in Begleitung, er spricht sie bescheiden an, „sie war für mich die reinste Lebenswürdigkeit in der anspruchlosesten Form und vom ersten Augenblick dachte ich mir, solch ein Weib möchte ich haben.“ Er wagt keine direkte Annäherung, aber er folgt ihr nach dem Theater aus der Entfernung, stellt Namen und Familie fest und — wird von dringendsten Geschäften am folgenden Tage weggerissen. Einem Hamburger Freunde teilt er mit, was er hat erfahren können, bittet ihn von Essen aus um Erkundigungen über die Ersehnte. Ihn selbst treibt Unaufschiebbares nach Paris, aber nicht einmal die paar Tage dieser Reise möchte er für seine Herzensangelegenheit verloren sehen. Der Freund soll ihm den größten aller Freundschaftsdienste erweisen. Über Herkunft, Respektabilität und persönliche Eigenschaften (die er alle für exquirit zu halten geneigt ist) wünscht er zu erfahren, was sich in Erfahrung bringen läßt, Gutes und Übles. An dem Ernst seiner Absichten läßt er nicht einen Augenblick zweifeln. Aber die Antwort des Herrn Flemming, an den

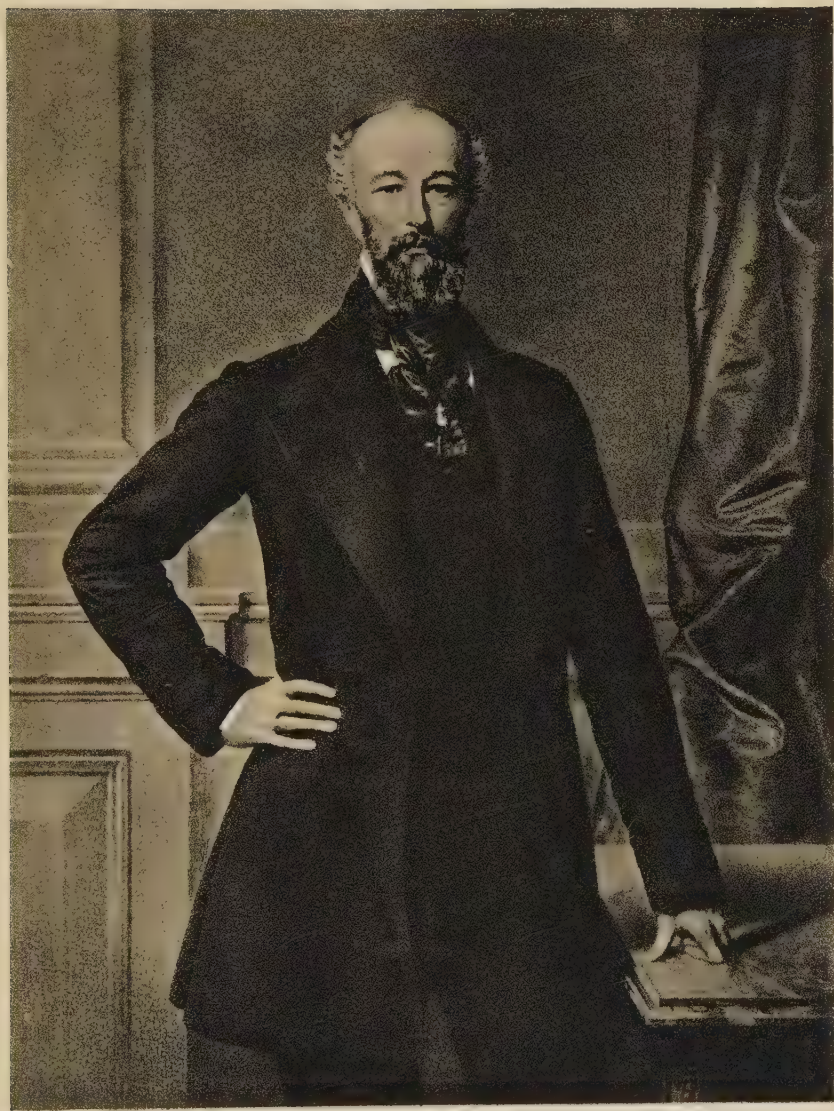


seine Bitte sich richtete, ist nicht einmal erhalten. Vielleicht war die unbekannte Schöne verlobt, vielleicht schon verheiratet, jedenfalls reichte auch dieser flüchtige Hamburger Liebestraum nicht über ein paar kurze Tage der Ungewißheit hinaus, Alfred Krupp erwachte auch aus ihm im Junggesellenstande, den er selbst mehr als einmal einen erbärmlichen genannt hat.

Solange seine Mutter lebte, scheint ihn das weniger bedrückt zu haben, vielleicht hat sogar die innere Gemeinschaft mit ihr zu seiner lange bewahrten Ehelosigkeit beigetragen. Aber Therese Krupp war seit zwei Jahren tot und Alfred Krupp war dadurch einsamer geworden. Es war gewiß kein lautes, betontes Verhältnis zwischen den beiden gewesen, aber in der Tiefe ihrer Seelen berührten sie sich eng, zu den geistigen Anlagen seines Vaters hatte Krupp viel aus der Seele der Mutter geerbt, das ging bis in Außerlichkeiten. Wenn er bis ins Alter das Auffallende haßte, so war das ganz aus ihrem Geist, die ihm bei dem Wunsch nach einem Bägelchen schrieb: „Elegant möchte ich es nicht gerne sehen, denn ich liebe an alles die Mittelstraße — hasse ebenso an alles was uns oder mich angeht die Eleganz. . .“ Auch in der Liebe zur Zurückgezogenheit wußte sie sich mit Alfred eins: „Wärst Du nicht auch so gegen Visiten eingenommen, worauf ich mich oft stützte, so hätten wir deren oft, wenn Idas Willen gölt.“

In der ersten Zeit nach dem Tode des Vaters mag Alfred seiner noch jungen Mutter am nächsten gestanden haben, wer sollte seine Arbeiten und Lasten, wer die Ausbrüche seiner Hoffnungen und jugendlichen Verzweiflung teilen, wenn nicht die Mutter, wer ihre Sorgen und Mühsal, ihre Erinnerungen an den Gatten, wenn nicht Alfred, den der Vater zu ihrer Stütze bestimmt! Zuletzt sind sie stiller nebeneinander hergegangen, der Sohn mit aufmerksamer Fürsorge, daß der Vielgeprüften ihr Recht auf Ruhe und Pflege ward, die Mutter mit ungeschwächtem Anteil an den Geschicken des Werkes, das ihr den Gatten geraubt hatte und den Sohn entzog. Wenn sie, seit Jahren leidend, in Metternich, in Bonn oder in kleinen Bädern Linderung suchte, so wartete sie sehnächtig auf Alfreds Briefe, meist umsonst, leichter fiel es ihm noch, sie durch einen Besuch zu überraschen. Weilte sie zu Hause, so war sie an Alfreds monatelange Reisen gewöhnt; die wenigen Stunden, wo die Fabrik ihn losließ, gehörten der Sammlung oder der Zerstreuung mit seinen Freunden.

Im Jahre 1849, zur Zeit des neuen Aufschwungs, hat Therese Krupp der Fabrik und dem Hause, wo sie fünfundzwanzig Jahre lang die schwersten und die besseren Tage gesehen, Lebenswohl gesagt. Sie hat es bezogen, als ihr Mann den letzten Kampf um sein wankendes Unternehmen führte, sie verläßt es mit der Gewißheit, daß ihr Sohn die Fabrik zu neuer Blüte entwickelt. Seit Jahren führt sie mit Hausmitteln, Flaschen, Pillen und Salben einen aussichtslosen Kampf gegen ihre verbrauchten Nerven; Ruhe und Stille, doch unfern der Fabrik, ist alles, was



Alfred Krupp um 1853





sie für ihre letzten Tage sucht. In einem Häuschen an der Kastanienallee mit dem Blick auf die grüne Trift des Segeroths, wo einst der Weg zu Krupps altem Hammer ging und jetzt die Landwehr exerziert, hat sie mit Ida den ersten Stoc bezogen. Ganz in der Nähe liegen die Häuser ihrer Geburt, ihrer Jugend und Freundschaft, das Wilhelmische, das Schulische, die alten Häuser Friedrich Krupps und seiner Mutter am Flachsmarkt. Hier hat Therese Krupp ihren Lebensabend verbracht, kurz, wie ihr Tagewerk lang und beschwerlich war. In ihren beiden Stübchen — sie war an große Räume nicht gewöhnt und liebte sie nicht — ist sie viel allein, umgeben von den wenigen Dingen, von denen man sich nicht trennen mag, weil aus ihnen unsere Jugend und die Süße unserer kurzen Lebensfreunden duftet. Die Prachtstücke ihres Wohnzimmers sind das Sofa und die beiden Sessel, die sie mit der schweren gestickten Seide ihres Brautkleides überziehen ließ. Nun träumt sie in dieser Seide mit den verblähten roten Blumen der Vergangenheit nach. Ihre Schwestern, ihre Freundinnen und die ihrer Tochter kommen zum Besuch, hin und wieder ihr Schwager, der alte treue Schulz, zuweilen der Pastor Wächter, auf den Frau Krupp etwas hält. Auch Friedrich, zwischen seinen Reisen, mag die Mutter in diesen Räumen noch einmal besucht haben. Alfreds Besuche waren selten, obwohl er oft am Hause vorbeiritt. Er wußte am besten, wie notwendig seiner Mutter die Ruhe war. Aber er hielt das Pferd einen Augenblick an der Haustür an und wenn der Vater Korn, der Hauswirt, ans Fenster trat, so fragte Krupp nach dem Befinden der alten Dame: „Bestellen Sie meiner Mutter einen Gruß und sagen Sie ihr, ich sei dagewesen.“ Zuweilen mag ihn die Mutter durchs Fenster gesehen haben, zuweilen stieg er hinauf und plauderte mit ihr. Oder sprach auch wohl gar nicht, mit seinen Gedanken beschäftigt. Und die Mutter, die seinen Geistesflügen nicht mehr folgen konnte, war zufrieden, ihn auf dem Sofa eine Viertelsunde neben sich zu haben.

So hat Frau Krupp ihr letztes Lebensjahr verbracht, mit allen Beschwerden des Alters, das sie den Jahren nach nicht einmal besaß, oft unter heftigen Schmerzen, trotz der Ärzte, trotz der Pülverchen und Gläschen, trotz der weisen Frau aus Vorbeck, die sie lieber als die Ärzte zu Rate zog. In das Jahr 1850 trat sie mit rasch abnehmender Lebenskraft, immer häufiger wurden die Tage, an denen sie das Schlafgemach nicht mehr verließ. Alfred war selten am Krankenbett. Monate lang hielten ihn die Geschäfte in Berlin fest, bei seiner Rückkehr im April war die Mutter schon dauernd bettlägerig. Krankheit aber, und schmerzhaftes Krankheit, war etwas, was er weder persönlich noch als Zeuge ertrug. Bei seiner Rückkehr aus Paris im Juli fand er den Zustand der Mutter schlimmer, bald besorgnisserregend und endlich unerträglich. Aus diesem zarten Körper, der nach kurzer Blüte dreißig schmerzensreiche Jahre getragen hatte, riß sich die Seele dennoch unter schweren Kämpfen los.



Am 3. August 1850 stirbt Frau Krupp. Ein paar Tage später bewegt sich der düstere Pomp eines großen Leichenzuges durch die Lindenallee zu dem neuen Friedhof am Kettwiger Thor. Den Verwandten, Freunden, der Essener Gesellschaft, die dem Sarge folgt, schließen sich die Arbeiter des Werks an, dessen Herrin sie so lange war; Bierhaus, Hagewiesche, Strüß und ein paar andere von den Alten tragen den Sarg. Im September erst meldet Krupp seinen Verlust dem Freunde Fürst in Berlin. „Vor vier Wochen habe ich meine Mutter verloren. Sie hat unfähig viel gelitten. Ihr Ende war Erlösung von Leiden und ersehnt.“ Die sachliche Kürze lehnt näheres Eingehen ab. Es ist trotzdem kein Zweifel, daß Alfred Krupp mit seiner Mutter viel verloren hat. Mit ihrem Tode riß ein starker Faden, der ihn an die Vergangenheit knüpfte.

Viel Zeit zum Grübeln bleibt ihm nicht. Das Unternehmen fordert seine ganze Kraft. Daß sein Leben äußerlich in den alten Bahnen bleibt, dafür sorgen die Freunde, sorgt der „Verein“, sorgt Fräulein Wagner, die Hausdame, Tochter eines Landwehroffiziers, die schon seit Jahren der Wirtschaft vorsteht und bei Besuchen repräsentiert. Einsam ist er doch, die Brüder sind in der Ferne, die Schwester, grüßlich und schwer zu behandeln, obwohl geistreich und selbständig im Urtheil, sieht er selten, bald nach dem Tode der Mutter verläßt sie Essen und übersiedelt nach Bonn. Alfred Krupp hat die Vierzig überschritten, und unter allen Anregungen und Erfolgen dieser Jahre gibt es Stunden, Tage, in denen er sich leer und freudlos fühlt, in denen er vielleicht seine Arbeiter beneidet.

Auch für solche Stimmungen hat er wenig Zeit. Ich habe die Ereignisse, die Flucht der Tage von 1852 geschildert. Die neuen Werkstätten sind vollendet, am Reifenwalzwerk baut und probirt Krupp mit Hagewiesche bis in den Herbst, aber an lohnender Arbeit ist Mangel. Die Eisenbahnen halten mit Aufträgen zurück und eine rasch aufgekommene Konkurrenz verdirbt den Markt mit Schleuderpreisen. Manche Werke, auf dem Wege zur Aktiengesellschaft begriffen, suchen Bestellungen um jeden Preis, um vor der Umwandlung große Aufträge zu Buche zu haben. Mit Vorsicht hat man es verdonnen, er bestellt nichts mehr und bei den Eisenbahndirektionen spürt man seine stille Gegnerschaft, die der mächtige Einfluß des Handelsministers unterstützt. Beweisen läßt sich so etwas nicht, August von der Heydt bleibt gleichmäßig ruhig, von kühler Theilnahme, objektiv, ohne sich eine Blöße zu geben. Aber bei den Direktionen hört man anderes. Für eine Bestellung von Lokomotiven hat man gußstählerne Achsen vorgeschrieben; die Fabrik leistet geheimen Widerstand, macht Einwände: die Lieferzeit würde verlängert werden müssen, die Achsen seien nicht zu bekommen usw. Eine andere Direktion macht bei der Submission Krupp'sche Kurbelachsen zur Bedingung, man ist der eisernen satt. Aber die Submissionen unterliegen der Genehmigung des

Handelsministers, der den Namen des Fabrikanten streicht. Dergleichen hören Krupps Reisende öfter.

Krupp sieht jetzt ein, daß Sölling recht gehabt hat: es war ein schwerer Fehler, diesen Mann zu verstimmen. Im Januar 1853 schwebt die Entscheidung wegen des Bandagenpatents. Krupps Vertreter von Ernsthausen ist in Berlin, besucht alle Größen der Industrie und alle Räte des Handelsministeriums. Selbst Brig ist längst für Krupp gestimmt. Wedding, der ebenfalls in der Kommission für Patentangelegenheiten sitzt, glaubt, daß der Schutz nicht versagt werden kann, „indessen hängt alles vom Minister ab, der oft die entgegengesetzte Ansicht der Herren Räte hat“. Der Minister läßt sich nicht sprechen, er kommt auch nicht zur Einweihung der Aachener Bahn, wo Krupp ihn persönlich zu sehen hoffte. Um in der Patentsache Gewißheit zu erhalten, fährt dieser selbst nach Berlin. „Suche mit Vorsig wieder auf guten Fuß zu kommen“, ruft ihm Sölling nach. Und mit dem Minister! sagt sich Krupp, er wird alles tun, ihn zu versöhnen, selbst wenn es seinem Stolz nahegeht. Kurz vor der Abreise erreichte ihn die Nachricht von der Verleihung des Roten Adlerordens, die er, wie jede öffentliche Ehrung, mit gemischten Empfindungen begrüßte. Er hatte noch oft Gelegenheit, solche ihm wenig zusagenden Kundgebungen hinzunehmen und hat sich über Orden und Ordensverleihungen öfter, zuweilen mit stillem Grimm, zuweilen mit Humor und zuletzt mit einem Freimut ausgesprochen, der an die Zynismen des Alten Frig erinnert. Geschäftlich erreichte er in Berlin wenig, der Minister entglitt ihm mit höflichen Redensarten; sein bester Beurteiler, Rudolf von Delbrück, schrieb über von der Heydt, daß er seine Erfolge mit Selbstgefälligkeit genoß und „seine Mißerfolge dem Gegner mit nachtragender Feindschaft vergalt“. Das Patent erhielt Krupp, aber auf kurze, wenig versprechende Dauer, die erst nach erneuten Bitten, Eingaben, Vorstellungen um zwei Jahre verlängert wurde.

Nicht entmutigt, aber verstimmt kommt Krupp von der Reise zurück. Seine Freunde, Gustav Jürst, Max Troost in Berlin, Frig Sölling in Köln, machen verdoppelte Anstrengungen, ihn zu zerstreuen, ihn zu verheiraten, sonst wird er Misanthrop. Er selbst weicht gebotenen Gelegenheiten nicht aus, aber sie führen nicht zum Ziele, sei es, daß er zu wählerisch, sei es, daß er zu schüchtern ist, wenn ihn auch Freunde gelegentlich mit seinen „schmachtenden Blicken“ necken. Wenige Wochen vor seiner Verlobung noch, die allen überraschend kam, hat ihn Sölling, den eine erneute Ablehnung schwer verdroß, derbe gerüffelt: „Jene Dame in Bonn . . ., ohne sie mal näher kennen zu lernen warfst Du sie gleich bei Seite — gerade so machst Du es jetzt wieder und das ist sehr verkehrt und wenn Du es ferner so machst so gib nur alles Suchen auf, denn dann bekommst Du keine; das lasse Dir gesagt sein . . . ein jedes Mädchen geht auch noch nicht nach Essen . . .“ und zum Schluß fatalistisch: „Es ist beim Heiraten doch alles Lotterie und wenn



man jahrelang sucht und endlich glaubt das Beste gefunden zu haben, so ist es am Ende doch — Humbug — lasse Dir das als Freund gesagt sein!“ Krupp aber ließ sich nichts gesagt sein, ließ sich weder treiben noch hindern, er suchte, hoffte weiter und — fand mit einem Schlage, jetzt sei es Zeit, Ernst zu machen. Söllings Wünsche, der Gedanke an Geld, Einfluß, alles bleibt belanglos vor der Sprache des Herzens. Wieder war es im Theater, während eines Besuchs in Köln, wo Alfred Krupp seine Braut zuerst sah. Bertha Eichhoff, die Tochter des pensionierten Rheingoll-Inspectors Eichhoff, war wirklich eine auffallende Schönheit, mit blonden Locken und strahlenden Blauaugen, denen ihr feuriges Temperament einen passenden Hintergrund gab. In ihrer Vaterstadt Köln kannten sie viele, sie war eine Erscheinung, die man nicht übersah, ja man nannte sie wohl die Blume von Köln. Alfred Krupp war von ihrer Schönheit betroffen und wünschte, kaum daß er ihren Namen kannte, rasche Einführung in ihre Familie. Eine ihm in Lebensfragen sonst fremde Hast und Ungeduld scheint ihn erfaßt zu haben, als fühlte er, daß es die letzte Stunde für ihn war. „In zweimal zwölf Stunden erringst Du Dir keine mehr, hatte ihm Sölling vor kurzem drohend zugerufen, dazu gehören 25 Jahre!“ Hatte er recht? Sölling war es auch, der ihm jetzt riet, sich unter irgendeinem Vorwande dem Arzt Dr. Bruch zu nähern, dem Schwager Berthas, und durch ihn dann Anschluß an die Familie zu suchen. Das scheint gelungen zu sein und einmal in Berthas Nähe überwand er die Bedenken ihrer Jugend rasch durch den Zauber seines aus Zurückhaltung und edlem Feuer eigenartig gemischten Wesens. Stand doch auch hinter seiner Persönlichkeit die Stellung eines rasch aufsteigenden, seit London allbekannt gewordenen Genies auf dem Gebiete der Industrie. So erhielt er, rasch wie er geworben, das freudige Jawort. Reichthum konnte Bertha Eichhoff der Gußstahlfabrik nicht zubringen, wohl aber ein warmes Herz für jeden Arbeiter, ein frohes Gemüt und dem Kruppischen Hause den Mittelpunkt, der ihm so lange gefehlt hatte.

Einmal entschlossen und im Besiz des Jawortes, trieb Alfred Krupp zur Eile. Am 24. April die Verlobung, am 5. Mai setzte er beim Konsistorium in Koblenz den Dispens vom dritten Aufgebot durch, am 19. Mai fand die Hochzeit statt. Er selbst hat nicht viel davon berichtet, ein Brief an Loonen in Paris sagt noch im August, drei Monate nach der Hochzeit, sein Interesse für die Korrespondenz sei einige Monate hindurch sehr gering gewesen „wie Sie sich leicht denken können“ — und eine große Lücke in den Briefen giebt ihm recht. Nur an Fürst, den Jüngeren diesmal, bricht die Freude in Herzenstönen durch, die er sonst brieflich selten fand. „Jahre lang später als ich auf Ehrenwort versichert mich verheirathen zu wollen habe ich endlich die gefunden mit der ich — vom ersten Augenblick der Begegnung an — glücklich zu werden mit einer Zuversicht gehofft habe wie ich nie vorher den Fall mir möglich gedacht. Meine Erwählte mit der ich mich gestern verlobt habe,

heißt Bertha Eichhoff und wohnt hier in Köln . . . Daß ich im Hause meiner Braut nicht viel schreiben kann denken Sie wohl selbst und entschuldigen die Kürze. Was wird Ihr Papa sagen? —“

Wenige Tage verlebte Alfred Krupp in Köln, im Hause Söllings und in der Familie seiner Braut. Dann führte er sie nebst der Mutter nach Essen, um ihnen die Fabrik zu zeigen und sie im Kreise seiner Verwandten vorzustellen. Seinen Arbeitern, Angestellten, allen die ihn angingen, gab er in diesen Tagen ein großes Fest, zu dem er selbst lud und durch seinen Vetter Mscherfeld laden ließ, wo er es vergessen haben möchte. „Freunde und Bekannte — vornehm und gering — wie wir sie haben, sind uns Alle gleich willkommen.“ — Es wurde denn auch ein richtiges Volksfest, von dem man in Essen noch lange redete. Am Abend vor dem Feste ein großer Fackelzug, Garten und Fabrik strahlten in bengalischem Feuer, und was an Flinten und Böllern aufzubringen war, knallte drein, 60 Pfund Pulver wurden sorglos verpufft, als ahnte man den zukünftigen Beruf des Bräutigams voraus. Inzwischen ließ der Gesangverein Concordia seine Lieder erschallen. Nur Alfred Krupp sah man nicht in der Menge. Er ließ Mscherfeld zu den Leuten sprechen, er selber sei zu bewegt, um ihnen zu danken. Er hat es eigentlich nie vermocht, in der Öffentlichkeit zu sprechen; bei tief eingewurzelter Liebe zu den Arbeitern war er nie ein Mann der Menge und seine vielen „Ansprachen“ an die Arbeiter sind ihnen immer durch Anschlag bekanntgegeben. Dem einzelnen gegenüber, mochte er König oder Arbeiter sein, fand Alfred Krupp unfehlbar den richtigen Ton, vor der Masse versagte er. Bertha Eichhoff ging zu den Sängern und dankte ihnen mit gewinnenden Worten, die ihr leicht vom Herzen kamen und darin sie Meisterin war.

Die Arbeiter begingen das Fest am nächsten Tage — ein plötzlich einfallender Nachwinter hatte den Frühling verscheuht — in der eben unter Dach gebrachten Halle der neuen Mechanischen Werkstatt. Es war der größte Raum, den Essen für das Gewimmel der vierhundert Arbeiter mit ihren Frauen, Mädchen, Kindern, mit den Freunden und Gästen besaß. Es wurde getrunken und gegessen, gespielt und getanzt, für die genügsamen Menschen jener Tage war es ein Schlaraffenfest und der helle Morgen sah die letzten nach Hause wanden. Und wenn um die Nachzügler lustig die weißen Schneeflocken durch den Naimorgen wirbelten, und wenn sie im fußtiefen Schnee hier und da noch einen schlafend fanden und mitnahmen, der nicht mehr nach Hause gefunden — was tat das! Man erzählte davon und lachte darüber, solange noch der und jener lebte, der dabei gewesen war — in der guten alten Zeit.

Am 19. Mai fand die Vermählung statt, eine Rheureise schloß sich daran, ein Brief Hermann Krupps an Fürst wirft ein flüchtiges Streiflicht auf diese Tage, in denen Alfred Krupp vielleicht zum ersten Male in seinem Leben alles über die



Liebe vergaß. „Sie wünschen über Alfreds Verheirathung etwas zu wissen; ich vermuthe daß das junge Ehepaar bereits in Berlin ist und Ihnen alles erzählt hat, denn sie hatten stark vor ganz bald nach Berlin zu gehen. Die Hochzeit hat allerdings nicht lange auf sich warten lassen; die zufällige Anwesenheit eines Bruders der jetzt jungen Frau, meiner sehr liebenswürdigen Schwägerin, der in Eriest wohnt, hat sie beschleunigen helfen. Am 19. Mai, während wir in Paris waren, ist Alfred in ersehnten Ehestand getreten; ich hoffe und zweifle auch nicht daran, daß sie beide glücklich und zufrieden sein werden. — Als ich Rheinabwärts mit meiner Frau nach Coblenz kam und auf der Brücke spazieren gingen begegneten wir das überseelige Paar. Das war wohl das erste mal in dieser Welt daß zwei Ehepaare Krupp sich getroffen. Wenn Alfred vergessen hat seinen Freunden Mittheilung zu machen, so werden Sie dies entschuldigen, wenn Sie sehen wie übergücklich er sich fühlt und über seine Frau alles vergessen könnte“. — Und über seine Frau alles vergessen könnte — über die einundzwanzigjährige lebenssprühende Schönheit der doppelt so alte, auf der Höhe des Wirkens stehende Mann . . .

Raum von der Hochzeitsreise zurück, sehen Alfred und Bertha Krupp hohem Besuch entgegen. Der Prinz von Preußen, der noch immer als Gouverneur der Rheinlande in Koblenz residirt, wird das Essener Landwehrbataillon besichtigen und will bei dieser Gelegenheit die Gußstahlfabrik und ihren schnell berühmt gewordenen Schöpfer kennenlernen. Krupp ist Gäste von Rang und Namen gewöhnt, Regierungspräsidenten, Minister, ausländische hohe Beamte haben sein immer noch bescheidenes Haus und seine Werkstätten besucht. Ein Mitglied der Königlichen Familie empfängt er zum ersten Male und sieht das, am Beginn seiner jungen Ehe, als eine gute Vorbedeutung an.

Der Prinz folgte sicher keiner Zufallslaune, wenn er wenige Monate nach Aufstellung der Kruppschen Kanone in Potsdam die Gußstahlfabrik besuchte. Fast in allem das Gegentheil seines genialen Bruders, tat er nichts ohne bestimmten Zweck, aber alles, was er für seine Pflicht hielt. Dem englischen Hofe eng befreundet, hatte er wahrscheinlich schon Krupps Ausstellung in London gesehen, zweifellos war er aber seit jener Besichtigung der „superben Kanone“ in Deut auf ihn aufmerksam geworden und hatte das Geschütz inzwischen auch wohl im Potsdamer Schloß oder im Berliner Zeughaufe wiedergesehen. Hatte doch der König sogar versprochen, es seinem Schwager, dem Kaiser von Rußland, zu zeigen, der damals schon seine Reisewagen auf Kruppschen Achsen und Federn montieren ließ. Der Prinz von Preußen hatte nichts von jener genialen Wißbegier seines Bruders, der alles Neue mit brennendem Interesse hörte, um es rasch wieder zu vergessen. Aber er hatte eine viel tiefere Kenntnis und Anteilnahme an allem, was die Armee und die preußische Waffe betraf, das Wort Dmütz war

für ihn zu einem ägenden Gift geworden, das in seiner Seele bis zum Tage von Königgrätz gebrannt hat. Hier war nun ein Mann, anscheinend ein genialer Kopf, der seinem Vaterlande eine neue Waffe anbot und den man, wie es schien, in Frankreich und England höher als in seiner Heimat schätzte. Im Rheinlande wurde damals von Krupp gesprochen, zweifellos auch in der Umgebung des Prinzen. Der Prinz Hohenlohe, damals Flügeladjutant beim Könige und später in gleicher Stellung bei dem Prinzregenten, wird sein Erlebnis beim Sprengen der ersten Kruppschen Kanone ebenfalls weitererzählt haben. Die Zeitungen nannten Krupps Namen häufiger als ihm selbst lieb war. Schon wieder habe er einen Hammer von riesiger Kraft gebaut, um seine gewaltigsten Gußstahlblöcke für Achsen und Kanonen zu schmieden. Und jetzt hatte dieser Mann mit dem Herzen von Stahl, der nie Zeit für die Frauen gehabt, eine blutjunge rheinländische Schönheit heimgeführt!

Der Wunsch des Prinzen, den Schöpfer der Gußstahlkanone kennenzulernen, war wohl erklärlich, die Besichtigung der Essener Landwehr und einer in Oberhausen liegenden Kavallerieschwadron gab zur Ausführung des Besuchs einen bequemen Anlaß.

Der Prinz traf spät abends am 15. Juni in Essen ein, um nach seiner bescheidenen Art im Gasthof zu übernachten; Fackelspalier der Kruppschen Arbeiter, die Fabrik durch Feuerkörbe malerisch beleuchtet — die alte Reichsstadt tat was sie vermochte, um den Thronfolger festlich zu begrüßen. Nach den Paraden des folgenden Tages fanden sich einige Stunden zur Besichtigung der Fabrik, der Prinz genoß das malerische Schauspiel eines großen Gusses, stand vor dem gewaltigen Hammer, an dem der Maschinist Rotermund seine Künste spielen ließ, und konnte auch die Anfänge der Gußstahlfabrik als Waffenschmiede sehen. Fertige Kürasse von der bayrischen Bestellung wurden bereitgelegt, ein ziemlich schweres Geschützrohr befand sich auf der Drehbank und ein in Arbeit befindlicher Sechspfünder lag daneben, so daß er ins Auge fallen mußte. Fragte der Prinz — und er mußte nach der Bestimmung der Rohre fragen —, so ergab sich ein Hinweis auf die ablehnende Haltung der preußischen Artilleriebehörden von selbst. Denn das eine Rohr war für Braunschweig bestellt, das andere für Bayern bestimmt, wo es auf der nächstjährigen Industrieausstellung gezeigt werden sollte. Preußen hatte für Krupp nur den Rat gehabt, mit seiner Erfindung „nach Belieben zu verfahren“. Es mag für den schon alternden und im wesentlichen noch immer einflußlosen Prinzen ein Eindruck nicht ohne Bitterkeit gewesen sein, gewiß aber kein unfruchtbarer Eindruck. Krupp konnte ihm beiläufig erzählen — Sölling hatte es vor kurzem aus dem unerschöpflichen Reichtum seiner Beziehungen erfahren — daß jetzt die Infanterie in Preußen mit den Gußstahlläufen armiert werden solle, die Krupp vor neun Jahren als erster dem Kriegsminister zur Prüfung gesandt, ohne daß



man ihn jetzt auch nur zur Abgabe eines Offerts veranlaßt habe. Andere Werke boten billigeren Stahl an und erhielten große Lieferungen. Als seinen größten Schatz wird aber Alfred Krupp dem hohen Gaste seine schöne Gattin vorgestellt haben, und es dauerte kaum acht Tage, so kam aus Köln das Echo des Prinzenbesuches nach Essen zurück. Der General Engels, schrieb Sölling, habe ihm viel von der Zufriedenheit des Prinzen mit der Fabrik „und besonders der Aufnahme auf derselben“ erzählt. Der Prinz sei ganz voll davon gewesen.

Im Gefolge des Prinzen befand sich der Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der spätere Ministerpräsident, der seit der Abtretung seines Ländchens an Preußen als Divisionskommandeur in Düsseldorf wohnte. Auch ihn sah Krupp zum ersten Male, und das bürgerlich-schlichte Wesen des Fürsten übte einen tiefen Zauber auf ihn. Er hatte bald Gelegenheit, dem Fürsten näherzutreten und suchte seinen Rat und seine Hilfe später oft, wenn es Schwierigkeiten zu schlichten oder vertrauliche Mitteilungen an die rechte Stelle zu bringen galt. Das Bewußtsein, in dem Prinzen und dem Fürsten von Hohenzollern zwei gerecht denkende und wohlwollende Männer mit seinem Werke bekannt gemacht zu haben, verließ für ihn diesem Tage bleibenden Wert.

Übrigens hatte der Prinzenbesuch, der eine Reihe von sichtbaren Erfolgen gewissermaßen unterstrich, für Krupp auch unmittelbar gute Folgen. Er war nie der Freund der Banken gewesen, er suchte sie nicht oder höchstens, wenn er sie sehr nötig brauchte und dann mit wenig Umständen, ja er liebte es, gelegentlich „derb mit ihnen zu verfahren“. Mochte das klug oder unklug sein, jedenfalls wurde es bemerkt und man zahlte ihm mit gleicher Münze. Das Verhältnis zu Oppenheim war schon damals stark gespannt gewesen, ohne Söllings Vermittlung hätte es wohl schon mit einem Zerwürfnis geendet. Kreditverweigerungen, barsche Mahnungen, zuweilen kränkende Forderungen hatten den Verkehr immer schwierig gemacht. Jetzt zeigte sich eine auffallende Besserung; blieb auch der Ton der Bank der alte, so wurden Krupp doch wenigstens keine Schwierigkeiten gemacht, man bewies in diesem und dem folgenden Jahre — trotz sinkendem Umsatz — doch eine ungewohnte Rücksicht. Auch von anderer Seite wurden ihm beträchtliche Kredite eingeräumt, die er sofort und restlos in Anspruch nahm. Für Geld, viel Geld, hatte er stets Verwendung: ein neuer Schmelzbau, der vierte, ein Puddelwerk, um endlich mit dem Einsatzmaterial für die Tiegel wieder selbständig zu werden, eine Eisengießerei, die ganz fehlte, es gab immer zu bauen, zu kaufen, und immer auf Rechnung der Zukunft.

In Krupps Leben brachte doch dieses Jahr eine große und dauernde Veränderung. An einer Stelle war der eiserne Ring seiner einseitigen Existenz durchbrochen, mit seiner jungen Frau schlang sich doch um sein Leben jetzt ein weicherer Band als nur die starre Fessel der Pflicht. Nicht als ob er sehr nachgiebig gewesen wäre: die



Bertha Krupp um 1853





Fabrik blieb das Große, Wesentliche, der Mensch nachgeordnet. Ein Bild aus etwas späterer Zeit: im Stadtgarten war ein Konzert des Geigenkünstlers Wilhelmi, und Frau Krupp bat ihren Mann, sie zu begleiten, denn sie liebte Musik. Er sagte bloß: „Es geht nicht! Ich habe zu sorgen, daß meine Schornsteine am dampfen bleiben. Wenn morgen meine Hämmer wieder gehen, habe ich mehr Musik, als wenn alle Geigen der Welt spielen.“ Wenn aber unter den Schlägen derselben Hämmer das Wohnhaus zitterte und das Geschirr in den Schränken zerbrach, tröstete er die erschrockene Frau: das muß alles die Kundschaft bezahlen! — Im Hause fehlte es an Musik nicht, Alfred Krupp saß selbst gern, wenn auch ohne Talent, einen Augenblick am Klavier, der sehr musikalische Helfer, Gesanglehrer am Gynasium, Leiter der „Bergkapelle“ und später des Musikvereins, war ständiger Gast bei Krupps, und im Saal des neuen Hauses, der bevorzugten Gästen als Fremdenzimmer überlassen wurde, vereinte sich oft eine große und fröhliche Gesellschaft. Nach wie vor reiste Krupp viel und lange, jetzt war Bertha fast regelmäßig seine Begleiterin und sorgte dafür, daß in die Arbeitstage ein gewisses Maß von Entspannung kam. Rasch gewöhnte sich Alfred an diese liebliche Genossin seiner Reisen, die seinen Freunden überall die Köpfe verdrehte, und war er einmal gezwungen, ohne sie zu reisen, so gestand er seufzend, daß er sie schmerzlich vermißte und keinen heitern Augenblick in der Fremde genoß. „Ich bin wirklich allein nichts wert und mir ist schlecht zu Muthe ohne Dich.“ „Ohne Zweifel — schreibt Sölling in den ersten Augusttagen — seid Ihr von Berlin zurückgekehrt“, entwirft aber schon Pläne für eine gemeinschaftliche Reise mit den Damen nach der Schweiz. Er denkt jetzt ruhiger über Krupps häufige Abwesenheit, seit tüchtige Leute ihn in der Fabrik ersetzen, nur die Finanzfragen quälen ihn immer noch, er wird den Abdruck kommender politischer Verwicklungen nicht los und in jeder entfernten Kriegsdrohung wittert er eine Finanzkatastrophe.

Dabei hat sich Preußens politische Stellung doch ein wenig gehoben. Gegen Österreich hat es in der Handelsvertragsfrage durch Bismarck und Delbrück einen unleugbaren Sieg errungen, die Verhandlungen mit Oldenburg wegen des Kriegshafens in der Jade kommen zum Abschluß, und der General Roon, durch Preußens Erniedrigung erschüttert, wirft in seiner ersten Denkschrift zur Heeresreorganisation machtvolle Gedanken über die Bundesfrage in die Öffentlichkeit. „Österreich kann die Lösung nicht wollen! . . . Nur bei Preußen vermag Deutschland Heil und Schutz und nationale Fortdauer zu finden.“ Seit Friedrich dem Großen wurde solche Sprache in Preußen nicht mehr gehört. In dem beginnenden Bruch zwischen Rußland und den Westmächten erreicht Bismarcks Einfluß auf den König wenigstens so viel, daß sich Preußen nicht zum Schleppenträger österreichischer Politik macht. Das sichert dem Staat die Achtung und dem Lande den Frieden. Immerhin hängt eine kurze Zeit das Schwert der



Kriegsangst über dem Lande, für Sölling genug, um einen Plan zur Sprache zu bringen, dem er schon lange nachhängt. Es war die Epoche der ersten großen Aktienunternehmungen in der Schwerindustrie. Hörde, mit Mevissen an der Spitze des Verwaltungsrates, baute seine ersten Hochöfen, der Phönix streckte seine Arme von Eschweiler bis an die Ruhr aus — waren es nicht lockende Vorbilder? „Die politischen Affairen verwickeln sich mehr als sie sich entwirren und wenn es wirklich zwischen Rußland und der Türkei zum Brechen kommt, so ist das eine ganz fatale Sache. Die Industrie wird dann einen harten Stoß bekommen, selbst, wenn der Kriegsschauplatz einstweilen an der Donau bleibt. Ob es denn nicht gerathen erscheint zu den möglichst vorteilhaften Bedingungen unsere ganze Anlage einer Actien Gesellschaft zu übertragen gebe ich Deiner Überlegung anheim . . . Dich würde man jedenfalls als technischen Direktor wünschen; treibt sich die Sache dann in der Art wie die Hörder Actien, so daß innerhalb Jahresfrist eine 30 á 50% Ugio bezahlt wird, so ist die Speculation eben so gut als wenn die Fabrik 10 Jahre leidlich gute Geschäfte macht . . .

Für Dich ist die Abandonirung der Fabrik und deren Anhang ohne Zweifel etwas empfindlich da sie quasi Dein Kind ist — Du betreibst sie aber nicht aus Liebhaberei sondern als Mittel zum Zweck — Geld damit zu verdienen. Arrangirt sich die Sache wie ich neben angedeutet, so ist der Verdienst auf einmal gemacht, worüber sonst manches Jahr hingehen möchte — auf die Dauer ist sie doch nicht in einer Hand zu halten . . .

Überlege Dir die Sache und warte nicht bis zum Äußersten, denn dann muß man gelindere Saiten aufspannen.

Was hat Vorsig davon Besitzer ungeheurer Werke zu sein auf denen nebenbei ungeheure Summen lasten? viele Sorge und Mühe und wahrscheinlich wenig Vergnügen.“

Krupp hat ein ähnliches Ansinnen später einmal mit den Worten von sich gewiesen: Lieber den Tod! Ohne Zweifel war dieses Jahr, das ihm die Theilnahme einer Gattin, die Hoffnung auf einen Erben seiner Schöpfung gegeben hatte, der ungeeignetste Zeitpunkt für den Vorschlag, sie an eine Aktiengesellschaft wegzuworfen. Daß ihm die „Gründung“ alle ersehnten Anlagen mit einem Schlage verschaffen würde, war ihm klar, der Ehrgeiz nach dem Großbetrieb hätte ihn vielleicht verleiten können, es Hörde, dem Phönix, Mayer und Kühne, die im nächsten Jahr in den Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation (Vochumer Verein) übergingen, gleichzutun — sein selbständiger Geist und sein Verantwortungsgefühl für seine Arbeiter verboten ihm diesen Weg. Die Entwicklung zum „vertikalen Aufbau“, die Fertigerzeugung vom Erz und der Kohle an, die andere schon in diesen fünfziger Jahren begannen, versperrte er sich damit freilich noch auf längere Zeit; nichts ist irriger als die Annahme W. Hechts in seinem Werk „Organisations-

formen der deutschen Rohstoffindustrie“, Krupp habe schon 1851 durch eine „Interessengemeinschaft“ mit der Zeche Sälzer und Neuack den Weg zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit betreten — er hatte damals noch näherliegende Ziele.

Über selbst etwas leisten, selbst etwas sein, vielen etwas sein, das war ihm Ziel seines Lebens, und solchen Männern, deren Bilder er gern in sein Privatkabinett hing, strebte er mit gläubigem Ernste nach, „wie der Christ in seinem Wandel nichts geringeres als die Gottheit anstreben soll“.

Fritz Sölling, dem Schwarzseher, geben die Ereignisse diesmal unrecht. Die Wirtschaftslage bleibt gut, bessert sich sogar, Krupps Reisende senden aus Ost und West, Nord und Süd gute Berichte und auch in der Fabrik erlebt er Freude. Das neue Walzwerk für Radreifen läuft und sind es auch nur erst Probeaufträge, die man auszuführen hat, so kann man es damit doch prüfen und verbessern. Schon seit Monaten wartet die erste Bestellung auf Lokomotivreifen, der junge Longsdon hat sie bei der englischen Cornwall-Eisenbahn durchgesetzt. Krupp hat die Ausführung verschoben, um mit dem Walzwerk Erfahrungen zu sammeln, mit den ersten Kruppschen Lokomotivreifen darf kein Unglück geschehen. Aber im Frühjahr 1854 ist die Reifenfabrikation im vollen Gange, schon werden größere Partien gewalzt, die ersten Reifen haben sich im Betrieb bewährt und Krupp wagt es, erstaunliche Garantien zu geben.

Wichtiger sind schwere Wellen und Kurbelachsen, die besten Aufträge geben die Schiffsahrtsgesellschaften. Der Triester Lloyd kauft eine Dampfschiffachse nach der anderen, Stücke von 50, von 60, von 80 Zentnern. Das sind gewaltige Stahlmassen, an denen etwas zu verdienen ist. Auch die rheinische Dampfschiffahrt könnte viel bestellen, aber da sitzen Geschäftsleute in der Direktion, die mit jüdischer Fähigkeit schwachern und ohne große Rabatte nichts bestellen wollen. Dann rät Sölling flehentlich zum Nachgeben, man soll die einflussreichen Leute, die auch bei der Köln-Mindener Eisenbahn zu sagen haben, nicht verstimmen! Krupp ist mehr für kühles Zuhalten und Festigkeit, und manches gefährdete Geschäft rettet er zu einem guten Preis.

In diesen Wochen geht der große Wunsch seines Lebens in Erfüllung, am 17. Februar beschenkt ihn Bertha mit einem Knaben. Der Erbe seines Lebenswerkes, das er selbst oft als „sein Kind“ bezeichnet hat, ist da. Er sieht es mit Staunen und leisem Zweifel, für seinen an Massen und Dimensionen, Arbeit und Stahl gewöhnten Geist ist dies kleine, hilflose Geschöpf eine ungewohnte Sache. Zudem leidet die Mutter länger als erwartet an der Geburt. Im Garten blühen schon die Obstbäume, als er Fürst melden muß, daß Bertha immer noch nicht ganz retabliert. „Der Junge ist ziemlich gedeihend, aber bei so einer Kleinkinder-Anstalt ist immer was Bedenkliches — heute fragt man den Doktor hiernach, morgen



danach — man kennt es noch nicht.“ Das klingt ziemlich hilfsbedürftig. Bald aber bindet ihn dieses Kind, bindet ihn die Mutter des Kindes fest und fester an Haus, Heim, Familienleben. Alfred Krupp, häuslich von Jugend an, der Gesellschaft feind, Pfahlbürger nach seinen eigenen Worten, wird es noch mehr als zuvor. Natürlich füllt die Fabrik sein Leben wie gewöhnlich; den Reisen, Besuchen, Empfängen entzieht er sich nie, doch lieber ist ihm die Gesellschaft seiner Frau, seines Jungen. Sind sie oder ist eines von ihnen abwesend — und Bertha reist oft, bald nach Köln zu den Eltern, bald zur Pflege ihrer nach der ersten Geburt nicht ganz wiederkehrenden Gesundheit —, dann ist er „nichts wert“. In abgestohlenen Minuten beantwortet der ungeheuer Tätige ihre Briefe, zwischen zwei Besuchen auf dem Kontor, vor dem Essen, abends vor dem Schlaf: „Liebes Berth! Süßer Engel! Bester aller Schätze!“ Er mag das Haus oder auf Reisen das Hotel nicht verlassen, geht nirgend hin, wenn er nicht etwa bei Ernst Waldthausen speist oder in Berlin mit Fürst zusammen ist. „Gestern bin ich aus Verzweiflung 7 bis 8 Meilen weit geritten . . . Ich habe die Einsamkeit satt und hoffe künftig auf 25 Jahre hinaus täglich mit Dir und Fritz zweimal 24 Stunden zusammen zu sein.“ „Sollte ich Dir, versichert ein anderer Brief, noch nicht gesagt haben, daß Du mein Ein und mein Alles bist, so kannst Du mir doch glauben, daß ich so denke und nur noch Fritz als unzertrennlich mit hineinziehe.“

So mag auch ein Gefühl der Unhänglichkeit mitgewirkt haben, wenn Krupp 1854 einen jungen Vetter seiner Frau, Richard Eichhoff, für seine Werkstätten übernahm. Er tat sonst nicht leicht etwas aus Rücksichten. Eichhoff kam eben aus den Vereinigten Staaten zurück, wo er sein Glück als Farmer vergeblich versucht hatte. Das ging damals vielen so. Krupp sieht ihn, spricht ihn und steckt den Landmann als künftigen Betriebsleiter in die Fabrik. Er soll den ganzen Betrieb kennenlernen, Mscherfeld unterstützen und später das neue Puddelwerk leiten. Vom Technischen hat er keine Ahnung, persönlich ist er ein Charakter, darauf legt Alfred mehr Wert, das bißchen Technik wird er schon lernen. Hat er nicht seine besten Leute „vom Pflug und von der Herde“ geholt? Ist nicht Mscherfeld, der Goldschmied, ein trefflicher Hüttenmann geworden? Die Meister sind tüchtig, lassen sich von keinem Ingenieur beschämen, aber Autorität muß da sein und ein Mann, der sich Respekt verschafft. Das traut er Richard Eichhoff zu und hat sich in ihm nicht getäuscht. Mscherfeld ist eifersüchtig auf jede neue Kraft, aber das muß in den Kauf genommen werden.

Krupp selbst sieht der Sommer wieder auf Reisen. In München wird eine Deutsche Industrieausstellung eröffnet und er darf um so weniger fehlen, als er den süddeutschen Markt mit Nachdruck sucht. Der Augenblick ist günstig. Die Donaudampfschiffahrt, der Österreichische Lloyd haben die Überlegenheit des Gußstahls für die schwersten Maschinenteile öffentlich anerkannt. In den Fach-

zeitungen, in Dinglers Journal berichtet Engerth, der große Lokomotivkonstrukteur, über aufsehenerregende Gewaltversuche, die er mit Kruppschen Reifen angestellt hat, gleichzeitig bezeugt Hauptmann Reesen ihre überlegene Dauer unter einem Versuchswagen der Köln-Mindener Bahn. So vielen Stimmen und der eigenen Erfahrung muß die Fachwelt glauben, und Krupps Ausstellung in München, von Haas geschickt arrangiert und vertreten, fügt zu den Stimmen der Presse den Augenschein. Zum ersten Male sieht man neben älteren Erzeugnissen mächtige Krummachsen und spiegelblank geschliffene Reifen, zum Teil in abenteuerlicher Form verbogen und so die Zähigkeit beweisend. Ein massiv geschmiedetes Sechspfündergeschütz zeigt die Fortschritte seit London auf diesem Felde und ein Stahlblock von 22 Zentner Gewicht den Werkstoff, aus dem diese Erzeugnisse geschmiedet werden. Und während der Münchener Ausstellungstage donnern auf dem Übungsplatz der braunschweigischen Artillerie die Schüsse des ersten Kruppschen Zwölfpfünders, dessen Verhalten den Kommandeur Orzes zum begeisterten Propheten der Gußstahlgeschütze macht. Wie England in London, so staunt jetzt Oesterreich, das Bayern stammverwandte Nachbarland. „Krupps Etablissement, läßt sich die Prager Handelskammer aus München schreiben, ist ein Glanzpunkt Central-europas. Jahrzehnte und Generationen sind dahingegangen, ehe der gegenwärtige Standpunkt erreicht wurde . . . Sollte es sich nicht der Mühe lohnen, dieses Geheimnis in Oesterreich in Anwendung zu bringen?“ Das war leichter gesagt als getan, inzwischen nahmen die Fachleute das Gute, wo sie es fanden, Bayern ward im Fluge für Krupps Achsen und Reifen gewonnen und der geniale Haswell in Wien ließ seine Lokomotive „Wien-Naab“ vor ihrer entscheidenden Fahrt über den Semmering mit Kruppschen Reifen beziehen.

Bald nach der Eröffnung der Ausstellung begibt sich Krupp mit seiner Frau nach München. Die Schau trägt ihren Namen „allgemeine deutsche“ nicht ganz mit Recht, die preussische Industrie hat sich zurückgehalten, bayerische Sonderbestrebungen im Zollverein haben verstimmt. Um so zahlreicher sind unter den Gästen die führenden Köpfe Süddeutschlands und Oesterreichs vertreten, jeder will Krupp kennenlernen und er selbst sieht manchen berühmten Mann. Die Versuche Engerths mit seinen Reifen haben Aufsehen erregt, man feiert ihn beinahe. Bald nach der Ankunft sendet er Aufträge und Bericht: „Baron Chörnen Sektions-Chef u. Vertreter des Ministers aus Wien u. Engerth haben erklärt, daß künftig die Östr. Bahnen nur Gußstahl-Achsen u. die Locomotiven auf dem Semmering gleich Gußstahl-Tyres haben sollen. Engerth rath die Achsen nicht zu schwächen. Ich bin in Unterhandlung wegen 200 Tyres für Güterwagen. Ich garantire 20,000 Meilen ohne Abdrehen. Was wird Hauptm. Reesen dazu sagen?“

Die heiteren Münchener Tage nahmen ein jähes Ende durch den plötzlichen Ausbruch der Cholera. Im Absteigequartier der besten Gesellschaft, dem Bayrischen



Hof, ereignete sich der erste Fall, die Gattin eines bekannten Berliner Industriellen erkrankte und war in wenigen Stunden tot. Panischer Schreck ergriff die Gäste, die Aussteller, die Stadt. Alles stob auseinander, der König von Preußen, die österreichischen Prinzen, der Minister von der Heydt, die Besucher flohen und auch Alfred Krupp, die unheimliche Seuche zum ersten Male im Leben dicht neben sich, verließ die gefährliche Stadt. Ein heilloser Schrecken vor dieser Krankheit begleitete ihn seitdem sein Leben lang.

Seine Absichten in München hatte er in vollem Umfang erreicht. Die Staats- eisenbahnen, für Krupp günstig gestimmt, weil er die von Preußen kühl behandelte Ausstellung so glänzend beschickt, führten rasch gußstählerne Achsen und Bandagen ein. Kramer-Klett, die berühmte Nürnberger Wagenbauanstalt, gab den ersten Auftrag auf achtzig Reifen, nicht viel, aber ein praktischer Anfang nach den vielen Proben. Aus Böhmen kamen Aufträge, der Präsident der Semmeringbahn hatte Krupp schon im Vorjahr in Essen besucht. Bei der Köln-Mindener war ein großer Auftrag durch Preisnachlässe zu erreichen, Sölling drängte, Krupp hielt zurück. Er hatte es gar nicht so eilig, sein Walzwerk schien ihm noch sehr verbesserungsfähig. „Was willst Du, entgegnet er dem Freunde, der immerfort Nachgeben, Demut, Vorsicht predigt, es regnet ja Aufträge!“

Und wirklich, das Jahr, das ihm den Sohn geschenkt, blieb bis ans Ende ein glückhaftes Jahr. Es regnete wirklich Aufträge und Gewinn in die Wiege des Neugeborenen. Die Arbeiterzahl, die im vorigen Jahr etwas gesunken war, hob sich bedeutend, man konnte nicht Dreher genug finden und in der Mechanischen Werkstatt füllte sich die Etage mit Achsenbänken. Im Herbst gab ihm die Rheinische Dampfschiffahrts-Gesellschaft doch noch den Auftrag, um den sie so lange gefeilscht, und gegen Jahreschluß kam endlich auch die langumstrittene große Bestellung der Köln-Mindener Eisenbahn, Achsen und Räder mit Gußstahlbereifung für hundert Wagen. Damit standen 150 000 Taler und Arbeit für Monate zu Buch. Einen solchen Auftrag hat Krupp noch nicht erlebt; denkt er wohl flüchtig an jene Anfangsjahre zurück, in denen er für 2000 Taler Gußstahl verkaufte? Allerdings ist wieder ein Aber dabei. Die Eisenbahn verlangt fertige Räder, Krupp hat bisher nur Reifen gewalzt. Jetzt muß er selbst die Räderfabrikation beginnen oder den Auftrag fahren lassen. An dergleichen hat er nie gedacht, jetzt ist es ein Zwang; wie oft ist ihm das gleiche noch widerfahren! Vorerst hilft er sich mit seiner neuen Eisengießerei. Im Fluge löst er die Aufgabe eines neuen, widerstandsfähigen Scheibenrades, eine Neuerung, die zuerst Aufsehen erregt und Widerspruch findet, bis die Haltbarkeit seiner Räder bekannt wird. Sogar Patente erhält er darauf. Seine Kupolöfen haben nun vollauf Arbeit und er wird bald die Gießerei vergrößern müssen. Also letzten Endes wieder ein Auftrag, der — Geld kostet.

Selbst in der Geschützbranche läuft eine Bestellung ein, die, wenn auch keinen großen Gewinn, so doch stille Genugthuung auslöst. Sie ist aus England gekommen; wird es endlich Tag über dem Kanal? Die Harvey-Geschützwerke wollen ein neues Geschöß von ungewöhnlicher Kraft probieren und haben für die erforderliche Ladung kein Geschütz. Harvey wird nach Krupps englischem Patent ein eisernes Mantelrohr mit Gußstahlseele bauen und wünscht für das achtzöllige Rohr einen Gußstahlblock von 6000 Pfund. Bearbeiten will er ihn selbst, aber in ganz England kann ein solcher Guß nicht gemacht werden.

Vor vierzig Jahren hat Krupps Vater die ersten Ziegelstahlgüsse gemacht, um den Kampf gegen England aufzunehmen. Nun schwimmt bald der erste Kruppsche Kanonenblock über den Armelkanal — wenn das der Gründer der Gußstahlfabrik noch erlebt hätte! Alfred Krupp atmet tief auf und sendet einen Blick weit in die Zukunft hinaus. Wer ist der erste Gußstahlfabrikant der Welt? — Fried. Krupp in Essen! Wer hat ihm geholfen auf seinem steilen Weg? — Niemand als die paar Getreuen unter seinem Dach. Wem hat er den Erfolg zu danken? — Niemandem nächst Gott als sich, seiner Zähigkeit und seinem eisernen Willen.

Das sind in der Bahn der großen Männer die Gefahrpunkte, wenn der Geist klarster Besonnenheit sich verdunkelt und der Dämon des Willens mächtig wird. Wenn die Selbsthypnose des Erfolges ein Mißlingen nicht mehr in Rechnung stellt und der Glaube an die eigene Kraft zur Unterschätzung der fremden wird. Krupp hat einen Warner auf seinem Weg. Sölling, in vielem ihn unterschätzend, von Alfreds ganzer Größe weit entfernt, in diesem Punkte sieht er scharf und mahnt unerbittlich, wenn es kein anderer mehr wagt. Denn schon wird es schwer, Alfred Krupp zu widersprechen, schwerer noch, ihn zu beeinflussen, und sein Schicksal will, daß diese Züge in seinem Bilde sich vertiefen.

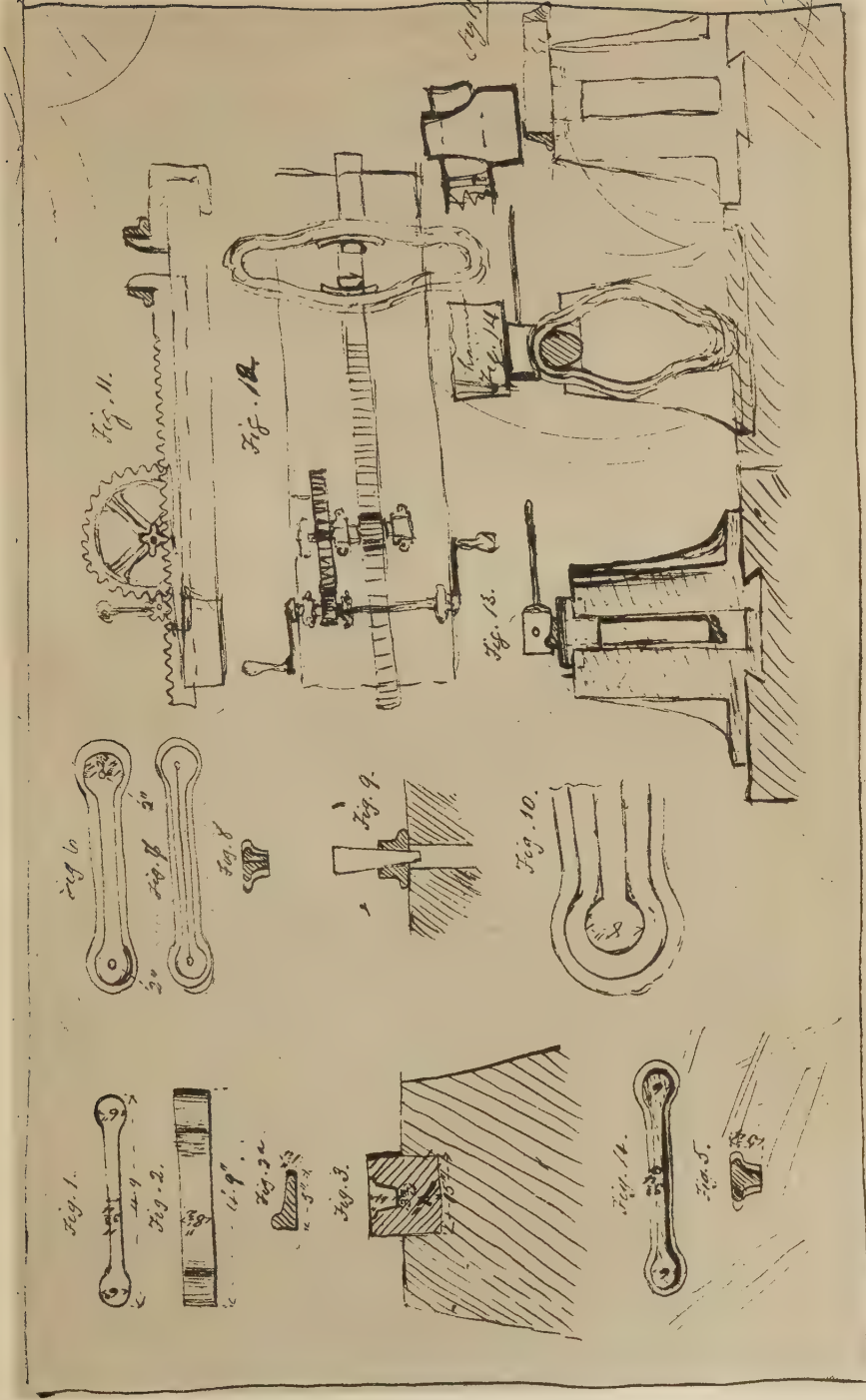
## Paris

Auf den Münchener Triumph folgte das Jahr des Krimkrieges und der Pariser Weltausstellung — 1855. Für Krupp verknüpfte sich mit beiden Ereignissen eine Reihe von Erfolgen, die seinen Namen rascher als bisher über die Grenzen seiner Heimat trugen. Mit der Pariser Industrieausstellung wurde Fried. Krupp eine Firma von Weltruf, durch den Krimkrieg erlangte sein Stahl zum ersten Male für die Wehrindustrie eine Bedeutung, die über den Rahmen der Versuche hinausging. Daß man das im Auslande schneller als in Preußen begriff, war nicht seine Schuld.

Ein paar Augenblicksbilder aus Paris, für das man bei Krupp tüchtig vorgearbeitet hatte, denn auf Frankreich legte er Wert. Haß am 19. April: „Seit meiner



Ankunft bin ich mit Maaß von morgens bis abends auf den Beinen und wenn ich übersehe, was ich seit Montag geschafft habe, so ist es — wenig — sehr wenig . . . Wir haben einen guten Platz im Hauptgebäude — einstweilen nur ca. 160 Quadratfuß. Ich brauche indeß wenigstens 250 bis 300 Quadratfuß und ich werde den Rest schon zu bekommen wissen . . . Preußen ist im allgemeinen sehr in den Hintergrund gestellt worden. England hat den besten Platz . . . Mit Hr. Stein [preussischer Regierungsrat und Ausstellungskommissar] hatte ich einen harten Strauß zu bestehen, besonders da er mir sagte: „Wo Herr Krupp ausstellt, da schafft er sich selbst seinen Platz und er braucht nicht einmal Licht, da seine Sachen überall genug glänzen.“ Am 22. April: „Der Moniteur und das Siècle bringt, daß die Eröffnung unwiderruflich am 1. Mai stattfindet, weil der Kaiser nach der Krim abreisen wird . . . Mit Herrn Stein wurde ich heute dahin einig, daß sämtliche Sachen im Anney aufgestellt werden und zwar durch die Unmöglichkeit gezwungen, den Block [den 5000 Kilogramm schweren Gußstahlblock] und die schwerste Maschine bis zu unserem Ausstellungsgerüste zu bringen. Der Block wurde an der Eisenbahn auf einen Wagen geladen und zur Sicherheit unter denselben eine  $\frac{3}{4}$  Zoll starke Kupferplatte. Der Wagen ist durchgebrochen und die Kupferplatte total verdorben! Sie können denken, welche Aufmerksamkeit dies erregte und die Engländer zogen komische Gesichter . . .“ — Am 28. April: „Der Moniteur enthält heute ein Dekret, wonach die Eröffnung der Ausstellung erst am 15. Mai erfolgen soll . . . heute ist im Palais fast noch nichts und im Anney nichts als unsere Sachen ausgepackt! . . . Ich schrieb Ihnen bereits, daß der Riesenblock einen Wagen durchgebrochen habe, beim Fahren von dem Palais nach dem Anney ist der Wagen wieder gebrochen und der Block lag mitten in der Straße. Ich wandte mich an Herrn Stein — der Block lag mittags noch da, ich holte einen Befehl vom Generalsecretair, der Block blieb liegen; ich holte einen dringenden Befehl des Generals Morin! man fuhr den Block in das Thor des Annere; ich lief den Inspektor Duske zu suchen & wie ich ihn bringe, hat man den Block vor dem Thore abgeladen; mit Bitten, guten Worten, Geld & Versprechungen erreichte ich endlich, daß man an die Arbeit ging, den Block an seinen Bestimmungs-ort zu transportiren; von heute Mittag 1 Uhr bis Abends 6 Uhr hatte man mit mit untergelegten Bohlen und Walzen denselben 12' weitergebracht, dann brach er mit Walzen & Bohlen durch den Fußboden! Gott sei Dank daß ich nicht im Hauptgebäude blieb! Morgen Abend muß derselbe fest auf seinem Plage stehen! . . . Heute Abend schoß ein Italiener zwei Pistolenschüsse auf den Kaiser ab, während derselbe in den Champs Élysées spaziren ritt, ohne denselben zu verlegen. Dies ist in Paris bekannt, nicht aber daß der Kaiser nicht nach der Krim geht & daß die Beziehungen zu Oesterreich dem Bruche nahe sind.“



Stijzen Alfred Krupps zur Erfindung der nahtlosen Eisenbahnradsreifen (1854/55)





Am 1. Mai stand der riesige Stahlblock — la sacrée tête carrée d'Allemand — auf seinem Platz und Haß erkundigte sich voll Ungeduld nach der noch nicht eingetroffenen Kanone, die das zweite Wunder der Kruppschen Ausstellung werden sollte. Krupp hatte sich nicht ohne Schwierigkeiten die Zeichnung des „canon l'empereur“, des neuen (kurzen) französischen Feldgeschützes verschafft. Krupps Stahlrohr war fast 100 Kilogramm leichter, versprach aber eine wesentlich größere Dauer im Gebrauch. Seine Absicht, die Aufmerksamkeit Napoleons zu erregen, gelang vollkommen. „Sagen Sie nur, daß mein Etablissement im Jahre 1810 infolge einer Preisaufgabe von Napoleon I. gegründet wurde, welcher dem Fabrikanten von Gußstahl gleich dem Englischen 1 Million Francs verhiess. Die Geschicke haben mich um den Preis gebracht (denn als der Preis verdient war, hatte die französische Herrschaft aufgehört).“ Sein Angebot, das Rohr jedem beliebigen Versuch bis zur Zerstörung zu unterwerfen, wurde durch Vermittlung des Generals Morin als Generalkommissar und des Prinzen Napoleon als Protektor der Ausstellung angenommen, bevor der Kaiser selbst, wenigstens offiziell, die Kanone gesehen hatte. „Der Kaiser und die Kaiserin besuchen täglich die Ausstellung und passe ich auf, um bei der Hand zu sein, wenn er die Canone besichtigt; allein es ist auffallend, wie er sofort einen anderen Weg einschlägt, wenn er an Preußens Grenze gekommen ist.“

Wirklich hatte der Kaiser in jenen Tagen, da die Königin von England sich in Versailles feiern ließ und französische und englische Schiffe Seite an Seite im Schwarzen Meere fochten, wenig Ursache, liebenswürdig gegen Preußen zu sein. Die Politik Friedrich Wilhelm IV. war immer noch verworren und wenig zuverlässig. Während seine Industrie in den Champs-Élysées um Anerkennung auf dem französischen und dem Weltmarkt warb, weigerte der König dem Kaiser die kleinste Aufmerksamkeit. Erst Bismarcks Besuch in Paris, der ihm die Ungnade des Königs und den Ruf eines Bonapartisten eintrug (ein Jahr vorher „noch er nach Juchten“, weil er den König beschwor, sich nicht um einen Dank von Österreich mit Rußland zu überwerfen) — erst dieser Besuch gab dem Kaiser die ersehnte Gelegenheit zur Aussprache und zerstreute ein wenig das gegen Preußen herrschende Mißtrauen. Und so merkwürdig es klingt, in diesem Sommer der Entente cordiale, der Preußen im Konzert der Großmächte, „isoliert, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt“, hin und her schwanken sah, waren in Paris zwei preussische Namen in aller Munde und warfen durch ihren Klang auch auf ihre Heimat einen Widerschein von Kraft und Zukunft — Bismarck und Krupp! Bismarck, von dem alle wußten, daß er das größte Hindernis für den Anschluß Preußens an den westmächlichen Block war, in dem alle den kommenden Mann sahen, den wenige liebten und den auch seine Feinde nicht schlecht zu behandeln wagten, und Krupp, dessen Stahlblock wie ein Meteor durch das Fuß-



gebälkt der Ausstellung brach und dessen Gußstahlgeschütz das „canon l'empereur“ zu übertreffen wagte. Auch das ein Mann, mit dem man eines Tags zu rechnen haben würde, sei es als Gegner in der Industrie und in der Waffenfrage, sei es — besser — als Freund! Am besten, wenn man den Rheinländer, der doch eigentlich gar kein Preuße war, nebst seiner Erfindung ganz nach Frankreich hinüberziehen könnte. Die Versuche dazu haben denn auch bald nach der Ausstellung begonnen, nur daß der „Rheinländer“ sich dann als ein Westfale mit allerhärtestem Schädel erwies.

Krupps Besuch in der Ausstellungsstadt, die er seiner jungen Frau zum ersten Male zeigte und die in Festen schwamm, war sehr kurz. Alfred Krupp war leidend, er brach, trotz seiner Erfolge, trotz seiner Willenskraft, trotz seiner Gehilfen, unter der Last der Arbeit fast zusammen. Sorgen und Kämpfe, untrennbar von seinem Weg, hatten ihn müde, reizbar, hinfällig gemacht wie nie zuvor. Sölling empfand das längst, er kannte auch die Ursachen: „... Du bist nicht mehr allein, sondern hast Frau und Kind — denke auch ein wenig an Deinen Körper — durch die stete geistige Anstrengung und sich täglich mehrende Unruhe gewinnt er wahrlich nicht — Du bist kein Jüngling mehr und was an Kräften nicht da ist, kommt gewiß nicht mehr — gönne Dir ein wenig Ruhe zum Verschmausen — so lange aber stets neue Pläne und Entwürfe zur Verwirklichung kommen müssen, ist daran nicht zu denken ... Es kann niemand die Vorzüglichkeit Deiner Werke bestreiten, auch hat des Himmels Segen Dich sichtbarlich begleitet, aber es wird bald zuviel für eines Menschen Kraft — gehe ein wenig sparsamer damit um!“

In der That, Todesgedanken, vielleicht zum ersten Male mit diesem Ernst, den ihm der Umfang seiner Werke und die Rücksicht auf seine Familie aufzwang, erschütterten Krupps Gleichgewicht. Irgendwie eine Beruhigung suchend, hatte er am Karfreitag mit Adalbert Mcherfeld, dessen Goldtreue er kannte, einen Geheimvertrag „auf Leben und Sterben“ geschlossen, der für den Fall seines vorzeitigen Todes dem Vetter die Leitung der Fabrik übertrug und ihn gegen Zusicherung einer lebenslänglichen Versorgung zur Niederschrift und Deponierung aller bei den gemeinschaftlichen Arbeiten gemachten Erfahrungen verpflichtete.

Ende Mai traf Alfred Krupp in Paris ein, es war, trenn seiner alten Gewohnheit, eine Haß, keine Erholung. In Karlsruhe und Straßburg hatten Geschäfte ihn aufgehalten, in seinem schönen Pariser Absteigequartier, dem Hotel du Louvre, duldete es ihn kaum 14 Tage. Der Teil der Ausstellung, wo sich seine Sachen befanden, war noch immer nicht eröffnet, die Kanone noch nicht einmal da, Geschäfte noch nicht zu machen, das und die Sorge um häusliche Versäumnisse kürzten den Aufenthalt. In ihm gärt es von Plänen. Ein neuer Schmelzbau, der fünfte, war nötig, eine Gasanstalt wurde erforderlich, ein zweiter Hammer für schwerste Gewichte war im Bau, eine Krankenkasse in Gründung, alles drängte,

trieb, und der alte Gantesweiler, kaum noch zu einer Arbeit fähig, packte zur Abreise ins Bad. Topp stand allein hundert Ansprüchen gegenüber.

Am 11. Juni meldet Haaf die bevorstehende Abreise des Chefs mit dem üblichen Befehl, vom 12. mittags an „zu jedem Zuge“ den Wagen am Bahnhofe warten zu lassen. „Mit keinerlei Sympathie für Frankreich und französische Zustände“ kehrten die Reisenden heim, um auch dort nicht lange zu weilen, die Ärzte rieten zu rascher Kur in einem stillen Bad, es war für Alfreds Nerven die höchste Zeit. Er beschloß, bis zum Herbst mit der Familie nach Pyrmont zu gehen und sich der Geschäfte ganz zu enthalten. „Ich wünsche nichts als Nöthiges und Angenehmes zu erfahren und was ohne mich entschieden werden kann, da will ich gar nichts von wissen.“

Es kam freilich anders. Schon die Abreise verzögerte sich durch lästige Beschwerden. Trotz großer Aufträge — gegen 200 000 Taler standen zu Buch — fraßen die Renanlagen und Löhne nicht nur jeden Gewinn, man mußte auch fortwährend neue Quellen erschließen, Söllings Warnungen bestätigten sich grausam schnell. Abraham Oppenheim, rücksichtsloser Geschäftsmann und ganz ohne die Vornehmheit seines Bruders Dagobert, wurde von Monat zu Monat schwieriger, wobei ihn weniger Mißtrauen als der Wunsch nach persönlichem Einfluß in der Firma Krupp trieb. Er verweigerte jede Kreditüberschreitung ohne Söllings besondere Bürgschaft und stellte an diesen, der schon bis an die Grenze des Tragbaren belastet war, beinahe fränkende Forderungen. Sölling zögerte mit der Erfüllung und nur Gutmütigkeit und Rücksicht auf den Zustand Krupps bewog ihn, abermals nachzugeben. „Ich habe Dir dennoch das Opfer gebracht und hoffe, daß Du ferner nicht mehr an meiner Freundschaft zweifelst, — Reise nun mit Gott auch sofort nach Pyrmont und kommt alle ganz gesund und gekräftigt wieder ...“ Aber auch seinen schweren Bedenken gab er offen Ausdruck und beschwor Topp, doch endlich den unaufhörlichen Erweiterungen ein Ziel zu setzen, so arbeite man einer Aktiengesellschaft direkt in die Hände.

So steht der Abreise nichts mehr im Wege, und wieder bewährt sich Alfred Krupps elastische Natur. Wenige Tage nur im Freien und fern von den Rädern seines Betriebes, und schon heißt es „ich befinde mich so wohl wie ein Fisch im Wasser!“ Auch sein Wunsch, mit Unangenehmem verschont zu bleiben, scheint erfüllbar. Aus Paris kommen gute Nachrichten. Der Kaiser hat die Kanone mit großem Interesse gesehen und ihre Prüfung befohlen. Der Minister von der Heydt, der Krupps Ausstellung in München gesehen hat, kommt auch nach Paris und verweilt mit seinen Räten eine halbe Stunde beim Stand der Gußstahlfabrik. Er ist gleichmäßig wie immer, verhehlt nicht seine Befriedigung, aber sein erstes Wort läßt erkennen, daß er immer noch beeinflusst ist. Die törichte Anwendung gehärteter Achsen bei den Eisenbahnen hat natürlich Brüche nach sich gezogen, und



jeden Bruch hat man zur Kenntniss des Ministers gebracht, nur nicht, wie selten Krupp an diesen Zufällen beteiligt ist und wie wenig sie ihm, dem Warner, zur Last gelegt werden dürfen. Krupp selbst hat eine Sammlung lehrreicher, zum Teil gewaltsam herbeigeführter Brüche ausgestellt, um die Kraft zu zeigen, die dazu erforderlich ist. Des Ministers erster Blick fällt darauf, und Haas schildert drastisch das folgende Gespräch: „Man muß zu Ihnen kommen, um Brüche Ihrer Fabrikate zu sehen!“ Er wandte sich dabei auf eine Weise gegen Hartwich, die mich zu der Antwort reizte: „Befehlen Excellenz, ungehärteter Fabrikate! Excellenz können selbst aus den Brüchen ermessen, welcher Gewaltmittel es bedurfte, um die vor Ihnen liegende Achse zu zerbrechen!“ Er wandte sich gegen Hartwich: „Ich meinte aber —“, worauf dieser erwiderte: „Befehlen Excellenz, es sind nur Brüche gehärteter Gegenstände vorgekommen!“ Mit auffallendem Interesse be-  
sichtigte er jedes einzelne Stück und sprach seine vollkommenste Anerkennung über die Leistungen der Fabrik aus.“

Haas riet, den Ministerialrat Hartwich, früher Krupps entschiedener Gegner, jetzt aber im Begriff, aus einem Saulus ein Paulus zu werden, durch eine Einladung zum Besuche der Fabrik ganz zu gewinnen. Krupp erwiderte: „Sie haben dem Minister gut geantwortet; ich bewundere Ihre Mäßigung! Gott weiß, was ich geantwortet haben würde. Sie werden wahrhaftig noch dahin kommen, die Unholde zu versöhnen ...“

Heinrich Haas hatte noch manche dringende Neuigkeit aus Paris zu melden, und Krupps Wunsch, seine Tage in Pyrmont ungestört zu genießen, blieb unerfüllt. Wie im Vorjahr die Münchener Ausstellung den Wunsch wachrief, Krupps Gußstahlindustrie nach Österreich zu verpflanzen, so richteten sich jetzt die Augen des französischen Großkapitals auf das gleiche Ziel. Der Crédit mobilier, Frankreichs mächtigste Gründerbank, machte den ersten Versuch. Sie war über Krupp nicht erst jetzt und nicht nur von einer Seite unterrichtet. Neben Fould und den spanischen Juden Pereire (H. Heine nannte Emil Pereire den von Herrn von Rothschild entdeckten Pontifex maximus der französischen Eisenbahnen) gehörte Foulds Schwager Abraham Oppenheim zu den Gründern der großen Industriebank, die demnach über Krupp — und seine Finanznöte — sicher aufs Beste unterrichtet war. Vielleicht war es nicht ohne Berechnung, daß Oppenheim Krupps Verlegenheit zu gleicher Zeit zu steigern suchte.

Die Pariser Ausstellung hatte das Projekt zur Reife gebracht. Die Minen Algeriens hatten hervorragende Erze ausgestellt, die der Crédit mobilier lebendig machen wollte. Dazu schien eine — besser noch eine Reihe großer Gußstahlfabriken ein gangbarer Weg. Man dachte an Frankreich und Österreich und wollte Krupps Verfahren, mehr noch vielleicht seinen Namen, den die Ausstellung in weite Kreise getragen hatte. Ein Aktienunternehmen auf dieser Grundlage ver-

sprach raschen Gewinn, und Krupps augenblickliche Lage stellte leichtes Eingehen auf das französische Angebot in Aussicht.

In der letzteren Annahme irrte die Spekulation. Krupp nahm die Angelegenheit ernst, aber nicht dringlich. Auf Haas' fiebernde Anfragen ließ er Lopp antworten: Ruhe, nur Ruhe! Haas möge sich den Schlaf nicht rauben lassen. — Daß eines Tages die große Gußstahlfabrik in Frankreich kommen würde, mit ihm oder ohne ihn, wußte er auch. Der Gedanke, sich mit einem Schlage aus seinen Verlegenheiten zu befreien, den Schritt zum Großbetrieb aus eigenen Mitteln zu machen, indem er den Absatz in Frankreich der neuen Gründung opferte, war verlockend. Aber die Art, wie ihn der *Crédit mobilier* sozusagen mit Haut und Haar verschlucken wollte, reizte ihn nicht, die in Frage kommenden Persönlichkeiten gefielen ihm nicht, „und contre cœur thue ich nun mal nichts“. Die Sache blieb in den Anfängen stecken und Krupp brauchte seine Kur in Pyramont nicht zu unterbrechen.

Es kamen aber andere Anlässe, die ihn weniger ruhig ließen, und wieder kamen sie aus Paris, um das sich in diesem Jahre alles zu drehen schien.

Seit Jahren stand die Bochumer Gußstahlfabrik von Mayer und Kühne in einem gefährlichen Wettbewerb mit Krupp. In Eisenbahnmaterial, in Bandagen, Federn usw. war sie auf allen Submissionen zu finden, selbst Geschützrohre waren schon aus ihren Werkstätten hervorgegangen. Ihr Begründer und Leiter, der Schwabe Jakob Mayer, war nicht nur ein erfindungsreicher, sondern auch ein harter Kopf, und wenn Bochum in der Erzeugung schwerster Massen hinter der Erfahrung Krupps zurückblieb, so besaß es durch die Erfindung des Stahlformgusses einen unleugbaren Vorsprung. Schon im Vorjahre hatte es einen Zusammenstoß gegeben, Bochum focht das Kruppsche Bandagenpatent an, es sei ein altes, jedem Schmied bekanntes Verfahren, in ihren eigenen Betrieben seit Jahren geübt. Krupp überzeugte die Patentabteilung unschwer vom Gegenteil, er wies sogar, mit leichtem Sarkasmus, die Wahrscheinlichkeit der Übertragung nach und erzielte ein obsiegendes Erkenntnis. Seitdem herrscht offener Krieg. In Paris stellt Bochum zum ersten Male seine berühmten Gußstahlglocken aus und findet Beifall und Bewunderung. Krupp hat die Bezeichnung dieser Glocken als Gußstahl schon vorher — scharf und öffentlich — bekämpft, weil er sie für irreführend hält. Aufgewachsen in der Tradition der älteren Gußstahlindustrie, die durch Recken und Schmieden die edlen Eigenschaften des Materials erst weckt, will er diese neuen Formgüsse keinesfalls mit seinen Erzeugnissen auf gleiche Stufe gestellt wissen. Mögen die Bochumer Glocken gießen soviel sie wollen, man soll sie nur nicht als Gußstahl bezeichnen — Krupp nennt sie in aller Öffentlichkeit Roheisen. Krupp irrt, er geht in seiner Unterschätzung zu weit, er schadet sich selbst — aber mit der ganzen Einseitigkeit des Genies beharrt



er auf seinem Wege und hält sich berufen, die Welt vor einer Täuschung zu bewahren.

Auch Mayer und Kühne kämpfen um ihren Ruf, ja um ihre Existenz. Nach schwerem Ringen in den letzten Jahren sind sie soeben auf dem Wege, durch Übergang in eine Aktiengesellschaft ihr Werk auf festen Boden zu stellen, und bei den Verhandlungen ist der Stahlformguß ihr bester Trumpf. In Paris spitzt sich die Frage zu. Die Ausstellungskommission erkennt Meyers geniale Erfindung in ihrem vollen Werte an, die „Gußstahlglocken“ werden rühmlich belobt, man verlangt für sie die Goldene Medaille. Haas glaubt im Interesse seiner Firma widersprechen zu müssen, erklärt das Material der Glocke, auf Krupps Autorität gestützt, für Roheisen, beantragt, fordert eine unparteiische Prüfung, ja das Zerschlagen der größten Glocke, treibt es auf die Spitze, überwirft sich mit der preussischen Kommission, selbst mit dem Krupp persönlich befreundeten Oberfinanzrat von Viebahn und weiß zuletzt nicht mehr aus noch ein. Mißkönig dringen seine alarmierenden Berichte in die stillen Pyrmonter Tage hinein zu Krupp, den die Angelegenheit selbst leidenschaftlich bewegt. Unerträglich ist ihm der Gedanke, diese Erzeugnisse als gleichartig und gleichwertig neben seinem Tiegelstahl genannt und ausgezeichnet zu sehen. Was hat es ihm für Mühe gemacht, die Artilleristen zu überzeugen, daß man Gußstahlskanonen nicht „gießt“, sondern schmiedet. Jetzt sieht er voraus, daß bald gegossene Wandagen und Kanonen den Rang neben den seinigen beanspruchen und den Ruf des deutschen Gußstahls untergraben werden. Aber ebenso unerträglich ist ihm der Gedanke, mit seiner Person in den Streit hineingezogen zu werden, als ein Konkurrenzmanöver beurteilt zu sehen, was er aus heiliger Überzeugung tut und behauptet. Er will die Anerkennung Bochums gar nicht hindern, nur die Bezeichnung Gußstahl ist ihm zuwider, fränkend, unerträglich, ihn kann keine Versicherung, keine Analyse überzeugen, daß das Glockenmaterial nicht „Roheisen“ ist. „Eine Analyse ist garnichts, denn daß die Glocken aus Eisen und Kohle bestehen, steht fest, die Schmiedbarkeit jedoch, das ist zu erproben!“ Er denkt an nichts anderes seit Empfang der Briefe, möchte lieber jede Summe verlieren, als hier im Unrecht stehen, er zittert bei dem Gedanken, durch die amtliche Anerkennung seiner Gegner bloßgestellt zu werden in seiner öffentlichen Anklage und — muß es doch leiden.

Die von Krupp geforderte amtliche Prüfung der Glocken ist nicht zu erzwingen, die Große Goldene Medaille wird beiden Werken zuerkannt, und die Krupp feindliche Presse heutet das Ergebnis in der gehässigsten Weise aus. Krupps Stimmung deutet ein Brief an Haas noch im Oktober an: „Ich machte mich mit dem Gedanken befreundet noch im November nach Paris zu gehen [in Sachen der Gründung und einer schwebenden großen Lieferung für die Marine], wenn diese An-

gelegenheit aber so behandelt wird, so ist mir jede Anerkennung meiner eigenen Leistung gleichgültig."

Krupp hat diese Niederlage schwer verwunden und die Große Medaille der Pariser Ausstellung hat ihn nie gekrenkt — er fühlte, daß ihn Temperament und Eigensinn zu weit geführt hatten. Zwanzig Jahre später gab er zu, daß auch seine Fabrik von Bochum im Stahlguß Gutes gelernt habe. Sölling hatte schon zu Beginn des Kampfes gewarnt: „Der Streit hat keinem genützt und uns jedenfalls am wenigsten ... wir haben viel von dem hohen Standpunkt verloren, den man dem Schöpfer der Fabrik anerkennend eingeräumt." Jetzt äußerte er sich bitterer: „In England ließen wir den Nimbus der Unfehlbarkeit des Fabrikats, in Bochum den Nimbus der Noblesse des Fabrikanten, so lautet das Verdikt der öffentlichen Meinung", es stand noch Herberes in seinem an Topp gerichteten Brief, aber Krupp hat ihn nie gelesen, er selbst erbat ihn sich am folgenden Tage zurück — „die Galle ist wieder aus dem Blut".

Das Jahr stellte an Krupps Standhaftigkeit noch weitere Ansprüche. In Paris waren Erzeugnisse einer sächsischen, von Resselrode gegründeten Gußstahlfabrik ausgestellt, zu spät, um noch mit in Wettbewerb zu treten, aber an sich nicht zu verachten. Diesen Mann hatte Krupp in seiner Fabrik ausbilden lassen, wo er sich vom Graveur zu höheren Posten und durch seine Intelligenz zuletzt zum Vorsteher der Federwerkstatt aufgeschwungen hatte. Bei der ersten harten Probe hatte er versagt, hatte erfahrene Arbeiter zum Mitgehen verleitet und war nach seiner Heimat gegangen, um mit Kruppschen Arbeitern und Erfahrungen Krupp selbst zu bekämpfen. Die später bedeutend gewordene Sächsische Gußstahlfabrik Döhlen ist aus dieser Gründung hervorgegangen. Auch das mußte verschmerzt werden, aber bei Alfred Krupps empfindlicher Natur, die allzu geneigt war, als „Untrene" zu sehen, was einfach Gewinnsucht oder Drang der Selbstbehauptung war, machte es ihn mißtrauischer und nachtragender, als er vordem war. Ähnliche Fälle, die natürlich nicht vereinzelt blieben, konnten ihn später außer sich bringen und zu einer Härte veranlassen, die von seinen Freunden nicht gebilligt wurde. Es ist nicht schwer, ähnliche Züge bei andern Führernaturen zu finden, wenn sich die Schüler mit ihren Ansichten oder Handlungen gegen den Meister wandten. Wer denkt nicht an Bismarcks Arnim-Prozeß?

Auch zu Hause ging während der Pyrmonter Wochen nicht alles nach Wunsch. An Arbeit fehlte es nicht. Der große Auftrag der „Eöln-Mindener" war trotz Anspannung aller Kräfte noch nicht erledigt. Die Drehbänke für Tyres und Räder sollen Tag und Nacht laufen, hat Krupp befohlen. Ascherfeld, Eichhoff und Hagerwiesche sollen gemeinsam den zuverlässigsten Mann finden, der unaufhörlich die Nachtarbeit kontrolliert. Der Hauptmann Reesen wird ungeduldig und ist um jeden Preis zu befriedigen, und sollte man die höchsten Löhne bewilligen. Auch



Bestellungen in schweren Lokomotiv- und Schiffsteilen laufen dauernd, kaum genügen noch die Drehbänke für so schwere Stücke. Für das neue Dampfboot des Vizekönigs von Ägypten, das mit dem kürzlich auf gekommenen Schraubenantrieb versehen wird, ist bei Krupp eine Gußstahlwelle bestellt. Auch Kanonen sind in Arbeit, nächst Braunschweig soll der blinde König von Hannover einen Zwölfpfünder bekommen, ein dritter ist für Württemberg in Arbeit, endlich hat auch die preussische Kommission zwei Rohre zu den Versuchen mit gezogenen Geschützen bestellt. Das gäbe Hoffnung, wenn nicht die bekannte preussische Sparsamkeit beklemmend wirkte.

Am meisten versprach vielleicht das schwere achtzöllige Harveyrohr. Im Sommer ist der Stahlblock nach England abgegangen. Wenn der Versuch überzeugt, wenn er Lieferungen für die Marine zur Folge hätte, dann wäre England auf einem lebenswichtigen Gebiet besiegt, denn Güsse dieses Gewichts liefert keine englische Fabrik.

Nie ist eine Hoffnung schmählicher enttäuscht worden. „In England ließen wir den Nimbus der Unfehlbarkeit des Fabrikats“, lautete Söllings aufgeregter Novemberbrief. Was war geschehen?

Das Harveygeschütz war beim ersten Schuß mittendurch gerissen. Der Engländer hatte den aus Essen gelieferten Block gebohrt und das daraus gefertigte Seelenrohr nach Krupps erstem Patent mit einem starken Gußeisenmantel umgeben, der die Schildzapfen trug und das erforderliche Gewicht verlieh. Krupp gab bei seinen ersten Mantelrohren dem Seelenrohr Spielraum und Ausdehnungsmöglichkeit in dem Mantel, Harvey hatte die Mündung des Mantels fest um das Rohr geschlossen. Das war der erste Fehler. Dann ließ er das Geschütz in Woolwich von der englischen Prüfungskommission versuchen. Man lud es mit einem eigentümlichen Geschos von 260 Pfund Gewicht und mit 25 Pfund Pulver. Die Normalladung war ein Bruchteil davon. Das war der zweite Fehler. Das Seelenrohr dehnte sich unter dem Druck der Pulvergase im unteren Teile aus, bis dahin, wo es durch den eisernen Ring eingeklemmt war, hier teilte sich das Geschos fest und riß den vorstehenden Mündungsteil des Rohres ab. Die Gewaltprobe, auf welche die ganze Fachwelt gespannt war, nahm ein schnelles Ende.

Die erste Nachricht von dieser Katastrophe wirkte natürlich wie ein Donnerschlag. Alfred Krupp war damals wieder in Paris, man wußte nicht, was man denken sollte. Er selbst nahm es kaltblütiger, er war vor kurzem von dem glänzenden Erfolg der Proben in Vincennes unterrichtet und seines Stahls sicher. Er verschaffte sich Stücke des gesprengten Rohres und ließ sie an verschiedenen Stellen prüfen, unter anderem durch Vermittelung der preussischen Prüfungskommission auf der Zerreißmaschine der Spandauer Geschützwerkstätten. Die Proben, auch



Erster Entwurf Alfred Krupps zur Konstruktion elastischer Lauffetten (1850er Jahre)





in Woolwich, ergaben übereinstimmend die tadellose Beschaffenheit des Materials. Der Vorsteher des Arsenal in Woolwich erklärte in der Gesellschaft englischer Zivilingenieure, daß der verwendete Gußstahl allen bekannten Geschützmaterialien an Festigkeit überlegen sei. Auch Longsdon wurde zu einem Vortrag über den Fall aufgefordert. Die ganze Fachwelt beschäftigte sich mit der Sache, der Chef der Geschützgießerei in Lüttich erklärte, wenn man das Rohr mit Absicht hätte auseinanderreißen wollen, so hätte man kein besseres Mittel ausfinden können. Im russischen Artillerie-Journal berichtete ein Offizier, der sich in Geschützangelegenheiten in Essen aufgehalten hatte, über die „gänzlich unüberlegte Probe“ des Harvengeschüßes.

Die Gefahr eines ungeheuren Mißerfolgs war damit beschworen. Während man das englische Rohr aus Torheit — denn böse Absicht wird man kaum vermuten dürfen — zerstörte, hatte der Kaiser der Franzosen seine Freude über die Ergebnisse der Proben in Vincennes ausgesprochen und Krupp mit der Ehrenlegion — zu seinem geringen Vergnügen — dekoriert. Zu gleicher Zeit hatte schon Oberst Orges, der Kommandeur der braunschweigischen Artillerie, seine begeisterten Berichte über das von ihm erprobte Kruppsche Geschütz in viele Blätter gerückt, das Gußstahlgeschütz war im Marsch und durch die Ungeschicklichkeit einzelner nicht mehr aufzuhalten. Und doch kostete jeder Zwischenfall wie der in Woolwich Nerven und Widerstandskraft, denn im ersten Augenblick stand Krupp doch immer allein dem Ansturm des Schrecks, des Zweifels, der Vorwürfe gegenüber. Im Vorjahre hatte sich ein ähnlicher Fall mit einer an Wöhlert gelieferten und in Berlin fertiggedrehten Lokomotiv-Krummache ereignet. Nach kurzem Dienst erschien ein Riß in der Kurbel. Vorwürfe, Ersatzforderung, betretene Sorge der Ingenieure, Meister, Freunde. Krupp gestattete nicht für einen Augenblick Zweifel an der Güte des Fabrikats. Er sah die Achse selbst in Berlin, er veranlaßte die völlige Zerstörung des eingerissenen Bruches und wies die dazu erforderliche Kraft nach. Er sah den gesunden, tadelfreien Bruch und sein Urteil war kurz und überraschend: „Die Achse kommt auf die Ausstellung!“ Darauf war nun keiner der Beteiligten gefaßt gewesen. Man kannte wohl sein hohes Selbstbewußtsein, aber hier verlangte er, wie es schien, noch eine Auszeichnung für Mißlungenes. Diese Selbstsicherheit war vielleicht das beste Mittel, Wöhlert zu entwaffnen, der jahrelang zwischen Vertrauen und Verstimmung, durch wechselnde Zufälle erzeugt, hin und her schwankte. Krupp zeigte ihm den haarfeinen Ursprung des Risses und den in der Formgebung gemachten Fehler, zeigte, daß durch scharfe Kanten beim Abdrehen die Neigung zu Haarrissen bei Überbeanspruchung entsteht und stellte für die Form von Achsen, Kurbeln usw. unverbrüchliche Regeln auf. Mit Wöhlert verglich er sich in entgegenkommender Weise, die gebrochene Kurbelwelle, den stärksten Biegeproben unterworfen, gehörte aber



wirklich auf der Pariser Ausstellung zu den erlesensten Beweisen der Güte Krupp'schen Stahls.

Die auf die Ausstellung folgende Zeit gab Alfred Krupp noch oft Gelegenheit, Ausdauer und Seelenruhe unter Widrigkeiten zu beweisen. Mehr Söllings Überredung als eigener Wunsch hatte ihn im Oktober noch einmal nach Paris geführt, aber ein zweimonatiger Aufenthalt hatte weder in der Gründungsfrage noch in dem leidigen Glockenstreit das gewünschte Ergebnis. Für die große Gründung schien der günstige Augenblick verstrichen, der Geldmarkt war schwieriger geworden, die Banken beschäftigte die Liquidation des Krimkrieges, Krupps Ansprüche waren sehr hoch — es kam zu keiner Einigung. Vielleicht wollte er auch nicht, vielleicht war ihm die Aussicht namhafter Lieferungen nach Frankreich lockender als eine einfache Abtretung seiner Rechte. „Ich thue nun einmal nichts contre cœur.“ Mit dem General Morin verhandelt er über die Fortsetzung der Versuche mit dem Ausstellungsgeschütz, vom Hotel du Louvre aus schreibt er ihm einige Danteszeilen für die umsichtig veranstalteten Proben.

Gleichzeitig entsteht Aussicht auf namhafte Marinelieferungen. Die Erfahrungen des Krieges, der Kampf der englischen und französischen Flotte mit den russischen Küstenforts, gaben neue Anregungen, auf beiden Seiten erwog man den Gedanken eines Panzerschutes, Frankreich für seine „schwimmenden Batterien“, Rußland für seine Küstenbefestigungen. Napoleon wünschte die schweren Kanonenboote, die angeblich nach seinen Plänen gebaut wurden, mit Stahlplatten gepanzert, die größten Gußstahlfabriken Frankreichs und Englands, auch Krupp, wurden zur Lieferung von Probeblechen veranlaßt, die aber meist nach den ersten Schüssen zertrümmert wurden. Gleichzeitig standen schwere Kurbelwellen für einige französische Kriegsschiffe in Aussicht, aber das zerschlug sich wieder an Krupps Hartnäckigkeit in der Preisfrage. Selbst die Hoffnung, in Frankreich oder England einige Patente zu verkaufen, schlug fehl und die Kassen waren leer. Vergeblich erkundigte sich Sölling in jedem Brieftage nach den „englischen Subsidien“, und dem Geschäft mit Bischoffsheim oder dem Crédit mobilier, nichts wollte gelingen. Noch einmal knüpfte Krupp lose mit Wilhelm Siemens an, der die Gußstahlfabrik im Januar 1855 besucht hatte; vielleicht daß es diesem gelang, ein englisches Unternehmen für die Ausbeutung des Reifenspatents zu begründen, aber das enttäuschte auch. Siemens berichtet seinem Bruder Werner flüchtig über den Besuch bei Krupp, „was mich doch sehr interessiert hat. Ich habe versprochen seine Tyres dem Inst. of Mech. Eng. vorzulegen und findet sich dann ohne viel Mühe ein Käufer, so ist's gut“. So leicht findet sich der Käufer aber nicht, auch Longsdon trifft mit leeren Händen in Essen ein, und Fizeck, der auf Krupps Namen eine Gründung in Oesterreich versucht, hüllt sich in Schweigen. Topp, durch Krupps lange Abwesenheit,

durch die ewige Geldklemme, durch Söllings nervöse Briefe und Gantesweilers Erkrankung zu Boden gedrückt, schüttet gegen Haas sein volles Herz aus: er könne es allein nicht länger machen! Der ebenfalls schon Überreizte ahnt noch nicht, daß sein schwer vermißter Freund Gantesweiler schon auf dem letzten Lager liegt. Noch während Krupps Abwesenheit erlöst ihn ein Herzschlag von langen Leiden. „Fern von seinem Chef und seiner Familie“ trägt man ihn am 24. November zu Grabe. Die durch seinen Tod erloschene Procura wird am 1. Januar 1856 auf Lopp übertragen; auch ihn reißt der Kampf dieser Jahre, der einem Krieg mit tausend Feinden gleicht, bedenklich auf. Schon beginnt das Räderwerk dieser großen, immer mit Hochdruck arbeitenden Maschine die leitenden Kräfte mit bedrohlicher Schnelligkeit zu verschleifen.

## Der Schwimmer

Ein guter Schwimmer, eine kostbare Last auf dem Rücken, kämpft sich mühsam über einen breiten Strom. Das Wasser ist reißend und seine Bürde ist schwer, er hat die Mitte noch nicht erreicht, und das ersehnte Ufer ist in weiter Ferne. Er weiß, daß er es schaffen muß oder untergehen, er weiß, daß er es schaffen kann, wenn er den letzten Atemzug daran setzt. Hinter ihm am Ufer sind warnende Stimmen, er darf sie nicht hören, er darf auch den rettenden Kahn nicht sehen. Andere mag er ans Land bringen, ihn trüge er in dauernde Knechtschaft, um die er sein Leben und seine Bürde nicht retten mag, frei will er bleiben. Und in langen Stößen, taub gegen jeden Ruf, verfolgt er seine Bahn und landet — als Sieger. Aber Zeit seines Lebens wird er an den Folgen dieses Kampfes tragen.

Als ein solcher Schwimmer hat Alfred Krupp die Jahre nach 1855 durchgemessen. Stürmisch bewegte Jahre, in denen zuweilen alles an einem Haare hing und nicht nur für ihn. Es waren die Jahre, in denen Frankreich auf dem Gipfel seiner Erfolge stand, Paris, die Stadt der Weltausstellung und des Friedenskongresses, war wieder das „Herz Europas“ geworden, Napoleon der Schiedsrichter der Völker. Die Jahre, die Preußens politischen Tiefstand allen sichtbar machten: man lud es nicht zum Kongreß, man ließ es nur zu einem Punkte der Verhandlungen notgedrungen zu. Es waren die Jahre, in denen die Technik mit rascherem Schritt marschierte, in denen das Panzerschiff und das gezogene Geschütz entstanden und Bessmers Erfindung alle Eisenhütten bewegte. Die Jahre, in denen Industrie und Wirtschaft ihren Höhepunkt seit 1851 erreichten und dann mit einer jähen Krisis alles stockte.

In dieser bewegten Zeit erfuhr auch Krupp die härtesten Launen des Schicksals, erfuhr sie schwerer als andere, je troziger er allein stand und den Schutz der Ver-



gesellschaftung verschmähte. Seine glänzendsten Triumphe in Frankreich, in Oesterreich, in Bayern standen neben kalter Ablehnung in den preussischen Staaten, seine größten Gewinne — und es waren die besten Bilanzen des Jahrzehnts — drohten in dauernder Geldnot wie in einem Vakuum zu verdampfen. Nie hatte er Aufträge gehabt von solcher Größe und Ertragsfähigkeit, nie Mißtrauensbeweise seiner Banken von so beleidigender, nie Sorgen von so jagender Art. Dies war die Zeit, wo in höchster Not sein Freund Ernst Waldthausen die schützende Hand über ihn hielt, während Sölling mit bitterem Hohn schrieb: „Ihr seid darin noch zu große Dilettanten, die bei diesem alten routinirten Praktiker etwas Unterricht nehmen können, damit es endlich einmal besser wird.“ Und doch in alter Treue immer wieder hat, endlich einmal auszuspannen und fortzugehen, denn Geist und Körper verlangen andre Luft! „Du plagst Dich von einem Jahre ins andere mit Sorgen über Sorgen hinein und wirst grau und alt dabei. Was helfen Dir die großen Anlagen und die vielen Arbeiten, wenn Du mit jedem neuen Ziegelstein und jedem neuen Mann die Sorgen vermehrst und Dich tiefer hineinarbeitest. Fange doch mal endlich an, Nutzen von Deiner Mühe und Arbeit zu ziehen, denn es könnte wohl Zeit dafür sein . . .“

Der Gewinn des Jahres 1857 ist dreimal so groß wie der des Ausstellungsjahres, und das bei wenig erhöhter Arbeiterzahl! Die Geldklemme aber ist fast noch größer geworden. Wie war das möglich, und warum schüttelte Krupp diese Last nicht ab, die durch die Vorwürfe seiner Freunde, durch das Mißtrauen seiner Geldgeber, durch den Verbrauch seiner Nerven und Kräfte unerträglich wurde?

Die Hauptursache aller Sorgen, die sich wie ein roter Faden durch Jahrzehnte zieht, ist die dauernde und rasche Erweiterung der Werke gewesen. Jener Jugendvorsatz einer „fortwährenden Erweiterung des Geschäfts“ — Krupp hat ihn mit einer Rücksichtslosigkeit verfolgt, die von Zeit zu Zeit das ganze Gebäude seines Lebens erschüttern mußte. Der zwingenden Gründe gab es viele, einer davon war der oftmalige Wechsel in der Art seiner Erzeugnisse, das rasche Fortschreiten vom Kleinen zum Größeren, vom Einfachen zum Schwierigsten, und jedes neue Arbeitsfeld forderte zwingend neue Mittel. Es war ein weiter Weg vom Münzstempel zum Ringrohrgeschütz, und irgendwo auf diesem Wege vor Hindernissen stillzustehen war ihm einmal nicht gegeben. Sölling, der ein von Aufregungen freies Leben liebte, hat dieses Tempo des Wachstums mit Grimm und zuletzt mit Haß begleitet und konnte ihm doch nicht entrinnen: „Wenn alljährlich der ganze Gewinn und zuweilen viel mehr wieder in Ziegelsteine, Balken und Geräte gesteckt werden muß, die ev. einen sehr zweifelhaften Wert repräsentiren, so wird Dir jeder Freund nur raten, den ganzen Plunder einer Aktiengesellschaft zu übermachen. Das ist keine Person mit Fleisch und Bein und Sorgen und Mühen,

sondern ein vielköpfiges Ding ohne Gefühl — die hat sich ums Ende nicht zu kümmern . . .“

Den Vorwurf der Bautout hat Krupp stets — und mit Recht — abgelehnt. „Ich gehe voran und hemme die Entwicklung nicht.“ Aber noch einen andern Vorwurf machten ihm seine besten Freunde mit Bekümmernis. Sein gesunder Trieb, von guten Rohstoffen Vorräte über den Bedarf zu kaufen, war von Jahr zu Jahr gewachsen, zuletzt weit über das Maß der Mittel hinaus. Es ist davon früher gesprochen und von den Verlegenheiten, die es Krupp bereitete. Jetzt war das schlimmer geworden, die Anschaffungen an Rohstoffen, besonders Eisen, legten Summen und Kredite fest, die der Betrieb bei weitem nicht entbehren konnte. Die Notlage einer unzureichenden Rohstoffdeckung hatte Krupp bei seinem Vater und am eigenen Leibe erfahren, jetzt verfiel er in das entgegengesetzte Extrem. Daß er seinem Materialverwalter Breidbach, der ihm erzählte, er habe Tonlager „für fünfzig Jahre“ gekauft, erwiderte: „Warum haben Sie nicht für hundert Jahre gekauft?“ passierte allerdings zehn Jahre später, aber die Anfänge einer schrankenlosen Rohstoffpolitik setzten schon früher ein. Einer der erfolgreichsten amerikanischen Gründer hat sich über die Vorratswirtschaft in Rohstoffen sehr bedenklich ausgesprochen. Es sei klar, daß billige Vorkäufe einen Vorsprung vor der Konkurrenz geben. „Trotzdem haben wir gefunden, daß Vorkäufe sich nicht lohnen. Das ist kein Geschäft mehr, sondern ein Rätselraten . . . Wir gehen allen billigen Einkäufen über den Bedarf hinaus sorgfältig aus dem Wege. Es war nicht leicht, diesen Entschluß zu fassen, schließlich muß aber jeder Produzent an der Spekulation zugrunde gehen.“ (Henry Ford: „Mein Leben und Werk.“) Den Vorwurf der Spekulation hätte Krupp weit von sich gewiesen, aber der Begriff „über den Bedarf hinaus“ — das war der strittige Punkt: Sölling sah die Grenze im Umfang der Mittel, Krupps Geist schweifte so weit in die Zukunft und ihre Möglichkeiten, daß er zuweilen überhaupt keine Grenzen sah. Wenn in einem Jahre dreiunddreißig Prozent der ganzen Bilanzsumme oder in einem andern der gesamte Anteil Krupps an seiner Fabrik in Rohstoffen steckte, war das doch bedenklich. Jedenfalls nahmen es die Gläubiger so und trafen danach Maßregeln, die recht störend in den Gang der Geschäfte eingriffen. Dann konnte Sölling spitzig werden: „Eine gute Bankiersverbindung zu bekommen, hat durchaus gar keine Schwierigkeiten, sie aber gut zu erhalten, das ist eine Kunst, die Du in all den Jahren Deines Wirkens noch nicht gelernt hast.“

Das wurde um die Mitte des Kongressjahres (1856) geschrieben, eben als das französische Geschäft sich glänzend hob, Krupps wichtigste Bank aber eine geradezu feindliche Stellung bewies. Für geringfügige Kreditüberschreitung wurden schroffe Bedingungen gestellt, zu ungelegener Zeit wurden Rückzahlungen verlangt, kurz man verfuhr, auch dem Tone nach, ungefähr wie mit einem Schuldner,



der vor dem Konkurs steht. Krupp konnte diesmal die Bank aus seinen Forderungen an die Köln-Mindener Bahn befriedigen und nahm ihre Dienste nicht mehr in Anspruch, einen glatten Bruch verbotenen geschäftliche Rücksichten. Aber außer dem Zwange neuer Deckungen war auch Einbuße am Ruf zu beklagen und Krupps Abneigung gegen Banken wuchs durch solche Erfahrungen, bedenklicher noch wuchs sein schroffer Widerstand gegen jegliche Einmischung.

Seine Aussichten waren in Wirklichkeit nie bessere gewesen. Im Mittelpunkt der Geschäfte stand wieder, wie vor zwanzig Jahren, Frankreich. Haas hatte die wichtigsten französischen Bahnen zum Bezuge von Bandagen und Achsen überredet, er hätte Riesenaufträge erzielt, wenn ihn nicht Krupps starre Preispolitik gehindert hätte. Wie in Österreich, Bayern, Sachsen, Braunschweig, traten jetzt auch in Frankreich weltbekannte Ingenieure mit ihrem Namen und Ruf für Krupp ein, zuerst Polonceau, der Chefkonstrukteur der Orleansbahn, der Krupps Zeugnisse im Verein der Zivilingenieure in Paris konkurrenzlos nannte. Ein kaiserlicher Hofzug wurde, genau wie in Rußland, aus Sicherheitsgründen mit Kruppachsen versehen; dergleichen blieb nicht ohne Eindruck, Dingers Journal sorgte für die Verbreitung in Deutschland. Die französische Marine bestellte vier kolossale Schraubenwellen für ihre neuen Schiffe „Eilsit“ und „Breslau“, man schmiedete sie aus den schwersten bis dahin gegossenen Stahlblöcken und Krupp mußte neue Drehbänke für die Bearbeitung kaufen, wieder einmal ging der Gewinn eines großen Geschäfts in Anschaffungen drauf, lange bevor man ihn hatte. — Und es war nicht Frankreich allein, über Paris ging auch der Weg zu anderen Ländern, zu Rußland, zum Orient!

Wo traf man die Potentaten und Minister, die Spitzen des Geldes und der Arbeit zahlreicher als in Paris? Hier hatte Haas den Vizekönig von Ägypten für Krupps Kanonen gewonnen, hier hatte er ihm die berühmte Ausstellungskanone gezeigt und noch im Kongreßjahr den Auftrag auf sechs gleiche Geschütze erhalten, weitere folgten, es war Krupps erste lohnende Arbeit in Kriegsmaterial. Hier wurde der Großfürst Konstantin, der beste Kenner militärischer Dinge am russischen Hof, für Krupp interessiert. Krupp möge ihn einladen, die Annahme sei so gut wie sicher! Schon im Vorjahr war ein erstes Proberohr für Rußland bestellt, jetzt folgte der Auftrag auf eine schwere Bombenkanone. — Wenn Rußland Krupps Gußstahlkanone einführt, wenn der Zar, durch kein Parlament, keinen Finanzminister gebunden, mit einem Federstrich verfügt, was anderwärts Proben, Erwägungen, Bedenken verzögern, das wäre der große Schlag, das wäre die Umstellung der Gußstahlfabrik zum Geschützbau. Dann müßte Preußen folgen, der Sieg des Gußstahls wäre entschieden! Solche Visionen unterbrechen wohl einmal den mühseligen Gang der täglichen Geschäfte; die Wirklichkeit hat ihnen selten entsprochen, aber sie richteten Alfred Krupp in schweren Stunden auf.

Noch einmal taucht in diesem inhaltreichen Jahr der Traum einer großen französischen Gründung auf, die mit einem Schlage Reichtum, Weltruf, Stellung verspricht. Diesmal kam die Anregung von höchster Stelle. Ein Schreiben des Kaiserlichen Haus- und Staatsministers Fould teilte Krupp die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion mit und drückte den Wunsch Napoleons aus, seine großen Erfolge und Erfahrungen auch nach Frankreich verpflanzt zu sehen („l'Empereur verrait avec plaisir qu'une industrie aussi importante put être introduite en France par votre concours et sous votre Direction“). Dazu den Auftrag des Kaisers, Krupp zu sagen, daß solch Unternehmen auf sein starkes Interesse und seinen Beistand zu zählen habe.

Als Alfred Krupp, über die Siebzig hinaus, schon viele Jahre auf dem Hügel residierte und die Fabrik nicht mehr täglich sah, sandte er eines Tages Abschrift des Schreibens von Fould an die Profura. Es war in der Zeit, wo ihm die große deutsche Krankheit, Parteihaß und Verleumdung, schon seit Jahren das Leben verbitterte. Er schrieb seiner Firma:

„Ich finde soeben in alten Papieren diese Copie. Es muß ein Buch auf der Fabrik sich befinden, worin mehrere Aufforderungen sich befinden. Zu einer Zeit der intimsten Beziehung zwischen Frankreich und Preußen und als man in Preußen nichts wissen wollte von unseren Fabrikaten, als unser Hauptgeschäft nach Frankreich war, ging ich auf Unterhandlung ein. Man wollte bis zu 30,000,000 francs zur Disposition stellen für Errichtung eines Etablissements zur Zeit als ich vor Druck kaum durchkommen konnte. In Frankreich hat man zuerst Cuirasse, Gewehre und Kanonen probirt und davon ist die Aufmerksamkeit auf das Produkt auf andere Staaten hinübergegangen. Ich bin nicht auf einen Abschluß eingegangen, weil ich erkannte, daß die Gründung der Fabrik ein Speculationsgegenstand war. Es hat Menschen gegeben, welche in der damaligen Verhandlung im befreundeten Staate, trotz aller Ablehnung im Eigenen, einen Mangel von Patriotismus erkannt haben wollen. Wer hat wohl je größeren Patriotismus bewiesen? — Sobald die Stellung zu Frankreich sich änderte, sind alle Beziehungen abgebrochen u. sogar in schroffer Weise ist erklärt worden, daß Frankreich für keinen Preis Kriegsmaterial hier erhalten wird.

Dies zur Erklärung.“

„Weil ich erkannte, daß die Gründung ein Speculationsgegenstand war!“ Haas hatte seinen Herrn nicht lange im Zweifel über den Ursprung jener erneuten Einladung gelassen. Diesmal steckte der General Morin dahinter, wer dessen Hintermänner waren, tut schließlich nichts mehr zur Sache. Morin jedenfalls war an der Gründung persönlich interessiert, er hatte Anteil und Leitung in den Minen von Algier, deren Ausbeutung die Franzosen noch immer blendete, er hatte



das Ohr des Kaisers und hätte viel für Krupp erreichen können. Dieser verhielt sich nicht ganz ablehnend; wie hätte er es sollen, wenn ihm jede behördliche Lieferung in Preußen beinahe abgeschnitten wurde und von privater Seite kaum die Mittel zur Fortführung des Unternehmens zu erhalten waren! Die Finanzlage Krupps glich damals einem zitternden, straff gespannten Seil, das jeden Augenblick zu reißen droht. Er zeigte trotzdem kein großes Entgegenkommen, der ganze Brief machte ihm wenig Freude. Auf die Ehrenlegion gab er nichts, er dachte davon wie die preussischen Offiziere, die den Orden nur anlegten, wenn es der König befahl. Gegen die sonstigen Versprechungen aber war er mißtrauisch, obwohl ihn Haas mit Briefen und Gründen überschüttete, denen schwer zu widerstehen war: „Bedenken Sie wohl, daß General Morin persönliches Interesse dabei hat, das Geschäft zwischen Ihnen und dem Hause Bischoffsheim zustande kommen zu sehen! . . . Eine Gußstahlfabrik soll angelegt werden — um die Minen Algier's rentbar zu machen und zugleich Jackson eine wirksamere Concurrenz; kann man sich mit Ihnen nicht arrangiren, so wird man anderwärts suchen einen Fabrikanten zu finden, dessen Namen in etwa bekannt ist, wozu in England schon Schritte geschehen sein sollen! Man gesteht Ihnen, daß man überzeugt ist, daß Sie der erste Fabrikant der Welt sind, knüpft aber daran: heute noch, wer weiß, ob nicht schon morgen ein Anderer, sei es durch Weglocken von Leuten aus Ihrer Fabrik, sei es durch irgend andere Mittel, in Besitz Ihrer Fabrikgeheimnisse gelangt! . . . Darf ich es wagen Ihnen als Ihr treu ergebener Diener zu rathen, so rathe ich Ihnen sich sobald wie möglich zu entschließen, sich mit General Morin dahin zu einigen, daß er Bischoffsheim Ihnen die Endpropositionen vom vorigen Dezember machen läßt; mit dem Crédit mobilier haben Sie Sich Selbst die Thüre verschlossen . . .“

Krupp blieb ungerührt: „Ich werde viel mehr erfreut sein über Bestellungen von Eisenbahnen, als wenn Sie mir mittheilen, daß die ersten Häuser von Paris mit ungezählten Millionen sich mit mir vereinigen möchten!“ Nur die ganz direkte Unterstützung des Unternehmens durch die Regierung und den Kaiser könnte ihn etwa für den Vorschlag stimmen, wären das aber bloße Redensarten, so möge man auch seine Höflichkeiten als solche betrachten.

Haas kam im Mai auf einige Tage nach Essen, wo bereits der österreichische Vertreter eingetroffen war. Beide, nicht weniger als Topp und Sölling, werden das ihre getan haben, um Krupp für die französischen Vorschläge zu stimmen, ohne daß es gelang, ihn warm zu machen. Alles was ihm Haas enthüllte, die ganzen persönlichen Fäden in dieser Sache, die schließlich den Kaiser selbst als Drahtpuppe in den Händen der Spekulanten erscheinen ließen, kam ihm abgeschmackt und häßlich vor. Er war gar nicht abgeneigt, den Franzosen ein paar hundert gute Gußstahlkanonnen zu liefern, solange sie mit Preußen auf dem

bisherigen guten Fuße standen. Das würde seiner Erfindung Bahn gebrochen haben, und wenn es einmal erforderlich wurde, konnte Preußen um so bessere Kanonen von ihm erwarten, je mehr Erfahrung er sich erwarb. Die Aussicht war vorhanden. Man war noch mit der Konstruktion des gezogenen Feldgeschützes beschäftigt, man hatte neue Probegechütze und Rohrblöcke zu Vergleichen mit Bronze bestellt und in allgemeinen Ausdrücken wurde ihm Hoffnung auf die Bestellung von dreihundert Kanonen gemacht, was sofort durch alle deutschen Blätter ging. Es blieb eine Illusion, die Franzosen führten das gezogene Bronzerohr ein und Krupp brach die hinhaltenden Verhandlungen mit Frankreich ab. Seine letzte Antwort gab er dem Kaiser 1870 mit gezogenen Gußstahlskanonen.

Alfred Krupp war im Sommer 1856 selbst einige Wochen in Paris gewesen, bald nach der Rückkehr jagten ihn neue Geschäfte nach Berlin. Er wußte noch nicht, welch Maß von Arbeit, Sorgen und Aufregungen ihn dort erwartete.

Im Jahre vorher hatte Henry Bessemer seine große Erfindung gemacht, flüssiges Roheisen durch einen hindurchgetriebenen Luftstrom zu frischen und in Stahl zu verwandeln. Es war seit hundert Jahren die größte Erfindung auf dem Gebiet des Eisens, und durch seinen historischen Vortrag in Cheltenham hatte sie Bessemer aller Welt kundgetan. Unter den englischen Hüttenleuten entstand eine Aufregung ohnegleichen. Viele Lizenznehmer versuchten das neue Verfahren, keiner hatte Erfolg, sie erzielten nur phosphorhaltigen, unbrauchbaren Stahl. So laut wieder Beifall gewesen, war die Entrüstung, man verurteilte als Schwindel, was man eben als eine epochemachende Erfindung gepriesen, nur Bessemer und sein Freund und Teilhaber Longsdon verloren nicht den Mut. Sie hatten aus reinem Eisen guten Stahl gemacht, die Sache mußte demnach, wenn auch unter Einschränkungen, Erfolg haben, und so arbeitete Bessemer unentwegt weiter, während ihn die Fachpresse als einen Narren oder als einen Betrüger herunterriß.

Unter den deutschen Industriellen war Krupp vielleicht der erste, der von der Erfindung genaueres hörte. Sein englischer Vertreter Alfred Longsdon war der Bruder von Bessemers Freund Frederick. Alfred Krupp, sonst skeptisch und gelassen, wurde diesmal bis ins Innerste bewegt. Der Bochumer Stahlformguß hatte ihn nie geängstigt, nur seine Bezeichnung als Gußstahl bekämpfte er. Auch der berühmte österreichische Uchatiusstahl, von dem in Frankreich viel Wesens gemacht wurde, ließ ihn kalt. Bessemers Erfindung stellte ihn, das fühlte er bei der ersten Nachricht, vor die Existenzfrage. Longsdon vertraute er, er kannte ihn als ruhig, sicher im Urteil, von tiefer Sachkenntnis. Wenn dieser Stahl, der wie Gußeisen aus dem Konverter lief, dem Ziegelstahl auch nur annähernd gleichwertig war, so mußte Krupp — wenigstens auf deutschem Boden — der erste, womöglich der einzige sein, der ihn erzeugte. Sonst war seine Stellung, die sich jetzt eben zur Weltstellung festigte, bis ins Tiefste erschüttert. Sein größter Vor-



sprung vor allen andern waren die gewaltigen Stahlblöcke, die außer ihm keiner so dicht und schwer erzeugte. Wenn man aus Bessemers Ofen noch schwerere Brammen goß, war dieser Vorsprung dahin.

Longsdon vermittelte geschickt und schnell, schon hatte Krupp, von Bessemer ermächtigt, für sich ein preussisches Patent auf das Verfahren beantragt. Es war abgelehnt worden und eine zweite Eingabe hatte keinen besseren Erfolg. Bessemers eigene Veröffentlichung schien zur Ablehnung Grund genug. Krupp sah in dieser Sache eine Lebensfrage und war entschlossen, alles gegen den Minister aufzubieten. Im September reiste er, begleitet von seiner jungen Frau, nach Berlin. Seine Gesundheit war schwankend, schon im August hatte Söling dringend zu einer Erholungspause in Ostende geraten; es war unmöglich, weil Alfred, kaum aus Paris zurück, mit allen Kräften an der Einführung einer strafferen Ordnung in den Werkstätten arbeitete. Er vermischte mit Schrecken, wenn er — jetzt schon seltener — durch die Fabrik kam, den früheren Geist. Der Zug von außen, fremdes Beispiel, wachsende Löhne, reichliche Zuschläge hatten die Leute verwöhnt, die Aufsicht kam dem raschen Anwachsen der Zahl und der Aufgaben nicht mehr nach. Das erfüllte Krupp mit tiefer Sorge, im Schleifen der Zügel sah er eine furchtbare Gefahr, eine viel größere als in der Finanzlage, mit deren Schreckbildern ihm Topp und Söling die Laune verdarben.

So kommt er nach Berlin, um wenig frohe Stunden zu verleben. Der Handelsminister, den er persönlich aufsucht, ist von kühler Freundlichkeit, aufmerksam und unzugänglich. In der Patentfrage wird er nicht anders entscheiden können. Von den Räten hört Krupp das Gegenteil, von der Heydt hat unter seinen eigenen Leuten wenig Freunde. „Das ist hier eine sehr faule Geschichte. Ich gehe zu Humboldt und werde wenn es nöthig und nützlich ist, suchen dem Könige Vortrag zu halten, denn das Patent muß ich haben. Es ist mir versichert worden, daß ich mit dem Minister auf keinen besseren Fuß komme und Regierungsbeamte haben mir geraten nicht zu weichen, sondern gerade fort zu gehen.“

Wenn nur die gespannte Finanzlage ihn nicht bis Berlin verfolgte! Es ist keine Übertreibung, wenn Söling bald keinen Ausweg mehr sieht. Vergeblich sucht ihn Alfred mit Aussichten zu trösten. „Die brillanten Zeugnisse betr. die Bandagen müssen ja von Erfolg sein. Ein großer Auftrag darauf ist jetzt das was wir brauchen. Haben wir den, so wird es uns auch sonst gelingen, den schweren Übergang aus dem kleinen Betrieb in den großen zu überstehen.“ Aus dem kleinen Betrieb in den großen! Und das an Söling, der unaufhörlich ruft, man müsse doch endlich so weit sein, mit dem Vorhandenen allen Anforderungen nachzukommen. Gewiß, die Aufträge kommen, auch der erhoffte große Bandagenauftrag, aber sie verschlingen Riesensummen an Löhnen und

Wertstoff, ohne augenblicklich zu helfen. Mit Oppenheim ist beinahe der Bruch da, Herstatt zeigt angesichts des wachsenden Diskonts eine ernste Miene, der Schaaffhausensche Bankverein verweigert unbedeutende Zahlungen. Mit unwürdigen Mitteln fristen Lopp, Haas, Ficjeda die Geschäfte von Tag zu Tag fort. Ernst Walbthausen ist mit Rat und Tat eingesprungen, ein Vertrauen beweisend, das damals wenige hatten. „Daß er mir die 50 000 Thlr. gegeben, ohne mich vorher zu fragen wie ich stehe, werde ich ihm nie vergessen.“ Doch was waren 50 000 Taler in dem Abgrund dieser Zeit, der ein weit größeres Darlehen und noch den Gewinn zweier Jahre verschlang! Sölling sieht das Ende kommen; Herstatt wird drohend, „verlasse Dich darauf, daß Neujahr eine Mahnung ungefähr à la D. erfolgt, und dann haben wir keine 65/m. Rthlr. auf die Cöln-Mind. Bahn zur Hand, um ihm den Mund zu stopfen“. Das verfolgte den Vielbeschäftigten bis nach Berlin. „Hiobsposten und Schreckbilder“, die nur die Latkraft lähmen, klagte er brieflich, und verschwieg man sie ihm, so war ihm das auch wieder nicht recht. Die Wahrheit müsse er wissen, und Schlimmes aus Rücksicht verschweigen solle man nicht. „Ich bin ohne dies so im Fieber, daß etwas Unangenehmes mehr nichts ändert.“ Die einzige Erholung sind seltene Abende mit seiner Frau im Theater oder bei den Freunden, bei Fürst, Max Troost, dazwischen etwa eine Fahrt durch den Tiergarten oder ein Ritt. „Um drei Uhr reite ich auf Troost's Pferd nach der Heide, wo eine unserer Kanonen probiert wird, vorgestern war ich in Spandau, gestern in Potsdam, leider habe ich noch keine fühlbaren Früchte der Zeit und Kosten . . .“ Auf die Proberohre für Preußen wagt er kaum noch eine Hoffnung zu setzen. Zu Hause ist das große russische Rohr auf der Bank, ihm ist gar nicht wohl dabei, es ist eine heikle Arbeit und ihm fehlen die vollendeten Maschinen, die er mit Reid in den Spandauer Geschützwerken sieht. Es ist überhaupt zu vieles im Werden, in der Entstehung, als daß keine Fehler gemacht werden sollten. Auch das Stahlpuddeln ist bei ihm noch zu neu, in Eichhoffs Abteilung haben sich Versehen ereignet und Moserfelds Eifersucht verursacht Zank und Klatschereien, auch das wirkt verstimmend in die Ferne.

In Berlin rückt weder die Patentsache noch die geplante Anleihe vor. Vertraulich hat man ihm gesagt, daß die Kommission einen gangbaren Weg der teilweisen Gewährung gefunden habe, aber alles scheitert am Minister. Auch Geld ist in Berlin nicht zu haben, ein von Fürst vermitteltes Bankangebot lehnt Krupp ab, da man eine Art Beteiligung im Auge zu haben scheint. „Das würde mir schlecht gefallen.“ So geht der größte Teil des Oktobers hin ohne Erfolg. Krupp reist nach Olmütz, um einen reichen Dunkel seiner Frau anzusprechen, dann nach Wien, um bei Hermann oder Schöller „ein Pumpgeschäft zu arrangiren“, erreicht aber nichts, da er sich nirgend recht herauswagt, bei ihm ist der Stolz immer noch größer als die Not. Er stützt sich auf die überreichen Aufträge von allen Enden



her und sucht auch Söling damit zu beruhigen. In einem Monat 40 000 Taler, dann kommt ein Riesenauftrag von den österreichischen Staatsbahnen, der das Bandagenwerk lange beschäftigen wird, und Polonceau verhandelt über zwanzig schwere Lokomotivachsen, nur an Krupps Preisen noch Anstoß nehmend. Haas setzt Himmel und Hölle in Bewegung: „Unsere Preise sind total unhaltbar und einzig und allein zum Vorteil der Konkurrenz! Wir führen die neuen Artikel ein und die französische Konkurrenz wird die Lieferungen haben.“ Krupp bekommt die Achsen aber doch, und die Orleansbahn macht ein glänzendes Geschäft damit, denn sie sind in zwanzig Jahren noch nicht abgenutzt.

Mit einer Kraftprobe schließt Krupp die lange Reise ab. In kaum vierzehn Tagen durchfährt er sämtliche Eisenbahndirektionen und Werkstätten zwischen Berlin und Wien, Prag, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hannover und was sonst am Wege liegt. So sollen nach seinem Wunsche auch die Vertreter reisen, immer wieder verfällt er in den Glauben, daß jeder leisten könnte, was er selbst von seinem Geist und Körper erzwingt. „Wenn man Abends und Nachts reiset und bei Tage die Besuche macht und zwar um 8 anfängt und je nach Geschäft auch Nachmittags und Abends dann kann man viel abmachen . . . Solche Leute sollen künftig auch nur reisen und zwar müssen sie sich die Winter- und Abendvergnügungen, Theater und dergl. selbst versagen . . .“ Diese Ansprüche gleicht er allerdings durch entsprechende Gewinne aus, erfolgreichen Reisenden gönnt er ein fürstliches Einkommen. Nur daß er ihnen durch eine nahezu verblendete Hartnäckigkeit in der Preisfrage die Arbeit sehr erschwert. Ficzeß, Haas, Meyer bemühen sich einzeln und durch gemeinsame Vorstellungen, ihn zu erweichen, die unerschrockenste Sprache führt Haas, während Meyer, der inzwischen die Berliner Vertretung erhalten hat, aber immer noch die deutschen Staaten bereist, mehr für selbständiges Handeln ist, sich aber damit derbe Verweise zuzieht.

Im Dezember steht Krupp sein Haus und die Fabrik wieder, am Ende eines Jahres von ungeahntem Ertrag und noch größeren Sorgen und Strapazen. Noch einmal schlägt ein drohendes Ereignis wie ein Wetterstrahl neben ihm herab, eines jener Vorkommnisse, die ihm die furchtbarsten sind. An einer Lokomotive der Raaber Bahn ist eine Gußstahlbandage in vier Teile gesprungen. Ficzeß meldet Bestürzung, Erregung, Gefahr eines plötzlichen Rückschlages. Krupp erbietet sich, ungesäumt zur Untersuchung zu kommen, aber es ist nicht nötig. Man hat schon selbst untersucht, das Material ist gesund, man wird aus dem Verfall keine Folgerungen ziehen und begnügt sich mit der Garantie. Trotzdem beschäftigt ihn das Ereignis Tag und Nacht, bis er die Ursache gefunden und beseitigt hat: der Fall wird sich nicht wiederholen. Die Bandagenfabrikation wird von Anfang bis zu Ende schärfster Kontrolle unterworfen, die Aufsicht verschärft, die Leitung verbessert. In Berlin verpflichtet Krupp den Ingenieur Otto Beyer, durch

Wöhlerts Schule gegangen, für seine mechanische Werkstatt und den beginnenden Geschützbau. Für das metallurgische Fach aber bringt er, frisch von der Hochschule, einen jungen Chemiker mit, Karl Uhlenhaut, den ihm vor einigen Jahren Oberst Orgeß in Braunschweig ans Herz gelegt und den er auf seine Kosten hat ausbilden lassen. Jetzt wird er ihn Mscherfeld übergeben, in dessen rauher Schule er sein Wissen praktisch erweitern soll. Die erste wissenschaftliche Kraft wird in das empirische Getriebe des Kruppschen Hüttenwesens eingefügt. Noch ist Mscherfelds Temperament zu bändigen, der in jedem neuen Manne einen Widersacher, in den Buchhaltern Federfuchser und in den Akademikern Windbeutel wittert.

So tritt Alfred Krupp aus einem stürmischen in ein nicht weniger bewegtes neues Jahr. Noch mehr der Verheißungen, der Ausblicke und ungeahnten Möglichkeiten auf einer Seite, noch bitterer die Fesseln, die Bindungen, die Kränkungen und Verzichte auf der anderen. Man weiß, daß das Jahr 1857 die Wirtschaftskrisis, die seit langem im Anzuge war, voll zum Ausbruch brachte. Diesmal litten die deutschen Staaten mehr und unmittelbarer als zehn Jahre zuvor. Der „Gründungsparoxysmus“, der, von Latkraft und Gewinnsucht gleichmäßig angeregt, sich binnen vier Jahren in der Ausgabe von 400 Millionen Mark Aktien ausgetobt hatte, schlug bei dem ersten äußeren Anstoß um. Die Stockung ging von Amerika aus, London, Paris, Wien wurden ergriffen, damit versiegten für Krupp wichtige Einnahmequellen. Die Stockung in den deutschen Staaten hätte an sich nicht viel für ihn bedeutet — was gab ihm Preußen zu verdienen? Gewiß, die Köln-Mindener, die aber zur Zeit befriedigt war, die sächsischen und bayrischen Bahnen erwiesen sich unparteiisch und wohlwollend, aber über die preussischen Bahnen urteilt er sehr pessimistisch. „Wie lange die Verwaltung der Staatsbahnen noch verharren wird in der Nichtbeachtung unserer Leistungen? Ich glaube für immer . . .“ Was ihm in der Krisis mehr schadete, war die Nervosität der Banken, von denen A. Oppenheim für ihn erledigt, Schaaffhausen schwankend geworden und die Discontogesellschaft noch neu war, übrigens auch über seine finanziellen Talente ein vernichtendes Urteil fällte. An solchen Urteilen lag Krupp gar nichts, am wenigsten dachte er daran, sich durch sie bestimmen zu lassen, er hätte viel lieber alle Banken grundsätzlich abgelehnt; sie sollen es sich zur Ehre anrechnen, mit ihm zu verkehren, sonst läßt er sie ungeniert. „Mir ist darum zu thun daß alle Banquiers wissen daß mir nichts an ihnen liegt und werde grundsätzlich derb mit denselben verfahren.“

Allerdings hatte sich Alfred Krupp gerade in jener Zeit finanziell etwas Luft gemacht, nach langer, qualvoller Drangsal. Mit den Brüdern Waldthausen und mit dem Kapitalisten Niemann in Horst war er zu bindenden Abmachungen gelangt, die ihm eine Viertelmillion Taler in Form stiller Beteiligung zuführten, das machte ihn in der schlimmsten Zeit etwas unabhängiger. Auch die Erträge



der letzten großen Arbeiten gingen endlich ein, aber mit neuen Aufträgen stand es schlecht. Krupp persönlich litt am wenigsten darunter. Wenn ihm das Lob Niggenbachs, des großen Schweizer Bergbahn-Erbauers, gemeldet wurde, wenn er für Rußland ein paar neue Mörser bauen durfte oder sein konstruktives Genie an dem Bau von Hinterladerverschlüssen erprobte, so sah er durch den Nebel der Gegenwart in eine weite Zukunft, die schließlich doch ihm gehörte. Aber Topp und Sölling verzweifeln. Haaf und Ficzel schweigen „und Longsdons Briefe mit ihren ewigen Bertröstungen werden zur Qual“. Haaf tut, was er kann, aber die aufgeblähte Gründungswut der französischen Bahnen ist zusammengeklappt, und Krupps Stahl — ist zu teuer. Sonst müßte man ihm kommen, trotz der schlechten Zeiten, denn man braucht ihn. Frankreich hat dreitausendzweihundert Lokomotiven, die alle mit Kruppschen Bandagen bereift werden müßten! Die paar Probeaufträge sind ja nicht der Rede wert. In Bordeaux hat Haaf Hunderte französischer und englischer Bandagen gesehen, die von den kolossalen Maschinen der Midi „wie Bäckerteig“ zusammengedrückt sind. Man hat Krupp absolut nötig, der Chefingenieur will selbst nach Essen kommen, nur die unanlegbaren Preise! Krupp bleibt gegen alle Klagen kalt und erbittert antwortet ihm der Vertreter: „Ich muß sehr bedauern, daß Sie der Entfaltung eines coulanten Bandagensgeschäfts geradezu den Weg versperren. Zu einer namhaften Preisreduktion wird Sie sicher in einer nicht fernen Zeit der Mangel an Aufträgen zwingen.“ Das war auch die Ansicht seiner Kollegen, und die Weissagung Haaf' traf nur zu schnell ein.

Die Glaue im Geschäft war längst größer, als Krupp zugab. Fast alle industriellen Werke haben Arbeiter entlassen, er weigert sich dessen beharrlich, will niemanden um sein Brot bringen. Die Ebbe in den Bestellungen wird vorübergehen. Krupp rechnet immer noch mit dem Walten gesunden Menschenverstandes und ruhiger Überlegungen im Wirtschaftsleben; die Macht der Suggestion, der Panik, des Unverstandes versteht er nicht, weil er ihr nicht unterworfen ist. Inzwischen hat er Zeit, sich mit lange aufgeschobenen Versuchen zu beschäftigen und konstruiert Verschlüsse für Hinterlader, eine Aufgabe, der er durch die Proberohre für Preußen und Rußland nähergetreten ist. Die Geheimbude der Mechanischen Werkstatt ist wieder in voller Tätigkeit. Er schreibt sogar lange Briefe, die längsten an Meyer in Berlin, mit dem er sich dauernd wegen seiner Eigenmächtigkeiten zankt, den er mit den schroffsten Vorwürfen nicht verschont („Sie brauchen ihm nur meinen Brief vorzulesen, so bin ich besser vertreten als mit der Ansicht, die Sie aussprechen“) und zu dem ihn doch ein tiefwurzelndes Vertrauen immer wieder hinzieht. Meyer hat Alexander von Humboldts ein großes Bild der Fabrik überbracht und meldet die Absicht Humboldts, sein Bildnis als Gegengabe an Krupp zu senden. Dieser ist ehrlich und tief erfreut. „Mir würde durch diesen Besitz eines

treuen Bildes (ich habe nämlich lange vergeblich danach gesucht) ein lang gehegter Wunsch erfüllt; das Geschenk von ihm selbst aber ist für mich eine Auszeichnung, wie ich mir keine Zweite — auch von keinem Fürsten der Erde — gleich denken kann. Das Bild soll hier über meinen Secretair zur täglichen Augen- und Herzensfreude, es soll, wenn im Wechsel der Ereignisse und Empfindungen ich mich gedrückt fühle, mich heben, und das vorschwebende Beispiel seltener Anspruchslosigkeit und Humanität soll in Erfolgen vor Überhebung warnen.“ Er hat sich oft den Kopf zerbrochen über das fortdauernde Wohlwollen Humboldts für ihn, „ich kann mir viel besser erklären, warum so viele hochgestellte Leute mich nicht leiden können“. Was Humboldts Einfluß beim Könige betrifft, so wünsche er alles, nur keine Auszeichnungen, „das Bewußtsein vom Könige mit Wohlwollen mich beachtet zu sehen, ohne alle Merkmale für die Öffentlichkeit, ist der Himalaja meiner persönlichen Wünsche. Für die Fabrik suche ich Arbeit damit wir möglichst bald statt 1200 zwei und dreitausend Leute beschäftigen, aber dieser Wunsch gehört nicht vor das Forum. Der Wert der Arbeit, unparteiisch erwogen, muß uns die Arbeit bringen, keinerlei Protektion!“

Der noch vieles in buntem Gemisch enthaltende Brief wurde am Ostertage 1857 geschrieben: „Bis zum nächsten Ostertage werden Sie wohl einen so langen Brief nicht wieder erhalten.“

Um diese Zeit haben die Bestellungen fast aufgehört. Seit dem März beschäftigt er Hämmer und Leute mit der Erzeugung vorgearbeiteter Bandagen, zu Tausenden werden sie auf Vorrat geschmiedet oder gewalzt. Er rechnet wieder mit einem großen Geschäft, wie Bayern, Oesterreich es im vorigen Jahre abgeschlossen haben. Aber bis zum Sommer bleibt alles vergeblich, tiefe Stille über dem ganzen Geschäft, Furcht, Zurückhaltung, Sparsamkeit bis in die Familienkreise hinein.

So hat er denn auch Zeit genug, seine Frau nach Langenschwalbach zu begleiten und selbst gegen Ende Juli auf einige Tage zum Eisenbahnkongreß in München zu fahren. Bertha ist schon wenige Tage nach seiner Abreise von „Heimweh“ gepackt und feinetwegen beunruhigt, „daß Du so allein bist, wie oft kannst Du Jemanden gebrauchen, wo Dein persönliches Einschreiten unangenehm wird, manchmal ist es so nöthig und nützlich, daß Du garnicht so weit in die materiellen Interessen einschreitest, sondern das von einer dritten Person besorgen läßt. Enfin ich hoffe Meyer kommt vielleicht noch zu rechter Zeit.“ Der Brief berührt ganz zart einen Punkt, in dem Alfred Krupp von Jahr zu Jahr schwieriger wurde: das persönliche Führen von Verhandlungen, bei denen sein reizbares Temperament ihn zu Ausbrüchen hinreißen konnte, während gewaltsames Unterdrücken der Empfindlichkeit gefährliche Spannungen erzeugte. „Ich bewundere Ihre Mäßigkeit, Gott weiß was ich dem Minister geantwortet haben würde“, hatte er an Haas geschrieben, und auch seine Äußerung an Meyer, er begriffe viel besser,



warum so viele hochgestellte Leute ihn nicht leiden möchten, verrät Selbstbeobachtung und Besorgnis vor dem eigenen Temperament. Dabei bezaubert er immer noch durch Liebenswürdigkeit, und wenn er mit seiner Frau zusammen die Herren der Berliner Ministerien in den Bädern oder in der Gesellschaft trifft, so gewinnen sie im Sturme jedes Herz. Aber Widerspruch gegen Dinge, die er als richtig oder notwendig bei sich beschlossen, oder von Eitelkeit und Machtsucht erzeugte Hindernisse können ihn schneidend scharf und böse machen. Er wußte selbst am besten, daß er in solchen Dingen weislichere Vertreter brauchte, für die letzten Entscheidungen, auch im Kampf, sparte er sich selbst auf.

So griff er jetzt in München durch. Was seinen Vertretern noch nirgend gelungen war (vielleicht weil er ihnen die Vollmacht zu sehr beschnitt), setzte er mit einem Schlage durch, das große Geschäft in Bandagen, auf das die Fabrik seit dem Winter hungerte. Die bayrischen Verkehrsanstalten gaben ihm eine Bestellung auf 1500 Gußstahlreifen für Waggon, die vorgearbeitet als totes Kapital auf den Höfen der Fabrik lagerten. Erleichtert atmete das Büro beim Eintreffen von Krupps Depesche auf, kurz darauf brach Topp zusammen. Schwerkrank fand ihn Krupp, dem er viel mehr als ein treuer Diener, dem er Freund und Vertrauter seiner tiefsten Sorgen war, bei seiner Rückkehr wieder. Er selbst beeilte die Heimreise, keineswegs erholt, sondern durch Unrast und innere Spannungen heftig aufgewühlt und vielleicht schon in der Ahnung einer neuen physischen Katastrophe. Meyer, den er in München nicht getroffen, wird rasch nach Schwalbach bestellt, er müsse ihn nach den Münchener Erfahrungen persönlich informieren, „nur so kann Ihre Reise [nach dem Süden] möglichst erfolgreich sein“.

Es wiederholt sich die merkwürdige Erfahrung, daß nach großer Stille einem erlösenden Geschäft rasch andere folgen, und Krupp dürfte zufrieden sein, wenn nicht der Kampf dieser Jahre, zwischen Sieg und Untergang schwankend, alle Teilnehmer allzu hart mitgenommen hätte. Der unersehbliche Topp liegt fast hoffnungslos, jedem Versuch, die Arbeit wieder aufzunehmen, folgt ein neuer Anfall seines beunruhigenden Kopfleidens. Alfred Krupp selbst trifft es wenige Tage nach der Heimkehr, anscheinend blitzartig und rasch vorübergehend, aber bei allen Freunden tiefe Besorgnis auslösend. Selbst der immer drastische Sölling ist erschüttert: „Dergleichen halte Dir doch weit vom Leibe . . . Deine Frau wird einen schönen Schrecken gehabt haben, ich noch nachträglich, solche schlechte Witze mache nicht wieder!“ Und dann steht es mit Meyer nach seiner Rückkehr ebenfalls schlecht; bald ist er durch seine rasche und impulsive Art, dann wieder durch seine Krankheiten Krupps Sorgenkind. Er traut diesem verwegenen Berliner, der so rasch mit dem Wort, bissig mit der Kritik und ohne Respekt ist und mit allen Nerven lebt, das Größte für die Zukunft zu, aber er erzieht, lenkt, tadeln an ihm wie an einem Geschöpf, das man zu seinesgleichen machen will. Und dann



Theodor Topp





am Schlusse eines vier Seiten langen Briefes voll Vorwürfe und Hader: „Nehmen Sie Herrn Topps Übel zur Warnung, hoffentlich brauchen Sie einen tüchtigen Arzt!“

Krupp wie Meyer erholten sich schnell, nur Topp siechte zwischen Ruhe und Arbeit langsam dahin. Die Werkstätten klangen wieder von nützlicher Arbeit. Der Vizekönig von Agypten bestellte abermals zwölf Geschütze. Frankreich ersuchte um weitere Proberohre und hielt Krupp mit leeren Aussichten auf eine große Bestellung hin, Bayern erweiterte seinen Bandagenauftrag nachträglich auf zweitausend Stück und auch Frankreich und Oesterreich bleiben nicht ganz aus. Die gewohnte Billardpartie des Sonntagvormittags, die Krupp mit den Herren seines Kontors vereinigt — neben den Pferden ist das Billardspiel seine zweite Leidenschaft — zeigt wieder eine frohere Stimmung, und wenn Ficzeß, der diese kleinen sonntäglichen Symposien kennt, es so einrichtet, daß seine erfreulichen Depeschen zu solcher Stunde eintreffen, dann beordert Alfred Krupp den Diener: „Karl, noch eine Flasche Champagner in die Bowle!“

Auch in der Preisfrage wird Krupp nachgiebiger, nachdem er selbst für den großen bayrischen Auftrag einen erheblichen Nachlaß gewährt hat. Dagegen braust er auf, wenn man dergleichen verlangt oder wenn die Bahnen gar von Kationen und Vorbehalten sprechen. „Diese Anforderungen lassen sich rechte fertigen, wenn ein Mensch ohne Charakter und Vermögen Anerbieten für Lieferungen macht, deren Realisirung und Wert mit Grund zu bezweifeln ist. Von solchem Falle kann aber bei mir und meinen Bandagen nicht die Rede sein und diese Cautionsbedingung berührt mich empfindlich.“ Man habe Braunschweig und Sachsen entgegenkommen wollen in der Hoffnung auf große Geschäfte, „ich wünsche aber keine Geschäfte zu meinem Nachtheile“. Böllig wild macht es ihn, wenn man ihm bei Geschützbestellungen, die ohnedies noch immer den Charakter von etwas Zufälligem, Probemäßigem haben, mit Bürokratismen kommt. Den General Pfannkuch in Hannover soll Meyer gar nicht mehr besuchen, Krupp habe ihm seinen Kontraktentwurf zurückgesandt und sich für die Lieferung bedankt! „Es fällt den Herren ein Bedingungen für die Abnahme und Conventionalstrafen zu stipuliren, während ich überhaupt Lieferung von Canonen als eine mit Störung und Verlust für den Betrieb verbundene Gefälligkeit betrachtet haben will.“ Als man gar seinem Berliner Vertreter nahelegt, Krupps Herstellungsverfahren bekanntzugeben, um die behauptete Überlegenheit seiner Erzeugnisse prüfen zu können, bekommt Meyer eine bitterböse Antwort. „Die Geheimnisse sind unser Capital und das Capital ist verschleudert, sobald sie auswärts bekannt werden. Die Industrie ist heutigen Tages der Acker von Spekulant, Börsenjuden, Aktienschwindlern und dergl. Schmaroher-Gewächsen, die das Erste, Beste Erhaschte sich dienen lassen, um durch Aktien-Vereine Schweiß und Intelligenz



für ihre Säcke vom Polsterstuhle aus auszubenten. Wir wollen lieber auf Lieferungen für preuß. Staatsbahnen verzichten, wenn es nur um den Preis Statt finden kann, daß wir Einsicht geben in unser Verfahren. Verlangt doch das Ausland solches nicht."

Das Ausland — augenblicklich stand es auch damit schlecht, schwach mit Aufträgen, schlechter noch mit den Zahlungen. Aus Paris meldet Haas „entsetzliche Geldverhältnisse". Fünfzig Fabriken stehen still, andere arbeiten vier Stunden statt zehn. Niemand zahlt, von der Midibahn sind nicht einmal 60000 Franken zu erhalten, nur das Kriegs- und Marineministerium weist prompt erhebliche Summen an. Vielleicht rechnet man immer noch mit einem „Hause Krupp" in Frankreich. Aber schließlich läßt man die achtzig Batterien gezogener Feldgeschütze, von denen soviel die Rede gewesen und die bereits das Ausland beunruhigen, aus Bronze gießen und enttäuscht allerdings Krupp, erspart aber Preußen die Beschämung, das gezogene Gußstahlgeschütz nach Frankreich eingeführt zu haben.

### Mit den Arbeitern

Man kennt Krupp nicht, wenn man nicht weiß, wie er in diesen Jahren, während die Zahl seiner Werksangehörigen von zweihundert auf zweitausend stieg, mit den Arbeitern lebte. Schon waren viele Neue, ihm Fremde darunter, aber noch kannte er Hunderte mit Namen, nannte die Alten ohne Ausnahme mit dem vertraulichen Du. Noch durchwanderte er, solange er nicht verreist war, jeden Morgen, oft zu früher Stunde, die Fabrik, sei es gleich nach dem Erwachen — und er war ein Frühaufsteher — oder nach dem gewohnten zwei- bis dreistündigen Ritt, den er keinen Tag bei erträglichem Wetter versäumte. Dann mochte es neun Uhr werden, bis er auf seinem hohen Engländer oder Trakehner, in der gewohnten enganliegenden Samtjoppe, den gelben Reitstiefeln und der historischen Mütze durch den neuen Eingang an der Ecke der Mechanischen Werkstatt eintritt und am Wohnhause dem wartenden Reitknecht die Zügel zuwarf, um entweder auf eine Minute ins Haus oder gleich in das gegenüberliegende Kontor zu gehen. Ein flüchtiger Blick in die inzwischen geordnete Post, und dann der Rundgang durch die Werkstätten, um Meister und Leute bei der Arbeit zu sehen, zu sprechen, wie er es seit seiner Jugend getan, wie sie es als ein Selbstverständliches erwarteten. Es war zur Kontrolle nicht mehr erforderlich, auf Wscherfeld und Eichhoff war Verlaß, aber „es richtet sie auf und gewinnt Herz und Treue", sagte er gelegentlich, und hundert Beweise von Hingebung „bei schlechtem Lohn und Gehalt" sprachen für die Richtigkeit seiner Auffassung.

Bei schlechtem Lohn und Gehalt — es kann nicht als Kritik seiner selbst aufgefaßt werden, denn dem geringsten seiner Leute hatte er immer einen Groschen über den üblichen Tagelohn gegönnt, die besseren aber erhielten unvergleichlich mehr. Über die Löhne hinaus gab es dann noch vereinzelt Akkorde, in größerem Umfang „Benefice“ oder Zuschläge, die Fleißigen, Pünktlichen, besonders Geschickten von Zeit zu Zeit gezahlt wurden. Eine Erfindung Krupps waren die „Geschenktische“, die — 1852 zum ersten Male — bewährten Leuten als Wechsel auf die Zukunft gegeben wurden. Von 20 bis zu 200 Talern wurden dem Inhaber für die Zeit seines Austritts oder früher versprochen, falls er sich inzwischen nichts Ernstes zuschulden kommen ließ. Es war eigentlich eine Art der Beteiligung, die jedem zugebracht war. Im ersten Jahr bekamen ihn nur sechzehn, aber zehn Jahre später sagte Krupp: „Wer in einigen Jahren einen Geschenktisch nicht hat, kann darauf rechnen, daß er seine Schuldigkeit nicht gethan hat und solche werden der Entlassung nahe sein.“ Aber was er bei diesen Löhnen verlangte, von Arbeitern wie Beamten, das stand ebenfalls weit über dem Durchschnitt und ließ sich nur an ihm selbst messen. Noch arbeitete man 13 Stunden mit anderthalb Stunden eingelegter Ruhezeit, Übersichten gab es nach Bedarf, z. B. immer bei einkaufenden Achsenbestellungen oder eiligen Schmiedearbeiten, und wer sich weigert hätte, bei Bedarf nach voller Tagesarbeit eine Nachtschicht einzulegen, den hätte der „alte Herr“ seltsam angesehen. „Wenn Sonntag und Sonntagsvergnügen Abhaltung sind, daß die Nacht zur Arbeit benutzt wird, dann kommen wir nicht mehr durch.“ Dann geht er selbst in der Nacht durch die Werkstätten, die Köchin streicht den Arbeitern Brote, und Frau Krupp belegt sie mit eigener Hand „und zwar sehr reichlich“, wie die alten Leute bezeugen, die gern von jenen Tagen erzählen. Das alles, bei aufreibender Beschäftigung in niedrigen, heißen Räumen ohne einen Schimmer neuzeitlicher Hygiene, war nur zu erreichen durch ein besonderes persönliches Verhältnis, das von oben bis unten Zusammengehörigkeit, Racheiferung, Wettbewerb förderte. Mochten die Leute hin und wieder über Meister und Betriebsführer klagen, zu Krupp behielten sie Vertrauen, und die ältesten, wie der knorrige Strümpf, Meister der schweren Hämmer, knurrten, wenn ihnen eine Neuerung zu sehr gegen den Strich ging: „Denn geh ich nah de Herr!“

Die Fabrikordnung war streng und ahndete Verstöße gegen Pünktlichkeit, Sitte und Disziplin mit empfindlichen Geldstrafen. Aber sie wurde human gehandhabt und die Bestimmung der Strafgehalte für eine Wohltätigkeitskasse, zu der Krupp das Seine beitrug, wirkte versöhnend. Im Kampfe gegen die Unpünktlichkeit war Ascherfeld unerbittlich, mit der Uhr in der Hand sah man ihn im Tore der Fabrik stehen, und seine Fragen an die Nachzügler waren gefürchtet. Fünf Minuten Verspätung zogen den Verlust eines Stundenlohns, eine Stunde



die Einbuße eines Vierteltages nach sich. Es gab Jahresprämien für Leute von der Regelmäßigkeit einer Uhr, und dem alten Bierhaus sagte Alfred Krupp in späten Jahren als hohes Lob nach: Er kam nie zu spät und ging nie zu früh! In Ascherfelds Büchern, die jeden Arbeiter charakterisierten, findet sich die Bemerkung: „Schade daß ein Arbeiter, der sonst fleißig, brav und gut und treu ist, nicht auch pünktlich ist.“ Was in dieser Hinsicht, an Fleiß, Hingebung und Treue, in den fünfziger Jahren bei Krupp geleistet wurde, ist später, beim Anwachsen des Unternehmens und nach Ascherfelds Fortgang, wohl nie wieder erreicht. Alfred Krupps unbeugsame Arbeitskraft, Eichhoffs eiserne Disziplin und Ascherfelds Argusblick für jede Unordnung machten ein Armeekorps des Fortschritts aus diesen paar hundert Männern. Wer war vor einer Strafe, einem beschämenden Beispiel, einer Zurücksetzung sicher, wenn er sich verging? Krupp selbst liebte mündliche Rügen nicht, gefürchtet waren seine kurzen schriftlichen Kritiken. „Wenn Herr D. sich nicht an die Fabrikordnung gewöhnen kann, so ist es besser, daß wir uns trennen“, las ein um einige Minuten verspäteter Buchhalter eines Morgens auf seinem Pulte, der Chef war schon vor ihm da gewesen. Der beste Schmiedemeister erblaßte, wenn er an seinem Platz einen dieser gefürchteten Zettel fand. Einen Betriebsführer aber, der Herrn Krupp bat, Beschwerden über seine Leute durch seine Hand gehen zu lassen, sah dieser nur mit großen Augen an und soll lange kein Wort wieder mit ihm gesprochen haben. In Fällen von Widerseßlichkeit, unmoralischem Wandel nahmen seine Verfügungen lapidare Formen an und duldeten keinen Widerstand: „Und wenn diese Vollmacht nicht für Hagewiesche genügend ist, so erwarte ich die Anforderungen, denn das Bedürfnis soll um jeden Preis befriedigt werden und ich nehme keinen Grund für die Unterlassung an, denn es muß so sein um jeden Preis.“

Und doch, trotz Furcht und Respekt, wartet alles mit Spannung auf den Augenblick, wo seine hohe Gestalt durch die Räume geht. Am längsten weilt er in der neuen Mechanischen Werkstatt, deren Belegschaft von 80 auf 300 gewachsen ist. Hagewiesche, allgegenwärtig, wenn er nicht gerade durch eine besonders knifflige Aufgabe, eine Erfindung oder Anregung Krupps gefesselt ist, geht ihm entgegen. Gewöhnlich hat der „alte Herr“ — seine Haare sind mit 45 Jahren spärlich und grau, die Züge leicht am Verwittern, aber die Augen scharf und die Haltung ferngrade — eine neue Idee, deren praktischen Wert der Meister aller Meister prüfen mag. Man hat, trotz der spärlichen Aufträge, doch schon eine ganze Anzahl Kanonen ausbohren müssen, zuerst auf mühseligem Wege durch Ausdrehen des ganzen Inhalts, verschwendetes Material und nutzlos vergeudete Arbeit bei unsicherem Erfolg, dreimal hat Koch, der geschicktesten einer, den großen Sechzigpfünder für Rußland verbohrt! Dann haben sie gemeinschaftlich den Kernbohrer erfunden, der aus dem massiven Block einen dünnen Stab ausschneidet und mehr

Arbeit, weniger Späne liefert. Jetzt hat Krupp einen Gedanken gehabt — in der Küche, bei der schaukelnden Bewegung des Henkels an einem Wassereimer ist er ihm gekommen —, wie man den Kern unten leichter abschneiden kann, wenn die Bohrung tief genug ist. Hagewiesche wird es probieren und führt zu gleicher Zeit den Herrn an die neue Presse, die eben fertig geworden ist und Kruppsche Scheibenräder auf die Achsen pressen soll. Man hat sich ungern zu diesen neuen Dingen hergegeben, nur aus Zwang hat Krupp die Fabrikation von Eisenbahnradern begonnen. Nun ist die ohnehin zu kleine Eisengießerei durch den Guß der Räder noch mehr belastet. Jetzt wird man daran gehen, aus Puddelstahl geschweißte Räder zu walzen, Hagewiesche, der soeben noch am zweiten Bandagenwalzwerk bastelt, soll sich auch diese Sache durch den Kopf gehen lassen.

Weitergehend stößt Krupp auf den Dreher Koch, der bisher an anderer Stelle gearbeitet hat. „Na, Koch, hast du deine Residenz hier jetzt aufgeschlagen?“ Koch arbeitet an einer riesigen Kurbelwelle für den Triester Lloyd und wird ermahnt, scharf auf die kleinste Unreinheit im geschmiedeten Stahl zu achten, ein haarfeiner Riß kann der Anfang eines späteren Bruches werden. Alfred Krupp tritt unter die neue Glasüberdachung zwischen der Mechanischen Werkstatt und dem Magazin, die er für ein paar große aus Berlin gekommene Drehbänke hat errichten müssen. Darunter arbeitet Heiken an einer der großen Schiffschraubenwellen, die Haas vom französischen Marineminister in Auftrag bekommen hat. Die glänzendste Bestellung der letzten Zeit, vier solche Wellen, schwere Gewichte bei geringer Arbeit, recht die Objekte, die sich Krupp für seine großen Stielhämmer wünscht. „Nun, Heiken, wie geht es mit der Arbeit? Wie geht es mit der Hand?“ Er betrachtet das Handgelenk des Drehers, das dieser vor längerer Zeit gebrochen hat und das die alte Beweglichkeit nicht wiedererlangen will. Heiken ist unzufrieden, bei jeder schwereren Arbeit braucht er Hilfe. Krupp tröstet: „Du bist immer nützlich genug und kannst, wenn's dir zu schwer wird, die jüngeren lehren, wie sie die großen Stücke einspannen und den Meißel setzen. Sieh doch, was du Teufelskerl für lange Späne machst!“ Heiken lacht, es ist seine Freude, mit geschickt gefeistem Meißel aus dem sehnigen Stahl Drehspäne von hundert Fuß Länge und noch längere zu schneiden, die Krupp dann als Beweis der Güte seines Materials verschenkt. „Da hinten liegt wieder einer, Herr Krupp, der hat aber gut seine 200 Fuß.“ Krupp läßt den endlosen Drehspan sorgfältig aufwickeln und messen, er ist wirklich 230 Fuß lang. Sicher hat es in der Welt noch nicht solchen Drehspan gegeben! Er soll in guter Verpackung nach Paris gehen, damit ihn Haas dem Marineminister zeigt. Auch Meyer soll einen ausgesuchten Drehspan für die Artillerie-Prüfungskommission bekommen.

Beim Weitergehen wirft Krupp noch einen Blick auf die neue Behelfswerkstatt und die glänzenden Drehbänke. Sölling hat die Hände gerungen, und es ist



wahr, der Verdienst von den vier Turbinenwellen ist schon wieder durch den Schornstein geflogen. Immerhin, die Maschinen stehen, die Rüstung wächst, *le bon Dieu ne nous abandonnera pas*. Beruhigt geht er in Schürmanns Geheimabteilung, wo immer noch unter strengem Abschluß die feinen Walzen gedreht werden. Auch hier steht neue Arbeit in Aussicht. Die Pariser Münze will 300 Millionen in Goldstücken prägen und braucht nach langer Pause, aber desto eiliger, Kruppsche Walzen und Stempel. Die Weltausstellung hat ihm den Boden in Frankreich neu erschlossen. Jetzt möchten sie ihn ganz haben, mit Haut und Haar — und seinen Kanonen. Nun, sie werden sich schneiden. — Der rüstige kleine Schürmann ist immer der gleiche, dankbar für jedes Wort, voll Eifer, selbstlos seine Geschicklichkeit den Jüngeren mitteilend, über die er als Meister gesetzt ist. Es fällt ihm nicht ein, die Drehbank zu verlassen, auch andere von den alten Meistern arbeiten unentwegt weiter, manche, wie Johann Koch, haben sogar die Beförderung abgelehnt, weil die Aufsicht sie an der eigenen Tätigkeit hindert und ihr Verdienst geringer wird. Krupp bespricht auch das mit Hagemiesche. Koch wird jetzt Meister, ein längeres Sträuben gibt es nicht mehr, man legt ihm nötigenfalls zu. Die Dreherei soll sich diese glänzende Begabung nicht entgehen lassen, er hat Koch bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, ihn im letzten Jahre nach Paris geschickt, nun mag er auch die Verantwortung und Last teilen. Hagemiesche in seiner ruhigen Art wendet ein: Soll dann nicht auch von Derdingen? Mit Koch der beste Dreher auf der Gußstahlfabrik, auf Ascherfelds Verwendung im Lohn so hoch wie Koch, im Benefice seiner Pünktlichkeit halber noch über ihm. War der erste, der eine Kanone tadellos gebohrt hat! Krupp hebt abwehrend die Hand: „Nein! der wird kein Meister!“ Er schätzt den kranken von Derdingen wie wenige andere, geht nie an seinem Platz vorbei, ohne ihn anzusprechen, nach seinem Befinden zu fragen. Der Dreher trägt seiner Hergschwäche wegen jahraus jahrein eine Blechflasche mit Wasser auf der Brust, mit dieser Beschwer versäumt er im ganzen Jahre kaum einen Tag und hält in den niederen, staubigen Räumen jener Zeit vierzig Jahre in Kruppschen Diensten aus. Aber zum Meister fehlen ihm Eigenschaften, die seine Arbeitertreue vielleicht beeinträchtigt haben würden. Man kann ihn durch ein anderes Ehrenamt entschädigen. Aber persönlich steht ihm Krupp so nahe wie nur wenigen, die er neben hohem Lohn durch sein Vertrauen ehrt und für die er immer eine Anrede, einen Scherz, eine Ermunterung hat. Natürlich führt das hin und wieder zu kleinen Vertraulichkeiten, die nicht geduldet werden können. Manche, wie Schürmann und Bierhaus, übertraten nie die feine Linie, die Krupp fast unsichtbar um sich zog. Andere, rascher aufgestiegen, lassen sich wohl einmal beikommen, Ascherfeld zu kopieren oder mittags mit ihrer Pfeife in Krupps Garten spazieren zu gehen. Dann gibt ihnen der Chef durch einen Dritten zu verstehen, wenn er Besuch haben wolle, so würde er ihnen

das sagen lassen, und sie nehmen das weiter nicht übel. Aber dergleichen kommt selten vor.

Endlich hinüber ins Hammerwerk, dessen schwere Schläge von Zeit zu Zeit die Mauern der Mechanischen Werkstatt erzittern lassen. Dort spricht Alfred Krupp mit zwei von seinen Getreuesten, mit Heinrich Stründ und Wilhelm Pelz. Der nicht mehr junge Stründ ist ein Hufschmied in Rüttenscheid gewesen, bevor Krupp ihn entdeckte und zum Meister seiner Herdschmiede machte. Er ist bestimmt, sachkundig und behandelt den Gußstahl, wie er behandelt werden soll. Lesen und Schreiben kann er nicht, aber an dem Hundertzentnerhammer versteht er dem glühenden Stahl aufs Haar die gewollte Form zu geben, nicht zu viel, nicht zu wenig, und sollte er ihn zum Schluß mit leichten Schlägen nur noch streicheln. „Gib ihm noch einen, Fritz!“ sagt er zu seinem Maschinisten Rotermund, geheißenen der Rote Fritz. „Gib ihm noch einen, und dann gib ihm noch einen halben! Und jetzt gib ihm noch einen halben halben!“ Dann sieht er befriedigt auf das ungefüge Stück, das, Glut nach allen Seiten strahlend, fertig und schwer in den Ketten hängt. In den Arbeitspausen bleibt er gern am Feuer sitzen und läßt sich von Fritz Rotermund die Westfälische Zeitung vorlesen. Er ist schwer an die großen Hämmer herangegangen, als sein Vorgänger Konrad Reh, der geschickteste Hammerschmied seiner Tage, die Fabrik plötzlich verließ, trotz reich bewiesenem Vertrauen seines Herrn, trotz hohem Lohn, Benefice und Geschenktsein, die er im Stiche ließ. Hat ihn, wie manchen bei Krupp, die Konkurrenz weggelockt? Gleichviel, Alfred Krupp suchte ihn nicht zu halten, er ging zu seinem Herdschmiedemeister und sagte: „Heinrich, du mußt jetzt an den großen Hammer, Konrad ist fort.“ — Stründ kratzt sich hinter den Ohren. „Ja, Herr, da versteh ich aber nichts von!“ — „Komm nur, es wird wohl gehen, du verstehst ja die Schmiederei.“ Dabei ist es geblieben.

Fürchterlich kann der Alte wettern, wenn wieder einer von den schweren Stielen bricht, und das kommt bei der Gewalt der Schläge und dem harten Rückprall des Stahles recht oft vor. Und wenn dann zufällig einer von den Herrschaften, und wäre es Frau Krupp selbst, in die Schmiede kommt, so kann er hanebüchene Antworten geben. „Na, Stründ, ist schon wieder einer gebrochen?“ — „Jo, Kruppsche!“ und ein unwiedergebbares Wortspiel hinterdrein. Alfred Krupp aber, wenn er das Hammerwerk betritt, reicht ihm zum Gruße die Hand, die er mit seiner ruhigen Faust herzlich ergreift.

Ganz anders ist Wilhelm Pelz, der sich vom Hilfsarbeiter zum Hammerführer und dann zum Meister an den kleinen Dampfhammern heraufgearbeitet hat. Ruhiger, zurückhaltend und besonnen, dabei des schriftlichen Ausdrucks und der Zeichnungen kundig, hat er sich bei Krupp durch die Sauberkeit seiner Arbeit in Gunst gesetzt. Niemand macht den Drehern weniger Last. Die alten Klagen über



schlecht geschmiedete Stücke („über alle Maßen schändlich geschmiedet“ nannte Krupp selbst manches Stück), haben unter seinem Regiment aufgehört.

Durch den alten dunklen Schmelzbau, der kalt und leer ist, betritt Krupp die Ziegeltammer. Wer weiß es außer ihm, daß hier einer der stärksten Hebel seiner Erfolge liegt? Seine Rohstoffe, die Beschickung, das Schmelzen, selbst das Zusammengießen vieler Ziegel — wenn auch ungeschickt — haben sie ihm nach und nach abgesehen, aber das Geheimnis seiner Schmelzziegel ist gut behütet. Die ältesten und besten von seinen Leuten sind treu geblieben und zu ihnen gehört Hundacker, der zwischen den Ziegelpressen herrscht. Von ihm wird keiner erfahren, wie Krupp seine berühmten feuerfesten Ziegel macht. Er hat Longsdon bei seinem letzten Besuche schroff hinausgewiesen, Uhlenhaut mußte den verdutzten Engländer des Nachts in die Ziegeltammer führen. Mit freundlichem Gruß betritt Alfred Krupp die ängstlich gehütete Halle. Sie ist kürzlich zum zweiten Male erweitert, trotz Söllings Sträuben, der meinte, die alte wäre doch schon ein hübscher Salon. Der weiß auch nichts von der Wichtigkeit dieses Departements. Der neue Anbau reicht fast bis an den Feldweg, der hinter der Fabrik ins Segeroth führt, und eben bleibt ein vorübergehender Arbeiter an einem der halbblinden Fenster stehen. Das verdrießt Krupp über die Maßen. „Was ist denn das, Hundacker, sie können dir ja in die Fenster gucken!“ „Die werden bei mir viel sehen“, brummt der Alte. Es hilft ihm aber nichts, binnen zwei Tagen ist ein hoher Holzzaun hinter seiner Werkstatt aufgewachsen, und mit der Aussicht auf die grünen Wiesen ist es vorbei.

Auch die Härtekammer besucht Krupp noch von Zeit zu Zeit. Auf Borgmann, der den eigenen Kindern den Eintritt verweigerte, konnte er sich verlassen wie auf sich selbst. Mochte Krupp abwesend sein und aus London oder Berlin schwierige Aufgaben stellen, so hantierte gewiß der Härtemeister in seiner raucherfüllten Kammer mit dem gleichen Eifer und der Gewissenhaftigkeit, als stände der Herr neben ihm. Und wenn er an undankbaren Löffelwalzen verzweifelte, die er in kaltem und warmem Wasser, in Öl und geheimen Tinkturen gehärtet und doch zum vierten Male weich befunden hatte, dann richtete ihn der Gedanke auf, daß da irgendwo in weiter Ferne Herr Krupp gerade auf diese seine Arbeit wartete und das Vertrauen zu ihm hatte, er werde es schon machen. Und er probierte unermüdlich weiter und schrieb, wie ihm der Herr geraten, mit ungelentker Hand zwischen den Versuchen erstaunliche Rezepte für die Nachwelt auf: „Fünf vierthel Pfund Stangenseife wird aufgelöst in drei Maas kochend Wasser, dann wird  $\frac{5}{4}$  Pottasche in anderthalb Maas Wasser aufgelöst, drei Pfund Talg wird dann geschmolzen, kommt mit drei Ort Baumöl zusammen. 7 Pfund ungelöschter Kalk wird dann aufgelöst mit 10 Maas Wasser. — Drei Maas Drin kann man noch hinzuthun, man kann es auch lassen.“



Heinrich von Derdingen



Johann Hagenwiesche



Heinrich Strüdt



Friedrich Notermund

Kruppsche Arbeiter und Meister aus den 1850er Jahren





Krupp allein wußte, was er der empirischen Sicherheit dieses Mannes verdankte, und er schloß noch im Jahre 1856 mit ihm einen besonderen Arbeitsvertrag auf Lebenszeit. Er übersah sogar seine persönlichen Schwächen und ließ ihn seinen Durst nach Belieben löschen. Wenn aber die Wirte und Kaufleute solche Neigungen ausbeuten, kann Krupp sehr deutlich werden: „Ich nehme mich der Schulden meiner Arbeiter nur zu Warnung der Anderen und der Gläubiger an und wo so leichtsinnig geborgt wird, daß die Leute ins Unglück verlockt werden, werde ich immer nur den Wunsch haben, daß die Forderung nie bezahlt werde. Aus Ihrer Forderung an B. kann nur die hiesige Entlassung desselben hervorgehen, wenn Sie sich nicht dazu bereit erklären, dieselbe zur Hälfte ihm zu erlassen. Arbeiter mit solchen Schulden will ich nicht haben . . .“ Sonst galten in der Gußstahlfabrik strenge Vorschriften gegen das unerlaubte, d. h. unkontrollierte Trinken; den Arbeitern, die durch besondere Anstrengungen vor dem Feuer oder bei den großen Güssen gewissermaßen ein Gewohnheitsrecht auf den Branntwein hatten, wurde er von den Meistern verabfolgt. Krupp achtete die alten Bräuche, schon zwei Menschenalter zuvor hieß es auf der Hütte zur guten Hoffnung: „Ein Hüttenmann muß trinken — aber nicht saufen!“ „Wenn wir, schrieb Krupp zu diesem Thema, den Schmelzern ihren Schnaps entziehen, gerät kein Guß! — Sie haben Unwillen zu bekämpfen und werden nachgeben müssen. Ich glaube nicht, daß wir den Leuten, die heiße, schwere Arbeit thun und Wasser trinken müssen, den Branntwein entziehen sollen, wohl aber, daß viel entzogen werden muß.“ So mit dem Arbeiter fühlend, konnte er, wo es sein mußte, äußerste Strenge anwenden und tat es, ohne Haß zu erzeugen.

Von Schonung war bei Krupp nicht die Rede. Die Arbeiten im Schmelzbau, dem Puddelwerk, an den Öfen, in der Ziegelschmelze waren schwer und entbehrten in niedrigen, heißen Räumen der heutigen Hygiene. Was er von sich verlangte, legte er ohne Besinnen seinen Arbeitern, seinen Beamten auf. Trotzdem gab es wenig Unzufriedenheit, nur Fremde klagten und gingen schnell wieder fort. Die 1858 gegründete Pensionskasse wurde in den ersten Jahrzehnten kaum in Anspruch genommen. Die meisten haben dreißig bis fünfunddreißig, viele über vierzig Jahre gearbeitet und dann noch ihren Lebensabend in Zufriedenheit genossen. Einen Ausgleich gegen die Mühsal des Berufs bildete die einfache Lebensweise, die aufreibende Zerstreuung noch nicht kannte. Ziemlich müde kam der Kruppsche Arbeiter am Abend nach Hause, das in den meisten Fällen, im Freien zwischen Gärten und Wiesen, wirklich noch sein Haus war, er saß nach dem einfachen Mahl noch eine Stunde auf der Gartenbank oder am Ofen, um die Pfeife zu rauchen und legte sich früh ins Bett. Ins Wirtshaus ging fast keiner, am Sonntag wanderte man mit Kind und Regel nach dem Schwanenbusch oder zum Isenberg und, als die Eisenbahn kam, in hellen Haufen nach



Alteneffen, um die Lokomotiven zu sehen. Die innere Theilnahme blieb meist dem Geschäft, den Vorgängen in der Fabrik, den großen Aufträgen, die in schlechten Zeiten, wenn niemand mehr Rat wußte, Herr Krupp plötzlich aus dem Boden stampfte und die dann wieder auf viele Wochen Beschäftigung gaben. Oder den seltenen Ereignissen und neuen, geheimnisvollen Dingen, wie Kanonen, Löffelwalzen und riesigen Schiffswellen. Jetzt schloß sich Herr Krupp wieder mit Hagewiesche in der kleinen Bude im Bandagenwalzwerk ein, man sagt, daß sie ganz wichtige Erfindungen an den Kanonen machen, und gleich darauf ist in der Mechanischen Werkstatt eine ganze Ecke verschalt und verschlossen worden. Schmirgelbude sagen die Meister dazu, aber man weiß schon, daß dort ganz andere Dinge betrieben werden. (Es waren die erste Versuche mit Hinterladern). Eines Tages wird wieder eine ganz große Erfindung herauskommen, wie die Bandagen oder das Scheibenrad, und dann wird man gar nicht wissen, wie die Arbeit bewältigt werden soll. Man erzählt sich noch, wie die Meister im Jahre 1854 herumreisten, um fremde Dreher zu suchen — die verstanden dann aber das Gußstahldrehen nicht und mußten erst angelernt werden.

Gern werden prophetische Aussprüche Krupps wiedergegeben, er hat schon so vieles durchgesetzt, daß man ihm schlechtweg alles zutraut. Was hat Herr Krupp neulich zu einem der Buchhalter gesagt? — „Herr Dufmann, sagt er im Vorübergehen, wieviel Leute haben wir jetzt?“ — „Ungefähr tausend, Herr Krupp“, hat Dufmann gesagt. Da ist der alte Herr weitergegangen mit den Worten: „Nächstes Jahr haben wir zweitausend!“ Als vor einigen Jahren die Menage für die unverheirateten Arbeiter drüben auf der Südseite der Landstraße gebaut ist, wo sie ganz einsam im Felde steht, da hat ein alter Meister Herrn Krupp gefragt, warum er damit nicht in der Fabrik bliebe. Da hat Krupp auf die Windmühle gedeutet, die weit oben zwischen den Gärten nach Holsterhausen zu steht. „Kannst du die Windmühle sehen? Das wird noch mal der Mittelpunkt der Fabrik!“ Darüber müssen dann selbst die Bestgläubigen die Köpfe schütteln. Wie soll die Mühle da hinten der Mittelpunkt der Fabrik werden? So eine Fabrik gibt es nicht und wird es niemals geben. Aber einst soll das Land an der Windmühle Kruppscher Besitz gewesen sein, und so ist es verständlich, wenn Herr Krupp zuweilen daran denkt.

Dann aber sehen sie den Mann, der schon so ungeheures geleistet, der heute mit Königen und Prinzen umgeht, wie wenn sie seinesgleichen wären, und der morgen wieder seinen Arbeitern die Griffe und Kniffe des Handwerks weist, als wäre er am Amboss und an der Drehbank groß geworden. Und wieder sehen sie ihn im Vorübergehen und oft noch im Winter des Abends hinter dem Erkerfenster seines Privatkontors über den Zeichnungen und Berechnungen sitzen, regungslos vertieft und wieder ein ganz anderer, als sie ihn aus den Werkstätten kannten. „Wenn

Herr Krupp allein saß, grübelte er immer über etwas“, erzählen die ältesten Leute, und kann man einfacher ausdrücken, was sie dabei empfanden? Und derselbe Grübler, der beim Essen die Antworten vergaß, wenn ihn eine ungelöste Aufgabe gefangenhielt, kam dann wieder aufgeräumt und scherzend mit seiner Frau in das Hammerwerk, plauderte mit Stründ und erinnerte Fritz Rotermund an alte Begebenheiten. Wie er als Heizer am einzigen Kessel der kleinen Fabrik einmal die Zeit verschlafen und, als er in seiner Angst über den Hof eilte, gerade dem Herrn in die Arme lief. „Aber, Fritz, was ist denn das? Du kommst zu spät, die ganze Fabrik steht ja still.“ Der rote Fritz erzählte dann ruhig, wie er sich verschlafen, weil sein „alter Kappelkasten von Uhr“ stehengeblieben, und trollte sich beschämt an seinen Kessel. Mittags hatte ihm aber Herr Krupp eine neue Uhr geschenkt und er solle nun nicht vergessen, sie immer pünktlich aufzuziehen. — Und dann setzt ein gewaltiger Regenguß ein und vor dem Hammerwerk stehen grundlose Lachen, die sich Frau Bertha entschieden weigert zu durchmessen. Sie plaudert mit Benning und fragt ihn harmlos, ob er auch gern Bohnentaffee trinkt, den die Arbeiter sich zuweilen billig an der nahen Grenze verschaffen. Er gerade nicht, sagt Benning, der mehr auf eine starke Pfeife hält, aber seine Frau habe vor Jahresfrist zur Hochzeit ein viertel Pfund gekauft, davon habe sie noch. Dergleichen hört dann Frau Krupp für ihr Leben gerne und sie steht wie eine blonde Lichtgestalt zwischen den schwarzen Gesellen und es ist viel zu früh, wenn Herr Krupp mit einem der längsten Heizer aus dem Kesselhaus kommt, der die schöne junge Frau behutsam wie ein Kind durch den Morast aufs Trockene trägt.

So bleibt Alfred Krupp, bis ans Ende der fünfziger Jahre noch, durch hundert Fäden mit seinen Arbeitern verbunden, mit den alten durch gemeinsames Erleben, mit den jungen durch Beispiel, Geschichten und Legenden. Noch nimmt er sich persönlich der Lehrlinge an, bemerkt ihre Talente und weist sie geschickten Meistern zu, mancher von ihnen kehrt nach den Wanderjahren in die Gußstahlfabrik zurück und steigt selbst zu hohem Range auf. Alle, mögen ihre Meister, Betriebsführer und Direktoren heißen wie sie wollen, sehen noch in Alfred Krupp den Schöpfer und Erhalter der großen Gemeinschaft, die jetzt schon ihresgleichen auf deutschem Boden sucht.

## Entscheidung

In den ersten Tagen des Jahres 1858 schrieb Alfred Krupp an Alexander von Humboldt einen langen, fast ein Jahr hindurch aufgeschobenen Brief. Der fast neunzigjährige Gelehrte hatte ihm von Zeit zu Zeit Beweise seines unveränderten Wohlwollens gegeben. Er hatte ihm sein Bild mit einer echt Humboldt'schen



Widmung gesandt, die doch Krupps beste Eigenschaften scharf zum Ausdruck brachte: „Seinem innigst geehrten Freunde, Herrn Alfred Krupp zu Essen, der durch glänzende talentvolle Erfindungen dem metallischen Kunstfleiß sinnig neue Bahnen eröffnet und, edlen menschlichen Gefühlen hingegeben, aufopfernd, mit Intelligenz gründend, Wohlthätigkeit übt . . .“ Alfred Krupp konnte sich gewiß nicht ehrenvoller von den Vielen unterschieden sehen, die damals nach seinen Worten als „Schmaroher, Gewächse durch Aktien-Vereine Schweiß und Intelligenz vom Polsterstuhle aus für ihre Säcke ausnuhen“. Dann hatte ihm Humboldt ein eigenhändiges Schreiben, zuletzt einen Gruß von Mund zu Mund durch den Buchhändler Baedeker gesandt. Nun endlich nahm sich Krupp die Zeit zu einem Briefe, den er „nur in der Befürchtung, Ew. Excellenz in Ihrem großartigen Wirken zum Nachtheile einer Welt, die Ihrer Spenden harret, auch nur einen Augenblick zu stören, bisher unterdrückt“. Er sprach darin von der kostbaren Gesundheit des Gelehrten, dessen „Kosmos“ vor der Vollendung stand, von der Krankheit des Humboldt so nahestehenden Königs, zuletzt mit wenigen Worten von seinem eigenen Schaffen und seinem Lebenswerk. Mit einer großartigen Beschränkung greift er die Tätigkeit seiner Fabrik, die zwölfhundert Arbeiter und mit deren Familien dreitausend Menschen ernährt, fast in drei Worte zusammen. Sie pflege „vorzugsweise die Fabrikation von Achsen und Rädern für Eisenbahnen und Dampfschiffe. Neben diesen Werkzeugen für den Verkehr des Friedens werden auch die des Krieges — „Geschütze“ — bedacht. Eine größtmögliche Unverwundbarkeit ist die Aufgabe; bei Ersteren zum Vortheile der Sicherheit von Guth und Menschenleben, bei Letzteren zur Erhöhung der Zerstörungsfähigkeit. Erstere nimmt den bedeutenderen Rang ein und muß uns ernähren. Letztere cultivire ich für das Interesse des Fortschrittes mit großen Opfern, und sie wird erst dann für mich einen Werth erlangen, wenn ich in Zeit der Noth dem Vaterlande damit dienen kann. Auf solche Gelegenheit zum Beweise, was eine vaterländische Industrie vermag, und auf den Stolz verzichte ich jedoch gern für den Segen des Friedens.“

In den zehn Jahren, seit er sich mit dem Bau von Kanonen befaßt, hat Krupp noch nie so deutlich ausgesprochen, wie er diesen Teil seiner Arbeit aufgefaßt wissen will. Er fügt auch keine Klage über die Gleichgültigkeit des Kriegsministeriums hinzu, während er ganz rüchhaltlos die „unveränderte Beharrlichkeit der Preussischen Staatsbahnen“ in Ablehnung seiner Erzeugnisse bloßstellt. „Dennoch ist der Muth mir nicht gebrochen! Die gute Sache hat gesiegt! Die Fabrik blüht selbstständig, unabhängig. Ich beklage mich nicht. Ich will nur Ew. Excellenz bei Ihrer Theilnahme an meinem Wohlergehen der Wahrheit gemäß zeigen, wie auch meines Glückes Horizont eine schwere trübe Wolke trägt.“

Humboldt war trotzdem im Bilde. Er hatte selbst schon für Krupps Kanonen eine Lanze gebrochen, vor nicht sehr langer Zeit, und ihm damit beim Könige einen schlechten Dienst erwiesen. Kraft Hohenlohe hat den kleinen Vorfall — nicht Krupps, sondern Humboldts wegen — mit seiner humoristischen Erzählergabe aufbewahrt:

„Was beim Könige das schlimmste an Humboldt war, das war seine Taktik, den König durch irgendeine Mitteilung, bei der Wahrheit und Dichtung gemischt war, in Harnisch zu versetzen, um dann, die Aufregung benutzend, die Genehmigung zu dem zu erlangen, was Humboldt durchsetzen wollte. Ich war bald gezwungen, vom König herbeigerufen, einmal bei solcher Gelegenheit dem Nestor der Wissenschaften entgegenzutreten, als er, um dem König für Krupps Gußstahl Anteil zu erwecken, demselben meldete, die preussische Artillerie habe sich dauernd geweigert, den Versuch zu machen, ein Geschütz von Krupp aus Gußstahl anzufertigen zu lassen, und ich tat es, indem ich den König bat, bei der nächsten Spazierfahrt am Zeughause auszustiegen und die gezogenen Geschütze aus Krupps Fabrik daselbst stehen zu sehen, welche von der Artillerie-Prüfungskommission versucht wurden. Gewöhnlich schlug Humboldt jeden Widerspruch durch Grobheit und Berufung auf seine eigene Autorität nieder; diesmal schwieg er.“

Humboldt hatte ein wenig unrecht. Er hatte wirklich „Wahrheit und Dichtung gemischt“, und es zeugt für seine Herzensgüte, daß er den Vorfall nicht Krupp nachtrug. Der Prinz Hohenlohe aber hatte mehr unrecht als Humboldt, denn er hätte Krupp und der guten Sache in diesem Augenblick unendlich nützen können, wenn er dem König nicht nur die Wahrheit, sondern die ganze Wahrheit gesagt hätte, die keiner besser kannte als er. Denn er war es, der mit dem General Enke als Vorsitzendem der Artillerie-Prüfungskommission und dem General von Hindersin als zweiten Inspekteur der Artillerie die Einführung des gezogenen Geschützes in Preußen am eifrigsten verfocht. Allerdings war ihm wie Hindersin das Material der Geschütze gleichgültig und da sie in den hohen Kosten des Gußstahls höchstens ein Hindernis für die rasche Erneuerung der preussischen Artillerie in ihrem Sinne erblickten, so war ihnen mit Bronzekanonen, die billiger zu erlangen waren, ebensowohl oder besser gedient. Dagegen hatte der General Enke, ein Mann von hoher Einsicht und festem Willen, früh den Wert des leichten Gewichts in der Feldartillerie erkannt, und er war es, der nach dem glänzenden Ausfall der Braunschweiger Versuche des Obersten Drges die Wiederaufnahme der Versuche mit Gußstahlrohren auch in Preußen empfahl. Zwei Rohrblöcke für gezogene Sechspfünder waren die erste freiwillige Bestellung Preußens bei Krupp, sechs Jahre nach der Erprobung und Zerstörung seiner ersten Kanone! Nach ihrer sehr zufriedenstellenden Prüfung hatte man wahrscheinlich die Rohre in die Waffensammlung des Berliner Zeughauses eingereiht, wo ja auch der dem König



geschenkte Sechspfünder stand, und diese Kanonen waren es zweifellos, die der Prinz Hohenlohe dem König empfahl, sich im Zeughause anzusehen. Nun aber besann sich das Allgemeine Kriegsdepartement fast zwei Jahre, bevor es im Februar 1858 weitere zwei Gußstahlrohre bestellte, denen rasch noch einige folgten. Das hinderte nicht, daß in denselben Februartagen 1858 die berühmte Kabinettsorder des Prinzregenten erfolgte, durch welche die Einführung der zwölf- und vierundzwanzigpfündigen gezogenen Festungs- und Belagerungsgeschütze aus Gußeisen verfügt wurde.

Hätte Krupp mit seinen Geschüzarbeiten auf diese Entscheidungen des preussischen Kriegsministeriums warten wollen, so hätte er kaum noch Anlaß gehabt, gegen Humboldt der Sache überhaupt Erwähnung zu tun. Es hätte dann, wenigstens bis 1859, kein Gußstahlgeschütz gegeben. Es ist schon gesagt, daß Preußen den Anlaß zu seinen erneuten Versuchen aus den glänzenden Berichten des Obersten Orges nahm. Aber Krupp hatte ja auch vielen andern Staaten Versuchrohre geliefert, seit ihn Preußen mit dem Bescheid, er solle mit seiner Erfindung „nach Belieben“ verfahren, gewissermaßen auf der Straße stehen ließ. Braunschweig, Hannover, Bayern, Oesterreich und die Schweiz hatten seine Rohre versucht und waren damit noch beschäftigt. Frankreich und Rußland bestellten von Zeit zu Zeit einzelne Kanonen, selbst England hatte sein Interesse bewiesen, und nach Agypten hatte Krupp etwa dreißig Stück geliefert.

Aber was nützten ihm diese vereinzelteten Lieferungen? Es waren, kurz gesagt, zu viele, um mit der ganzen Sache aufzuhören, und zu wenig, um fortzufahren, aber genug, um ihm diesen Betriebszweig, der keiner war und nur Störung in die übrigen brachte, gründlich zu verleiden. Was ihn dabei festhielt, waren einzelne Vorfälle, die ihm von Zeit zu Zeit immer wieder den Glauben zurückgaben, es würde sich daraus doch noch ein gedeihliches Geschäft entwickeln. Dahin gehören Orges' hingebende Versuche und begeisterte Berichte, denen der bayrische Oberst Schmoelzl mit der Prophezeiung einer glänzenden Zukunft des Gußstahls als Geschützmaterial folgte. Was Bayern nicht abhielt, sich einige Jahre später Gußstahlkanonen aus anderer Quelle zu verschaffen und betrübende Erfahrungen damit zu machen. Solche Lichtpunkte waren auch die französischen Versuche in Vincennes, die nach zweitausend und dreitausend Schüssen die Seele der Rohre spiegelblank und ohne meßbare Veränderung zeigten. „Unzerstörbar“ lautete immer wieder das Urtheil der Fachwelt, aber die erwarteten Folgen blieben aus. Frankreich hatte dreihundert Feldgeschütze in Aussicht gestellt, ja es suchte noch 1858 Krupp zu einer Offerte auf tausend Rohrböcke zu veranlassen, die gar nicht mehr abgegeben wurde, weil er schon mit der Möglichkeit rechnete, „daß ihre Mündungen sich einmal gegen Preußen richten könnten“. Ein ernst zu nehmender Auftrag blieb aus, selbst bei den ägyptischen Bestellungen, deren Ausführung

allerlei kleine Neueinrichtungen und Veränderungen erforderte, war kaum etwas Erhebliches zu verdienen. Wohl hielt Krupp das preussische Kriegsministerium immer auf dem laufenden über seine Arbeiten, er versäumte bei keiner Anwesenheit in Berlin den Besuch im Allgemeinen Departement und der Artillerie-Prüfungskommission, er sorgte auch dafür, daß eins der ägyptischen Geschütze in Galausstattung den Berliner Herren vorgeführt wurde, nur half das leider alles nichts. In jener früher mitgetheilten scharfen Äußerung gegen Meyer bei Ablehnung einer hannoverschen Probebestellung brach sein Mißmut zum ersten Male offen durch: „während ich überhaupt Lieferungen von Canonen als eine mit Störung und Verlust verbundene Gefälligkeit betrachtet haben will . . .“ Ein leichtverständlicher Ausbruch, nachdem Preußen, für das er eigentlich arbeitete, sich sechs Jahre bis zur ersten Probebestellung besonnen hatte und dann erneut für zwanzig Monate in Schweigen versunken war. War bei solchem Gang der Dinge noch etwas zu hoffen?

Und dann gab es wieder etwas wie einen Lichtblick: die ersten russischen Bestellungen. Rußland war Preußens bester Freund und historischer Verbündeter, dorthin konnte Alfred Krupp mit Freuden liefern und sich eine gute Rückwirkung auf Berlin versprechen. Das erste russische Geschütz war ein Zwölfpfünder, 1855 geliefert und mit viertausend Schuß unter voller Ladung erprobt. Man stellte es als eine Seltenheit im Artilleriemuseum der Peter-Paul-Festung auf. Rußland bestellte alsbald eine schwere achtzöllige Bombenkanone (Sechzigpfünder) zu Versuchen für die bessere Verteidigung seiner Küstenforts. Es war die interessanteste Arbeit auf diesem Felde, die Krupp ausgeführt hatte, und er lud die ihm bekannten Artillerieoffiziere zur Besichtigung des fertigen Rohres ein. Mit russischen Artilleristen blieb er seitdem in ständiger Verbindung. Sie erschienen zur Abnahme, zu Erkundigungen und Berichten, und wenn es auch ihr Hauptzweck war, die Geheimnisse der Anfertigung auszuspionieren, und wenn man auch vor ihnen auf der Hut sein mußte, so konnten andererseits auch die Folgen unabsehbar werden, wenn ein Reich wie Rußland zum Gußstahlgeschütz überging. Die Möglichkeit war nicht mehr von der Hand zu weisen, nachdem der General Tobleben, der sich im Krimkriege den Ruf eines hervorragenden Artilleristen erworben hatte, brieflich an Krupp über den Erfolg seiner Probekanonen berichtet hatte und sich im Herbst 1857 persönlich zum Besuche auf der Gußstahlfabrik einfand. Er kam von Wiesbaden, wo er mit seiner Familie zum Kurgebrauch weilte, zuerst allein und auf Alfred Krupps Einladung bald darauf mit Familie und Dienerschaft. Krupps Haus war voll besetzt und ein reges Gesellschaftsleben entwickelte sich. Herr Reßler (damals Chef der bekannten Lokomotivfabrik Esslingen) sollte herzlich willkommen sein, telegraphiert Krupp am 6. November an Meyer, aufnehmen könne er ihn aber gegen die Gewohnheit nicht, da alles Quartier von Familie Tobleben besetzt.



Die Zeitungen, auf Kruppsche Neuigkeiten immer hungrig, hatten gute Tage. Der „Elberfelder“ schrieb man aus Köln, daß der berühmte Verteidiger von Sebastopol im Auftrage seiner Regierung in Essen weile. „Frankreich hat nämlich vorläufigst in einer dortigen Gußstahlfabrik dreihundert Geschütze gießen lassen, Rußland soll nun mit einer noch größeren Bestellung nachfolgen.“ Wer der Elberfelder Zeitung den Bären aufgebunden, ist nicht ersichtlich, die Quelle Köln läßt aber auf Söllings Umgebung schließen. Krupp wird wohl, mit einem Seitenblick nach Berlin, geschmunzelt haben, und Meyer hatte wieder einmal Anlaß, ins Kriegsministerium zu gehen.

In Wirklichkeit blieb der Besuch harmlos. Auch Todleben war wohl hauptsächlich gekommen, um zu hören und zu sehen, aber er gefiel Krupp und es entstand ein langjähriger, an Freundschaft grenzender Verkehr. Zwischen Spazierritten — Krupp kennt keine andere Bewegungsart und ist glücklich, dem Gaste ein Pferd anbieten zu können, das, ihm selbst unerträglich, dem etwas schwerfälligen General besonders gefällt — zwischen häufigen Ritten also und geselligen Zerstreungen mit den Damen werden artilleristische Fragen mit Eifer erörtert, und Todlebens Krim-Erfahrungen werden für Krupp eine Grundlage neuer Ausblicke. Der Kampf zwischen Schiff und Küstenfort, zwischen Geschütz und Panzer, die großen Kaliber und die Geschosßfragen erhalten für ihn im Munde eines ruhigen und ehrlichen Sachkenners Sinn und Bedeutung. So wächst er in fernliegende Aufgaben hinein, noch bevor er die erste preußische Batterie geliefert hat, und mit der geistigen Anteilnahme regen sich auch gleich Erfindung und Zeichnistift. Die eiserne Festungsartillerie der Russen hat bei den Kämpfen um Sebastopol schlecht abgeschnitten, die neuen französischen Kanonenboote, schwimmende Batterien mit den ersten Anfängen eines Panzerschutzes, haben den russischen Treffern widerstanden, den Landbatterien dagegen hat ein zureichender Panzerschutz gefehlt. Krupps achtsöllige Bombenkanone scheint die höchsten Erwartungen zu erfüllen, jetzt regt der Russe die Frage des Panzerschutzes an. Wie dicker Eisenplatten werde man gegen die neuen Schiffsgeschütze bedürfen, und wird Krupp sie liefern oder durch seinen Gußstahl ersetzen können? Krupp, durch die Vincennes-Versuche mit Stahlplatten abgeschreckt, lehnt beides ab. Stahl sei zu spröde, Eisen werde bei ihm nicht verarbeitet. Aber er zeichnet Todleben aus dem Handgelenk einen eisernen Barrenpanzer von hohem Widerstande, den die Russen bald darauf in Lancaster für die Befestigungen von Kronstadt bestellen. Krupp hat den Panzer zehn Jahre später gesehen: „Man muß alle Achtung vor Lancaster usw. haben.“ Vielleicht hat Todleben auch bezüglich Kanonen unverbindliche Ausichten eröffnet, zu Bestellungen kam es nicht. Der General verließ Essen, nachdem er erfahren, was ihm diente, und schickte andere Fachleute, um das zu erkunden, was ihm geheim geblieben war. Man war auf derlei Besuche schon



Seinem innigst geliebten Freunde, Herrn Alfred Krupp

zu Eifen, der durch glänzende talentvolle Leistungen dem  
mit allerseits Aufmerksamkeit sinnig neue Bahnen eröffnet  
und, allen menschlichen Gefühlen hingegeben, aufopfernd  
mit Intelligenz gründend, Wohlthätigkeit übt

als sein schwaches jüdisches Jünglings

Besitzer im Eifen

Erinnerung und Freundschaft  
Humboldt

1857

Alexander von Humboldt

Nach einer Alfred Krupp i. J. 1857 zugeeigneten Lithographie.





eingerrichtet und wußte sie zu behandeln. „Vorgestern“, schreibt bald nach Todlebens Besuch der junge Pieper, der sich während Topps Krankheit rasch eine Stellung in der Fabrik gemacht hat, „war ein russischer Oberst, Besitzer einer Gußstahlfabrik in Sibirien hier, um Geheimnisse zu erspähen, heute kommt mit gleicher Absicht ein spanischer Oberst; — beide freilich unter dem Vorwande, Kanonen zu bestellen.“

Natürlich bestellt keiner von beiden. Das Jahr 1858 beginnt schlechter als das vorige geendet, viele Fabriken feiern, die Arbeitslosigkeit wächst und die Aktiengesellschaften machen schlechte Bilanzen. Krupp hält gut durch, wenn auch mit schwacher, so doch immer noch lohnender Beschäftigung. Jetzt bringt die Einlage seiner stillen Teilhaber ihren Segen, unabhängig von nervösen Bankmagnaten kann er frei über die Kräfte schalten, die in seinem Unternehmen aufgespeichert sind. Er ist auch jetzt noch unnahbar gegen jeden Versuch, seine Selbständigkeit im kleinsten zu beschränken. Ein durch Meyer vermitteltes Angebot der Berliner Handelsgesellschaft weist er schroff zurück, und die unvorsichtige Äußerung seines Freundes Ernst Waldthausen, er wolle mal ein anderes System ins Finanzwesen bringen, wird schneidend abgelehnt: „Du hast meine mündliche Erklärung, daß ich Niemandem eine Disposition hier einräumen will, schon vergessen!“ Waldthausen versucht auf gute Art einzulenkten und zieht sich hinter seine guten Absichten und Krupps Nervosität zurück: „Du schlägst Dich in einer Straße, wo Niemand drin ist . . .“ Aber sein Freund Krupp ist gar nicht beruhigt, er hält jedes gesagte Wort aufrecht und schiebt sogar Topp mit dem Angebot, das kaum begonnene Verhältnis wieder zu lösen. Erschrocken wehrt Ernst Waldthausen ab: „Lieber Freund, was habe ich denn verbrochen . . . In der Korrespondenz können wir die silberne Hochzeit zusammen feiern, Du hast die Worte nicht auf die Goldwage gelegt, ich ebenso wenig . . . Warum quälen wir uns denn nun jetzt . . .“ Dabei ließ es denn Alfred Krupp bewenden, wenn auch nicht ohne eine knurrige und die Zukunft sichernde Bemerkung: „Ich lenke in keiner Weise ein . . .“

Man sieht, der Misanthrop aus Mißtrauen wächst in ihm und langsam baut er um sich eine Schranke. Die Freunde lieben ihn wohl nach wie vor, durch sein Genie und sein Temperament bezwungen, aber beginnen sie nicht allmählich, ihn zu fürchten?

Wie dem sei, seine Arbeiter haben dazu keinen Grund, ihnen bleibt er, was er war. Gewiß, die Schwere der Zeit fühlen sie auch, die guten Akkorde sind abgeschafft, bei 15 Silbergroschen Schichtlohn fristet man die Tage hin, von denen mehr als einer ohne Arbeit ist. Dann werden die Werkstätten „gereinigt“. Aber die Zahl der Leute bleibt beisammen, in drei langen Jahren hat sie sich kaum vermehrt, kaum vermindert. Auf den neuen langen Bänken, wo sonst die schweren



Schiffswellen sich drehen, werden eichene Ständer für Krupps neue Reitbahn gedreht, die ein Wunder der Umgegend und der bescheidenen Zeit wird. Er hat sie gleich nach der Abreise Todlebens entworfen, und der Stallmeister Krausnick des Fürsten von Hohenzollern in Düsseldorf, in allen Pferde- und Reitangelegenheiten Krupps Drakel und Vertrauter, bekommt die ersten Zeichnungen zu sehen. Eine trockene überwölbte Bahn von 100 Fuß im Geviert. Vier große Säulen sollen das Dach tragen, Tannen werden darum gepflanzt und „in vier Wochen muß das Ding stehen“! Da soll dann den Winter hindurch geritten und gefahren werden, denn das naßkalte Essener Klima beginnt schon für Frau Krupp und für den zarten Knaben lästig zu werden, und Alfred selbst hat immer mit allerlei Katarrhen zu kämpfen gehabt. Über Nebenräume und innere Einrichtungen soll noch Krausnicks Rat eingeholt werden „mit Rücksicht auf Pferde und Familie“. Voll Selbstironie berichtet er die Unhöflichkeit. „Meine Frau, bei der ich dies schreibe, meint, daß die Rangordnung vorstehend rücksichtsvoll getroffen ist.“ Wirklich werden Pferde und was damit zusammenhängt allmählich zum Inhalt seiner Erholungsstunden, schon beginnt er mit Farben und edlem Blut beinahe Luxus zu treiben. Nun ja, sagt er dann selbst, es ist auch mein einziger! Der Herzog von Braunschweig und der König von Hannover, teilt er gelegentlich Meyer mit, seien ihm noch die Revanche schuldig für die „geschenkten“ Kanonen, die doch wenigstens Hannover durchaus nicht geschenkt haben wollte! Man habe ihm ja schließlich 1000 Taler offeriert — aber nicht gezahlt! „Bei Beiden würde ich mich nicht geniren, ein equivalentes Geschenk anzunehmen und wenn man Sie in Braunschweig oder Hannover gelegentlich fragen sollte, dann sagen Sie nur, ich wäre ein großer Freund von edlen Reitpferden, auch verschmähe ich kein schönes Paar Wagenpferde für meine Frau, das ist was Reelles, woran man täglich Freude hat und solider als Kreuzchen, Sternchen, Titelchen u. dgl. billige Waare.“ Es blieb jedoch beim Guelfenorden und noch dazu in der verhassten vierten Klasse.

Daß gegenwärtig die Reitbahn auch Notstandsarbeit ist — eine unter andern — um die Leute irgendwie zu beschäftigen, hält Krupp nicht für nötig auszusprechen, es verstand sich von selbst. Auch ein größeres Fremdenhaus wurde endlich errichtet, die Besuche der letzten Zeit hatten das Erfordernis sehr dringend bewiesen. Aber mit solchen Mitteln war der Betrieb nicht aufrechtzuerhalten. Die Eisenbahnen bestellten nur das Unumgängliche, die preussischen gar nichts; der Handelsminister verfiel auf sonderbare Mittel, der Not zu steuern. So gab er einen Erlass heraus, die Bestellungen der Staatsbahnen nur den Werken zu geben, die statt der Zahlung Eisenbahnaktien — aber pari — in Empfang nehmen wollten. „Koselz-Dderberger stehen auf 86, schrieb dazu Meyer aus Berlin. Wie weit der Herr Minister noch zu gehen gedenkt, muß schwer zu beantworten sein.“ Krupp

versuchte es noch einmal, den Minister durch einen erschöpfenden Bericht aufzuklären. Er schilderte ihm die Ausdehnung der Anlagen und des Absatzes außerhalb der deutschen Staaten, die Bewährung seiner Erzeugnisse, besonders der Stahlreifen, und sein Befremden, nach allen Beweisen von der Güte seines Stahles seine Fabrik gerade bei den preussischen Staatsbahnen trotz aller Bitten um Beschäftigung „in unerklärlicher Weise unbeachtet“ zu sehen. Von allen Bandagen, die seine Fabrik geliefert, hätten die dem Handelsminister unterstellten Bahnen ein halbes Prozent bezogen, im letzten Jahre acht Stück! Seit zwei Jahren hätten ihm die preussischen Staatsbahnen nicht so viel zu verdienen gegeben, um den Lohn seiner Arbeiter für drei Tage zu bestreiten.

Die Beschwerde blieb erfolglos. Wie zum Hohn erhielt Alfred Krupp fast unmittelbar darauf seine Ernennung zum Kommerzienrat, Aufträge erhielt er nicht. Eine erneute Anregung beim Kriegsminister, der vielleicht in dieser Zeit etwas für ihn hätte tun können, versuchte er nicht mehr. Nur dem Major Neumann, den er als eins der fähigsten Mitglieder der Artillerie-Prüfungskommission, dabei als gerecht und vorurteilsfrei kannte, ließ er durch Meyer sagen, daß sich Krupp immer noch mit artilleristischen Konstruktionen, und zwar gegenwärtig mit schweren Geschützen mit Hinterladevorrichtung, beschäftige. Unmittelbare Folgen hatte das nicht, ein Besuch des Kriegsministers Waldersee im Juli, der nichts brachte und nichts versprach, war nicht geeignet, Krupps Auffassung über die Ablehnung seiner Bestrebungen zu ändern.

Das Jahr blieb trüben Inhalts. Es wurde noch weiter verdunkelt durch Topps Ende, den im Juli 1858 der Tod von seinen langen und qualvollen Leiden erlöste. Krupp ehrte ihn in öffentlichem Nachruf als seinen Freund; zum ersten Male seit dem Tode seiner Mutter geschah es, daß um die Stunde der Bestattung alle Werke und Hämmer ruhten, um einen Toten zu feiern, dessen Kraft restlos ihrem Dienste geweiht war. Alfred Krupp ahnte nicht, daß Topps Abscheiden für ihn nur der Vorbote eines neuen, größeren Verlustes war, daß die Sichel, die so oft und so dicht um seine Lebenskreise ihre Reihen zog, schon zu einem neuen Schlage aufgehoben war. Sein ältester Kampfgenosse und — trotz allem was zwischen ihnen gestanden — sein ehrlichster Freund, Fritz Sölling, war schon gezeichnet. Man hielt ihn, er hielt sich vielleicht selbst für so gesund, wie er regsam und voll Leben war; er ging noch ahnungslos in das neue Jahr hinein, das der Gußstahlfabrik eine große Wendung bringen sollte, und er starb am 4. Januar 1859, kaum ein halbes Jahr nach Topp, um dessen Ergehen er sich voll echter Anteilnahme bis zu seinem Ende gekümmert hatte. Alfred Krupp, der über einen ihm naheliegenden Todesfall selten mehr als ein paar kalte Worte sagen konnte, schrieb an Heinrich Haas: „Die Trauerbotschaft vom Tode meines Freundes Fried. Sölling wird Sie wohl schon erreicht haben. Binnen acht Tagen war er gesund und tot.“



Sein Ende verwickelte auch die finanzielle Stellung Krupps aufs neue, denn die Erben waren nicht willens, das große Vermögen, das Söling dem Werke anvertraut, darin zu belassen.

Arbeit, nur Arbeit frommt! Krupp hat es seinen Mitarbeitern und Vertretern in schweren Zeiten zugerufen, und er selbst hat den tiefen Segen dieses Heilmittels oft erfahren. Wenn er schon in einem Neujahrsbriefe des vorigen Jahres sagte, alle vergangenen Feiertage habe er bis zum späten Abend am Schreibpult verbracht, so versenkte er sich jetzt noch tiefer in dieses Meer der Geschäfte. Er hatte den stillen Tagen des letzten Jahres schon manche Neuerung und manchen Fortschritt abgerungen, jetzt beschäftigte ihn der Entwurf jenes Riesenhammers, dessen Bau in einer Zeit der Geldlosigkeit, schlechter Konjunktur, drohenden Krieges und tief verhüllter Aussichten selbst Fachleute an ihm zweifeln ließ, die gelernt hatten, ihn schrankenlos zu bewundern. Um die Jahreswende zu 1859, bei schwachen Aufträgen, sinkenden Preisen, drückendem Schweigen der Behörden seines Vaterlandes, sitzt Alfred Krupp beim Schein der Öllampe über den Zeichnungen des Hammers „Frig“, als könne er mit den großen Stielhämmern die Arbeit nicht länger bewältigen. Er selbst sagte später, einer der größten Herren seiner industriellen Nachbarschaft habe jedem erzählt, der es hören wollte: „Jetzt ist Krupp wohl verrückt geworden!“

Krupp ist nicht „verrückt“ geworden. Um nur das Nächstliegende zu nehmen: er will Beschäftigung für seine Arbeiter, Anregung für seine Ingenieure. „Es kann,“ schreibt er im Dezember an den alten Freund Neesen, der vor kurzem Dortmund und die Köln-Mindener verlassen hat, um sich in Elbe einen neuen Wirkungskreis zu suchen, „es kann einen harten Winter für die ganze Eisen- und Stahlindustrie geben. Sterkrade sogar arbeitet dreiviertel Tag. Ich lasse noch flott voran arbeiten, jedoch mehr für Vorrat und Neubauten als für Commissionen. Ich habe noch 1200 Arbeiter, daß man da viel baares Geld braucht können Sie denken. Ich habe jetzt einen neuen Hammer in Angriff genommen, der bei 50 000 Pfund 10 Fuß hoch fällt, drei Millionen Pfd. Gußeisen, 20 000 Pfd. Gußstahl, 24 000 cbfss. dicke Eichen und außerdem 12 Kessel größter Sorte erfordert. Der soll Stücke von 3 bis 4 Fuß im Quadrat schmieden, Achsen für den Leviathan und dergleichen Stücke bis zu 50 000 Pfd. mit gehührender Derbheit behandeln.“

Krupp sieht also die zukünftige Arbeit des neuen Riesenhammers mit Deutlichkeit vor sich, eine augenblickliche Stockung kann ihn nicht beirren. Haas, dem er im Januar einen langen Brief schreibt, soll die gleichen Angaben den Franzosen erzählen, er darf auch hinzufügen, daß unter diesem Hammer auch Monsiergeschütze geschmiedet werden können, wie sich soeben „ein Staat, der nicht genannt sein will“ (Rußland), ein solches von 13 Zoll Seelendurchmesser für schwimmende

Batterien von Krupp hat entwerfen lassen. Solche Aufträge, räumt er ein, könnten ihn allenfalls noch reizen, dagegen möge Haaf dem Kriegsminister Krupps Abneigung gegen weitere Proben entschieden zum Ausdruck bringen. Die Geschützfabrikation in der bisherigen Weise sei unvorteilhaft, störend und habe „die Erwartungen doch nicht im Entferntesten realisiert, die von verschiedenen Seiten und namentlich von Frankreich angeregt wurden“. Haaf soll seine Anstrengungen auf lohnendere Gebiete beschränken und aus Krupps Gleichgültigkeit gegen fernere Geschützaufträge gar kein Hehl machen. Der Zweck der Versuche, die Überlegenheit des Gußstahls zu beweisen, sei erreicht und man habe sich jetzt um praktischere Ziele zu kümmern.

War diese Gleichgültigkeit echt? — In Wahrheit besaß Krupp doch zuviel Ehrgeiz und Erfindungsgabe, um leichten Herzens auf ein Feld zu verzichten, das seiner konstruktiven Begabung so reiche Nahrung bot und ihn gleichzeitig aus dem immer breiter werdenden Niveau industrieller Tätigkeit auf eine Sonderstufe hob. Er stellte sich gleichgültig gegen die Geschützfabrikation, wie man eine Geliebte von sich stößt, weil sie sich launisch versagt. Aber er war im Innern längst von jener Begierde nach diesem neuen Arbeitsgebiet entbrannt, die ihn das Schwere und Vergebliche suchen ließ, weil sich daran seine Latkraft und sein Nachtwille entzündete.

Sein Ideal wäre gewesen, Preußen mit Hilfe des Gußstahls die beste Waffe der Gegenwart zu verschaffen und höchstens noch den seinem Vaterlande befreundeten Staaten ähnliches zu liefern. Aber war daran, nach zehnjährigem Warten, noch zu denken? War es zu verwundern, wenn er, des Hartens müde, Zielen entsagte oder zu entsagen vorgab, die nicht mehr erreichbar schienen und denen nachzujagen ihm während eines Jahrzehnts Arbeit, Enttäuschungen und Opfer ohne Gewinn bereitet hatte? War es zu verwundern, wenn er statt Neigung endlich Verdruß an der Waffenfrage — sei es empfand, sei es heuchelte — und ähnliche Weisungen wie nach Paris auch seinen übrigen Vertretern gab? Sicher ist wohl, daß er beim Konstruieren seines neuen Riesenhammers nicht daran dachte, viele Geschütze darunter zu schmieden. „Wellen für den Leviathan“ und andere friedliche Schmiedearbeiten von Gewicht und Gewinn lagen ihm näher und konnten ihm, wenn er zu warten verstand, nicht entgehen.

„Je schlechter es jetzt noch wird, desto besser wird es nachher!“ Damit hatte er sich vor zehn Jahren getrüftet, als er seine letzten Silberfaden in die Schmelze gab — für einen Lohnstag. Jetzt baute er einen Hammer für hunderttausende Taler, eigentlich doch wieder „für den Lohnstag“. Er zeichnete, baute, goß und schmiedete, um den Arbeitern den Lohn und der Arbeit den Zweck zu erhalten. Damals hatte ihn das „Wunder“ gerettet, auf Jahr und Tag hatte es nicht wieder an Lohn und Arbeit gefehlt. Konnte er ahnen, daß „das Wunder“ auch diesmal wieder vor der



Lür stand, daß die Wendung schon beinahe beschlossen war, daß wieder am Ende einer langen, mühseligen und manchmal verzweifelten Arbeit der Erfolg sich aufzurichtete, auf den man so lange gewartet hatte?

Wir müssen noch einmal kurz in der Reihe jener Dinge zurückblättern, die in Preußen die Entwicklung der Waffe bestimmten.

Fortschritte in der Artillerie, besonders der Feldartillerie, waren seit Einführung der verbesserten Infanteriewaffe unerläßlich geworden und wurden in allen Staaten betrieben. Sie wurden gesucht auf dem Wege des verbesserten Materials — schon 1849 hatte die preußische Artillerie-Prüfungskommission zugegeben, daß „schwereren Rohren von Bronze eine längere Dauer, den eisernen aber eine zuverlässigere Haltbarkeit zu wünschen sei“ — und auf dem Wege der verbesserten Konstruktion, durch das gezogene Rohr und das Hinterladungs-system. Krupps Gußstahl war als unzerstörbares Geschützmaterial schon 1849 anerkannt worden, und über die in Spandau 1856 erprobten Gußstahl-Sechspfünder hatte die Kommission berichtet: „Der Gußstahl sei der geeignetste Werkstoff für lange Rohre und durch keinen anderen zu ersetzen.“ Und doch dauerte der Kampf der Bronze gegen das Gußstahlrohr noch fünfzehn Jahre.

In Preußen lag auf jedem der beiden Wege, die zur Verbesserung der Artillerie führten, ein schweres Hindernis. Gegen den Gußstahl und für die Bronze kämpfte fast die ganze Fachwelt der Artilleriekonstruktion und Fabrikation, Spandau, die Prüfungskommission und ein Teil des Allgemeinen Departements. Man wollte nicht von Grund aus umdenken und umkonstruieren, man wollte kein Geschützmaterial, das nur ein Außenseiter liefern konnte, man wollte überhaupt keine „Fabrikanten“ in der „Geschützgießerei“. Wenn noch 1871, nachdem gerade Krupps Geschütze geholfen hatten den Krieg zu entscheiden, ein Chef der Artillerieabteilung im Kriegsministerium (Oberst Willerding) ihm sagen ließ, er möge Bestellungen abwarten, sich nicht mit Vervollkommnungen befassen, man werde die Bronzegeschütze wieder einführen und wenn er das Gußstahlgeschütz auch zur höchsten Kasanz brächte — wenn das möglich war, was war dann fünfzehn Jahre früher von näher Beteiligten zu erwarten? — Das zweite Hindernis lag auf dem Wege der Konstruktion. Daß der Gußstahl für lange gezogene Rohre unentbehrlich, hatte die Artillerie-Prüfungskommission selbst zugegeben, wenn auch Krupp es damals nicht erfuhr. Aber der stark überalterte Erste Inspekteur der Artillerie, General von Hahn, wollte keine gezogenen Geschütze. Er hatte als junger Offizier mit Kartätschangriffen den Montmartre erstürmt und schwor auf das glatte Geschütz, weil es für den Kartätschenschuß am besten geeignet war. Preußen, meinte er, brauche keine gezogenen Geschütze, sondern gezogene Generale! Seine Hauptgegner waren der Zweite Inspekteur von Hinderlin, dem die Sorge um die rechtzeitige Erneuerung der preußischen Waffe „den Schlaf raubte“, und der General

Enke in der Prüfungskommission, der mit Umsicht und Ruhe die Versuche — auch gegen den Willen von Hahn — fortsetzen ließ. Nur für wenige Einsichtige standen schon seit 1851 beide Ergebnisse fest, die Überlegenheit des gezogenen über das glatte Geschütz und die Notwendigkeit der Einführung des Gußstahls. Die eisernen Geschütze drohten unter der Gewalt der verstärkten Ladung zu zerspringen, und bei den Bronzekanonen wurden die Züge im Feuer zu schnell zerstört.

Durch Jahre zog sich der stille Kampf um diese Dinge fort, hingehalten durch die zunehmende Erkrankung des Königs, dem das Verständnis, und die unklare Stellung des Prinzen von Preußen, dem die Autorität fehlte. Eine Änderung schufen erst die Herbstmonate 1857 mit dem Rücktritt des Königs von den Geschäften. Der Prinz von Preußen verfügte zunächst die allgemeine Einführung gezogener Zwölfs- und Vierundzwanzigpfänder in der Festungsartillerie, das Material blieb Eisen. Der General von Hahn beantwortete die verhaßte Order mit der Verfügung, daß nunmehr die Versuche abzuschließen seien, für die Feldartillerie bleibe es beim glatten Geschütz. Der Vorsitzende der Prüfungskommission wieder kümmerte sich darum nicht, sondern arbeitete weiter.

Das Jahr 1858 bringt endlich die Wendung in der Geschichte Preußens. Der Prinz Wilhelm hört Roons Vortrag über die unausschiebbare Heeresreform, er fordert Bericht ein und behält diesen zähen Fanatiker, der Deutschlands Heil bei Preußen und Preußens Größe in der Waffe sucht, fortan im Auge und zur Hand. Bismarcks wuchtige Gestalt reckt sich deutlicher im Hintergrunde auf, noch fürchtet man ihn und hält ihn abseits, aber jeder sieht in ihm den kommenden Mann. — Der Prinz übernimmt die Regentschaft und es ist seine erste Tat, sich der unfähigen Minister zu entledigen. Selbst der König sieht die Genossen seiner letzten Herrschertage ohne Bewegung scheiden: „Haben sie etwas geleistet? was?“ Hervorragende Köpfe zeigt auch das Ministerium der neuen Ara nicht, aber in dem Fürsten von Hohenzollern eine aufrechte und ehrliche Spitze. Preußens Bevormundung durch Österreich wird ein Ende haben.

Jetzt muß die Reform, des Heerwesens wie der Waffe, kommen, aber es gibt noch einen schweren Kampf. Roon wird in Berlin festgehalten und kommt doch nicht vom Fleck. Das ganze Ressort ist gegen ihn, der Kriegsminister zieht ihn hin: „wir sind krank an der langen Bank!“ Alles kommt auf einmal und ist mehr, als der Regent leisten kann: die Reform, das Artilleriewesen, endlich, da Österreich mit Italien bricht und Napoleon drohend den Arm hebt, die Mobilmachung vor der Thür. Aber das ist der Luftzug, in dem das Alte stürzt. Das Kriegsministerium ist in wilder Erregung, der Direktor des Allgemeinen Departements verlangt seinen Abschied und sieht sich überraschend schnell ersetzt. Der General von Voigts-Rheke, der spätere Kommandierende General des X. Armeekorps, tritt an



seine Stelle, aus gleichem Holze wie der Fürst Anton geschnitten, von dem er selbst sagt: „Man muß diesen Mann lieb gewinnen, so offen, eine so ehrliche Soldatenseele, wie wenige!“

In einem solchen Preußen, an der Seite solcher Männer, ist auch wieder Platz für Alfred Krupp. In Voigts-Rheß findet er neben dem General Enke und dem Major Neumann den dritten überzeugten Anhänger seiner Geschütze. Von dem Widerstande des Departements frei, hat Enke bereits die Versuche mit den Gußstahlrohren fortgesetzt, und ein Schießversuch unter den Augen des Prinzregenten führt den Beschluß herbei, den gezogenen Gußstahl-Sechspfünder für die Feldartillerie einzuführen. Ein paar Tage später liegt dem Prinzen eine Bestellung des Allgemeinen Kriegsdepartements auf zweiundsiebzig Gußstahlrohre vor, unterzeichnet von Voigts-Rheß. Der Regent aber taucht die Feder ein, durchstreicht die Zahl und schreibt mit seinen treuen, großen Zügen „300“ darüber. Es ist die Bestellung vom 10. Mai 1859, durch welche die Firma Fried. Krupp als Geschützfabrik geboren wurde. Am Ende eines zehn-jährigen Kampfes, in dem Augenblick fast, wo er seinem Berliner Vertreter die äußerste Zurückhaltung gegen das Kriegsministerium empfiehlt und jeden Wunsch fernerer Geschützbestellungen zu unterdrücken bittet, in diesem Augenblick hat Krupp gesiegt. Ein weites Thor öffnet sich seinen Blicken. Betritt er die neue Bahn, auf die es führt, so wird er sie freiwillig nicht mehr verlassen können. Er steht an einem Wendepunkte seines Lebens — und seiner Schöpfung.

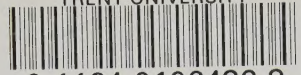




## Date Due




TRENT UNIVERSITY



0 1164 0106439 3

DD205 .K7B42 Bd. 1

Berdrow, Wilhelm  
Alfred Krupp

DATE	ISSUED TO
	112736

112736



